BA/
H. Un. 712 y (5

<36616620070018
<36616620070018
Bayer. Staatsbibliothek

FRIEDRICH DER GROSSE MIT SEINEM GENERALSTAB

DAS WELTTHEATER

oder

die allgemeine Weltgeſchichte

von der Schöpfung bis zum Jahr 1840,

in

fünf Abtheilungen,

bearbeitet

von

C. STRAHLHEIM,

Verfaſser des Werks: Unsere Zeit, des Jahrs 1830 &c.

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.
Schiller.

Mit 240 historischen Stahlstichen u. 300 Bildnissen der berühmtesten Menschen aller Zeiten.

5ter Band.

Frankfurt am Main 1834.

Comptoir für Literatur und Kunst.

Das Welttheater

oder

die allgemeine Weltgeſchichte

von der Schöpfung bis zum Jahr 1840

in

fünf Abtheilungen,

bearbeitet

von

C. Strahlheim,

Verfasser des Werkes: Unsere Zeit; des Jahres 1830 etc.

Bayerische Staatsbibliothek München

Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht.
Schiller.

Mit 240 hiſtoriſchen Stahlſtichen und 300 Bildniſſen der berühmteſten Menſchen aller Zeiten.

Fünfter Band.

Frankfurt am Main,
Comptoir für Literatur und Kunſt.
1840.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von C. Horstmann.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Neuere Geſchichte.

Von der Entdeckung von Amerika, 1492, bis zur franzöſiſchen Revolution von 1789.

Die Entdeckung von Amerika, Chriſtoph Columbus.

Mit der Entdeckung der neuen Welt, die faſt an ein Wunder gränzt, und die auch in der alten Welt ſo viele Veränderungen und Umgeſtaltungen veranlaßte, beginnt mit Recht eine neue und ſehr merkwürdige Epoche der Weltgeſchichte.

Noch im 15. Jahrhundert ſchien die von Manchen behauptete Exiſtenz der Gegenfüßler dem großen Haufen eine lächerliche Chimäre. Der Aberglaube, dieſer Gefährte und Nährer der Unwiſſenheit, beſtärkte dieſen Irrthum durch theologiſche Gründe. „Wie können Menſchen, die durch Abgründe des Oceans von uns getrennt leben, mit uns einerlei Urſprung ihres Daſeyns haben, und mit uns an den Segnungen der Erlöſung Antheil nehmen?" Solche Folgerungen machten die Gottesgelehrten ſeit vielen Jahrhunderten. Die After-Philoſophen dachten um nichts richtiger. Die Rundung der Erdfläche, von der doch ſchon die Alten einen Begriff hatten, ſchien ihnen äußerſt widerſinnig. „Auf der uns entgegenſtehenden Hälfte der Erdkugel ſollen Leute wohnen, die auf den Köpfen gehen; wie ungereimt

iſt das!“ So ſprach man, und ſo ward eine unſtreitige Wahrheit zu den unvernünftigſten, ſogar gotteslāſterlichen Irrthümern verwieſen. Eine große Lehre für die von ſich ſelbſt eingenommenen Richter, die mit vielem Stolze und mit dem entſchiedenſten Tone von Dingen urtheilen, die ſie nicht kennen, und für die Kleinmüthigen, die unter der Knechtſchaft der Vorurtheile dahin kriechen, ohne es ſich einmal einfallen zu laſſen, daß die Vernunft das Recht habe, ſich dieſer Sclaverei zu entreißen. Ohne die Erfindung des Compaſſes wäre vielleicht die Täuſchung unüberwindlich geweſen. Eine Nadel, die auf den Wogen des Meeres einen Weg bahnet, welche die Stelle der Sterne, die man nicht immer ſehen kann, aufs vollkommenſte erſetzt, und den Pol weit genauer anzeigt, als der Polarſtern ſelbſt, ward für die Seefahrer ein ſicherer Führer, der ſie zu jeder Unternehmung fähig machte. Im 14. Jahrhunderte machte man den erſten Gebrauch davon. Schon vorher waren die canariſchen Inſeln von den Spaniern entdeckt worden, und dieſe Erfahrung erzeugte neue Hoffnungen und neuen Muth. Der Infant, Don Heinrich, Sohn Johanns II., Königs von Portugal, erweckte im Anfange des 15. Jahrhunderts durch ſeine Geiſtesfähigkeiten den Eifer der Schifffahrt. Die Portugieſen wandten ſich nach den weſtlichen Küſten von Afrika. Sie fuhren um das Vorgebirge Non, das als eine unüberſteigliche Vormauer angeſehen wurde; ſie entdeckten im Jahre 1420 die Inſel Madera, und pflanzten daſelbſt Zuckerrohr, eine indianiſche Frucht, welche die Araber nach Sicilien und nach der Inſel Cypern gebracht hatten, und die man ſpäter nach Amerika verpflanzte. Dieſer Infant von Portugal glaubte, ſich nach Rom wenden zu müſſen, um den Muth einer abergläubigen Nation noch mehr zu ſtärken. Eugen IV. beförderte ſeine Abſichten mit der Miene eines Beherrſchers der ganzen Welt; er gab den Portugieſen das Recht, von dem Vorgebirge Bojador an bis zu den äußerſten

Gränzen des morgenländiſchen Indiens Eroberungen zu machen, und ertheilte zugleich denen, die auf dieſen Seefahrten das Leben einbüßen würden, den vollkommenſten Ablaß. Dergleichen Bullen waren bei dieſer Angelegenheit von großem Nutzen, denn die Beſchwerden und Gefahren hätten allmählig den Muth der Eroberer niederſchlagen müſſen, wenn nicht eine Art von Schwärmerei ihrer Habſucht einen höhern Grad der Unerſchrockenheit gegeben hätte. Nach dem im Jahre **1461** erfolgten Ableben Heinrichs ſetzten die Portugieſen ihre Unternehmungen fort. Sie paſſirten endlich den Aequator, kamen nach der äußerſten Spitze von Afrika und gaben dem ſtürmiſchen Vorgebirge den Namen der guten Hoffnung. Von dieſer Zeit an konnte man ſich in der That viele Hoffnung von dieſen Entdeckungen machen, die bisher mehr Erſtaunen erregt, als Nutzen gebracht hatten. Schon warf ein Mann von großem Geiſte ſeine Blicke auf die andere Hälfte der Erdkugel. Chriſtoph Columbus, ein zu Liſſabon ſeßhafter Genueſer, ermuntert von dem glücklichen Erfolge ſo vieler kühnen Seefahrer, dachte mit Beihülfe einer ſchlechten geographiſchen Karte über die Geſtalt der Erde nach und glaubte überzeugt zu ſeyn, daß das große atlantiſche Meer unbekannte Länder umfaſſe, oder daß man, wenn man immer nach Weſten ſegelte, eine Fahrt nach Indien und China finden würde. Dieſe letztere, obwohl falſche Vermuthung, war der Grund zur Entdeckung von Ländern, wohin nie ein Menſch gekommen war. Mit der gedachten Vermuthung verband Columbus noch folgende Gründe: die ſphäriſche Geſtalt der Erde, und der kleine Theil derſelben, den Europa, Aſien und Afrika ausmachen, und die Erwartung, daß der Urheber der Natur den noch unentdeckten unermeßlichen Raum nicht ohne Land und Menſchen werde gelaſſen haben, und daß das feſte Land auf unſerer Seite der Erdkugel von einer verhältnißmäßigen Quantität auf der andern Seite werde im Gleichgewicht

erhalten werden. Ferner wußte er, daß ein weit weſtwärts ſegelnder portugieſiſcher Schiffer ein ſchwimmendes künſtlich gearbeitetes Stück Holz aufgefangen hatte, daß an die Küſten der Azoren bei anhaltendem Weſtwinde ausgeriſſene Bäume, ja ſogar einmal die Leichname von zwei Männern angeſpült worden waren, die weder den Europäern, noch Afrikanern ähnlich ſahen u. ſ. w. Aber wenn Columbus nicht den Muth eines Helden gehabt hätte, ſo würden ſeine unbegränzten Vorſtellungen ſich gleich Hirngeſpinnſten wieder verloren haben.

Als ein guter Bürger that er zur Ausführung ſeines Vorhabens ſeinem Vaterlande den erſten Vorſchlag, als ein Mittel, den reichen indianiſchen Handel an ſich zu ziehen, den Venedig über Egypten und das rothe Meer führte. Die Genueſer hielten ihn für einen Träumer. Die Höfe von Frankreich, England und Portugal, an welche er ſich nach und nach wandte, behandelten ihn nicht beſſer. Von den Genueſern abgewieſen, wandte ſich Columbus an den König von Portugal, Johann II., den ſchlechte Rathgeber abhielten, ihn zu unterſtützen. Hierauf bot er ſich dem ſpaniſchen Hofe an, fand großen Widerſtand, war ſchon auf der Reiſe nach England, woſelbſt bereits ſein Bruder für ihn unterhandelt hatte, und ward endlich nach der Eroberung von Granada von der Königin Iſabella zurückgerufen.

Dieſer große Mann, welcher ſich von demjenigen Enthuſiasmus begeiſtert fühlte, der von großen Entwürfen erzeugt wird und zugleich große Entwürfe hervorbringt, ließ ſich nicht abſchrecken, und ertrug Spöttereien und Beſchimpfungen mit Gelaſſenheit. Er betrieb ſein Vorhaben in Spanien bei Ferdinand und Iſabella, ward aber acht Jahre lang beſtändig abgewieſen, und ſah ſich endlich dahin gebracht, ſelbſt den Religionseifer in Bewegung zu ſetzen, bloß, um die Erlaubniß zu erhalten, für ſie Königreiche

DIE ENTDECKUNG AMERICA'S.

aufzuſuchen. Ein Franziscanermönch und zwei andere Geiſtliche, die er endlich durch ſeine Vorſtellungen für ſich einnahm, bewogen Iſabella zu einer Unternehmung, die zur Ausbreitung des Chriſtenthums dienen könnte. Aber es fehlte an Geld, und ſie entſchloß ſich, ihre Juwelen zu verpfänden. Allein Luis de Santangel, Einnehmer der geiſtlichen Einkünfte in Aragonien, welcher mit dem Alonſo de Quintilla, Controleur der Finanzen in Caſtilien, Columbens Entwürfe eifrigſt beförderte, erbot ſich zum Vorſchuſſe. Endlich erhielt Columbus mit dem Titel eines Admirals drei kleine Schiffe unter ſeinen Befehl. Von Freude entzückt, ging er den 3. Auguſt 1492 zu Schiffe. Unter dem Murren des Schiffsvolkes und von demſelben mit oftmaliger Empörung bedroht, entdeckte er nach einer 33tägigen Fahrt eine der lucaiſchen Inſeln. Er entdeckte bald darauf die übrigen; ferner die Inſeln Cuba und Hispaniola oder St. Domingo, und kam nach Verlauf von ungefähr acht Monaten mit Gold und einigen Amerikanern zurück. Nun war das Vorurtheil vernichtet. Ferdinand und Iſabella überhäuften nunmehr denjenigen mit Ehrenbezeigungen, den man vor ſeiner glücklich vollendeten Reiſe als einen Thoren behandelt hatte. Man ſah ihn an der königlichen Tafel ſpeiſen und, nach dem Vorrechte eines Grand von Spanien, in Gegenwart Ferdinands und Iſabellas ſich bedecken und ſich ſetzen. Sie ernannten ihn zum Admirale von Weſtindien, und übergaben ihm 18 Schiffe zu einer zweiten Reiſe, wovon man ſich den größten Vortheil verſprach. Columbus begab ſich im September des Jahres 1493 zu Schiffe. Um die entdeckten Länder zu benützen, mußte man daſelbſt Colonien anlegen. Seine Wahl fiel auf die Inſel St. Domingo. Alles ſchreckte die Wilden; Männer mit Pferden, mit Feuerröhren, waren in ihren Augen fürchterliche, mit dem Donner des Himmels bewaffnete Götter. Was mußten ſie ſich für einen Begriff von jenen

großen Schiffen machen, die, gleich beweglichen feuerſpeienden Bergen, wenn ſie wollten, Bliz und Donner ausſtrömten! Columbus behandelte ſie indeſſen mit weiſer Schonung; und er fürchtete ſie weniger als ſeine Spanier. Dieſe trugen ſich mit der ſchmeichelhafteſten Hoffnung eine Menge Goldes und Silbers ohne alle Mühe zuſammen zu bringen. Die mühſame Anbauung der Ländereien, eine ſtrenge Kriegszucht, Alles reizte ſie zur Empörung wider den Admiral, deſſen Geduld und Klugheit die härteſten Prüfungen zu beſtehen hatten. Er hatte ſo eben Jamaica entdeckt, und fand bei ſeiner Ankunft zu Domingo die Colonie in Aufruhr, und die Amerikaner zu deren Aufreibung in den Waffen. Während er jene beſänftigte und dieſe auseinander trieb, verläumdeten ihn ſeine Neider in Spanien. Man ſchickte einen Aufſeher ab, der ihm nicht weiter freie Hände ließ, und er hielt es daher für nöthig, nach Europa zurückzukehren. Seine Rechtfertigung koſtete ihm keine Mühe, aber erſt auf ſein oft wiederholtes Anſuchen und nach langen abſichtlichen Verzögerungen erhielt er die nöthige Unterſtützung zu einer dritten Reiſe. Im Jahre **1498** begab er ſich abermals auf das Meer; erreichte das feſte Land von Amerika; ſegelte einige Zeit längs dem Fluſſe Orenocus, ſetzte aber, dem unruhigen Schiffsvolke nachgebend, die Entdeckung nicht weiter fort, und erreichte St. Domingo, nachdem er, nicht ſowohl aus Gewinnſucht, als um das Land und die Einwohner kennen zu lernen, an den Küſten mit verſchiedenen Wilden gehandelt hatte. Dieſe guten Amerikaner ſchätzten ſich glücklich, ihre Perlen und ihren Goldſtaub gegen Stückchen Glas oder metallene Kleinigkeiten vertauſchen zu können. Bei ſeiner Ankunft auf St. Domingo erfuhr er aufs neue die ſchändlichſten Wirkungen der Undankbarkeit und des Neides. Während ſeiner Abweſenheit triumphirten ſeine Feinde am Hofe über ihn. Zur Beſetzung ſeiner Stelle traf ein Statthalter ein, der ſich nicht

ſchämte, ihn in Ketten zu legen und als einen Verbrecher nach Spanien zu ſenden.

Dieſe Ungerechtigkeit war zu himmelſchreiend, und hatte daher dieſelben Folgen, wie die erſte wider ihn angebrachte Beſchuldigung. Columbus erhielt eine Flotte unter ſeinen Befehl, übernahm im Jahre 1502 eine vierte Reiſe, hatte abermals mit Verfolgern und Undankbaren zu kämpfen, und entdeckte gleichwohl die Erdenge Darien; aber nach einem überſtandenen gewaltigen Sturme lief er wieder zu Jamaica ein. Und eben hier war es, wo er ſich in der äußerſten Bedrängniß, bei dem größten Mangel an Lebensmitteln und von Aufrührern umringt, durch einen ſchnellen Einfall rettete, der von ſeinem entſchloſſenen Geiſte zeugte. Da er wußte, daß eine Mondfinſterniß nahe bevorſtand, ſo bedrohete er die Wilden mit der ſchrecklichſten Rache, wenn ſie ihm keine Lebensmittel zuführen würden; und zum Beweiſe, was ſie für Strafe zu befürchten hätten, gab er ihnen die Verſicherung, daß zu der und der Stunde der Mond ſich verfinſtern ſolle. Kaum brach die Finſterniß ein, als die Amerikaner voll banger Angſt zu ihm liefen, und ſich für überaus glücklich prieſen, ſich durch Darbietung der verlangten Nahrungsmittel ſeiner Gnade verſichern zu können. Bei ſeiner Ankunft in Spanien fand er ſeine Beſchützerin, die Königin Iſabella, nicht mehr am Leben. Ferdinand gab ihm Verſprechungen, und dabei blieb es. Er ſtarb, hauptſächlich von Gram verzehrt, im Jahre 1506. Bewunderung verdient ſein ausharrender Dienſteifer für einen Hof, von dem er ſo viele Kränkungen zu erdulden hatte, ſo wie ſeine Leutſeligkeit gegen die Wilden, denen er faſt immer mit der weiſeſten Schonung begegnete. Nach ihm entfeſſelte ſich eine blutgierige Barbarei gegen dieſe Unglücklichen. Sie wurden auf St. Domingo und Cuba gänzlich ausgerottet. Man hetzte ſogar große Hunde auf ſie, um ſie zu zerfleiſchen. Wundern kann es daher

Niemand, daß ein Cazike oder Oberhaupt der Wilden einem Heidenbekehrer, der ihn ermahnte, durch Geduld ſich einen Eingang in das Paradies zu eröffnen, die Antwort gab: „ich verlange nicht in euer Paradies, wenn es da Spanier gibt.“ Indeſſen müſſen wir bemerken, daß die Colonien ganz und gar aus dem verworfenſten Theile der Nation, aus elenden Leuten beſtanden, die ohne Grundſätze, ohne Sitten waren, und nur Mord und Raub athmeten. Faſt alle europäiſchen Colonien waren ihrer erſten Anlage nach von gleicher Beſchaffenheit. Daher mußten ſich dann die Verbrechen Europa's über alle jene Länder ergießen, wohin ſich die Kühnheit begab, um Reichthümer zu ſuchen. Die Nachricht von den Reiſen des Columbus erregte Nacheiferung, oder vielmehr die Habſucht einer Menge von Abenteurern.

Americus Veſpucci, ein Florentiner, commandirte eins ihrer Schiffe. Er ſchrieb ſich die Ehre zu, im Jahre **1498**, fünf Jahre nach der erſten Reiſe des Columbus, die neue Welt entdeckt zu haben. Hätte aber auch Columbus das feſte Land nicht gefunden, ſo dürfte doch ſein Ruhm nicht von denjenigen verdunkelt werden, die bloß ſeiner Spur gefolgt waren. Es iſt durch Zeugniſſe der Schriftſteller und außerdem ſogar gerichtlich erwieſen, daß Columbus ſchon **1498** das feſte Land entdeckt hat. Americus Veſpucci iſt zuerſt **1499** ausgefahren und hatte die Unverſchämtheit, ſeinen Namen in die Land- und Seekarten zu ſetzen, und in ſeiner Reiſebeſchreibung die Jahre unrichtig anzugeben. Indeſſen erhielt Amerika ſeinen Namen von dem der Unſterblichkeit wenig würdigen Florentiner. So ſehr hängt ſelbſt der Ruhm von dem Eigenſinn des Glückes ab. Aber der bloße Name wird den nicht täuſchen, der das Verdienſt richtig zu ſchätzen weiß. Einige Engländer haben behaupten wollen, daß Madoc, Fürſt von Wallis, im **12.** Jahrhundert zuerſt in der neuen Welt gelandet und daſelbſt geſtorben

ſey. Dieſe Behauptung, die weit weniger als die Landung der Dänen oder Normänner auf Winland bewieſen iſt, gleicht zu ſehr den Fabeln, die dem Nationalſtolze ihre Erfindung zu danken haben. Ferdinand und Iſabella hatten nicht verſäumt, ſich das Eroberungsrecht in Anſehung der ſchon entdeckten und noch zu entdeckenden Länder von Rom zu erbitten.

Man hatte ihnen das gerne zugeſtanden; denn die Päbſte machten Eroberungen für ſich ſelbſt, indem ſie dasjenige verſchenkten, was ihnen nicht zugehörte. Inzwiſchen wollte der König von Portugal, Johann II., eine ſo anſehnliche Beute mit den Spaniern theilen. Die Flotte, die er in dieſer Abſicht ausrüſtete, gab daher zu Streitigkeiten Anlaß. Alexander VI. beſtimmte im Jahre 1493, als Schiedsrichter der beiden Kronen, die Gränzen der zu machenden Eroberungen durch eine Marklinie, die auf 100 Meilen von Madera durch die azoriſchen Inſeln und das grüne Vorgebirge ging. Im folgenden Jahre mußte man eine andere Linie ziehen, die durch die canariſchen Inſeln lief. Man theilte dergeſtalt die unbekannte Welt zwiſchen Spanien und Portugal; man gab dem einen die öſtlichen und dem andern die weſtlichen Länder, und dachte nicht daran, daß dasjenige, was auf der einen Seite der Erdkugel Oſten iſt, auf der andern Weſten ſey. Als zwiſchen beiden Höfen über den Beſitz der zu entdeckenden Länder in verſchiedenen Welttheilen Streit entſtand, kam unter päbſtlicher Vermittelung ein Vergleich zu Tordeſillas zu Stande. Man zog eine Linie von Norden nach Süden, die zuerſt 100 Meilen, demnächſt aber, weil König Johann II. von Portugal damit nicht zufrieden war, 360 Meilen gegen Weſten von den capoverdiſchen und azoriſchen Inſeln entlegen war, mit der Beſtimmung, Alles, was, von dieſer Linie an zu rechnen, öſtlich liege, ſolle der Krone Portugal, was jenſeits derſelben und weiter weſtlich zu finden

wäre, der Krone Caſtilien gehören. Ein glücklicher Einfall für Portugal, das dadurch nachher Braſilien zu behaupten berechtigt wurde. Jedermann ſah das Unſtatthafte dieſer Entſcheidungen voraus, die indeſſen den Päbſten ihre eingebildete Herrſchaft über die Welt zu beſtätigen ſchienen.

Eroberungen der Portugieſen in Oſtindien und der Spanier in Mexico und Peru.

Die Entdeckungen des Columbus reizten die Portugieſen zu neuen Unternehmungen der Art. Emanuel I., König von Portugal, ſchickte im Jahre 1497 Vaſquez de Gama mit 160 Mann, theils Soldaten, theils Matroſen, nach Indien. Gama überſtand alle Gefahren des Weltmeeres, nahm ſeinen Weg um Afrika, landete zu Moſambique, zu Calcutta in Oſtindien, und kam nach zwei Jahren zurück, um von ſeinen Entdeckungen Rechenſchaft abzulegen. Sie waren von der Beſchaffenheit, daß ſie eben ſo, wie die amerikaniſche Schifffahrt, durch die Schätze, welche ſie den Herren des Meeres verſicherten, die Geſtalt Europas verändern halfen. Bald begaben ſich unzählige Portugieſen auf den neu erfundenen Weg. Ihre Anführer, beſonders Alphonſus Albuquerque, verbreiteten Schrecken bis tief in die Levante. Goa, Ormus, die Inſel Ceylon, die ſo ſehr fruchtbar an Zimmet und Edelſteinen iſt, die moluckiſchen Inſeln, wurden größtentheils von ihnen erobert. Sie erbaueten Macao in China, drangen in Japan ein, und gründeten einen unermeßlichen Handel, zum großen Schaden der Venetianer, welche die indianiſchen Waaren, die ſie von Alexandrien bekamen, nicht für denſelben Preis verkaufen konnten.

Dies waren dem erſten Anblicke nach lauter vortreffliche Unternehmungen. Aber wenn man bedenkt, daß dadurch der Durſt nach Gold dergeſtalt rege ward, daß man die wahren Vortheile

des Lebens und der Natur vergaß; daß dieſer Eroberungen wegen im Namen Chriſti Ströme Bluts vergoſſen wurden; daß die grauſamen Abenteurer, die dort ihr Glück zu machen ſuchten, mit dem Crucifixe in der Hand, Millionen Menſchen erſchlugen, um, wie ſie vorgaben, das Chriſtenthum, daß ſie ſelbſt entehrten, weiter auszubreiten; daß ſie eben ſo ſehr durch einen unſinnigen Aberglauben, als durch ihre unerſättliche Habſucht wild und grauſam wurden: wenn man dies Alles bedenkt, ſo muß man auf der einen Seite über den Muth erſtaunen, aber auch auf der andern Seite die verabſcheuungswürdigſten Ausſchweifungen beklagen. Faſt ganz Amerika war von Wilden bewohnt, die mehr oder weniger unvernünftigen Thieren glichen. Aber Mexico und Peru waren zwei große Reiche, wo es den Künſten nicht an Cultur fehlte, wo die Sitten verfeinert waren, und wo der Reichthum eine Art von Pracht erzeugt hatte. Dieſe Reiche wurden von einer Hand voll Abenteurer erobert, und die ſpaniſche Monarchie erhielt plötzlich einen erſtaunlichen Zuwachs an Staaten, ohne daß ſich die Könige die geringſte Mühe gaben.

Mexico war, wie die Reiche der alten Welt, durch Eroberungen errichtet worden. Das geringe Alter, das man demſelben beilegt, ſcheint zu beweiſen, daß die Vortheile des geſellſchaftlichen Lebens dort ſehr ſchnelle Fortſchritte gemacht haben müſſen. Aber die erſten Geſchichtſchreiber von Mexico und Peru verdienen wenig Glauben, weil ſie, da die Kunſt zu ſchreiben dort eine unbekannte Sache war, ſich auf Traditionen ſtützten. Ihrem Berichte zufolge war Mexico, die Hauptſtadt von Mexico, von ungefähr 60,000 Familien bewohnt, und man ſah daſelbſt Werke und Einrichtungen, die eines gebildeten Volkes würdig waren: Märkte, Tribunale, Schulen für die Jugend, ſteinerne Häuſer, Tempel und Paläſte, die mit Säulen geziert waren, und von Golde glänzten; Zeughäuſer, mit allerlei Waffen, ſowohl zum Angriffe als zur Ver-

theidigung, angefüllt; Gärten, mit medicinischen Kräutern bepflanzt u. ſ. w. Die Mexicaner berechneten das Jahr auf 365 Tage, ſie hatten es folglich in der Aſtronomie weit gebracht.

Unter der Regierung Carls V. kam Velasquez, Statthalter auf Cuba, auf den Gedanken, einen Theil dieſes weitläufigen Reiches auf dem feſten Lande zu erobern. Er übertrug dieſe Unternehmung Ferdinand Cortez, einem muthigen und herzhaften Manne, der alle Fähigkeiten beſaß, mit geringen Hülfsmitteln große Dinge auszuführen. Dieſer ging im Jahre 1519 mit nur 500 Mann zu Fuß und ungefähr 60 Reutern zu Schiffe, ſegelte in den mexicaniſchen Meerbuſen, und erbauete Veracruz. Er nöthigte die Republik Tlaſcala, ihm einige Hülfstruppen zu überlaſſen, und drang kühn bis an die Hauptſtadt des Reiches. Der Schrecken ging immer vor den Spaniern her. Ihre Schiffe, ihre Reuterei, ihre Artillerie, ihre eiſerne Rüſtung, war den Amerikanern ein ſo neuer und furchtbarer Anblick, daß man, ohne gerade ſo einfältig als die Wilden zu ſeyn, dieſe Art Menſchen für Weſen halten konnte, die mit mehr als menſchlichen Kräften begabt waren. Montezuma, elfter Kaiſer von Mexico, ſah ſich gezwungen, dieſe gefährlichen Gäſte, deren er ſich durch Liſt und freundſchaftliche Anerbietungen nicht hatte entledigen können, mit vielen Ehrenbezeigungen aufzunehmen. Er überhäufte ſie mit Schmeicheleien. Aber Cortez erfuhr bald, daß man die Spanier angegriffen, einige derſelben verwundet und einige ſogar getödtet hatte. Er war ſo dreiſt, den Kaiſer mitten in ſeiner Hauptſtadt in Verhaft zu nehmen; zwang ihn, ſich für einen Vaſallen Carls V., Königs von Spanien, zu erklären; trieb eine Schatzung von unermeßlichen Summen ein, und gab dem Gebieter einer ſo großen Monarchie als unumſchränkter Herr Befehle.

Unterdeſſen ſchickte Velasquez, der ſich mit Cortez ſeit deſſen Abreiſe überworfen hatte, unter den Befehlen des Narvaez

eine kleine Armee ab, um dem Cortez das Commando zu nehmen. Ohne ſich durch die Gefahr außer Faſſung bringen zu laſſen, ließ dieſer 150 Mann in Mexico, ging mit ſeinen übrigen Truppen dem Narvaez, ſeinem Feinde, entgegen, überrumpelte ihn, nahm ihn gefangen und zog ſogar das Heer unter ſeine Fahne, das ihn als einen Rebellen beſtrafen ſollte. Während ſeiner Abweſenheit hatten die Spanier unter dem Vorwande einer Verſchwörung viele vornehme Mexicaner in einem Tempel niedergehauen, und durch dieſe Grauſamkeit einen allgemeinen Aufſtand bewirkt; Cortez kam, griff die Mexicaner an, und richtete ein gräuliches Blutbad an, ohne ſie auseinander treiben zu können. Der geringſte Verluſt war ihm ein beträchtlicher Schaden; er nöthigte daher den Montezuma, ſich öffentlich ſehen zu laſſen, und ſeinen Unterthanen Gehorſam zu gebieten. Dieſer unglückliche Fürſt, den man vorher anbetete, ward jetzt von ſeinem Volke als ein Sclave betrachtet. Man beſchimpfte ihn mit Worten und warf ihn ſogar mit Steinen. Er ward verwundet und ſtarb wenige Tage darauf, weil er ſich ſchlechterdings keiner Heilmittel bedienen wollte (1520).

Das Kaiſerthum war ein Wahlreich. Guatimozin, des Montezuma Eidam, kam zur Regierung, und unternahm die Vertreibung der Spanier. Er belagerte ſie in Mexico, und ließ die Dämme einreißen, wodurch die Stadt, die mitten auf einem See lag, mit dem feſten Lande verbunden war. Der Stadt fehlte es an Lebensmitteln und es gelang dem Cortez, ſich zur Nachtzeit unter allen Arten von Hinderniſſen und Gefahren, indem ihm die todten Körper der Mexicaner zur Brücke dienten, herauszuziehen. Mehr als 200 Spanier verloren in dieſem nächtlichen Gefecht das Leben. Ein ſo großes Unglück war ihnen bisher in Amerika noch nicht widerfahren. Wären die Vorzüge der Europäer nicht ſo überaus groß geweſen, ſo würde Mexico dem frem-

den Joche entgangen ſeyn. Aber der General kam bald wieder zurück, um die Hauptſtadt zu belagern, und hatte mehr als 200,000 Amerikaner in ſeinem Gefolge. Guatimozin, der eben ſo klug als tapfer war, zeigte ſich zu Friedensbedingungen geneigt; aber die Prieſter ſetzten ſich im Namen der Götter dawider und verhießen denjenigen den Sieg, die für ihre alte Religion kämpfen würden. Dieſe Schwärmerei konnte gleichwohl dem Geſchütz der Spanier nicht widerſtehen. Der ausgezeichnetſten Heldenthaten und mancher Kriegsliſt des Kaiſers ungeachtet, ward Mexico im Jahre 1521 eingenommen und das ganze Reich unterwürfig gemacht. Guatimozin war in Gefangenſchaft gerathen, und Cortez begegnete ihm mit Mäßigung, aber geldgierige Böſewichter legten dieſen Fürſten, ohne Vorwiſſen des Generals, auf glühende Kohlen, um von ihm das Bekenntniß zu erpreſſen, wo ſeine Schätze verborgen lägen. Nach Andern war es Cortez ſelbſt, der ihn foltern ließ, um das Murren ſeiner geldgierigen Leute zu befriedigen; doch erweichte ihn endlich der ſchreckliche Anblick. Ein Mexicaner, der mit ihm auf gleiche Weiſe behandelt ward, erhob ein lautes Geſchrei, und der Kaiſer ſagte zu ihm: „Und ich, liege ich denn etwa auf Roſen?“ Cortez kam dazu, und entriß ihn dieſer grauſamen Pein; aber drei Jahre hernach ließ er ihn unter dem Vorwande einer Verſchwörung hängen. Der Eroberer von Mexico hatte ſo gut als Columbus Kränkungen zu erdulden. Haß und Neid folgten ſeinen Schritten. Carl V. nahm ihm die Statthalterſchaft und gab ihm ein Marquiſat in Spanien. Wenn man dem berühmten Dominicaner und Biſchof zu Chinapa, Las Caſas, glauben darf, ſo hat Cortez 40 Millionen Amerikaner in Mexico umkommen laſſen. Es iſt gewiß, daß die Spanier allenthalben Ströme Blutes vergoſſen, und dennoch machten ſie dieſem Volke einen Vorwurf wegen der Menſchenopfer.

Die ſpaniſche Monarchie ward plötzlich noch durch ein anderes

Reich erweitert, in welchem man ſich des Goldes und Silbers, wie in Europa des Eiſens, bediente. Einige Abenteurer eroberten daſſelbe für einen König, der nicht ein Mal daran dachte.

Pizarro, Almagro und ein Prieſter, Namens Luque, hatten von Peru reden gehört, und machten mit einander gemeinſchaftliche Entwürfe, es anzugreifen. Eide und religiöſe Ceremonien befeſtigten ihre Verbindung ſo lange, bis ſie, wie bald geſchah, durch Eiferſucht zerriſſen wurde. Nach einigen fruchtloſen Verſuchen bewirkten die mörderiſchen Künſte Europas den gewöhnlichen Erfolg. Das Reich Peru gehorchte Herren, welche man Incas nannte. Der Stammvater derſelben ward für einen Sohn der Sonne gehalten, und hatte zur Gründung ſeiner Macht ſich eben ſowohl des Aberglaubens als der Waffen bedient.

Atabalipa oder Atahualpa, der zwölfte oder dreizehnte Kaiſer aus dieſem als göttlich verehrten Geſchlechte, ſaß damals, wiewohl unrechtmäßiger Weiſe, auf dem Throne, indem er ſeinem Bruder die Krone entriſſen hatte, welches die Urſache der im Reiche herrſchenden Zwietracht war. Man behauptet, daß ihr Vater mitten durch Berge und Abgründe einen breiten, ungefähr 500 Meilen langen Weg von Cusco nach Quito angelegt und zu Stande gebracht habe. Auf jeder halben Meile ſtanden Boten zur Ueberbringung der Befehle des Fürſten bereit. Man erzählt viele nicht ſehr glaubwürdige Wunderdinge, in Anſehung der Bevölkerung in Peru, der Menge und Pracht der Städte, Palläſte u. ſ. w. Dieſe Art des Poſtweſens wird ſonſt auch den Mexicanern zugeſchrieben. Man beſchreibt die Sitten der Peruaner als ſanft, rein und ungekünſtelt. Bei ihrem Gottesdienſte hatten ſie die barbariſche Gewohnheit, Kinder zu ermorden, und mit deren Blut ein geweihtes Brod zu benetzen, das im Tempel ausgetheilt ward. Die Incas hatten die unumſchränkteſte Gewalt. Sobald die Spanier im Jahre 1531, begünſtigt durch den Bruder des Inca, in dieſes

Land eingedrungen waren, ſo ſchickten ſie, nach ihrer Gewohnheit, Geſandte ab, um ihre Freundſchaft anzubieten und ihre Religion zu verkündigen. Atabalipa nahm ſie freundlich auf, und ging ſogar dem Pizarro entgegen.

Ein Mönch hielt ihm eine Predigt, und bedrohete ihn mit der Hölle und mit den Plagen Egyptens, wofern er ſein Herz gegen die Gnade verhärten würde. Während ein Dolmetſcher die gegenſeitigen Reden der Spanier und des Inca gut oder ſchlecht überſetzte, wollten mehrere Soldaten einige Tempel plündern. Die Gelegenheit zum Angriffe war, daß der Inca das Brevier des Mönches, das dieſer ihm zum Beweiſe ſeiner Predigt reichte, als er es, der Schreibekunſt unkundig, ans Ohr gehalten hatte, ohne etwas daraus zu vernehmen, mit Verachtung zu Boden warf. Der Mönch rief die Chriſten zum Gewehr und zum Morden. Die Treuloſigkeit des Pizarro hatte ſchon vor der Zuſammenkunft Verrätherei beſchloſſen. Man that einigen Widerſtand, und es kam zum Treffen. Die Peruaner wurden niedergehauen, und der Inca gerieth in Gefangenſchaft. Dieſer erbot ſich, ſtatt eines Löſegeldes den Spaniern ſo viel Gold zu liefern, als in einem der Säle ſeines Pallaſtes, von dem Fußboden an bis ſo hoch er mit ausgeſtrecktem Arme über ſeinen Kopf reiche, liegen könne, und gab auch ſogleich Befehl, dieſes Verſprechen zu erfüllen. Der fünfte Theil von dem Löſegeld des Inca betrug allein mehr als 13,250,000 Pfund Goldes, das Silber noch ungerechnet. Jeder Reuter der Spanier erhielt für ſeinen Theil 240 Mark Goldes. Aber den Peruanern war es unmöglich, die Habſucht der Eroberer zu befriedigen. Dieſe verurtheilten vielmehr bald darauf den Inca, weil er ein Götzendiener wäre, viele Beiſchläferinnen habe, und der Urheber einer Verſchwörung geweſen ſey, zum Feuer. Der Mönch, der ihm zuerſt gepredigt hatte, beredete ihn, ſich taufen zu laſſen. Man taufte ihn wirklich, erwürgte ihn darauf,

und warf ihn ins Feuer. Pizarro und Almagro wurden unverſöhnliche Feinde. Der erſtere ließ den andern enthaupten, und ward aus Rache meuchelmörderiſcher Weiſe umgebracht. Ein Sohn des Almagro und ein Bruder des Pizarro wollten Peru beherrſchen, aber beide ſtarben eines gewaltſamen Todes.

Die Portugieſen entdeckten im Jahre 1500 Braſilien. Magellan, ein in ſpaniſchen Dienſten ſtehender Portugieſe, entdeckte im Jahre 1519 die Straße, die ſeinen Namen führt. Im Jahre 1535 landete Almagro, des Pizarro Feind, zu Chili, und bemächtigte ſich dieſer Landſchaft.

Frankreich und Spanien; die Päbſte, Bündniß gegen Venedig.

In Frankreich ſaß ſeit 1494 Ludwig XII., ehemaliger Herzog von Orleans, auf dem Thron, der zwar von dem Volke geliebt wurde, weil er es durch Auflagen weniger drückte, aber durch unbedachtſame Unternehmungen, und ſelbſt manches Mal durch eine übel angebrachte Sparſamkeit, den Staat großen Bedrängniſſen bloßſtellte. Sobald er den Thron beſtiegen hatte, beſchäftigte er ſich mit der allgemeinen Wohlfahrt, und vergaß alle perſönliche Rache; er ſagte: „Der König von Frankreich rächt nicht die Beleidigungen, die man dem Herzoge Orleans zugefügt hat.“

Da Carl VIII. keine Kinder hinterlaſſen hatte, ſo fand die Wiedervereinigung des Herzogthums Bretagne mit der Krone nicht weiter ſtatt. Ludwigs alte Liebe gegen die Königin Anna, Erbin dieſer Provinz, gab den Staatsgründen, um derentwillen er ſich dieſelbe zur Gemahlin wünſchte, eine deſto größere Stärke. Er war ſeit mehr als 20 Jahre mit Johanna, Tochter Ludwigs XI., einer tugendhaften, aber äußerſt häßlichen Prinzeſſin,

Land eingedrungen waren, ſo ſchickten ſie, nach ihrer Gewohnheit, Geſandte ab, um ihre Freundſchaft anzubieten und ihre Religion zu verkündigen. Atabalipa nahm ſie freundlich auf, und ging ſogar dem Pizarro entgegen.

Ein Mönch hielt ihm eine Predigt, und bedrohete ihn mit der Hölle und mit den Plagen Egyptens, wofern er ſein Herz gegen die Gnade verhärten würde. Während ein Dolmetſcher die gegenſeitigen Reden der Spanier und des Inca gut oder ſchlecht überſetzte, wollten mehrere Soldaten einige Tempel plündern. Die Gelegenheit zum Angriffe war, daß der Inca das Brevier des Mönches, das dieſer ihm zum Beweiſe ſeiner Predigt reichte, als er es, der Schreibekunſt unkundig, ans Ohr gehalten hatte, ohne etwas daraus zu vernehmen, mit Verachtung zu Boden warf. Der Mönch rief die Chriſten zum Gewehr und zum Morden. Die Treuloſigkeit des Pizarro hatte ſchon vor der Zuſammenkunft Verrätherei beſchloſſen. Man that einigen Widerſtand, und es kam zum Treffen. Die Peruaner wurden niedergehauen, und der Inca gerieth in Gefangenſchaft. Dieſer erbot ſich, ſtatt eines Löſegeldes den Spaniern ſo viel Gold zu liefern, als in einem der Säle ſeines Pallaſtes, von dem Fußboden an bis ſo hoch er mit ausgeſtrecktem Arme über ſeinen Kopf reiche, liegen könne, und gab auch ſogleich Befehl, dieſes Verſprechen zu erfüllen. Der fünfte Theil von dem Löſegeld des Inca betrug allein mehr als 13,250,000 Pfund Goldes, das Silber noch ungerechnet. Jeder Reuter der Spanier erhielt für ſeinen Theil 240 Mark Goldes. Aber den Peruanern war es unmöglich, die Habſucht der Eroberer zu befriedigen. Dieſe verurtheilten vielmehr bald darauf den Inca, weil er ein Götzendiener wäre, viele Beiſchläferinnen habe, und der Urheber einer Verſchwörung geweſen ſey, zum Feuer. Der Mönch, der ihm zuerſt gepredigt hatte, beredete ihn, ſich taufen zu laſſen. Man taufte ihn wirklich, erwürgte ihn darauf,

und warf ihn ins Feuer. Pizarro und Almagro wurden unverſöhnliche Feinde. Der erſtere ließ den andern enthaupten, und ward aus Rache meuchelmörderiſcher Weiſe umgebracht. Ein Sohn des Almagro und ein Bruder des Pizarro wollten Peru beherrſchen, aber beide ſtarben eines gewaltſamen Todes.

Die Portugieſen entdeckten im Jahre **1500** Braſilien. Magellan, ein in ſpaniſchen Dienſten ſtehender Portugieſe, entdeckte im Jahre **1519** die Straße, die ſeinen Namen führt. Im Jahre **1535** landete Almagro, des Pizarro Feind, zu Chili, und bemächtigte ſich dieſer Landſchaft.

Frankreich und Spanien; die Päbſte, Bündniß gegen Venedig.

In Frankreich ſaß ſeit **1494** Ludwig **XII.**, ehemaliger Herzog von Orleans, auf dem Thron, der zwar von dem Volke geliebt wurde, weil er es durch Auflagen weniger drückte, aber durch unbedachtſame Unternehmungen, und ſelbſt manches Mal durch eine übel angebrachte Sparſamkeit, den Staat großen Bedrängniſſen bloßſtellte. Sobald er den Thron beſtiegen hatte, beſchäftigte er ſich mit der allgemeinen Wohlfahrt, und vergaß alle perſönliche Rache; er ſagte: „Der König von Frankreich rächt nicht die Beleidigungen, die man dem Herzoge Orleans zugefügt hat.“

Da Carl **VIII.** keine Kinder hinterlaſſen hatte, ſo fand die Wiedervereinigung des Herzogthums Bretagne mit der Krone nicht weiter ſtatt. Ludwigs alte Liebe gegen die Königin Anna, Erbin dieſer Provinz, gab den Staatsgründen, um derentwillen er ſich dieſelbe zur Gemahlin wünſchte, eine deſto größere Stärke. Er war ſeit mehr als **20** Jahre mit Johanna, Tochter Ludwigs **XI.**, einer tugendhaften, aber äußerſt häßlichen Prinzeſſin,

vermählt. An Urſachen zur Eheſcheidung fehlte es nicht, da dieſe Vermählung erzwungen und unfruchtbar war; es kam nun darauf an, die päbſtliche Genehmigung zur Aufhebung derſelben zu erhalten. Alexander VI. konnte dießfalls nicht viele Schwierigkeiten machen, ſobald ſein eigener Vortheil es erheiſchte, ſich gefällig zu erweiſen. Er wollte vor allen Dingen das Glück ſeines Sohnes, des Cardinals Cäſar von Borgia, machen.

Drei päbſtliche Bevollmächtigte ſprachen nach ordentlicher Verhandlung der Sache das Eheſcheidungsurtheil, und Borgia, der die Bulle überbrachte, erhielt das Herzogthum Valentinois nebſt einem anſehnlichen Jahrgelde. Er entſagte gern dem geiſtlichen Stande und war an Sitten ſeinem ſchändlichen Vater völlig gleich.

Unglücklicher Weiſe machte es Ludwig XII. zu einem ſeiner angelegentlichſten Geſchäfte, den Spuren ſeines Vorgängers in Italien zu folgen. Die Eroberungsſucht verleitete ihn, und ſein anfängliches Glück ſtürzte ihn in das Unglück. Er hatte wegen ſeiner Großmutter, Valentina Viſconti, Anſprüche auf Mailand, das von Ludwig Sforza in Beſitz genommen war, und dieſer letztere konnte ohne fremde Hülfe, obſchon ſeine Armee eben ſo zahlreich als die franzöſiſche war, der franzöſiſchen Tapferkeit nicht widerſtehen. Die mailändiſchen und genueſiſchen Gebiete wurden in 20 Tagen erobert. Aber im folgenden Jahre war der Herzog ſchon wieder in dem Beſitze ſeiner Staaten. Eine neue franzöſiſche Armee ging über die Alpen. Sforza ward von den Schweizern, die in ſeinem Solde ſtanden, verrathen, fiel ſeinen Feinden in die Hände, und ward als Gefangener nach Frankreich gebracht. Er ſtarb daſelbſt einige Jahre nachher. Ludwig richtete nunmehr ſeine Abſichten auf das Königreich Neapel. Er ſchlug Ferdinand dem Katholiſchen vor, daſſelbe mit ihm zu theilen, wozu ſich dieſer ſogleich entſchloß, obſchon ein Prinz von ſeinem Geblüte, Friedrich von Aragonien, König von Neapel,

das Opfer dieſes Vergleiches ſeyn ſollte. Alexander VI. trat ihrer Verbindung bei, um daraus Vortheil zu ziehen. Gonſalvo di Corduba, mit dem Beinamen Gran-Capitano, der eben ſo verſchmitzt als ſein Herr war, und den Grundſatz hatte, daß der Mantel der Ehre von dickem Tuche ſeyn müſſe, kam in Italien an, unter dem Vorwand, den König von Neapel zu vertheidigen, und vereinigte ſich bald darauf zu deſſen Unterdrückung mit den Franzoſen.

Friedrich bat Ludwig XII. um einen ſichern Aufenthalt in Frankreich, und lebte daſelbſt von einem Jahrgelde. Sobald man zur Theilung des eroberten Königreichs ſchreiten wollte, kam es zu Streitigkeiten. Der Gran-Capitano, ein würdiges Rüſtzeug des katholiſchen Königs, erfocht über die Franzoſen, nachdem er dieſelben getäuſcht hatte, im Jahre 1503 zwei Siege. Das Königreich Neapel blieb gänzlich in der Gewalt der Spanier. Um dieſe Zeit ſtarb Alexander VI., befleckt mit den ſchändlichſten und haſſenswürdigſten Verbrechen. Cäſar Borgia, ſein Baſtard, hatte ſich der Lehen in Romagna, die in dem Beſitze verſchiedener Herren waren, durch Verrätherei und Ermordungen bemächtigt, und durch Verkauf des Ablaſſes und andere Mißbräuche der päbſtlichen Gewalt ſeine Ehrſucht zu befriedigen geſucht. Der Erfolg davon war endlich, daß ein ehrſüchtiger und kriegeriſcher Pabſt, Julius II., den Sohn Alexanders VI. plünderte, und daß die Eroberung der Beſitzungen des Borgia die Kirchengüter vermehrte. Dieſer verlor Alles, was ihm in Frankreich geſchenkt war, und ward von Gonſalvo di Corduba als ein Gefangener nach Spanien geſchickt. Er flüchtete zu dem Könige von Navarra, ſeinem Schwager, und ward in einem Kriege getödtet, den ſeine Ränke erregt hatten. Man dachte in Frankreich auf nichts, als auf die Wiedererlangung des Königreiches Neapel; ſchickte ein Heer nach Italien, und wäre man eben ſo ſchnell vorgerückt,

wie zuvor, ſo würde aller Wahrſcheinlichkeit nach die Unternehmung unfehlbar gelungen ſeyn. Aber der Cardinal von Amboiſe, dieſer Miniſter Ludwigs XII., ſtrebte nach der päbſtlichen Krone, die durch den Tod Alexanders VI. erledigt worden war. Er ließ die Truppen vor Rom Halt machen, um die Wahl im Conclave zu ſtimmen. Die Italiener, die liſtiger waren als er, täuſchten ihn durch ſchöne Worte, und beredeten ihn, die Truppen abziehen zu laſſen, damit ſeine Erwählung nicht erzwungen ſcheinen möchte. Nachdem man nichts mehr zu fürchten hatte, erwählte man einen Italiener, Pius III., dem gar bald der berühmte Julius II., Julian von Rovere, auf dem päbſtlichen Stuhle folgte. Amboiſe hatte das Pontificat und die Zeit verloren. Jetzt verhinderte ihn das Regenwetter an ferneren Unternehmungen, und die Franzoſen wurden noch ein Mal von Gonſalvo di Corduba vertrieben. Ein anderer unbegreiflicher Fehler war der Vergleich zu Blois im Jahre 1504, in welchem Ludwig dem Erzherzoge Carl von Oeſterreich, Enkel des Kaiſers Maximilian und des Königs Ferdinand des Katholiſchen, ſeine Tochter zur Gemahlin verſprach, mit dem Hinzufügen, daß, falls der König ohne männliche Erben ſterben würde, Bretagne, Burgund, Mailand und Genua an den Erzherzog und deſſen Gemahlin verfallen ſollten. Dieſer ſchimpflichſte Vergleich ward bald bereut, als die Reichsſtände auf das ausdrücklichſte vorſtellten, daß derſelbe den Reichsgeſetzen zuwider ſey. Ludwig XII. vermählte ſeine Tochter mit dem Grafen von Angouleme, ſeinem vermuthlichen Thronerben, der nach ihm unter dem Namen Franz I. regierte, und ſich gleichfalls großer Fehler ſchuldig machte. Spanien erhielt durch die Vermählung des Königs von Aragonien mit der Königin von Caſtilien, Iſabella, eine ganz andere Geſtalt. Dieſe Prinzeſſin, die immer gegen die Herrſchſucht Ferdinands, ihres Gemahls, auf ihrer Hut war, wurde von ihrem Beichtvater,

dem Franciscaner Ximenes, nachmaligem Cardinal und Erzbiſchof von Toledo, beherrſcht. Sie hatte ſeit kurzem den noch im Königreiche zurückgebliebenen Mauren die Wahl gelaſſen, ſich entweder taufen zu laſſen, oder das Reich zu meiden. Bei dem Verluſte, den Spanien durch die Vertreibung der Juden und Mauren, ſo wie durch die beſtändigen Auswanderungen nach Amerika in Betreff ſeiner Bevölkerung erlitt, nahm dieſe Monarchie an innerer Stärke nach demſelben Maße ab, wie ſie an Größe zunahm. Iſabellens Ableben, das im Jahre 1504 erfolgte, bewirkte Unruhen. Ihre Tochter, Johanna, Gemahlin des Erzherzogs Philipp des Schönen, die aus Gram über den Tod ihres Gatten wahnſinnig wurde, war ihre einzige Erbin. Der König Ferdinand, der die Regierung der caſtiliſchen Monarchie übernommen hatte, ward gezwungen, dieſelbe niederzulegen und ſich nach Aragonien zu begeben.

Philipp ſtarb. Sein Sohn, Carl von Oeſterreich (Carl V.) war jung und abweſend. Ximenes glaubte, daß Ferdinand der Katholiſche allein im Stande wäre, die Ruhe wieder herzuſtellen. Man gab ihm die Regierung wieder, und ſeine Standhaftigkeit dämpfte die Unruhen, die den Staat erſchütterten. Ximenes, der nunmehr Cardinal und Groß-Inquiſitor geworden war, ſah ſich nun auf dem höchſten Gipfel der Macht und Ehre. Da er aber die mißtrauiſche Denkart des Königs kannte, ſo verließ er klüglich den Hof. Er that nachmals den Vorſchlag, daß er Oran in Afrika auf eigne Koſten zu erobern verſuchen wolle. Ferdinand hielt ſich verſichert, daß ſolches mißlingen würde, und willigte in die Unternehmung, um den Cardinal ins Verderben zu ſtürzen.

Er ſchrieb ſelbſt an Peter Navarro, der die Flotte, auf welcher Ximenes ſich eingeſchifft hatte, commandirte: „Laſſet den guten Alten nur nicht ſobald nach Spanien zurückkommen; man muß ihm den freien Gebrauch ſeiner Perſon und ſeines Geldes

laſſen.“ Der König irrte ſich. Die Mauren wurden geſchlagen, und Oran ward erobert. Ximenes ſtiftete die Akademie zu Alcala, oder ſtellte ſie wieder her.

Julius II. beunruhigte damals Italien. Stolz, herrſchſüchtig und immer auf ſeine Entwürfe zur Vergrößerung bedacht, hatte er bereits dem Borgia Romagna, dem Baglioni Perouſe, und dem Bentivoglio Bologna entriſſen. Er hatte die Genueſer wider Ludwig XII. zu einer Empörung vermocht; ſuchte die Franzoſen ganz aus Italien zu vertreiben, und erregte Ludwig XII. von allen Seiten Feinde. Nachdem dieſer König die Genueſer zum Gehorſame gebracht hatte, ward er von dem Pabſte in der berühmten Ligue wider die Venetianer noch ein Mal hintergangen. Kaiſer Maximilian, der ſich zu Rom wollte krönen laſſen, verlangte den freien Durchzug durch das Gebiet dieſer Republik. Sie genehmigten ihn, doch nur unter der Bedingung, daß der Kaiſer keine Truppen bei ſich führen ſolle. Dies war ſo gut als eine abſchlägige Antwort. Der aufgebrachte Kaiſer belegte ſie als Rebellen mit dem Reichsbanne; allein ſeine Waffen vermochten nicht, ſein ſtolzes Verfahren wider die Republik zu behaupten. Zwei kaiſerliche Armeen wurden geſchlagen. Die Venetianer hatten durch Hülfe der Franzoſen geſiegt, gleichwohl ſchloſſen ſie einen Waffenſtillſtand, ohne ſolche zu Rathe zu ziehen. Jetzt ward die berühmte Ligue von Cambray, der Venedig das Opfer ſeyn ſollte, heimlich zu Stande gebracht. Der Pabſt, der Kaiſer, der König von Frankreich, der König von Spanien und der Herzog von Savoyen vereinigten ſich, um der Republik ihre Eroberungen zu entreißen. Ein jeder machte auf anſehnliche Beſitzungen Anſprüche: der Pabſt auf Rimini und Ravenna; Ludwig XII. auf Brescia, Bergamo, Crema und Cremona; Maximilian auf Verona, Padua, Vicenza, Treviſo und Friaul; Ferdinand auf Brindiſi, Trani und Otranto; der

Herzog von Savoyen auf die Inſel oder das Königreich Cypern. Hätte die Verbindung unter dieſen Mächten fortgedauert, ſo wäre Venedig ohne Rettung verloren geweſen; aber Julius wollte bloß von den Umſtänden Vortheile ziehen, und war feſt entſchloſſen, ſobald er ſeine Abſichten würde erreicht haben, Italien, wo möglich, von den Fremden zu befreien. Dieſes Bündniß deckte eine Maske der Religion; die Verbündeten gaben vor, als wollten ſie die Venetianer angreifen, um ſpäter ihren Eifer wider die Türken zu richten. Der Sultan bot der Republik ſeine Hülfe an; ſie ſchlug dieſelbe aus. Ludwig XII. machte in Perſon den Anfang des Krieges. Sein erſter Angriff ſchlug die Venetianer dergeſtalt nieder, daß nach der Schlacht, unweit Agnadello, bei dem Fluſſe Adda, die ſchnelle Eroberungen zur Folge hatte, der Senat ſich erbot, den Kaiſer als Lehensherrn von Venedig zu erkennen, und ihm einen jährlichen Tribut von 50,000 Ducaten zu entrichten. Maximilians Weigerung gab ihnen neuen Muth, indem ſie zur Verzweiflung gebracht wurden. Sie nahmen den Deutſchen viele feſte Städte wieder ab, traten mit Julius II. in Unterhandlung, und wurden durch deſſen eigennützige Staatsklugheit gerettet. Er hatte ſie mit den ſchwerſten Bannflüchen dergeſtalt belegt, daß er Jedermann ihre Güter zur Beſitznahme und ſie ſelbſt zu Sclaven preisgab. Um die Abſolution zu erhalten, mußten ſie ihm die Städte in Romagna abtreten und ſeinen Geſetzen folgſam ſeyn. Der Senat, der nur dieſes traurige Rettungsmittel übrig ſah, ging Alles ein, was der Pabſt verlangte. Julius, treulos gegen ſeine Bundesgenoſſen, zog den König von Spanien von dem Bündniſſe ab, indem er denſelben mit dem Königreiche Neapel belehnte, und wandte nun die ganze Wirkſamkeit ſeines Haſſes gegen Frankreich. Ludwig hatte aus übel angebrachter Sparſamkeit den Schweizern die verlangte Vermehrung ihres Soldes verweigert; er hatte ſogar in der Hitze des Zornes mit Verachtung

von ihnen geſprochen. Der Pabſt brachte die Schweizer wider ihn auf, griff den Herzog von Ferrara, Frankreichs Bundesgenoſſen, an, belagerte Mirandola, und eroberte, nachdem er, obſchon in einem bereits ſehr hohen Alter, die größten Gefahren überſtanden hatte, dieſe Stadt mit Sturm. Während Julius wider Ludwig XII. offenbare Feindſeligkeiten ausübte, zog der König die franzöſiſche Geiſtlichkeit zu Rathe, ob er wohl den Pabſt bekriegen dürfe. Dies war ganz überflüſſig; indeſſen fiel wenigſtens die Antwort der Geiſtlichkeit eben ſo gerecht als günſtig aus. Aber die Gewiſſenszweifel der Königin, Anna von Bretagne, auf die Ludwig mehr achtete, als ſie es verdienten, richteten vielen Schaden an. Das Treffen bei Ravenna, wo Gaſto von Foix, Herzog von Nemours, im Jahre 1512 ſiegte, erwarb einen unfruchtbaren Ruhm. Man mußte Mailand räumen; Genua empörte ſich gleich darauf; den Truppen fehlte es an Geld, und die Feldherren waren uneinig. Die Tapferkeit der franzöſiſchen Helden konnte nichts ausrichten. Bayard und ſeine Nachahmer thaten Wunder, die aber weiter nichts als Bewunderung zur Folge hatten. Der König von Frankreich und der Kaiſer hatten einige Cardinäle vermocht, eine allgemeine Kirchenverſammlung nach Piſa zu berufen. Man hatte Julius II. dahin vorgeladen welcher aber eine andere Verſammlung zu Rom veranſtaltet hatte, um die erſtere mit dem Fluche zu belegen. Dadurch verlor Johann von Albret, Ludwigs XII. Bundesgenoſſe und Anverwandter, das Königreich Navarra.

Ferdinand der Katholiſche ſuchte einen Vorwand, ihn dieſes Königreichs zu berauben, und er fand dieſen Vorwand in dem Banne, der wider die Anhänger des Conciliums zu Piſa ausgeſprochen war. Julius ſtarb im Jahre 1513, über 70 Jahre alt, und immer mit ſeinem großen Entwurfe beſchäftigt, alle Fremden, die Deutſchen und Spanier ſowohl als die Franzoſen, aus

Italien zu vertreiben. Eben ſo glücklich als dreiſt in ſeinen Unternehmungen, vermehrte er die Staaten des heiligen Stuhls um ein Anſehnliches.

Der Cardinal von Medicis, der wegen ſeiner Sitten in böſem Rufe ſtand, aber ſeiner Talente wegen Lob verdiente, ward unter dem Namen Leo X. zum Pabſte erwählt. Er war der Sohn des berühmten Laurentius.

26 Jahre lang hatte England keinen Einfluß auf die auswärtigen Staaten. Heinrich VII. ſcheuete den Krieg, ſammelte ſich Schätze und befeſtigte ſeine Gewalt. Zwei von ſeinen Feinden, angeſtiftete Betrüger, machten ihm vergeblich die Krone ſtreitig. Einer, Namens Simnel, eines Bäckers Sohn, hatte ſich glücklich zu preiſen, daß er, nachdem er in Irland war zum Könige gekrönt worden, zum Küchenjunge in der königlichen Küche gemacht wurde. Perkin, ſo hieß der andere, der Sohn eines Juden, ſtellte fünf Jahre lang die Perſon des Sohnes Eduards IV. vor, und endigte ſeine Rolle auf dem Schaffote. Befreit von dieſen Unruhen, ſicherte ſich Heinrich, durch eine ſtrenge und betriebſame Regierung vor Empörungen, wußte Liſt und Gewalt zu verbinden, ermunterte die Freiherren zum Verkaufe ihrer Ländereien, machte dadurch die Bürgerſchaft reicher und mächtiger, ſchwächte den Adel, und erhob ſeine königlichen Rechte beinahe bis zur unumſchränkten Gewalt. Sein Sohn, Heinrich VIII., der nach ihm im Jahre 1509 den Thron beſtieg, hingeriſſen von ſeinen Leidenſchaften, ward ein Beiſpiel der größten Tyrannei. Er hatte ſich im Jahre 1512 mit in das Bündniß eingelaſſen, das Julius II. wider Frankreich zu Stande gebracht hatte. Nach dem Tode Julius ward das Bündniß unter Leo X. erneuert. Die Franzoſen hatten ſo eben Mailand wieder eingenommen, wurden aber daraus aufs neue von den Schweizern vertrieben, durch deren Unterſtützung Maximi-

lian Sforza zum Beſitze von Mailand kam. Ludwig **XII.**, der damals mit den Venetianern im Bündniß ſtand, hatte den Pabſt, den Kaiſer, die Engländer und die Spanier gegen ſich.

Auf der einen Seite fiel Heinrich **VIII.** mit Maximilian, dem er ſogar die Tafel bezahlte, in die Picardie. Er ſiegte in dem Gefechte bei Guinigate und nahm Teruenne und Tournai ein, während die Schweizer Dijon belagerten. Die Stadt würde erobert worden ſeyn, wenn nicht la Tremouille die Schweizer dadurch, daß er ihnen alles Mögliche verſprach, zur Aufhebung der Belagerung vermocht hätte. Der Vergleich ward geſchloſſen und die Schweizer zogen ab. Der Hof ſtellte ſich, mit dem Betragen des la Tremouille unzufrieden zu ſeyn, erklärte einen Vergleich, der ihm viele Vortheile verſchafft hatte, für nichtig, und gebrauchte alle Vorſicht, um ſich vor einem neuen Einfalle zu ſichern. Indeſſen hatte Ludwig den Frieden nöthig. Er demüthigte ſich vor dem Pabſte; entſagte der von Piſa nach Lyon verlegten Kirchenverſammlung; machte ſich ſogar anheiſchig, die Anhänger der Kirchenverſammlung, wenn es nöthig ſeyn ſollte, mit bewaffneter Hand zu verfolgen, und ſchien alſo mit Rom ausgeſöhnt zu ſeyn. Es ward ihm leicht, den König von England zu gewinnen, den Ferdinands Treuloſigkeit aufgebracht hatte. Nach dem Ableben ſeiner Gemahlin, Anna von Bretagne, vermählte er ſich mit Maria, Heinrich's **VIII.** Schweſter. Seine Umſtände befanden ſich in einer ſo bedenklichen Lage, daß er ſich gewiſſermaßen dieſe Gemahlin für eine Million Goldthaler erkaufte; aber bereits im folgenden Jahre ſtarb.

Deutſchland. Maximilian I.

Maximilian war ein Sohn Kaiſers Friedrich III., aus dem Hauſe Oeſterreich. Er wurde im Jahr 1459 geboren, und hatte in ſeinen Jugendjahren eine ſo harte Ausſprache, daß er in ſeinem neunten Jahre noch kein Wort vernehmlich hervorbringen konnte. Allein in der Folge ward er einer der beredteſten Fürſten, der nicht nur ſeine Mutterſprache, ſondern auch die lateiniſche, italieniſche und franzöſiſche ſehr ſchön ſprach. Er war kaum drei Jahre alt, als er von den aufrühriſchen Bürgern zu Wien, ſammt ſeinem Vater, ſeiner Mutter und dem ganzen Hofſtaate belagert war, wo ihm die ſehr ſchmale und immer nämliche Koſt nicht ſchmecken wollte. Als er heranwuchs, bekam er einen ſchönen Körperbau, und ſeine Lieblingsunterhaltung war die Jagd. Als nach dem Tode des Königs Matthias Ungarn wieder an ſeinen rechtmäßigen Herrn kommen ſollte, zog Maximilian, der ſich auf die alten Verträge ſtützte und von einem Theile der ungariſchen Landſtände zum König erwählt war, mit ſeinem Kriegsheere in dieſes Königreich, kam bis nach Stuhlweißenburg, das er eroberte, und machte ſehr glückliche Fortſchritte. Allein die der Beute wegen entſtandenen Uneinigkeiten zwiſchen ſeinen Truppen, wozu auch der ihnen rückſtändige Sold Vieles beitrug, verhinderten ihn, ſeinen Endzweck zu erreichen, und er mußte nach Deutſchland abziehen, wo ſodann durch einen Frieden dem wider ihn erwählten König Wladislav von Böhmen das Königreich Ungarn, dem Maximilian hingegen Oeſterreich ſammt allem dazu Gehörigen zuerkannt wurde. Dieſer hatte nach ſeines Vaters Tode die Regierung kaum angetreten, als die Türken in ſeine öſterreichiſchen Erbländer einfielen, und bis Pettau und Laibach herumſtreiften. Maximilian erließ zwar wider ſie ein Aufgebot; doch ohne ſeine Ankunft abzuwarten, waren inzwiſchen dieſe Feinde mit ihrem Raube und vielen Ge-

lian Sforza zum Beſitze von Mailand kam. Ludwig XII., der damals mit den Venetianern im Bündniß ſtand, hatte den Pabſt, den Kaiſer, die Engländer und die Spanier gegen ſich.

Auf der einen Seite fiel Heinrich VIII. mit Maximilian, dem er ſogar die Tafel bezahlte, in die Picardie. Er ſiegte in dem Gefechte bei Guinigate und nahm Teruenne und Tournai ein, während die Schweizer Dijon belagerten. Die Stadt würde erobert worden ſeyn, wenn nicht la Tremouille die Schweizer dadurch, daß er ihnen alles Mögliche verſprach, zur Aufhebung der Belagerung vermocht hätte. Der Vergleich ward geſchloſſen und die Schweizer zogen ab. Der Hof ſtellte ſich, mit dem Betragen des la Tremouille unzufrieden zu ſeyn, erklärte einen Vergleich, der ihm viele Vortheile verſchafft hatte, für nichtig, und gebrauchte alle Vorſicht, um ſich vor einem neuen Einfalle zu ſichern. Indeſſen hatte Ludwig den Frieden nöthig. Er demüthigte ſich vor dem Pabſte; entſagte der von Piſa nach Lyon verlegten Kirchenverſammlung; machte ſich ſogar anheiſchig, die Anhänger der Kirchenverſammlung, wenn es nöthig ſeyn ſollte, mit bewaffneter Hand zu verfolgen, und ſchien alſo mit Rom ausgeſöhnt zu ſeyn. Es ward ihm leicht, den König von England zu gewinnen, den Ferdinands Treuloſigkeit aufgebracht hatte. Nach dem Ableben ſeiner Gemahlin, Anna von Bretagne, vermählte er ſich mit Maria, Heinrich's VIII. Schweſter. Seine Umſtände befanden ſich in einer ſo bedenklichen Lage, daß er ſich gewiſſermaßen dieſe Gemahlin für eine Million Goldthaler erkaufte; aber bereits im folgenden Jahre ſtarb.

Deutſchland. Maximilian I.

Maximilian war ein Sohn Kaiſers Friedrich III., aus dem Hauſe Oeſterreich. Er wurde im Jahr 1459 geboren, und hatte in ſeinen Jugendjahren eine ſo harte Ausſprache, daß er in ſeinem neunten Jahre noch kein Wort vernehmlich hervorbringen konnte. Allein in der Folge ward er einer der beredteſten Fürſten, der nicht nur ſeine Mutterſprache, ſondern auch die lateiniſche, italieniſche und franzöſiſche ſehr ſchön ſprach. Er war kaum drei Jahre alt, als er von den aufrühriſchen Bürgern zu Wien, ſammt ſeinem Vater, ſeiner Mutter und dem ganzen Hofſtaate belagert war, wo ihm die ſehr ſchmale und immer nämliche Koſt nicht ſchmecken wollte. Als er heranwuchs, bekam er einen ſchönen Körperbau, und ſeine Lieblingsunterhaltung war die Jagd. Als nach dem Tode des Königs Matthias Ungarn wieder an ſeinen rechtmäßigen Herrn kommen ſollte, zog Maximilian, der ſich auf die alten Verträge ſtützte und von einem Theile der ungariſchen Landſtände zum König erwählt war, mit ſeinem Kriegsheere in dieſes Königreich, kam bis nach Stuhlweißenburg, das er eroberte, und machte ſehr glückliche Fortſchritte. Allein die der Beute wegen entſtandenen Uneinigkeiten zwiſchen ſeinen Truppen, wozu auch der ihnen rückſtändige Sold Vieles beitrug, verhinderten ihn, ſeinen Endzweck zu erreichen, und er mußte nach Deutſchland abziehen, wo ſodann durch einen Frieden dem wider ihn erwählten König Wladislav von Böhmen das Königreich Ungarn, dem Maximilian hingegen Oeſterreich ſammt allem dazu Gehörigen zuerkannt wurde. Dieſer hatte nach ſeines Vaters Tode die Regierung kaum angetreten, als die Türken in ſeine öſterreichiſchen Erbländer einfielen, und bis Pettau und Laibach herumſtreiften. Maximilian erließ zwar wider ſie ein Aufgebot; doch ohne ſeine Ankunft abzuwarten, waren inzwiſchen dieſe Feinde mit ihrem Raube und vielen Ge-

fangenen zurückgezogen. Bald darauf vermählte ſich dieſer Kaiſer mit der Blanka Maria, einer Tochter des vorigen Herzogs von Mailand, um nach deſſen Tode das Lehen wieder an das Reich zu ziehen, was bereits ſein Vater beantragt hatte, und übergab hierauf die Verwaltung der Niederlande ſeinem 16jährigen Sohne Philipp. Im Jahre 1495 hielt er zu Worms einen Reichstag, der einer der merkwürdigſten war. Seine Vorträge betrafen die Beſorgniſſe eines neuen Einbruchs der Türken, und die Unternehmungen des Königs von Frankreich in Italien, wo König Carl VIII. Neapel zwar erobert, aber wieder verloren hatte. So überzeugend auch die Gründe waren, aus welchen der Kaiſer wider die Franzoſen bei den Reichsſtänden Hülfe ſuchte, ſo ſchützten doch dieſe etwas Anders vor, und erklärten: die Nothwendigkeit erfordere, daß ein beſtändiges Gericht, ein dauerhafter Landfriede und überhaupt eine gute Ordnung im Reiche eingeführt werde, bevor ſich eine Hülfe leiſten laſſe. Maximilian erfüllte dieſen Wunſch deſto lieber, da bereits ſein Vater Friedrich III. den Anfang dazu gemacht hatte, ſetzte auf dieſem Reichstage nicht nur einen immerwährenden Landfrieden ein, und ergriff hierzu zugleich die Maßregeln, um ihn aufrecht zu erhalten, ſondern führte eben ſo auch das Reichskammergericht ein. Schon im Jahre 1490 hatte ihm ſein Vetter, der Erzherzog Sigmund von der tyroliſchen Linie, den größten Theil ſeiner Länder überlaſſen, und weil dieſer nun ohne Erben ſtarb, bekam auch Maximilian noch das Uebrige, und brachte ſo die geſammten öſterreichiſchen Erbländer wieder zuſammen, nachdem ſie über 130 Jahre lang getrennt geweſen waren. Bald darauf veranlaßte das wider Frankreich errichtete Bündniß und die mütterliche Verwandtſchaft des römiſchen Königs mit dem Hauſe von Caſtilien eine engere Verbindung Maximilians mit dem

König Ferdinand von Aragonien und ſeiner Gemahlin Iſabella. Dieſes geſchah durch eine Wechſelheirath, als der Herzog Philipp, Maximilians Sohn, ſich im Jahre **1496** mit Johanna, der zweiten Tochter Ferdinands, Margaretha hingegen, des Maximilians Tochter, im Jahre **1497** mit Johann, dem einzigen Sohne Ferdinands, vermählte. Niemand ſtellte ſich damals vor, was für Folgen die Vermählung Philipps mit der Infantin Johanna für das Erzhaus Oeſterreich haben würde. Nun ereignete es ſich aber, daß im Jahre **1497** Johann, der Kronprinz von Spanien, ſechs Monate nach ſeiner Vermählung mit Tode abging. Im darauf folgenden Jahre **1498** ſtarb auch Iſabella, deſſen älteſte Schweſter, die Königin von Portugal, und ihr einziger Prinz Michael. Auf ſolche Art ward alſo Johanna, die Gemahlin Philipps, die Erbin der ſpaniſchen Monarchie, wodurch das Erzhaus Oeſterreich eine Macht erhielt, wie ſie bisher noch kein Monarch gehabt hatte. Inzwiſchen flehten die Italiener, die nicht ohne Urſache einen abermaligen feindlichen Einfall des Königs von Frankreich befürchteten, Maximilian um Schutz und Beiſtand an, und dieſer, um dort die alten Reichsrechte zu behaupten, ſäumte nicht, von den Reichsſtänden die erforderliche Hülfe dazu zu begehren, die er auch deſto ſicherer zu erhalten glaubte, weil er den Römerzug dabei zum Vorwande nahm. Allein die deutſchen Fürſten, nur für ſich beſorgt, verſtanden ſich auch dießmal nicht dazu. Deſſen ungeachtet brach Maximilian mit einer, wiewohl ſehr kleinen Mannſchaft nach Italien auf, weil ihm ſowohl der Herzog von Mailand, als die Venetianer die nöthige Unterſtützung zugeſichert hatten. Doch ſobald dieſe Nachricht hatten, daß in dieſem Jahre der König von Frankreich nicht kommen würde, behagten ihnen die ergriffenen Maßregeln des Kaiſers gegen die künftigen Einfälle der Franzoſen nicht; ſie wünſchten deſſen Rückzug, riethen ihm, die

Florentiner zu zwingen, das franzöſiſche Bündniß aufzugeben, was er auch, mit der wiewohl vergeblichen Belagerung der Stadt Livorno, that, betrugen ſich aber dabei ſo argliſtig, daß Maximilian lieber unverrichteter Sache nach Deutſchland zurückkehrte, wo in den Reichstagen zu Lindau, Worms und Freiburg die Mittel zur Befeſtigung des Landfriedens ergriffen wurden.

In dem letztern verlangte er zwar Hülfe gegen Frankreich, weil es die entriſſenen burgundiſchen Länder noch immer nicht ſeinem Sohne Philipp zurückſtellen wollte; doch erſparte er ſich dieſe, weil inzwiſchen ein Vergleich in das Mittel getreten war, und richtete ſeine Sorgfalt auf die Schweiz, wo auf ſein mehrmaliges Anſuchen, das mit Sigismund errichtete Bündniß auch mit ihm zu erneuern, die Eidesgenoſſen den Beitritt in den ſchwäbiſchen Bund als gefahrvoll für ihre Freiheit hielten, und nicht ein Mal als Glieder des deutſchen Reichs weder den Landfrieden annehmen, noch auch die Gerichtsbarkeit des Kammergerichts anerkennen wollten. Als nun die Schweizer auch noch die mit Oeſterreich mißvergnügten Graubündtner in ihren Bund nahmen, die kaiſerlichen und ſchwäbiſchen Bundesgenoſſen aber ſich einiger zum Biſthume Chur gehörigen Plätze bemeiſterten, ſo entſtand ein Krieg, in welchem die Schweizer in mehreren Schlachten das Feld behaupteten, und der Kaiſer ſelbſt den Kürzern zog, nachdem ihn die Reichshülfe im Stiche gelaſſen hatte.

Unterdeſſen war der König von Frankreich nicht nur mit den Schweizern und der Republik Venedig in ein Bündniß getreten, ſondern hatte auch den Titel eines Herzogs von Mailand angenommen, und der Herzog bei dem Kaiſer Zuflucht geſucht. Ueberdrüſſig der franzöſiſchen Ausſchweifungen, riefen die Mailänder ihren Herzog zurück; doch da ihm ſeine in Sold genommene Schweizer untreu wurden, hatte er das traurige Schickſal, in franzöſiſche Gefangenſchaft zu gerathen, in welcher er bis an ſein Ende bleiben

mußte. Wäre auch Maximilian mit ihm nicht verſchwägert geweſen, ſo konnte er ſchon als Oberlehensherr nicht gleichgültig zuſehen, daß Ludwig XII. ein ſo wichtiges Reichslehen an ſich geriſſen und ſich dadurch in der Nähe ſeiner Erbſtaaten feſtgeſetzt hatte. Er hielt demnach im Jahre 1500 zu Augsburg einen Reichstag, wo er den Ständen, nebſt der Türkengefahr, die Eroberung des Herzogthums Mailand durch die Franzoſen, und das feindliche Betragen der plötzlich zu ihnen geſtoßenen Venetianer auf das eindringlichſte an das Herz legte, und eine anſehnliche Hülfe zur Vertheidigung der Reichsrechte begehrte, mit der Erklärung: daß er willig und bereit ſey, Friede und Recht in dem heiligen Reiche nach beſtem Vermögen wieder herzuſtellen und zu handhaben. Allein die Reichsfürſten bezeigten auch diesmal ſo wenig Luſt, daß ſie lieber auf gütliche Unterhandlungen antrugen, und um auf etwas Anderes zu kommen, machten ſie ſich auf dieſem Reichstage die Verbeſſerung des innern Zuſtandes des Reichs zum höchſtnöthigen Geſchäfte, weßhalb ein Ausſchuß aus allen drei Reichskollegien ernannt wurde, der ſich vornehmlich mit der Abfaſſung einer Regimentsordnung, mit der Eintheilung des Reichs in Kreiſe, mit der Erklärung und Erweiterung des Landfriedens, und mit der Wiederherſtellung des Kammergerichts und einer verbeſſerten Ordnung deſſelben befaſſen mußte. Sie bewilligten zwar eine Hülfe wider die Türken, es ſollte dieſes aber erſt bei der Regimentsordnung in Anſchlag gebracht werden, was aber nicht ein Mal zu einer Verordnung, geſchweige zu einer Vollziehung kam. Faſt hatte Maximilian alle Geduld über das Benehmen der Reichsſtände verloren, als jedoch die Umſtände für ihn eine vortheilhaftere Wendung nahmen. Die Könige von Frankreich und Spanien hatten inzwiſchen ſich des Königreichs Neapel bemächtigt. Da nun Erſterer, oder Ludwig XII., ohne vorhergehende Ausſöhnung mit dem Kaiſer, und von ihm verlangte Belehnung mit Mailand,

ſich keinen ruhigen Beſitz ſeiner Eroberung in Italien verſprechen konnte, ſo wandte er ſich, um Beides zu bewirken, an den Erzherzog Philipp, dem er die Vermählung ſeiner Prinzeſſin Claudia mit deſſen Sohne Carl, und hierzu das Herzogthum Bretagne, oder, wie Andere wollen, Mailand zum Heirathsgute verſprach. Je lieber Philipp dieſen Antrag annahm, deſto eifriger verwendete er ſich bei Maximilian, der, des Betragens der Reichsfürſten überdrüſſig, hierauf wirklich mit dem König Ludwig XII. im Jahre 1501 einen Vertrag ſchloß, dem zufolge die Heirath zwiſchen dem jungen Erbherzoge Carl und Ludwigs XII. Claudia beſtätigt und eine neue Vermählung zwiſchen dem künftigen Dauphin und einer von Carls Schweſtern verabredet war. Maximilian verſprach Ludwig XII. die Belehnung von Mailand, und dieſer dagegen verband ſich, dem römiſchen König nicht nur wider die Türken beizuſtehen, ſondern auch ihm und ſeinen Erben zur Nachfolge in Ungarn und Böhmen, dem Erzherzoge Philipp aber und ſeinen Nachkommen zur Erbfolge in den geſammten ſpaniſchen Ländern dereinſt behülflich zu ſeyn, und den gefangenen Herzog von Mailand gut zu behandeln. Dieſer Vergleich machte dem Reichstage ein Ende, wo das Reichsregiment ſich ohnehin nur Eingriffe in die königliche Gewalt erlaubte, ſo daß es ſogar wider den Willen des Kaiſers einen Waffenſtillſtand mit Frankreich geſchloſſen hatte.

Maximilian hob daſſelbe endlich gar auf, und führte an ſeinem Hofe ein beſonderes Hofrathskollegium ein, welches die Grundlage des nachherigen Reichshofraths ward. Mit Frankreich zu Trient verglichen, dachte nun der Kaiſer ernſtlich daran, wider die Türken zu ziehen, wozu ihn auch der Pabſt beſtändig angereizt hatte. Allein da er die Reichsſtände ſchon kannte, daß auf einem Reichstage von ihnen nie eine Hülfe zu erwarten ſey, ſo erſuchte er einen jeden einzeln ſchriftlich um eine anſehnliche Türkenhülfe.

Die Churfürſten traten im Jahre 1502 zu Gelnhauſen zuſammen, wo ſie ſich zwar zur verlangten Hülfleiſtung bereit zeigten, jedoch erklärten, daß ſie, dem Herkommen gemäß, ſich in einem allgemeinen Reichstage hierüber zuerſt berathſchlagen müßten. Ja ſie machten ſogar zu Gelnhauſen einen Churverein, worin ſie ſich unter einander verbanden, in Reichsſachen nichts ohne ihre gemeinſame Berathſchlagung zu beſchließen, feſt zuſammen zu halten, alle Zergliederung und Verminderung des Reichs zu verhindern, und alle Jahre an einem beſtimmten Tage zuſammen zu kommen. Ueber ein Benehmen dieſer Art aufgebracht, machte Maximilian dem Erzbiſchofe von Mainz, den er für den Urheber von Allem hielt, Vorwürfe, ſtellte darauf das Reichskammergericht, jedoch mit einigen Abänderungen, wieder her, wies Regensburg als den Ort dazu an, und ſchmeichelte ſich, daß, weil ſein Sohn Philipp ſtatt ſeiner bei dem nächſten Reichstage zu Cöln oder Aachen den Vorſitz haben, ſie ihn auf ſein Erſuchen als Erzherzog von Oeſterreich und Grafen von Tyrol in das Churkollegium aufnehmen würden. Allein da die Churfürſten nach einer Zuſammenkunft zu Frankfurt die Aufnahme Philipps in das Churkollegium als eine verfaſſungswidrige Neuerung ſich eben ſo, wie die Verlegung des Kammergerichts nach Regensburg verbeten hatten, ſo beſtimmte er den Reichstag nach Cöln.

Mögen die Churfürſten auch noch ſo unzufrieden mit der zu dieſem Gerichte von ihm beſtimmten Stadt Regensburg geweſen ſeyn, ſo wich doch Maximilian nicht mehr von dieſem ſeinem einmal feſtgeſetzten Entſchluſſe ab.

Auch die zwiſchen Maximilian und dem König von Frankreich zu Trient geſtiftete Freundſchaft begann zu erkalten. Da bei der entſtandenen Gränzſtreitigkeit in Neapel, zwiſchen den Franzoſen und Spaniern, die letzteren den Vortheil erſahen, die erſteren wieder daraus zu vertreiben, ſo hatte dieſe Trennung einen natürlichen

Einfluß auch auf den für Spanien mehr geneigten Maximilian, weil deſſen Sohn Philipp die nächſte Hoffnung auf die Erbſchaft aller ſpaniſchen Beſitzungen hatte, und König Ludwig XII. verdroß es, daß er bisher noch nicht mit Mailand belehnt worden war. Da Philipp ſehr viel an dem guten Einverſtändniſſe zwiſchen beiden lag, ſo veranlaßte er im Jahre 1504 zu Blois neue Unterhandlungen, die ſich mit einem dreifach vortheilhaften Vertrage endigten, und worauf auch Ludwig XII. mit Mailand belehnt ward. Allein deſſen ungeachtet hob dieſer König, aus Eiferſucht über die immer mehr zunehmende Macht des Erzhauſes Oeſterreich, das Jahr darnach den zu Blois geſchloſſenen Heirathsvertrag in einer Verſammlung der franzöſiſchen Stände zu Tours wieder auf.

Indeſſen hatte Maximilian ſeine Aufmerkſamkeit auf Italien zu richten, wo Ludwig XII., mit der Eroberung Mailands, auch über Genua die Oberherrſchaft erhielt, und Anſtalt zu einem Feldzuge machte. Pabſt Julius II. war deſto mißtrauiſcher, weil es hieß, dieſer Zug ſey gegen Rom gerichtet, um ihn gefangen zu nehmen, und den Cardinal von Amboiſe, ſeinen Nebenbuhler bei der Pabſtwahl und königlichen Miniſter, an ſeine Stelle zu ſetzen. Da nun auch deßhalb die Venetianer in den Kaiſer drangen, er möchte mit einem Heere zur Rettung der Freiheit Italiens und der Ehre des Reichs herbeieilen, ſo ſäumte auch Maximilian nicht, im Jahre 1507 auf einem zu Koſtnitz gehaltenen zahlreichen Reichstage aus den erwähnten Urſachen auf den längſt ſchon vorgehabten Römerzug zu dringen.

Es koſtete Maximilian Mühe, 12,000 Mann auf ſechs Monate zu erwirken, womit man ſo groß that und ſie für 30,000 Mann ausgab. Der Kaiſer beſtellte Friedrich den Weiſen, Churfürſten von Sachſen, zum einſtweiligen Reichsverweſer, und wollte noch in demſelben Jahre aufbrechen; doch die erwartete

Reichshülfe an Leuten ſowohl als an Gelde ward ſo ſchlecht geleiſtet, daß noch im Hornung des folgenden Jahres der Kaiſer ſtatt der erwarteten Tauſenden kaum Hunderte von beiden zählen konnte. Nach dem Abzuge Ludwigs XII. aus Italien glaubte der Pabſt auch Maximilian von ſeinem Römerzuge abzuhalten; doch dieſer ließ ſich nicht hindern, die Venetianer, die ihm die Zugänge verſperrten, mit einem Kriegsheere, das meiſtens aus ſeinen eigenen Unterthanen beſtand, ſo lange zu bekriegen, bis er wegen nicht erfolgter Reichshülfe, die ihn im Stiche ließ, ſich zurückzuziehen genöthigt war, worauf er bloß einen Waffenſtillſtand auf drei Jahre einging, nachdem er ſeine eigenen Leute für das Reich ſchon aufgeopfert und ſelbſt an ſeinen Erbſtaaten durch die feindliche Rache Schaden gelitten hatte. Auf dieſem Zuge nahm Maximilian den Titel eines erwählten römiſchen Kaiſers feierlich an, und weil der Pabſt hierauf in einem beſondern Schreiben an Maximilian dieſen angenommenen Kaiſertitel förmlich anerkannt hatte, machte er durch ein öffentliches Schreiben bekannt: daß man ihn in Zukunft in den Schriften allezeit erwählten römiſchen Kaiſer, mündlich aber römiſchen Kaiſer nennen ſollte. Gegen die Venetianer, von denen er ſich gekränkt fühlte, führte er nun Krieg und trat dem Bündniß von Cambray bei, wie wir bereits berichtet haben.

Nach Ludwig's XII. Tod folgte Franz, Graf von Angouleme, demſelben auf dem Throne. Jung, lebhaft, tapfer, ehrgeizig, richtete er ſogleich ſeine Abſichten auf Italien. Die Unzulänglichkeit der bereits veranſtalteten Zurüſtungen und der Geldmangel verleiteten ihn, das Recht der Könige zu verkaufen, das Recht, die Bürger zu richten. Dieſes ſelbſt von dem erſten Präſidenten des Parlaments, dem Kanzler du Prat, vorgeſchlagene Mittel war ſo ganz wider alle Grundſätze, daß die Glieder des Parlaments noch lange Zeit nachher bis zum Jahre 1597 ſchwören mußten, ihre Stelle nicht erkauft zu haben.

Nach dem Uebergange über die Alpen fand Franz I. eine unerwartete Gelegenheit, von ſeiner Tapferkeit Beweiſe zu geben. Ob er ſchon mit den Schweizern in Unterhandlung ſtand, ſo hatte doch dieſes kriegeriſche Volk, angeſtiftet durch den römiſchen Hof, die Waffen wider ihn ergriffen. Er ſchlug ſie in dem berühmten Treffen bei Marignano, das zwei Tage dauerte. Es iſt eine Thatſache, daß der König 50 Schritt weit von einem ſchweizeriſchen Bataillon auf der Laffette einer Kanone ſchlief. Die Eroberung Mailands war die Frucht ſeines Sieges, und Maximilian Sforza ſtarb eben ſo, wie ſein Vater Ludwig, in Frankreich.

Spanien verlor im Jahre 1516 Ferdinand den Katholiſchen, und der furchtbare Carl V. trat an ſeine Stelle. Ferdinands Andenken iſt mit dem Blute befleckt, das durch die Inquiſition unter ihm vergoſſen ward. Er ſuchte nach der Eroberung Neapels auch in dieſem Königreiche das Ketzergericht einzuführen, das in den Augen der Vernünftigen immer gleich abſcheulich war, und eben ſo ſehr mit dem Geiſte der Religion, als mit den Grundſätzen einer guten Regierung ſtritt.

Die Neapolitaner, ſo abergläubig ſie auch waren, wollten daſſelbe doch niemals bei ſich einführen laſſen. Der Religionseifer des Königs begnügte ſich daher mit Vertreibung der Juden. Weil er ſeinen Enkel, Carl von Oeſterreich, nicht liebte, ſo hatte er Spanien Carls jüngerem Bruder, Ferdinand, beſtimmt. Aber auf den Rath ſeiner Unterthanen änderte er ſeinen Vorſatz, und ließ Carl allein alle ſeine Reiche erben.

Der Cardinal Ximenes, der bis zur Ankunft des Herzogs zum Reichsverweſer von Caſtilien ernannt war, würde, da ihn die Großen haßten, gegen die er ſich ſtolz und gebieteriſch betrug, eine Empörung erlebt haben, wenn er weniger Klugheit und Muth gehabt hätte. Dieſer Miniſter bewaffnete die Bürgerſchaft, und demüthigte dadurch den Adel immer mehr. Seine ſtrengen und un=

tadelhaften Sitten, ſein hoher Verſtand, ſein Ruf, und ſeine dem Staate, der Kirche und den Wiſſenſchaften geleiſteten Dienſte konnten kaum dem Haſſe, welchen er ſich durch den Stolz und die Härte ſeines Charakters zuzog, das Gleichgewicht halten. Er fiel in Ungnade, und ſtarb im Jahre **1517**, **80** Jahre alt, ehe er den neuen König von Spanien geſehen hatte.

Das Ableben Maximilians, wodurch der kaiſerliche Thron erledigt ward, erfolgte im Jahre **1519**. Dieſer unruhige Fürſt hatte ohne Truppen und ohne Geld beſtändig Kriege geführt. Er hatte während der Krankheit Julius **II.** geſucht, Pabſt zu werden. Der Biſchof von Gurk mußte **300** Ducaten, welche die Augsburger Kaufleute vorſchoſſen, unter die Cardinäle vertheilen, um deren Stimmen zu erkaufen. Was für eine Rolle hätte ein kaiſerlicher Pabſt ſpielen können, wenn es ihm möglich geweſen wäre, beide Kronen und beide Mächte mit einander zu verbinden. Aber in einer Zeit, wo die Politik ſtürmiſch war, und alle Staaten Liguen entſtehen ſahen, würde man das freilich nicht geduldet haben. Maximilian wußte, daß die Kaiſer Herren von Rom geweſen waren; und vielleicht gedachte er ſeinem Hauſe zum Beſitze dieſer Stadt, die ſo ſehr den Ehrgeiz zu erregen fähig war, den Weg zu bahnen. Anſtatt das zum Kriege aufgebotene Volk nach geendigtem Feldzuge wieder zu entlaſſen, errichtete er aus demſelben ſtehende Regimenter zu Fuß, die nach jenen von ihm erfundenen Lanzen oder Piken Lanzenknechte genannt wurden, und unter beſonderen Officieren, eigenen Fahnen und Rotten ſtanden. Weil nach ſeinem Beiſpiele die benachbarten Mächte bei ihren Kriegsheeren ähnliche Einrichtungen treffen mußten, ward Maximilian dadurch der Urheber der ſtehenden Heere.

Unter dieſer Regierung ward Deutſchland in Kreiſe vertheilt. Die Kreiſe wurden hauptſächlich zum Behufe der Vollziehung der Rechtsſprüche des Kammergerichts verordnet. Die erſten ſechs

waren: Franken, Baiern, Schwaben, Oberrhein, Niederrhein und Sachſen. Im Jahre 1512 fügte man noch Oeſterreich, Burgund und Churrhein hinzu, und trennte Oberſachſen von Niederſachſen; dadurch erleichterte man die Einnahmen der öffentlichen Abgaben. Man dachte auf Wiederherſtellung der Ordnung, der Ruhe und des Landfriedens; aber die Mißbräuche der Anarchie, mit einem Worte, die Feudal-Regierung mußte dieſen Theil Europens noch lange zu einem Schauplatze der Unordnungen, der Zwietracht und der bürgerlichen Kriege machen. Im Jahre 1495 ward in einer Reichsverſammlung zu Worms das ſpäter zu Wetzlar befindliche kaiſerliche Kammergericht errichtet, als das höchſte Tribunal, von welchem die bürgerlichen Rechtsſachen der Stände ohne weitere Appellation entſchieden wurden. Der Reichshofrath, deſſen ſämmtliche Glieder der Kaiſer ernannte, konnte gleichfalls in dergleichen Sachen ſprechen. Aber Feudalſachen und die Angelegenheiten Italiens gehörten ganz allein vor den letztern. Der römiſche Hof übte immer ſeine Tyrannei über Deutſchland aus. Die alten Mißbräuche wurden durch neue Erpreſſungen vermehrt. Nach Maximilians eigener Ausſage zog der heilige Stuhl aus dem Reiche mehr als 500,000 Ducaten jährlicher Einkünfte.

Unterdeſſen zog ſich das Ungewitter zuſammen, die Gemüther waren in Gärhung; ein Funken von Schwärmerei konnte Alles in Feuer und Flammen ſetzen. Leo X. blies, bei all ſeiner Klugheit, gewiſſermaßen das Feuer an, das er hätte auslöſchen ſollen.

Luther und Zwingli ſtehen auf.

Durch die Unbeſonnenheit und den Mangel an Einſicht der päbſtlichen Unfehlbarkeit unter Leo X. wurde der Grund zum Lutherthum gelegt, und der Proteſtantismus hervorgerufen. Die Päbſte legten ſelbſt die Grundſteine zu dem neuen Gebäude.

Zwecker del. | J.S. Engleheart sc.

BERAUBUNG DES ABLASZKRÆMER'S TEZEL.

Druck d. E. Gruenewalde

Die prächtige St. Peterskirche, die Julius II. zu bauen angefangen hatte, die Pracht und die Luſtbarkeiten des römiſchen Hofes, die Wohlthaten, die an Gelehrte und Künſtler, beſonders aber an päbſtliche Creaturen und Pfaffen verſchwendet wurden, kurz, ein tauſendfacher hochmüthiger Aufwand erſchöpfte den Schatz des Pabſtes, der ſich kein Gewiſſen machte, ſich eines Mittels zu bedienen, das, vermittelſt des Aberglaubens, ſeit langer Zeit eben ſo leicht auszuführen, als ergiebig geworden war. Unter dem hundert Mal erneuerten Vorwande eines Türkenkrieges bot er in einer öffentlichen Ankündigung allen denjenigen, die Geld geben würden, Ablaß an; und zum größten Aergerniſſe Deutſchlands ward dieſer Ablaßhandel ſogar in den niedrigſten Schenken getrieben. Der Dominicaner Tetzel machte beſonders durch unverzeihliche Ausſchweifungen das größte Aufſehen.

Die Dominicaner hatten vom Pabſte den Auftrag erhalten, Ablaß zu predigen, und ſie thaten dies mit dem größten Eifer, indem ſie ihre Vorſtellung von der Kraft dieſer geiſtlichen Wohlthaten auf eine ungereimte Weiſe rühmten. Die Auguſtiner, welche den Vorzug der Dominicaner beneideten, waren gegen die Ablaßprediger aufgebracht. Martin Luther, ein gelehrter Theolog des Auguſtiner-Ordens, ergriff dieſe Gelegenheit, dem päbſtlichen Unfug zu ſteuern; predigte in Sachſen wider die Grundſätze der Dominicaner in Anſehung des Ablaſſes; bewies das Ungereimte und die ſchlimmen Folgen deſſelben, und eiferte wider die Laſter, Betrügereien und Erpreſſungen des päbſtlichen Hofes.

Martin Luther, geboren zu Eisleben im Jahre 1483, war der Sohn eines armen Bergmanns. Die Tage ſeiner Kindheit und ſeiner Schuljahre waren kummervoll und dürftig. Gleichwohl hatte er das Glück, Lehrer zu bekommen, die ihn beſſer, als in jenem Zeitalter gewöhnlich war, unterrichteten.

Im Jahre 1501 kam er nach Erfurt auf die Univerſität.

Daſelbſt legte er ſich mit beſonderem Fleiße auf die Logik, übte ſich im Leſen der lateiniſchen Schriftſteller, ſtudirte auch Moral und Naturlehre und wurde, nachdem er auf Schulen hatte darben müſſen, von ſeinem Vater jetzt mit Gelde reichlich unterſtützt; denn die Glücksumſtände des Mannes, der ſelbſt Bergtheile beſaß, hatten ſich verbeſſert, wie er denn auch aus einem gemeinen Bergmanne Rathsherr zu Mannsfeld geworden war. Mit den Studien verknüpfte Luther früh ſchon ein eifriges Gebet. Auf der Univerſitätsbibliothek ſah er zuerſt eine vollſtändige lateiniſche Bibel, und erſtaunte, da er ſah, daß ſie mehr enthalte, als die Evangelien und Epiſteln; denn bisher hatte er geglaubt, daß letztere die ganze Bibel ausmachten. Seine Talente und ſein Fleiß bewirkten es, daß er bald die Magiſterwürde erhielt. Seine Verwandten glaubten, der Staat wäre für ſeine Gaben der würdigſte Schauplatz, und bewogen ihn, indem er ſchon die Philoſophie lehrte, die Rechtswiſſenſchaft zu ſtudiren.

Aber er änderte dieſen Vorſatz bald, und wurde zu Erfurt ein ſtrenger Auguſtiner. Seine Bewegungsgründe dazu ſcheinen, außer der damals herrſchenden verächtlichen Meinung von dem weltlichen Stande im Verhältniſſe gegen den geiſtlichen, noch zwei andere geweſen zu ſeyn, nämlich gewiſſe ſchreckenvolle Unruhen bei der Betrachtung der göttlichen Strafgerechtigkeit, die durch einen fürchterlichen Donnerſchlag erzeugt ſeyn mochten, der ihn betäubte und neben ihm niederſchlug; und dann die Beſtürzung über den gewaltſamen Tod eines ſeiner Freunde, der zu Erfurt in der Nacht erſtochen wurde. Die Auguſtiner hielten ihn hart, und gebrauchten ihn zu den niedrigſten und unwürdigſten Geſchäften, um ihn zum Kloſtergehorſam zu gewöhnen. Allein die Univerſität verſchaffte ihrem damals ſchon anſehnlichen Mitgliede eine anſtändigere Begegnung. Jetzt ſtudirte er die Bibel und beſonders das neue Teſtament, und ſein heller forſchender Verſtand erkannte bald die Wahrhei=

ten der Chriſtuslehre. Nebſt der Bibel las er die Schriften der Kirchenväter, beſonders als Auguſtiner Auguſtins Schriften. Als er im Jahre 1507 zum Prieſter geweiht war, nahmen ihm ſeine Obern die Bibel, und nöthigten ihn, die Schultheologie zu treiben. Er that es aus Gehorſam, aber ſo, daß er auch darin bald die meiſten übertraf. Johann von Staupitz, Vicar über 40 Auguſtinerklöſter in Meißen und Thüringen, hatte von dem Churfürſten von Sachſen, Friedrich dem Weiſen, den Auftrag, ihm Lehrer für die neue Univerſität Wittenberg zu empfehlen. Er ſchlug aus ſeinem Orden Luthern vor, der dem zufolge im Jahre 1507 die Profeſſur der Dialectik und Phyſik daſelbſt bekam. Luther nahm es mehr aus Gehorſam als aus Neigung an, indem er ſich vorzüglich nach der bibliſchen Theologie ſehnte. Er griff die Fehler und Mißbräuche der ſcholaſtiſchen Philoſophie an; fing an, das menſchliche Anſehen in der Religion zu verachten, und man merkte ſchon, daß er die gewöhnliche Lehrart umſtoßen werde. Das theologiſche Baccalaureat, das er im Jahre 1509 zu Wittenberg erlangte, und das ihm zugleich die Rechte eines öffentlichen Lehrers der Theologie gab, beſtätigte ihn in dieſen Geſinnungen. Wie ſehr das Vertrauen, das ſein Orden auf ihn ſetzte, zugenommen hatte, davon zeugte eine Reiſe nach Rom, die er in Angelegenheiten des Ordens übernehmen mußte. Dieſelbe war ihm ehrenvoll, aber auch nützlich; denn bei dieſer Gelegenheit lernte er Rom und den päbſtlichen Hof in der Nähe von einer ganz andern Seite kennen, als er ſich ſolche in der Ferne vorgeſtellt hatte.

Im Jahre 1512 wurde er Doctor der Theologie; er ließ ſich ſchon damals die Verbeſſerung des katechetiſchen Unterrichts angelegen ſeyn. Er hielt bibliſche Vorleſungen, und übte ſich in der griechiſchen und hebräiſchen Sprache. Was von Manchen nicht ungeſtraft gewagt worden war, das wagte er im Jahre 1516, als er viel wichtige Einwürfe wider den Ariſtoteles aufſetzte. Eine Viſi-

tation der Auguſtinerklöſter, die er, in Staupitzens Abweſenheit und vermöge deſſen Auftrag, unternahm, gab ihm Gelegenheit, ſeine Ordensbrüder von dem Verderben der Schultheologie zu überführen, ſie evangeliſcher von dem Grunde des Glaubens zu unterrichten und ihnen die Bibel in die Hand zu geben. Er fuhr fort, Vorleſungen zu halten und zu predigen, und hat zwei oder drei Jahre vor dem Anfange der Reformation, indem er Beichte hörte, ſeine Beichtkinder vor dem Ablaſſe gewarnt. Ausgerüſtet mit den glücklichſten Talenten der Natur, vorbereitet durch ſo manche Kenntniſſe und erworbene Uebung, voll Rechtſchaffenheit des Herzens und voll unbezwinglichen Muthes, war er der Mann, der dazu ausgezeichnet ſchien, eine Glaubensverbeſſerung zu bewirken. Aber die nähere Veranlaſſung dazu gaben ihm erſt die Gräuel des Ablaßhandels, die in ſeinen Tagen und in ſeiner Gegend auf das äußerſte getrieben wurden. Unter ſeiner Feder wurden die Abläſſe Thorheiten, das Fegfeuer eine Fabel, die päbſtliche Gewalt eine mit Unrecht errungene Macht, die Mönchsgelübde, ſammt den meiſten Ceremonien und Sacramenten, ungeheurer Aberglaube.

Er drang auf die ſtrengſte Moral, wodurch man zu allen Zeiten den meiſten Eindruck machte; pries die heilige Schrift als die einzige Glaubensregel an; ermunterte alle Chriſten zu einer Unterſuchung und Prüfung; mit einem Worte, er warf ſich zu einem Reformator auf, und brachte durch Begeiſterung eine Revolution zu Stande, die ſich nicht durch bloße Vernunft bewirken ließ. Er ſetzte in der Lehre vom Abendmahle die Conſubſtantiation an die Stelle der Transſubſtantiation. Luther hielt ſich an die Einſetzungsworte, gab eine wahre Gegenwart, das iſt nähere und unmittelbare Einwirkung, zu, und verwarf die Brodverwandlung. Veranlaßt durch ein zur Begünſtigung des Ablaſſes ausgefertigtes Decret, in welchem ſich der Pabſt das Austheilungs-

recht des geiſtlichen Schatzes beilegte, der von dem Ueberfluſſe der Verdienſte Chriſti und der Heiligen herkommt, berief ſich Luther im Jahre 1518 auf eine allgemeine Kirchenverſammlung. Der Pabſt fertigte im Jahre 1520 eine Bulle aus, in welcher er in 40 Artikeln ſeine Lehre verdammte. Einer der verdammten Artikel iſt des Inhalts, daß man durch Verbrennung der Ketzer dem Willen des heiligen Geiſtes zuwider handle; und ein anderer, daß die Fürſten und Prälaten nicht Unrecht hätten, wenn ſie alle Bettelmönche abſchafften. War es wohl klug, dergleichen Sätze für Ketzereien zu erklären? Die Bulle verdammte nicht allein die Schriften Luthers zum Feuer, ſondern ſie enthielt auch den Befehl, wofern er nicht in 60 Tagen ſeine Irrthümer widerrufen würde, ihn und ſeine Anhänger zu verfolgen. Durch dieſe Bulle brachte man Luther dahin, daß er dieſelbe ſammt den Decretalen öffentlich verbrennen ließ. Zwei Dinge trugen unendlich viel zum Fortgange der Reformation bei: die Intereſſen der Fürſten und der Völker, die das römiſche Joch abzuſchütteln ſuchten; und daß es jetzt durch Hülfe der Preſſe ſo leicht war, neue Meinungen auszubreiten. Die römiſche Kirche verlor innerhalb weniger Jahre Sachſen, Heſſen, Braunſchweig, Dänemark und Schweden. Zürich, Bern und ein großer Theil der Schweiz nahmen die Lehre Zwingli's, eines Predigers zu Zürich, an, der in der Lehre von dem Abendmahle noch dreiſter als Luther war. Genf folgte bald dieſem Beiſpiele, und ward frei, indem es die Religion änderte. England, Schottland, die Niederlande und ein Theil von Frankreich ließen ſich mit fortreißen. Der lutheriſchen Secte gereichte es zu einem großen Vortheile, daß ſie von gelehrten Theologen unterſtützt wurde, welche die Gelehrten-Sprachen verſtanden, mit den Alterthümern und der alten Kirchengeſchichte bekannt waren, und zu der Zeit bei einſichtsvollen Männern Achtung und Vertrauen gewannen, während die Schwärmer das Volk in Bewegung ſetzten. Es

wurde ihnen leicht, die Schädlichkeit der Mißbräuche zu zeigen, die eine lange und grobe Unwiſſenheit in der Kirche eingeführt hatte, und die man zum Unglücke manches Mal aufs hartnäckigſte und mit eben der Hitze in Schutz nahm, mit welcher man die Glaubenslehren vertheidigte. Man kann ſagen, daß der römiſche Hof ſeinen Feinden die Waffen zu ſeiner Bekämpfung ſelbſt in die Hand gab.

Die Schwärmerei bewaffnete bald die katholiſchen Cantons, Luzern, Zürich, Uri und Unterwalden, wider die andern Schweizer, die ſich gegen die römiſche Kirche aufgelehnt hatten. Nachdem Zwingli in einem Treffen war erſchlagen worden, ließ man ſeinen entſeelten Körper viertheilen und verbrennen, und ſuchte den mörderiſchen Haß beider Parteien immer ſtärker zu entflammen. Die Schwärmerei flößte einer große Menge Bauern in Deutſchland eine wüthende Begierde nach Unabhängigkeit oder nach einer eingebildeten Gleichheit ein, und verwandelte ſie dadurch in wilde reißende Thiere. Münzer, der gefährlichſte unter ihren Anführern, ſtarb nach dem Niedermetzeln ſeiner Anhänger auf dem Schaffot. Dadurch wurden die Anhänger einer neuen Secte, die man Wiedertäufer nannte, weil ſie die Taufe der Kinder für nichtig und daher eine zweite Taufe für nöthig hielten, nicht muthlos gemacht. Bei ihnen gab es keine Vorgeſetzten, keine Würden, und ſie ſollten ihren Grundſätzen zufolge alle Güter untereinander gemein haben. Einer ihrer Anführer, Johann Bockolt, ein Schneiderjunge von Leyden, der im Namen Gottes zu reden vorgab, ließ ſich zu Münſter zum Könige krönen. Bockolt hatte 14 Weiber genommen. Eine derſelben, die wegen ſeiner vorgeblichen göttlichen Sendung einige Zweifel äußerte, enthauptete er, nachdem er ihr dieſe Gottesläſterung aufs ernſtlichſte verwieſen hatte. Die übrigen 13 tanzten, wie im Triumphe, um ihren Leichnam herum. Er vertheidigte Münſter hartnäckig wider den Biſchof und die Reichstruppen,

BOCKOLT'S 13 WEIBER TANZEN UM DIE ERMORDETE VIERZEHNTE.

ward aber endlich gefangen genommen, und mit glühenden Zangen gezwickt. Faſt alle dieſe unſinnigen Schwärmer wurden umgebracht, weil ſie weder einen Heerführer hatten, noch Kriegszucht hielten. Die Schwärmerei, die bald verfolgt wurde, bald ſelbſt verfolgte, richtete endlich unter dem Vorwande des Eifers für jene Religion der Liebe, die alle Menſchen zu lieben und ihnen Gutes zu erweiſen befiehlt, faſt in ganz Europa das grauſamſte Gemetzel an, und erfüllte es mit Leichen der Erſchlagenen.

Kaiſer Carl V. und ſeine Zeit, 1519—1560.

Dieſer merkwürdige Regent war **1500** zu Gent geboren, und ein Sohn des Erzherzogs Philipp und Enkel des Kaiſers Maximilian. Er beſaß alle Eigenſchaften, die erforderlich ſind, um auf dem Schauplatze der Welt eine große Rolle zu ſpielen, Muth, Thätigkeit, Anſtrengung, Klugheit und einen großen, durch Studium und Arbeit erleuchteten Verſtand. Zum Unglücke verband er mit allen dieſen Vorzügen einen unbegränzten Ehrgeiz und jene Staatsklugheit, die von ſeinem Großvater Ferdinand in ein ordentliches Syſtem gebracht worden war. Er beſtieg im Jahre **1516** den ſpaniſchen Thron, und hatte anfangs mit Stürmen zu kämpfen, die von jeder neuen Regierung faſt unzertrennlich ſind.

Ein zum Erzbiſchofe von Toledo erhobener Niederländer und ein Miniſter aus den Niederlanden, denen er die höchſte Gewalt anvertraut hatte, waren den Spaniern verhaßt. Man trat wider dieſelben in den Provinzen in Verbindung. Der Cardinal Adrian, des Königs geweſener Lehrmeiſter und jetzt Reichsverweſer in Caſtilien, ein Mann von Rechtſchaffenheit, aber von eingeſchränkten Fähigkeiten, vermehrte die Gährung, anſtatt ſie zu dämpfen. Das heilige Bündniß — ſo nannten ſich die caſtilianiſchen Rebellen —

überſchickte dem Könige im Jahre 1522 faſt eben ſo kühne Forderungen, als die der engliſchen Gemeinen unter dem Hauſe Stuart. Der Geiſt der Freiheit entzündete einen heftigen Bürgerkrieg. Nachdem Padilla, General der Ligue, geſchlagen, gefangen genommen und hingerichtet war, vertheidigte deſſen Wittwe, Maria Pacheco, die Stadt Toledo als eine Heldin, bis die Geiſtlichkeit, wüthend über die Beraubung der Kirchen, welche ſie zur Fortſetzung des Krieges verfügt hatte, das Volk gegen ſie aufbrachte, indem ſie dieſelbe für eine Hexe ausgab.

Die Unruhen dauerten bis zum Jahre 1522, wo Carl durch ſeine Gegenwart ihnen ein Ende machte. „Es iſt ſchon zu viel Blut vergoſſen", ſagte er, nachdem er einige abſchreckende Beiſpiele gegeben hatte. Eine den Rebellen zugeſtandene Amneſtie that beſſere Wirkung als die Strenge und der König befeſtigte ſein Anſehen durch Gnade. Carl war bereits Herr von Spanien, von den beiden Sicilien, von den Niederlanden und von der Grafſchaft Burgund, als Maximilian, der ihn ſo eben zum römiſchen Könige hatte erwählen laſſen, ſtarb.

Außerdem war Europa von den Türken bedroht, die nur von einem mächtigen Kaiſer zurückgehalten werden konnten. Indeſſen wurde doch der Churfürſt von Sachſen, Friedrich der Weiſe, dieſer berühmte Beſchützer Luthers, erwählt. Er ſchlug dieſe Ehre aus und lenkte die Stimmen auf Carl V. Zur Aufrechthaltung der Freiheit und der Rechte des deutſchen Staatskörpers ließ man Carln eine Wahlkapitulation unterzeichnen, in der ausdrücklich feſtgeſetzt war, daß die Kaiſerwürde nicht erblich ſeyn ſolle.

Seit Otto IV. war es zur Gewohnheit geworden, daß die neuen Kaiſer eine Geſandtſchaft nach Rom ſchickten, um dem Pabſte von ihrer Erwählung Nachricht zu geben, und ihn ihres kindlichen Gehorſams zu verſichern. Carl V. that dies nicht. Sein Beiſpiel hat die päbſtlichen Anſprüche auf dieſe Ehrenbezeigung

verdrängt. Dieſer ſtolze Monarch und Gebieter ſo vieler Staaten, der ſich den Titel Majeſtät geben ließ, hielt gleichwohl dem Pabſte Adrian VI., als er von demſelben im Jahre 1530 zu Bologna gekrönt ward, den Zügel und den Steigbügel, und wurde an dem nämlichen Tage unter die Domherren der beiden Hauptkirchen in Rom aufgenommen. Dieſer Titel Majeſtät iſt ſchon früher dem römiſchen Kaiſer, wenigſtens Maximilian I., gegeben worden. Daß aber Carl ihn auch als König von Spanien führte, ſcheint den übrigen Königen Europens Gelegenheit gegeben zu haben, ſich deſſelben, ſtatt der ſonſt gewöhnlichen Würden, Hoheit oder Gnade, zu bedienen. Obſchon die Könige von Frankreich und Spanien unter wechſelſeitiger Freundſchaft um die kaiſerliche Krone geworben hatten, ſo mußte doch der Vorzug, den der eine von ihnen erhielt, den andern unfehlbar und um ſo mehr erbittern, da ſie nicht bloß in Anſehung der Kaiſerwürde Nebenbuhler waren.

Der König von England, Heinrich VIII., hätte zwiſchen ihnen das Gleichgewicht halten können, und die Staatsklugheit ſchien ſolches von ihm zu fordern. Seine Leidenſchaften und die ſeines Miniſters hielten ihn aber davon ab. Wolſey beherrſchte ſie ganz. Dieſer Mann war der Sohn eines Schlächters, hatte ſich zu vielen Bisthümern, zum Erzbisthume von York, zum Cardinale, zum päbſtlichen Legaten, zum Kanzler und unumſchränkten Miniſter empor geſchwungen; er ſchmiegte ſich nach den Wünſchen ſeines Herrn, nahm an deſſen Vergnügungen Theil, und beherrſchte denſelben, indem er ihn beluſtigte. Er war faſt ſo reich wie der König, und dennoch eben ſo unerſättlich als verſchwenderiſch. Wolſey's Vortheil war die Triebfeder, welche England in Bewegung ſetzte. Der König von Frankreich hatte ihn mit Schmeicheleien gewonnen, und ſogar die Zurückgabe der Stadt Dornick, als eine Mitgabe der Prinzeſſin Maria, verſprochenen Braut des Dauphins, bewirkt. Franz, der auf einen Krieg

wider den Kaiſer dachte, und ſich Heinrich VIII. zum Bundesgenoſſen wünſchte, ſchlug dieſem eine Zuſammenkunft bei Calais vor. Der noch klügere Kaiſer beſuchte Heinrich zu Dower, gewann Wolſey, verſprach demſelben die dreifache Krone, und zog ihn in ſein Intereſſe. Die berühmte Zuſammenkunft bei Calais, die man das Lager vom goldenen Stück nannte, endigte ſich mit einer prahleriſchen Pracht. Man ſtellte Luſtbarkeiten an und beſchloß nichts. Der Kaiſer erhielt ſpäter zu Grevelingen einen Beſuch von Heinrich. Daſelbſt vollendete er ſein Werk, indem er dem Cardinale Wolſey die Einkünfte zweier Bisthümer in Spanien gab. In Anſehung dieſer nebenbuhleriſchen Monarchen nahm Leo X. ein Betragen an, bei welchem das päbſtliche Intereſſe die allgemeine Wohlfahrt überwog. Sein Plan ging dahin, Parma und Piacenza wieder zu erhalten, ſich des Herzogthums Ferrara zu bemächtigen, und die Fremden, nachdem er ſich derſelben zu ſeiner Vergrößerung würde bedient haben, aus Italien zu vertreiben. Er hatte ſich der Erwählung Carls V. unter dem Vorwande widerſetzt, daß, kraft eines Geſetzes Clemens IV., kein König von Neapel zum Kaiſer könne erwählt werden, und er verſprach demnach dem Kaiſer, ihn mit dem Königreiche Neapel zu belehnen. Bald hernach begünſtigte er Franz I. Abſichten, verließ darauf ſeine Partei wieder, und hielt es mit Carl V. Mit einem Worte, er wandte ſich immer auf die Seite, die ihm die meiſten Vortheile verſprach, und ſeine ganze Politik beſtand in der Kunſt, den Samen des Zwiſtes auszuſtreuen, und Geld zu ſammeln. Es kam bald zum Kriege. Heinrich von Albret nützte die ſpaniſchen Unruhen und Carls Abweſenheit, indem er mit franzöſiſchen Truppen das ſeinem Hauſe entriſſene Königreich Navarra wieder eroberte. Im Jahre 1516 hatte Carl in dem Vertrage zu Noyon die Rückgabe dieſes Königreichs verſprochen, doch ohne ſein Verſprechen zu erfüllen. Die Franzoſen wa-

ren unvorſichtig genug, bis in Caſtilien vorzudringen; da vereinigten ſich die Spanier wider ſie, und ſo wurden ſie faſt in demſelben Augenblicke, da ſie Navarra eingenommen hatten, wieder daraus vertrieben. Robert von der Mark, Herzog von Bouillon, hatte ſich unterſtanden, dem Kaiſer den Krieg anzukündigen; alsbald aber kündigte der Kaiſer dem Könige von Frankreich, den er mit Recht für den Anſtifter dieſer Unternehmung hielt, den Krieg an. Franz verlor Mailand und Genua durch Unbedachtſamkeit ſeines dortigen Statthalters, von Lautrec, der bei Bicoca geſchlagen ward. Während dieſer Begebenheit ſtarb Leo X., 44 Jahre alt. Carl V., der einen Pabſt haben wollte, welcher ſich nach ihm bequemte, betrieb die Erwählung ſeines Lehrmeiſters, Adrian's VI. Er hatte deßwegen die Rache des Cardinals Wolſey zu befürchten; da aber Adrian bereits ein alter Mann war, ſo tröſtete der Kaiſer den engliſchen Miniſter mit der Hoffnung, dem neuen Pabſte auf dem heiligen Stuhl zu folgen. Bei einer Reiſe nach England vermochte er endlich Heinrich VIII. zur Ergreifung der Waffen. Auf Alles aufmerkſam, und mit unermüdetem Fleiße betrieb Carl ſeine Geſchäfte ſelbſt. Franz ſchien nur durch das Geräuſch der Waffen aus ſeinem Taumel erweckt zu werden. Der neue Pabſt bewies ſeine Erkenntlichkeit ſowohl dadurch, daß er den Tribut von 8000 Unzen Goldes, den das Königreich Neapel zu zahlen pflegte, abſtellte, als auch, daß er der Krone Spanien das Recht, die Biſchöfe zu präſentiren, und die beſtändige Vergebung der Großmeiſterwürden der kriegeriſchen Orden zugeſtand.

Schon war Franz Sforza wieder in Beſitz von Mailand geſetzt, weil die Schweizer, da ihre Beſoldung ausblieb, nicht länger dienen wollten. Zur Unterdrückung Franz I. ward ein furchtbares Bündniß errichtet. Der Pabſt, der Kaiſer, der König von England, der Erzherzog Ferdinand, dem ſein Bruder, Carl V.,

die deutſchen Staaten des Hauſes Oeſterreich abgetreten hatte, die Mailänder, die Venetianer, die Florentiner und die Genueſer vereinigten ſich wider eine einzige Macht. Doch der Muth und die Kühnheit Franz I. trotzte dem Ungewitter. Gleichwohl hätte er durch Klugheit mehr als durch Kühnheit ausrichten können. Eine neue Unbedachtſamkeit brachte die Gefahr, die den Staat bedrohte, aufs höchſte. Niemand verdiente mit mehr Schonung behandelt zu werden, als der Connetable Bourbon, der ſich eben ſo ſehr durch ſeine Verdienſte, als durch ſeinen Rang auszeichnete. Ihm hatte man größtentheils den Sieg bei Marignano zu verdanken. Die Herzogin von Angouleme haßte ihn, ſeitdem er ihren Anträgen, ſich mit ihm zu vermählen, ausgewichen war. Sie ſuchte jede Gelegenheit auf, ihm zu ſchaden, und der Kanzler du Prat ließ ſich zur Befriedigung ihres Haſſes nur zu dienſtfertig finden. Man machte dem Connetable ſeine angeerbten Güter ſtreitig, und er verlor den Prozeß. Dadurch in Verzweiflung geſetzt, trat er mit dem Kaiſer in Unterhandlung. Der König, der davon Nachricht erhielt, und ſich ſeiner Perſon hätte verſichern können, ließ ſich hintergehen, und Bourbon entwich.

Carls V. großen Feldherren, dem Bourbon, dem Marquis von Peſcara, und Johann von Medicis, ſetzte Franz I. und noch dazu mit einer weit kleinern Armee, als die feindliche war, in Italien bloß einen Günſtling, den Admiral Bonivet, entgegen. Der Erfolg davon war ein anſehnlicher Verluſt. Die Schlacht bei Rebecco ward nicht ſo ſehr berühmt durch die Niederlage der Franzoſen, als durch den Tod Bayards, des Ritters ohne Furcht und ohne Tadel. Sterbend antwortete er dem Herrn von Bourbon, der ihm ſein Mitleid bezeigte: „Nur Sie ſind zu beklagen, weil Sie wider Ihren König, wider Ihr Vaterland und wider Ihren Eid fechten.“ Bourbon, den der Kaiſer und Hein-

rich VIII. zum Könige von Provence machen wollten, ſah ſeine Unternehmung fehlſchlagen, als er auf Befehl Carl's V., der gern in Frankreich einen Hafen haben wollte, Marſeille belagerte. Peſcara führte zwar das Commando, mußte aber in allen Stücken Bourbons Gutachten befolgen. Beide waren mit einander unzufrieden, und vielleicht war ihre gegenſeitige Eiferſucht die Urſache, daß dieſe Unternehmung ſcheiterte. Franz I. eilte nach Italien, drang abermals ins Mailändiſche und nahm ohne viele Mühe die Hauptſtadt wieder ein. Er gab aber dem unvorſichtigen Bonivet allein Gehör. Man beſtand eigenſinnig darauf, Pavia zu belagern, und ſandte einen anſehnlichen Haufen Truppen ab, um das Königreich Neapel anzugreifen. Bei dem Anzuge der Feinde fand man es für ſchimpflich, ſich zurück zu ziehen, und wagte eine Schlacht (1528), in welcher man nicht ſiegen konnte. Franz ward angegriffen, verwundet und zum Gefangenen gemacht; ſeine Truppen wurden niedergehauen. Bourbon, der ſo eben, da es dem Kaiſer an Geld fehlte, auf ſeine eigenen Koſten 12,000 Deutſche geworben hatte, genoß das Vergnügen der Rache. Bonivet, der Urheber des Unfalles, ſuchte und fand ſeinen Tod in der Schlacht. Franz I. ſchrieb an ſeine Mutter, die Herzogin von Angouleme: „Alles iſt verloren, nur die Ehre nicht;" als wenn die Ehre eines Königs in nichts weiter beſtände, als ſich zu ſchlagen. Seine Verwegenheit ſchien durch die Umſtände noch unverzeihlicher zu werden. Alles Geld war dergeſtalt erſchöpft, daß man ein Gitter von gediegenem Silber, womit Ludwig XI. das Grab des heiligen Martins geſchmückt hatte, verkaufen mußte. Die übergroße Macht des Kaiſers erregte bei Vielen Beſorgniſſe, beſonders aber bei Wolſey, der ſich nun zwei Mal von den Verſprechungen Carls hintergangen ſah, weil Clemens VII., aus dem Hauſe Medicis, nach Adrians Ableben zur päbſtlichen Würde gelangt war. Wolſey wünſchte da-

her eine Veränderung der Staatsverbindungen. Man hätte folglich bloß auf Selbſtvertheidigung und auf Unterhandlungen denken ſollen, ſtatt nach einem Schattenbilde des Ruhmes und nach ungewiſſen Eroberungen zu ſtreben. Franz I. hatte ſich ſelbſt ins Unglück geſtürzt. Ohne den Muth, die Klugheit und die guten Maßregeln ſeiner Mutter, der nunmehrigen Regentin, wäre Frankreich verloren geweſen. Sie ſorgte für Alles, und trat in Unterhandlungen, um die Feinde mit einander zu entzweien. Die Geſinnungen der Verbündeten gegen Carl V. blieben nicht lange verborgen. Clemens VII., die Venetianer und der Herzog von Mailand machten ein Bündniß, um ihm das Königreich Neapel, das ſie dem Marquis von Peſcara zudachten, zu entreißen. Dieſer trat mit in die Verſchwörung, nachdem einige Caſuiſten den Ausſpruch gethan, daß ein Unterthan wider ſeinen König die Waffen ergreifen könne, um dem Lehensherrn, von dem dieſes Königreich ein Lehen wäre, zu gehorchen. Entweder aus Unbeſtändigkeit, oder Verzweiflung an dem glücklichen Erfolge, entdeckte er dem Kaiſer den ganzen Plan. Sforza ward für einen Rebellen erklärt, und als ein ſolcher der mailändiſchen Staaten beraubt. Während dieſe Cabalen geſpielt wurden, trennte ſich England von dem Kaiſer. Stolz auf ſein Glück, beleidigte Carl Heinrich's VIII. Eigenliebe dadurch, daß er nicht mehr eigenhändig an denſelben ſchrieb, und in ſeinen Briefen ſich nicht mehr deſſen zärtlichſt ergebenen Sohn und Vetter nannte. Wolſey ließ ſich nicht weniger ſeine Privatrache angelegen ſeyn, und England that aus unbedeutenden Urſachen das, wozu es ſich gleich anfangs aus Staatsklugheit hätte entſchließen ſollen: es fing an, das Gleichgewicht zu halten, das der Hof bisher aus Eigenſinn dem Zufalle überlaſſen hatte.

Frieden zu Madrid, Erſtürmung Roms; Heinrich VIII.; England bricht mit der römiſchen Kirche.

Nach dem Siege bei Pavia ließ Carl V. Frankreich unangegriffen, machte aber dem gefangenen König ſchwere Bedingungen. Er forderte für ſich ſelbſt Burgund; für den Herzog von Bourbon die Provence und das Delphinat unter dem Titel eines Königreiches; für Heinrich VIII. alle ehemals den Engländern wieder abgenommenen Provinzen, und endlich eine gänzliche Entſagung ſeiner Rechte auf Italien. Franz antwortete, er wolle lieber im Gefängniß ſterben, als ſein Königreich zerſtückeln. Aber einer harten Haft überdrüſſig, in welcher er in eine tödtliche Krankheit fiel, ſchmiegte er ſich in die Umſtände. Indem er ſich überredete, daß erzwungene Zuſagen von keiner verpflichtenden Kraft wären, oder daß er der Ausführung derſelben ausweichen könne, machte er ſich im Jahre 1526 durch den Friedensſchluß zu Madrid anheiſchig, Burgund abzutreten, und falls daſſelbe nicht in ſechs Monaten dem Kaiſer eingeräumt wäre, wieder in deſſen Haft zurückzukehren. Die beiden älteſten Söhne des Königs wurden Carl zu Geißeln gegeben. Kaum war er frei, ſo verband er ſich mit dem Pabſte, mit dem Könige von England und mit den Venetianern, um Italien die Freiheit und eben dem Franz Sforza, den er aus Mailand hatte vertreiben wollen, den Beſitz dieſes Herzogthums zu verſichern. Der Pabſt entband ihn ſeines Eides, und kein einziger Artikel des Madrider Friedens wurde erfüllt.

Franz I. weigerte ſich, nach Spanien zurückzukehren. Er erbot ſich zu einem Löſegeld für ſeine Prinzen, brannte aber vor Begierde, ſich zu rächen. Den Kaiſer traf der Vorwurf, zu gleicher Zeit weder großmüthig, noch ſtaatsklug gehandelt zu haben.

Carl V. und Pabſt Clemens VII. waren Todfeinde.

Im Jahr **1527** trug Carl dem Herzog von Bourbon auf, ihn wegen der vom Pabſt erlittenen Unbilden um jeden Preis zu rächen. Der Herzog ſtand an der Spitze von **14,000** wilden Kriegern, die ihn liebten und faſt anbeteten, und ſchwuren, ſie würden ihm folgen, wo er ſie auch immer hinführen wolle, ſey es auch in die Hölle und zu allen Teufeln. Von dieſen Soldaten begleitet, marſchirte Bourbon vor Rom, das er belagerte und an der Spitze ſeines Heeres ſtürmte. Allein als er eben im Begriffe ſtand, als einer der Erſten die Zinnen der Mauern zu erſteigen, da tödtete ihn ein Musketenſchuß. Die Wuth der Truppen ſteigert ſich durch dieſes Ereigniß bis zur Raſerei, alle brennen vor Begierde, den geliebten Anführer zu rächen, jeder will der Erſte ſeyn, der die Mauern erklimmt, gleich gereizten Tigern, ſtürzen ſie auf die Vertheidiger der alten Weltſtadt und erſtürmen unter Strömen von Blut Rom den **24.** Mai **1527.**

Niemals hatte dieſe Stadt durch Heiden und Barbaren ein ſo furchtbares Schickſal zu ertragen, als jetzt durch Chriſten. Die Wuth und der Blut- und Beutedurſt der Eroberer hatte keine Gränzen. Der Pabſt flüchtete ſich eiligſt mit ſeinem großen Gefolge von Cardinälen in das Caſtel St. Angelo, und war nur froh, das Leben zu retten, denn die Flucht war ſo eilig und unordentlich, daß viele der Flüchtlinge auf der Engelsbrücke erdrückt wurden. Er hatte Bourbons Heer, das aus Spaniern und Deutſchen beſtand, in den Bann gethan, und die erſten Mauren und die andern Lutheraner benannt. Des jetzt ohnmächtigen Bannes ſpotteten die Soldaten, plünderten Palläſte, Kirchen, Klöſter und Privatwohnungen, und mordeten, was ihnen lebendig in die Hände fiel. Bald lagen alle Straßen voll Leichname und in allen Gaſſen rann das Blut; viele hohe Geiſtliche, Cardinäle, Biſchöfe und andere Prälaten und Mönche wurden, nachdem man ſie auf Eſel herumgeführt hatte, erſchlagen; Frauenzimmer aus den höchſten Ständen,

F. L. Englehart Sculpt.

DIE DEUTSCHEN LANZKNECHTE IN ROM VERHÖHNEN DIE PÄPSTLICHE WÜRDE

Stich u. Druck v. E. Grünewald

ſo wie Nonnen, Aebtiſſinnen u. ſ. w. geſchändet. Bücher, Manuſcripte, Urkunden aller Art und ganze Bibliotheken wurden zerriſſen und die Blätter den Pferden untergeſtreuet. Meßgewänder, Inſuln, Biſchofsmützen, Teppiche, geweihte Gefäße, ganze Laſten von Reliquien und heiligen Knochen wurden aus Kirchen und Klöſtern auf die Straßen geworfen, Unfug damit getrieben, verſpottet und mit Füßen getreten. In der St. Peterskirche wurden an dem Hochaltar ſelbſt und in dem Chor mehrere hundert Menſchen erſchlagen, meiſtens Schweizer in des Pabſtes Dienſten. Vierzehn lange Tage dauerten dieſe Gräuel, und beſonders waren es die Spanier, welche ſich durch Gelderpreſſungen vermittelſt der ausgeſuchteſten Martern, und durch Schändungen auch noch unmannbarer Mädchen und der Nonnen ſcheußlich auszeichneten. Die Soldaten hatten zuletzt ſo viel Reichthümer, daß ſie gar nicht mehr wußten, wohin damit, während die Einwohner Roms, die nicht ermordet waren, mit den Ihrigen zum Bettelſtab greifen und nach Florenz, Venedig, Neapel, Ankona u. ſ. w. arm und elend auswandern mußten. An Zucht, Ordnung oder Recht war unter dieſen Umſtänden gar nicht zu denken. Zuletzt kamen die Deutſchen und Spanier noch ſelbſt hintereinander, da ſich die letztern faſt aller Reichthümer bemächtigt hatten und ihren deutſchen Kriegscameraden nichts davon abgeben wollten. Dieſe ſtürmten nun die Orte, in welchen die Spanier ihre Schätze aufgehäuft hatten, und nahmen ihnen einen großen Theil der geraubten Koſtbarkeiten wieder ab, wobei von beiden Seiten viele Todte blieben. Endlich erwählten die Deutſchen, dem in der Engelsburg vor Angſt und Mangel faſt blutſchwitzenden Pabſt zum Hohn und Spott, in deſſen Angeſicht, den abweſenden Dr. Luther zum Pabſt, deſſen Stelle ein Lanzenknecht, mit Namen Grünwald, vertreten mußte. Sie bekleideten ihn mit dem vollſtändigen päbſtlichen Ornat, während andere Cardinalshüte und Biſchofsmützen aufſetzten, und trugen den von ihnen

erwählten Oberhirten ſodann in Proceſſion in der unglücklichen Stadt herum. Zu dieſem allen geſellte ſich bald nachher die Peſt, wahrſcheinlich durch das Faulen der allenthalben herumliegenden unbegrabenen Leichen herbeigerufen.

Eine Frau, die dem Pabſte einen Korb mit etwas Brod und Milch, mittelſt eines Strickes, den man an der Mauer der Engelsburg herabgelaſſen hatte, wollte zukommen laſſen, wurde dabei erwiſcht und ſogleich gehängt. Ein mitgefangener Cardinal, der zu entwiſchen ſuchte, bezahlte dieſen Verſuch mit ſeinem Leben. Als Carl V. die Nachricht von der Gefangenſchaft ſeines Gegners erfuhr, ſtellte er ſich äußerſt betrübt über dieſe Vorfälle und verordnete ſogar öffentliche Gebete und Proceſſionen, um deſſen Befreiung vom Himmel zu erflehen. Beinahe einen Monat ſaß Clemens gefangen, die Lebensmittel fehlten ihm endlich ganz, und ſeine Unfehlbarkeit litt den bitterſten Hunger. Da bot er dem Kaiſer ein Löſegeld von 400,000 Dukaten für ſeine Freilaſſung an, ſo wie, daß er ſich ganz und in allen Dingen in deſſen Willen fügen wolle. Carl V. nahm das Anerbieten an. Der Pabſt ergab ſich nun mit Hab und Gut an die Kaiſerliche Majeſtät, verſprach, Parma, Piacenza, Modena, Oſtia ꝛc. abzutreten, und wurde von den kaiſerlichen Truppen, ſammt ſeinen Mitgefangenen, von der Engelsburg wieder in den Vatikan geleitet. Seine Truppen mußten ſchwören, nie gegen den Kaiſer mehr fechten zu wollen, und die Kaiſerlichen verließen Rom, mit einer Beute von 18 Millionen ſchwerer Thaler beladen, eine zu jener Zeit ungeheure Summe. Vorher aber hatten ſie noch ihrem gefallenen Anführer, Bourbon, eine prachtvolle Leichenfeier gehalten.

Da Carl V. ſchlechterdings auf der Feſthaltung des Madrider Friedens beſtand, ſo kündigten Franz und Heinrich VIII. ihm den Krieg an. Die Herausforderungsbriefe, die Carl und Franz einander zuſchickten, und die Heftigkeit, womit ſie ſich

einander Lügen ſtraften, waren unanſtändige Prahlereien, und aus dem Zweikampfe wurde nichts. Italien mußte indeſſen den Feindſeligkeiten zum Raube dienen. Die Franzoſen waren anfangs glücklich, und Pavia wurde zum Gedächtniſſe der daſelbſt verlornen Schlacht grauſam ausgeplündert.

Andreas Doria, der berühmte Genueſer, leiſtete mit ſeinen Galeeren der Krone Frankreich wichtige Dienſte. Man belagerte Neapel, als er, mißvergnügt über den Hof, plötzlich die Partei des Kaiſers nahm. Jetzt änderte ſich das Kriegsglück. Man verfuhr wieder ſo unbedachtſam, wie früher; die Armee wurde von Krankheit aufgerieben, und die Belagerung aufgehoben. Dieſer Feldzug diente zu nichts, als Menſchenblut zu vergießen. Doria verſchaffte ſeinem Vaterlande die Freiheit wieder. Er hätte ſich daſelbſt nach Vertreibung der Franzoſen zum Herrſcher machen können; aber er begnügte ſich mit dem Anſehen, das ihm ſein Verdienſt gab. Die alte Regierungsform blieb unverändert, ſo ſehr ſie auch einer Reformation bedurfte, und eine ſehr kühne und gelungene Verſchwörung des Fiesco endigte erfolglos durch deſſen zufälligen Tod. Er ertrank im Hafen.

Endlich unterbrach der Friede zu Cambray 1529 den Lauf ſo vieles Elendes. Zwei Frauen, die Herzogin von Angouleme und Margaretha von Oeſterreich, Statthalterin in den Niederlanden, ſchloſſen ihn im Namen der beiden Monarchen. Franz I. verließ ſeine Bundesgenoſſen, opferte ſeine Rechte auf Mailand auf, entſagte ſeiner Lehensherrſchaft über Artois und Flandern, und verſprach, für ſeine beiden Prinzen ein Löſegeld von zwei Millionen Goldthalern zu zahlen. Carl V. behielt ſich, außer dieſen Vortheilen, das Recht vor, ſeine Anſprüche auf Burgund durch den Weg Rechtens geltend zu machen. Sforza behielt Mailand, vermöge der Bedingung eines zwiſchen dem Pabſte und dem Kaiſer bereits geſchloſſenen Friedens, kraft deſſen die Herrſchaft der

Medicis wieder zu ihrer vorigen Gewalt in Florenz gelangen ſollte. Die Florentiner hatten ihre republikaniſche Verfaſſung wieder angenommen, aber eine kaiſerliche Armee zwang ſie im Jahre 1530, Alexander von Medicis für ihren Oberherrn zu erkennen. In dem Zuſtande, in welchem Frankreich ſich befand, konnten zwei Millionen Goldthaler ohne engliſche Hülfe nicht bezahlt werden. Heinrich VIII. gab wirklich das Geld her. Er war entſchloſſen, ſich von ſeiner Gemahlin, Katharine von Aragonien, des Kaiſers Muhme, ſcheiden zu laſſen; ſah aber die Stürme voraus, welchen er ſich dadurch ausſetzen werde, und verband ſich aus dieſem Grunde mit einer Macht, deren Beiſtand er bald nöthig haben konnte. Katharine war, als Heinrich ſich mit ihr vermählte, die Wittwe ſeines Bruders Arthur, der ſechs Monate nach dieſer Vermählung, und zwar, wie allgemein die Rede ging, ohne dieſelbe einmal vollzogen zu haben, geſtorben war. Sie waren nun ſchon ſeit 20 Jahren mit einander vermählt, und viele Kinder, von denen nur noch allein die zur Thronfolge beſtimmte Prinzeſſin Maria lebte, machten dieſe eheliche Verbindung um ſo viel ehrwürdiger, je mehr ſich die Königin durch ihre Tugend und durch ihr leutſeliges Betragen auszeichnete. Aber Heinrich war verliebt in Anna Boleyn, Tochter eines Edelmanns, ein ſchönes und geiſtreiches Frauenzimmer; ſie hatte ſein Herz eingenommen, und ihr Widerſtand reizte ſeine Begierden nur noch mehr. Die Liebe ſtellte ihm ſeine Ehe mit Katharinen als ungültig vor, und Pabſt Clemens VII., der damals mit dem Kaiſer kriegte, war einige Zeit lang Heinrichs Abſichten günſtig. Wolſey ſollte als Legat die Sache entſcheiden, und die Eheſcheidungsbulle war ſchon ganz fertig, als Clemens bei veränderten Umſtänden auch ein anderes Syſtem annahm. Das Anſehen des Kaiſers erhielt bei ihm dergeſtalt das Uebergewicht, daß er, nach

einigen geſuchten Verzögerungen, die Sache nach Rom vor ſeinen eigenen Richtſtuhl zog.

Voll Unwillens und Ungeduld, aber doch noch nicht kühn genug, die Hinderniſſe mit Gewalt weg zu räumen, rächte ſich Heinrich an Wolſey, von dem er glaubte, daß derſelbe ihm in dieſer Sache zuwider geweſen wäre. Er entfernte dieſen mächtigen Miniſter und erbettelte darauf von den Gottesgelehrten ihr Gutachten in Anſehung des Ehebandes, das er zerreißen wollte. Wolſey hatte unermeßliche Schätze von goldenem und ſilbernem Geräthe und koſtbaren Möbeln zuſammen gebracht. Dieſe wurden eingezogen, als er das große Siegel abgeben mußte; doch blieb er noch Erzbiſchof von York und Biſchof von Wincheſter. Allein im folgenden Jahre (1530) ward er eingezogen, und ſtarb auf dem Wege nach London, vermuthlich an genommenem Gifte, unter großer Gewiſſensangſt. Kurz vor ſeinem Ende erklärte er feierlich: „Hätte ich meinem Gotte ſo ſorgfältig gedient, als ich meinem Könige gedient habe, ſo würde ich mich nicht in meinem hohen Alter von Gott verlaſſen ſehen."

Das Urtheil der engliſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Univerſitäten fiel dahin aus, daß zur Ehe mit des Bruders Wittwe keine Dispenſation berechtigen könne, weil dieſelbe im dritten Buche Moſis verboten wäre; gleichwohl wird ſie in dem Falle, wenn der erſte Bruder unbeerbt verſtorben iſt, in dem fünften Buche Moſis ausdrücklich anbefohlen. Heinrich weigerte ſich, in Rom zu erſcheinen, wohin er von Clemens VII. vorgeladen wurde; er verſtieß ſeine Gemahlin Katharine und vermählte ſich mit Anna Boleyn, mit der er bald darauf die berühmte Eliſabeth zeugte. Schon war die Geiſtlichkeit gezwungen worden, ihn für den Beſchützer und das Haupt der engliſchen Kirche zu erkennen, und ſchon hatte das Parlament, das ſich völlig nach ſeinem Willen ſchmiegte, die Einkünfte des Pabſtes in England um ein Anſehnliches vermindert.

Mit der römiſchen Kirche zu brechen, war indeſſen dem Könige, der eben ſo eigenſinnig in ſeinen theologiſchen Grundſätzen, als in ſeinen Liebesangelegenheiten war, ein fürchterlicher Gedanke. Er hatte wider Luther geſchrieben, den er als einen Verächter des heiligen Thomas haßte. In ſeiner Widerlegung redete Luther in einem ſo ſchimpfenden Tone, daß er unter andern ſagte: „König Heinrich ſey unverſtändiger als der Unverſtand ſelbſt u. ſ. w.“ So ſehr Heinrich durch dieſe unbeſcheidenen Ausdrücke ſich beleidigt fühlte, ſo ſehr ward ſeiner Eigenliebe durch den ihm von Leo X. beigelegten Titel: „eines Beſchützers des Glaubens“ geſchmeichelt. Er verabſcheuete den Namen eines Ketzers; ſtrebte nach der Ehre, ein eifriger Katholik zu heißen, und erklärte ſich bereit, ſich dem Ausſpruche der verſammelten Cardinäle, jedoch mit Ausſchließung des kaiſerlichen, zu unterwerfen. Eine zu große Uebereilung verurſachte einen unerſetzlichen Schaden. Da der Courier, der Heinrichs entſcheidende Antwort überbringen ſollte, nicht an dem beſtimmten Tag ankam, ſo beſtätigte der Pabſt die Gültigkeit ſeiner erſten Vermählung und belegte den König, falls derſelbe in ſeiner Eheſcheidung beharren würde, mit dem Banne. Zwei Tage hernach kam der Courier mit den königlichen Depeſchen an. Man wollte zu Rom das ausgeſprochene Urtheil nicht zurücknehmen und es war weiter kein Ausſöhnungsmittel mehr übrig. In der That kam es gleich darauf zu einer völligen Trennung. Der König berief ſich gewöhnlichermaßen auf eine allgemeine Kirchenverſammlung. Die Geiſtlichkeit erklärte, daß der römiſche Biſchof in England nichts zu befehlen habe, und das Parlament legte dem Könige den Titel eines „Oberhauptes der Kirche“ bei. Vermöge dieſer Würde hob Heinrich VIII. die Klöſter auf, bemächtigte ſich ihrer Einkünfte, entſchied in Glaubensſachen, und verfolgte zu gleicher Zeit ſowohl die Katholiken, die es mit dem Pabſte, als die Ketzer, die es mit Luther hielten. Alles mußte ſich nach ſeinen Meinungen richten.

Zwecker del. — Stich und Druck durch E. Grünewald in Darmstadt — T. S. Englehart sc.

LUTHER ZU WORMS.

Luther à Worms

Carl V., der durch das Schickſal ſeiner Muhme ſo ſehr beſchimpft ward, ſah ſich noch außerdem von vielen Sorgen und Bekümmerniſſen umringt. Die Türken und Lutheraner machten ihm beide gleich große Unruhe. Auf der einen Seite hatte Soliman II., welcher noch furchtbarer als ſein Vater, Selim I., war, im Jahre 1521 Belgrad und bald darauf Rhodus eingenommen, von wo die Johanniter-Ritter nach der Inſel Malta, die ihnen der Kaiſer ſchenkte, gingen. Eben dieſer Eroberer hatte ſich im Jahre 1526 eines großen Theils von Ungarn bemächtigt. Im Jahre 1529 belagerte Soliman die Stadt Wien, ward jedoch durch die Strenge des Winters zum Rückzuge genöthigt, nachdem er ungefähr 60,000 Mann eingebüßt hatte. Auf der andern Seite machten die Fortſchritte der Secten, welche ſich wider die römiſche Kirche aufgelehnt hatten, den Kaiſer in ſeinen Entſchließungen zweifelhaft.

Luther auf dem Reichstage zu Worms.

Da Luthers Anhang ſich von Tag zu Tage mehrte, und weder Schmeicheleien, noch Drohungen etwas über den kühnen Wahrheitshelden vermochten, ſo drang der Pabſt in den Kaiſer, den über den Ketzer ausgeſprochenen Bann zu vollziehen. Doch Carl wagte dies nicht, weil Friedrich der Weiſe Luthers Freund war. Er ſchlug deßhalb einen Mittelweg ein, und beſchied den Auguſtiner auf die Reichsverſammlung zu Worms, 1521, damit derſelbe hier Rede und Antwort ſtehe wegen ſeiner Lehren und Behauptungen. Hiermit war aber weder dem Pabſte, noch dem Churfürſten gedient; dem Pabſte nicht, weil er die Sache eines ſchon mit dem Banne belaſteten Ketzers nicht erſt, und am allerwenigſten von einem weltlichen Gerichte, unterſucht wiſſen wollte; und dem Churfürſten nicht, weil er für das Leben ſeines Schützlings beſorgt

war und die Erinnerung an Huſſens Schickſal ihn mahnte, mit aller Vorſicht zu Werke zu gehen.

Er wirkte ihm daher zuvörderſt ſicheres Geleit bei dem Kaiſer aus, und willigte dann in Luthers Vorladung um ſo mehr ein, als dieſer ſich hierzu ſogleich bereit erklärte, und dem Hofprediger Spalatin in einem Schreiben ſeine Geſinnungen offen dargelegt hatte. In Geſellſchaft ſeines Bruders Jacob und mehrerer Freunde, nämlich des Juſtus Jonas und Nicolaus Amsdorf, zweier Gottesgelehrten, des rechtskundigen Hieronymus Schurf, welchen der Churfürſt ihm als Anwalt mitgegeben hatte, und Peter von Suaven, eines pommeriſchen Edelmanns, der in Wittenberg Vorleſungen hörte, trat er denn am 4. April, im Vertrauen auf Gott und die gute Sache, die Reiſe nach Worms an. Bei ſeinem Abſchiede von Wittenberg floſſen der Thränen viele.

Unterwegs wurde Luther allenthalben mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen; ſeine Reiſe glich einem Triumphzuge, Jedermann war begierig, den Mann zu ſchauen, den keine weltliche und geiſtliche Macht beugen konnte. Seine Gönner zitterten, er aber blieb unerſchrocken und erklärte: „Chriſtus lebt, darum wollen wir hinein nach Worms zum Trotz aller hölliſchen Pforten und denen, die in der Luft herrſchen. Und wenn ſie gleich ein Feuer machten, das zwiſchen Wittenberg und Worms bis an den Himmel reichte, ſo will ich doch, weil ich gefordert worden, im Namen des Herrn erſcheinen, zwiſchen die Zähne meiner Feinde treten, Chriſtum bekennen und ihn walten laſſen.“ Zu Weimar zeigte ihm der kaiſerliche Herold, Caſpar Sturm, der ihn ebenfalls geleitete, die an den Straßenecken gegen ihn angeheftete päbſtliche Bulle und fragte ihn: „Herr Doctor, wollt ihr fortziehen?“ worauf er gefaßt erwiederte: „Ja, ungeachtet man mich in den Bann gethan und dieß in den Städten publicirt hat, ſo will ich

doch fortziehen.“ Zu Erfurt bewohnte er ſeine ehemalige Zelle und predigte in der Kloſterkirche über die Worte: „Friede ſey mit euch!“ In Eiſenach erkrankte er, und genas erſt völlig wieder zu Frankfurt. Nicht weit von Worms, als er ſchon von Oppenheim abgereiſ't war, ließ ihn ſein Churfürſt durch Spalatin warnen, nicht in die Stadt zu kommen, weil die Gefahr für ihn immer drohender werde. Er aber gab dem Eilboten die heldenmüthige Antwort: „Und wenn in Worms ſo viel Teufel wären, als Ziegel auf den Dächern, ſo wollte ich dennoch hinein, und mich im geringſten nicht fürchten.“ Am **16.** April Morgens um **10** Uhr langte er auf einem offenen Wagen in Worms an, begleitet von einer großen Volksmenge, zu Fuß und zu Pferde, welche ihm entgegen geſtrömt war, den Mönch Martin zu ſehen. Schon des andern Tages ſollte er vor der Reichsverſammlung erſcheinen. Noch zagte der Gottesmann nicht; das Gebet machte ihn ſtark. Hierdurch im Geiſte erkräftigt und mit neuem Muthe geſtählt, welcher den Frommen auch bei anſcheinender oder wirklicher Gefahr beherzt macht, und mit froher Zuverſicht erfüllt, trat Luther den **17.** April Nachmittags um **4** Uhr den ſchweren Gang zur Reichsverſammlung an.

Eine dichte Menſchenmaſſe erfüllte die Straßen, und man konnte nur auf Seitenwegen zum Rathhauſe gelangen; ſelbſt Dächer waren abgedeckt und mit neugierigen Zuſchauern erfüllt; Freund und Feind blickten in der geſpannteſten Erwartung auf den Mann Gottes, der angethan mit dem Panzer der Gerechtigkeit, gedeckt durch den Schild des Glaubens, umgürtet mit dem Schwert des Geiſtes, feſt entſchloſſen, ſeiner Lehre zu leben und zu ſterben, und ſich nicht zu fürchten vor denen, die nur den Leib tödten, wohl aber vor dem, der Leib und Seele zugleich verderben kann. Beim Eintritte in das Verſammlungshaus klopfte ihm Freundsberg, ein alter bewährter Kriegsheld, welcher allhier die Wache hatte, freundlich auf die Schulter

erwählten Oberhirten ſodann in Proceſſion in der unglücklichen Stadt herum. Zu dieſem allen geſellte ſich bald nachher die Peſt, wahrſcheinlich durch das Faulen der allenthalben herumliegenden unbegrabenen Leichen herbeigerufen.

Eine Frau, die dem Pabſte einen Korb mit etwas Brod und Milch, mittelſt eines Strickes, den man an der Mauer der Engelsburg herabgelaſſen hatte, wollte zukommen laſſen, wurde dabei erwiſcht und ſogleich gehängt. Ein mitgefangener Cardinal, der zu entwiſchen ſuchte, bezahlte dieſen Verſuch mit ſeinem Leben. Als Carl V. die Nachricht von der Gefangenſchaft ſeines Gegners erfuhr, ſtellte er ſich äußerſt betrübt über dieſe Vorfälle und verordnete ſogar öffentliche Gebete und Proceſſionen, um deſſen Befreiung vom Himmel zu erflehen. Beinahe einen Monat ſaß Clemens gefangen, die Lebensmittel fehlten ihm endlich ganz, und ſeine Unfehlbarkeit litt den bitterſten Hunger. Da bot er dem Kaiſer ein Löſegeld von **400,000** Dukaten für ſeine Freilaſſung an, ſo wie, daß er ſich ganz und in allen Dingen in deſſen Willen fügen wolle. Carl V. nahm das Anerbieten an. Der Pabſt ergab ſich nun mit Hab und Gut an die Kaiſerliche Majeſtät, verſprach, Parma, Piacenza, Modena, Oſtia ꝛc. abzutreten, und wurde von den kaiſerlichen Truppen, ſammt ſeinen Mitgefangenen, von der Engelsburg wieder in den Vatikan geleitet. Seine Truppen mußten ſchwören, nie gegen den Kaiſer mehr fechten zu wollen, und die Kaiſerlichen verließen Rom, mit einer Beute von **18** Millionen ſchwerer Thaler beladen, eine zu jener Zeit ungeheure Summe. Vorher aber hatten ſie noch ihrem gefallenen Anführer, Bourbon, eine prachtvolle Leichenfeier gehalten.

Da Carl V. ſchlechterdings auf der Feſthaltung des Madrider Friedens beſtand, ſo kündigten Franz und Heinrich VIII. ihm den Krieg an. Die Herausforderungsbriefe, die Carl und Franz einander zuſchickten, und die Heftigkeit, womit ſie ſich

einander Lügen ſtraften, waren unanſtändige Prahlereien, und aus dem Zweikampfe wurde nichts. Italien mußte indeſſen den Feindſeligkeiten zum Raube dienen. Die Franzoſen waren anfangs glücklich, und Pavia wurde zum Gedächtniſſe der daſelbſt verlornen Schlacht grauſam ausgeplündert.

Andreas Doria, der berühmte Genueſer, leiſtete mit ſeinen Galeeren der Krone Frankreich wichtige Dienſte. Man belagerte Neapel, als er, mißvergnügt über den Hof, plötzlich die Partei des Kaiſers nahm. Jetzt änderte ſich das Kriegsglück. Man verfuhr wieder ſo unbedachtſam, wie früher; die Armee wurde von Krankheit aufgerieben, und die Belagerung aufgehoben. Dieſer Feldzug diente zu nichts, als Menſchenblut zu vergießen. Doria verſchaffte ſeinem Vaterlande die Freiheit wieder. Er hätte ſich daſelbſt nach Vertreibung der Franzoſen zum Herrſcher machen können; aber er begnügte ſich mit dem Anſehen, das ihm ſein Verdienſt gab. Die alte Regierungsform blieb unverändert, ſo ſehr ſie auch einer Reformation bedurfte, und eine ſehr kühne und gelungene Verſchwörung des Fiesco endigte erfolglos durch deſſen zufälligen Tod. Er ertrank im Hafen.

Endlich unterbrach der Friede zu Cambray 1529 den Lauf ſo vieles Elendes. Zwei Frauen, die Herzogin von Angouleme und Margaretha von Oeſterreich, Statthalterin in den Niederlanden, ſchloſſen ihn im Namen der beiden Monarchen. Franz I. verließ ſeine Bundesgenoſſen, opferte ſeine Rechte auf Mailand auf, entſagte ſeiner Lehensherrſchaft über Artois und Flandern, und verſprach, für ſeine beiden Prinzen ein Löſegeld von zwei Millionen Goldthalern zu zahlen. Carl V. behielt ſich, außer dieſen Vortheilen, das Recht vor, ſeine Anſprüche auf Burgund durch den Weg Rechtens geltend zu machen. Sforza behielt Mailand, vermöge der Bedingung eines zwiſchen dem Pabſte und dem Kaiſer bereits geſchloſſenen Friedens, kraft deſſen die Herrſchaft der

Medicis wieder zu ihrer vorigen Gewalt in Florenz gelangen ſollte. Die Florentiner hatten ihre republikaniſche Verfaſſung wieder angenommen, aber eine kaiſerliche Armee zwang ſie im Jahre 1530, Alexander von Medicis für ihren Oberherrn zu erkennen. In dem Zuſtande, in welchem Frankreich ſich befand, konnten zwei Millionen Goldthaler ohne engliſche Hülfe nicht bezahlt werden. Heinrich VIII. gab wirklich das Geld her. Er war entſchloſſen, ſich von ſeiner Gemahlin, Katharine von Aragonien, des Kaiſers Muhme, ſcheiden zu laſſen; ſah aber die Stürme voraus, welchen er ſich dadurch ausſetzen werde, und verband ſich aus dieſem Grunde mit einer Macht, deren Beiſtand er bald nöthig haben konnte. Katharine war, als Heinrich ſich mit ihr vermählte, die Wittwe ſeines Bruders Arthur, der ſechs Monate nach dieſer Vermählung, und zwar, wie allgemein die Rede ging, ohne dieſelbe einmal vollzogen zu haben, geſtorben war. Sie waren nun ſchon ſeit 20 Jahren mit einander vermählt, und viele Kinder, von denen nur noch allein die zur Thronfolge beſtimmte Prinzeſſin Maria lebte, machten dieſe eheliche Verbindung um ſo viel ehrwürdiger, je mehr ſich die Königin durch ihre Tugend und durch ihr leutſeliges Betragen auszeichnete. Aber Heinrich war verliebt in Anna Boleyn, Tochter eines Edelmanns, ein ſchönes und geiſtreiches Frauenzimmer; ſie hatte ſein Herz eingenommen, und ihr Widerſtand reizte ſeine Begierden nur noch mehr. Die Liebe ſtellte ihm ſeine Ehe mit Katharinen als ungültig vor, und Pabſt Clemens VII., der damals mit dem Kaiſer kriegte, war einige Zeit lang Heinrichs Abſichten günſtig. Wolſey ſollte als Legat die Sache entſcheiden, und die Eheſcheidungsbulle war ſchon ganz fertig, als Clemens bei veränderten Umſtänden auch ein anderes Syſtem annahm. Das Anſehen des Kaiſers erhielt bei ihm dergeſtalt das Uebergewicht, daß er, nach

einigen geſuchten Verzögerungen, die Sache nach Rom vor ſeinen eigenen Richtſtuhl zog.

Voll Unwillens und Ungeduld, aber doch noch nicht kühn genug, die Hinderniſſe mit Gewalt weg zu räumen, rächte ſich Heinrich an Wolſey, von dem er glaubte, daß derſelbe ihm in dieſer Sache zuwider geweſen wäre. Er entfernte dieſen mächtigen Miniſter und erbettelte darauf von den Gottesgelehrten ihr Gutachten in Anſehung des Ehebandes, das er zerreißen wollte. Wolſey hatte unermeßliche Schätze von goldenem und ſilbernem Geräthe und koſtbaren Möbeln zuſammen gebracht. Dieſe wurden eingezogen, als er das große Siegel abgeben mußte; doch blieb er noch Erzbiſchof von York und Biſchof von Wincheſter. Allein im folgenden Jahre (1530) ward er eingezogen, und ſtarb auf dem Wege nach London, vermuthlich an genommenem Gifte, unter großer Gewiſſensangſt. Kurz vor ſeinem Ende erklärte er feierlich: „Hätte ich meinem Gotte ſo ſorgfältig gedient, als ich meinem Könige gedient habe, ſo würde ich mich nicht in meinem hohen Alter von Gott verlaſſen ſehen."

Das Urtheil der engliſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Univerſitäten fiel dahin aus, daß zur Ehe mit des Bruders Wittwe keine Dispenſation berechtigen könne, weil dieſelbe im dritten Buche Moſis verboten wäre; gleichwohl wird ſie in dem Falle, wenn der erſte Bruder unbeerbt verſtorben iſt, in dem fünften Buche Moſis ausdrücklich anbefohlen. Heinrich weigerte ſich, in Rom zu erſcheinen, wohin er von Clemens **VII.** vorgeladen wurde; er verſtieß ſeine Gemahlin Katharine und vermählte ſich mit Anna Boleyn, mit der er bald darauf die berühmte Eliſabeth zeugte. Schon war die Geiſtlichkeit gezwungen worden, ihn für den Beſchützer und das Haupt der engliſchen Kirche zu erkennen, und ſchon hatte das Parlament, das ſich völlig nach ſeinem Willen ſchmiegte, die Einkünfte des Pabſtes in England um ein Anſehnliches vermindert.

Mit der römiſchen Kirche zu brechen, war indeſſen dem Könige, der eben ſo eigenſinnig in ſeinen theologiſchen Grundſätzen, als in ſeinen Liebesangelegenheiten war, ein fürchterlicher Gedanke. Er hatte wider Luther geſchrieben, den er als einen Verächter des heiligen Thomas haßte. In ſeiner Widerlegung redete Luther in einem ſo ſchimpfenden Tone, daß er unter andern ſagte: „König Heinrich ſey unverſtändiger als der Unverſtand ſelbſt u. ſ. w." So ſehr Heinrich durch dieſe unbeſcheidenen Ausdrücke ſich beleidigt fühlte, ſo ſehr ward ſeiner Eigenliebe durch den ihm von Leo X. beigelegten Titel: „eines Beſchützers des Glaubens" geſchmeichelt. Er verabſcheuete den Namen eines Ketzers; ſtrebte nach der Ehre, ein eifriger Katholik zu heißen, und erklärte ſich bereit, ſich dem Ausſpruche der verſammelten Cardinäle, jedoch mit Ausſchließung des kaiſerlichen, zu unterwerfen. Eine zu große Uebereilung verurſachte einen unerſetzlichen Schaden. Da der Courier, der Heinrichs entſcheidende Antwort überbringen ſollte, nicht an dem beſtimmten Tag ankam, ſo beſtätigte der Pabſt die Gültigkeit ſeiner erſten Vermählung und belegte den König, falls derſelbe in ſeiner Eheſcheidung beharren würde, mit dem Banne. Zwei Tage hernach kam der Courier mit den königlichen Depeſchen an. Man wollte zu Rom das ausgeſprochene Urtheil nicht zurücknehmen und es war weiter kein Ausſöhnungsmittel mehr übrig. In der That kam es gleich darauf zu einer völligen Trennung. Der König berief ſich gewöhnlichermaßen auf eine allgemeine Kirchenverſammlung. Die Geiſtlichkeit erklärte, daß der römiſche Biſchof in England nichts zu befehlen habe, und das Parlament legte dem Könige den Titel eines „Oberhauptes der Kirche" bei. Vermöge dieſer Würde hob Heinrich **VIII.** die Klöſter auf, bemächtigte ſich ihrer Einkünfte, entſchied in Glaubensſachen, und verfolgte zu gleicher Zeit ſowohl die Katholiken, die es mit dem Pabſte, als die Ketzer, die es mit Luther hielten. Alles mußte ſich nach ſeinen Meinungen richten.

Zwecker del. — Stich und Druck durch K. Grünewald in Darmstadt — T. & Engleheart sc.

LUTHER ZU WORMS

Luther à Worms

Carl V., der durch das Schickſal ſeiner Muhme ſo ſehr beſchimpft ward, ſah ſich noch außerdem von vielen Sorgen und Bekümmerniſſen umringt. Die Türken und Lutheraner machten ihm beide gleich große Unruhe. Auf der einen Seite hatte Soliman II., welcher noch furchtbarer als ſein Vater, Selim I., war, im Jahre 1521 Belgrad und bald darauf Rhodus eingenommen, von wo die Johanniter-Ritter nach der Inſel Malta, die ihnen der Kaiſer ſchenkte, gingen. Eben dieſer Eroberer hatte ſich im Jahre 1526 eines großen Theils von Ungarn bemächtigt. Im Jahre 1529 belagerte Soliman die Stadt Wien, ward jedoch durch die Strenge des Winters zum Rückzuge genöthigt, nachdem er ungefähr 60,000 Mann eingebüßt hatte. Auf der andern Seite machten die Fortſchritte der Secten, welche ſich wider die römiſche Kirche aufgelehnt hatten, den Kaiſer in ſeinen Entſchließungen zweifelhaft.

Luther auf dem Reichstage zu Worms.

Da Luthers Anhang ſich von Tag zu Tage mehrte, und weder Schmeicheleien, noch Drohungen etwas über den kühnen Wahrheitshelden vermochten, ſo drang der Pabſt in den Kaiſer, den über den Ketzer ausgeſprochenen Bann zu vollziehen. Doch Carl wagte dies nicht, weil Friedrich der Weiſe Luthers Freund war. Er ſchlug deßhalb einen Mittelweg ein, und beſchied den Auguſtiner auf die Reichsverſammlung zu Worms, 1521, damit derſelbe hier Rede und Antwort ſtehe wegen ſeiner Lehren und Behauptungen. Hiermit war aber weder dem Pabſte, noch dem Churfürſten gedient; dem Pabſte nicht, weil er die Sache eines ſchon mit dem Banne belaſteten Ketzers nicht erſt, und am allerwenigſten von einem weltlichen Gerichte, unterſucht wiſſen wollte; und dem Churfürſten nicht, weil er für das Leben ſeines Schützlings beſorgt

war und die Erinnerung an Huſſens Schickſal ihn mahnte, mit aller Vorſicht zu Werke zu gehen.

Er wirkte ihm daher zuvörderſt ſicheres Geleit bei dem Kaiſer aus, und willigte dann in Luthers Vorladung um ſo mehr ein, als dieſer ſich hierzu ſogleich bereit erklärte, und dem Hofprediger Spalatin in einem Schreiben ſeine Geſinnungen offen dargelegt hatte. In Geſellſchaft ſeines Bruders Jacob und mehrerer Freunde, nämlich des Juſtus Jonas und Nicolaus Amsdorf, zweier Gottesgelehrten, des rechtskundigen Hieronymus Schurf, welchen der Churfürſt ihm als Anwalt mitgegeben hatte, und Peter von Suaven, eines pommeriſchen Edelmanns, der in Wittenberg Vorleſungen hörte, trat er denn am 4. April, im Vertrauen auf Gott und die gute Sache, die Reiſe nach Worms an. Bei ſeinem Abſchiede von Wittenberg floſſen der Thränen viele.

Unterwegs wurde Luther allenthalben mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen; ſeine Reiſe glich einem Triumphzuge, Jedermann war begierig, den Mann zu ſchauen, den keine weltliche und geiſtliche Macht beugen konnte. Seine Gönner zitterten, er aber blieb unerſchrocken und erklärte: „Chriſtus lebt, darum wollen wir hinein nach Worms zum Trotz aller hölliſchen Pforten und denen, die in der Luft herrſchen. Und wenn ſie gleich ein Feuer machten, das zwiſchen Wittenberg und Worms bis an den Himmel reichte, ſo will ich doch, weil ich gefordert worden, im Namen des Herrn erſcheinen, zwiſchen die Zähne meiner Feinde treten, Chriſtum bekennen und ihn walten laſſen.“ Zu Weimar zeigte ihm der kaiſerliche Herold, Caſpar Sturm, der ihn ebenfalls geleitete, die an den Straßenecken gegen ihn angeheftete päbſtliche Bulle und fragte ihn: „Herr Doctor, wollt ihr fortziehen?“ worauf er gefaßt erwiederte: „Ja, ungeachtet man mich in den Bann gethan und dieß in den Städten publicirt hat, ſo will ich

doch fortziehen.“ Zu Erfurt bewohnte er ſeine ehemalige Zelle und predigte in der Kloſterkirche über die Worte: „Friede ſey mit euch!“ In Eiſenach erkrankte er, und genas erſt völlig wieder zu Frankfurt. Nicht weit von Worms, als er ſchon von Oppenheim abgereiſ't war, ließ ihn ſein Churfürſt durch Spalatin warnen, nicht in die Stadt zu kommen, weil die Gefahr für ihn immer drohender werde. Er aber gab dem Eilboten die heldenmüthige Antwort: „Und wenn in Worms ſo viel Teufel wären, als Ziegel auf den Dächern, ſo wollte ich dennoch hinein, und mich im geringſten nicht fürchten.“ Am 16. April Morgens um 10 Uhr langte er auf einem offenen Wagen in Worms an, begleitet von einer großen Volksmenge, zu Fuß und zu Pferde, welche ihm entgegen geſtrömt war, den Mönch Martin zu ſehen. Schon des andern Tages ſollte er vor der Reichsverſammlung erſcheinen. Noch zagte der Gottesmann nicht; das Gebet machte ihn ſtark. Hierdurch im Geiſte erkräftigt und mit neuem Muthe geſtählt, welcher den Frommen auch bei anſcheinender oder wirklicher Gefahr beherzt macht, und mit froher Zuverſicht erfüllt, trat Luther den 17. April Nachmittags um 4 Uhr den ſchweren Gang zur Reichsverſammlung an.

Eine dichte Menſchenmaſſe erfüllte die Straßen, und man konnte nur auf Seitenwegen zum Rathhauſe gelangen; ſelbſt Dächer waren abgedeckt und mit neugierigen Zuſchauern erfüllt; Freund und Feind blickten in der geſpannteſten Erwartung auf den Mann Gottes, der angethan mit dem Panzer der Gerechtigkeit, gedeckt durch den Schild des Glaubens, umgürtet mit dem Schwert des Geiſtes, feſt entſchloſſen, ſeiner Lehre zu leben und zu ſterben, und ſich nicht zu fürchten vor denen, die nur den Leib tödten, wohl aber vor dem, der Leib und Seele zugleich verderben kann. Beim Eintritte in das Verſammlungshaus klopfte ihm Freundsberg, ein alter bewährter Kriegsheld, welcher allhier die Wache hatte, freundlich auf die Schulter

und ſagte: „Münchlein, Münchlein! Du gehſt jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberſter auch in unſerer allerernſteſten Schlacht nicht gethan haben. Biſt du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, ſo fahre in Gottes Namen fort und ſey nur getroſt, Gott wird dich nicht verlaſſen.“ Unerſchrocken, aber beſcheiden trat jetzt Luther in die glänzende Verſammlung, welche aus dem Kaiſer, ſeinem Bruder, dem Erzherzoge Ferdinand, 6 Churfürſten, 21 Herzogen, 8 Markgrafen, 30 Biſchöfen und Prälaten und vielen Fürſten, Grafen, Herren und Geſandten beſtand. Ein Augenzeuge ſchätzt die Zuhörer im Saale, im Vorzimmer und an den Fenſtern auf 5000. Schon jubelten die Feinde, ſchon zagten die Freunde Luthers und ein tiefes Schweigen herrſchte im prunkvollen Saale. Luther aber trat demüthig vor den Kaiſer, verneigte ſich ehrfurchtsvoll und ſprach: „Großmüthigſter Kaiſer, ich erſcheine als der Gehorſame auf den Termin, der mir geſtern Abend angeſagt worden iſt, und bitte durch Gottes Barmherzigkeit, Ew. Majeſtät und Gnaden wollten dieſe gerechte und wahrhafte Sache, wie ich hoffe, gnädigſt hören, und, wenn ich aus Unverſtand vielleicht einem Jeglichen ſeinen gebührenden Titel nicht geben, oder mich ſonſt irgend nicht nach Hofgebrauch verhalten ſollte, mir es gnädigſt zu gut halten, da ich immer im Kloſter geweſen bin, und von mir anders nicht ſagen kann, als daß ich in dem, was von mir bisher mit einfältigem Herzen gelehrt und geſchrieben iſt, allein Gottes Ehre und der Chriſtgläubigen Nutzen und Seligkeit geſehen und geſucht habe.“ Der Kaiſer lächelte dem Auguſtiner Beifall zu, der Kanzler des Churfürſten von Trier, Johann von Eck, legte ihm aber im Namen der Verſammlung die beiden Fragen vor: 1) ob er die Bücher, welche da lägen, und unter ſeinem Namen gedruckt ſeyen, für die ſeinigen erkenne, und 2) ob er ihren Inhalt widerrufen wolle?

Noch ehe Luther antworten konnte, rief ſein Rechtsbeiſtand, um zu erfahren, ob keine falſche, Luthern untergeſchobene Schriften dabei ſeyen: „Man leſe die Titel der Bücher!" Es geſchah. Hierauf bejahte Luther die erſte Frage und wegen der zweiten bat er ſich auf morgen Bedenkzeit aus, wobei er unter andern ſagte: „Chriſtus werde ich nimmermehr verläugnen, denn ich gedenke ſeines Ausſpruches: wer mich verläugnet vor den Menſchen, den werde ich wieder verläugnen vor meinem himmliſchen Vater." Nach einer kurzen Berathung der Fürſten wurde ihm dieſe Bedenkzeit auch mit ſichtbarer Huld bewilligt, doch unter der Bedingung, daß er nicht ſchriftlich, ſondern mündlich ſich erklären ſolle. Unterdeſſen ſtärkte ſich Luther aufs neue durchs Gebet, ſammelte ſeinen Geiſt durch ſtilles Nachdenken, und harrte dann in feierlich ernſter Stimmung und gottvertrauenden Sinnes, bis die erſehnte Stunde ſchlug. Kurz zuvor, ehe der Herold zu ihm kam, um ihn zur Fürſtenverſammlung zu geleiten, war er zu der auf dem Tiſche liegenden Bibel hingetreten, ſtützte die linke Hand auf dieſelbe und erhob die rechte zum Himmel, ein freimüthiges Bekenntniß ſeines Glaubens und ein unwandelbares Feſthalten an das Evangelium gelobend. Nun folgte er dem Geleitsmanne bis zum Saale, wo er aber einige Stunden verweilen mußte, ehe man ihn vorließ. Um 6 Uhr des Abends wurde ihm endlich der Zutritt geſtattet. Jetzt wiederholte der churtrieriſche Kanzler die ſchon am verwichenen Tage an ihn gerichtete Frage und hieß ihn dann reden. Mit Demuth und Freimüthigkeit hielt nun Luther eine lange Rede in deutſcher Sprache, welche er hernach auf des Kaiſers Verlangen nochmals in lateiniſcher Sprache wiederholte, worin er einen dreifachen Unterſchied unter ſeinen Schriften machte. Manche ſeyen ſolche, ſprach er, worin er vom chriſtlichen Glauben und Werken chriſtlich gelehrt habe, dieſe könne er nicht widerrufen; in andern habe er ſich gegen das Pabſtthum und die falſchen Lehren der

Pabiſten erklärt, auch dieſe könne er nicht widerrufen, damit er nicht Urſache gebe, daß forthin allerlei gottloſes Weſen vertheidigt werde. Könne man ihn aber aus der Vernunft oder der heiligen Schrift eines Irrthums überführen, ſo ſey er bereit, ſeine Schriften mit eigner Hand ins Feuer zu werfen. Als er noch redete, fiel ihm der Kanzler ins Wort mit der Bemerkung, daß hier nicht der Ort zum gelehrten Streiten ſey, es werde bloß eine deutliche Beantwortung der Frage verlangt, ob er widerrufen wolle oder nicht. Da ſprach der ſchlichte Mann hochbegeiſtert die unvergeßlichen Worte: „Weil denn Ew. Majeſtät eine ſchlichte, einfältige, richtige Antwort begehren, ſo will ich eine geben, die weder Hörner, noch Zähne haben ſoll (d. h. ſie ſoll weder ſtößig, noch biſſig ſeyn, alſo Niemanden beleidigen), nämlich alſo: Es ſey denn, daß ich mit Zeugniſſen der heiligen Schrift, oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Urſachen überwunden und überwieſen werde (denn ich glaube weder dem Pabſt, noch den Concilien, weil es am Tage iſt, daß ſie ſich oft geirrt und ſelbſt widerſprochen haben) und ich alſo mit den Sprüchen, ſo von mir angezogen und angeführt ſind, überzeugt, und mein Gewiſſen in Gottes Wort gefangen iſt: ſo kann und will ich nichts widerrufen, weil es weder ſicher, noch gerathen iſt, etwas wider das Gewiſſen zu thun. Hier ſtehe ich; ich kann nicht anders; Gott helfe mir! Amen.“

Das Großartige in dem Betragen des ſtandhaften frommen Streiters Chriſti wurde allgemein gefühlt; denn nicht erwartet hatte man ſolche Rede aus dem Munde eines verachteten Mönches vor gekrönten Häuptern. Viele Anweſende und ſogar päbſtlich geſinnte nickten dem Felſenmann freundlich Beifall zu und der Kaiſer ſelbſt konnte ſich der Aeußerung nicht enthalten: „Dieſer Mönch ſpricht unerſchrocken und mit getroſtem Muthe!“

Johann von Eck, der Kanzler, ungehalten ob ſolcher kühnen Sprache Luthers, machte demſelben deßhalb Vorwürfe und

ſprach: „Du haſt eine unbeſcheidene Antwort gegeben, weil du die Concilien verdammet und der Meinung der Kirche widerſprochen haſt; du ſollſt die ſchlichte und einfache Antwort geben: Nein oder Ja! Wirſt du nun keinen Widerruf thun, ſo werden Se. Majeſtät der Kaiſer mit den Fürſten und Ständen des Reichs berathſchlagen, was mit einem ſolchen Ketzer zu thun ſey.“ Luther verſetzte: „So helfe mir Gott, denn einen Widerruf kann ich nicht thun. Möchte nun der Kaiſer, das junge edle Blut, ſich nicht verführen laſſen, vom Evangelium zu weichen und Menſchenſatzungen unterwürfig zu ſeyn.“ Luther wurde jetzt der Verſammlung entlaſſen und langte heitern Sinnes und getroſten Muthes in ſeiner Wohnung an, wo er gegen Spalatin äußerte: „Wenn ich tauſend Köpfe hätte, ſo wollte ich ſie mir eher abhauen laſſen, denn einen Widerruf thun.“ Friedrich der Weiſe aber freute ſich im Stillen des Eindrucks, den Luthers Rede faſt allgemein bewirkt hatte; noch an demſelben Abende ſprach er zu Spalatin in ſeinem Zimmer: „O wie ſchön hat Pater Martin geſprochen vor Kaiſer und Reich!“ und ſetzte noch hinzu: „er war ſehr kühn, viel zu kühn!“ Noch verſuchte man es in einzelnen Unterredungen, Luthern dahin zu bringen, daß er widerriefe; aber alle dieſe Verſuche ſcheiterten an der Feſtigkeit ſeines Geiſtes, und mehrmals hörte man ihn ſagen: „Iſt das Werk ein Menſchenwerk, ſo wird es in ſich vergehen; iſt es aber von Gott, ſo werdet ihr es nicht zerſtören können.“ Luther empfing nun noch mehrere Beſuche von angeſehenen Männern, um ihn, den Glaubenshelden, perſönlich kennen zu lernen, und alle bezeugten ihm ihre Hochachtung. Zu ſeinen Verehrern gehörte auch der alte Herzog Erich von Braunſchweig. Sogleich nach dem zweiten Verhöre ſandte ihm dieſer zur Labung eine ſilberne Kanne mit köſtlichem eimbecker Bier. Luther fragte, was für ein Fürſt ſeiner alſo in Gnaden gedenke, und da man ihm nun den Geber des Geſchenkes

nannte und ſagte, daß derſelbe ſelbſt erſt aus der Kanne getrunken habe; ſo trank auch Luther auf deſſen Geſundheit und ſprach: „Wie heute Herzog Erich meiner gedacht, alſo gedenke ſeiner unſer Herr Chriſtus in ſeinem letzten Kampfe!" Und der Herzog gedachte dieſer Worte noch mit inniger Freude in ſeiner Todesſtunde. Der Kaiſer aber, welcher es ſeiner politiſchen Verhältniſſe halber weder mit dem Pabſte, noch mit den katholiſchen Fürſten Deutſchlands verderben durfte, ſah ſich im Gedränge. Doch erklärte er ſeinerſeits den verſammelten Fürſten: „Er ſey entſchloſſen, alle ſeine Reiche, Länder, Freunde, Leib und Blut und das Leben ſelbſt dahin zu verwenden, daß dieſes gottloſe Unternehmen keinen weitern Fortgang habe, indem es ſonſt ihm und der deutſchen Nation zur ewigen Schande gereichen werde. Seine Vorfahren ſeyen ſämmtlich bis auf den letzten Augenblick der römiſchen Kirche getreu geblieben; ſie hätten ihm die katholiſche Lehre und Kirchenverfaſſung gleichſam erblich hinterlaſſen, nach welcher er bis dahin gelebt habe, und auch zu ſterben gedenke u. ſ. w." Um dagegen dem Churfürſten von Sachſen nicht zu nahe zu treten, ſagte er Luther noch 21 Tage ſeinen Schutz zu, und als man ihn bewegen wollte, ſeinem gegebenen Worte zuwider demſelben das ſichere Geleit zu entziehen, ſo antwortete er mit biederm Sinne: „Wenn auch alle Welt lügt, ſo muß doch ein Kaiſer ſein Wort halten."

Früherhin hatte er ſchon geäußert: „er werde nicht wie Sigismund erröthen." Luthers Abreiſe von Worms erfolgte den 26. April 1521 in Begleitung des kaiſerlichen Herolds und ſeiner Freunde; jenen entließ er aber ſchon zu Friedberg, und händigte ihm zwei Schreiben ein, in welchen er dem Kaiſer und den Ständen für das ſichere Geleit Dank ſagte; denn in Heſſen, wo er auf Vieler Erſuchen zu Hirſchfeld oder Hersfeld predigte, hatte er nichts zu befürchten. Die Achtserklärung des Kaiſers oder das ſogenannte

J. L. Englehart Sculpt.

LUTHER AUF DER WARTBURG.

wormſer Edict folgte Luther auf dem Fuße nach; dadurch wurde ihm der Schutz für Leib und Leben entzogen, man nannte ſeine Lehre eine Teufelslehre; ihn ſelbſt aber den verruchteſten Ketzer und Frevler, welcher alle alte Ketzereien in der ſeinigen wie in einer ſtinkenden Pfütze vereinigt habe. „Weil Luther," ſo heißt es in der Bekanntmachung der Reichsacht, „ganz verſtockt und verkehrt in einer offenbar ketzeriſchen Meinung verharret, ſo daß er für unſinnig und von böſen Geiſtern beſeſſen gehalten werden muß; ſo erklären wir ihn für ein von der Kirche abgeſondertes Glied, und wollen, daß den unter Menſchengeſtalt verſteckten Teufel (Luther) Niemand hauſe, höfe, etze (d. h. ins Haus oder im Hofe aufnehme, ſpeiſe) oder tränke; ſondern wenn Jemand es kann, ſoll er ihn fangen und uns (d. h. dem Kaiſer) zuſenden; ſeinen Anhängern ſoll ein Gleiches widerfahren, und ihre Güter eingezogen werden. Niemand ſoll ſeine Bücher drucken oder kaufen bei ſchwerer Strafe, ſondern ſie ſollen, ihres giftigen Inhalts wegen, verbrannt werden." Luther war jedoch ſchon in Sicherheit und der Churfürſt von Sachſen kam dem Schlage zuvor, indem er ihn ſelbſt in einem Walde aufheben und auf die Wartburg bringen ließ, woſelbſt er ſich über neun Monate lang vor Jedermann verborgen aufhielt. Daſelbſt fing er an, an ſeiner Bibel-Ueberſetzung zu arbeiten.

Da der wormſer Ausſpruch nicht zur Ausführung kam und das Lutherthum ſich immer weiter ausbreitete, ſo ſchrieb Adrian VI., der eben ſo unbeweglich in ſeinen Religionsmeinungen, als ſtrenge in ſeinen Sitten, und ein unbiegſamer Theolog war, im Jahre 1523 an die Reichsverſammlung zu Nürnberg ein Breve, in welchem er ſie anfeuerte, das Aeußerſte gegen Luther zu verfügen. Sonderbar war es, daß der Pabſt in dieſem Breve geſtand, die verdorbenen Sitten des römiſchen Hofes wären der

Grund dieſes Uebels; daß er den Mißbräuchen abzuhelfen verſprach, und ſogar die Reichsverſammlung um ihr Gutachten bat, wie die Ketzerei auszurotten wäre; aber der Eifer der Deutſchen entſprach dieſes Mal Adrians Abſichten nicht. Sie ſtellten vor, Luther habe zu viele Anhänger, als daß man ihn mit Gewalt verfolgen könne; ſchlugen eine allgemeine Kirchenverſammlung als das nöthigſte und wirkſamſte Mittel vor; ſchickten ihm ein Verzeichniß von 100 Beſchwerden wider den römiſchen Hof, in welchem Alles enthalten war, was ihm ſo oft war vorgeworfen worden: Erpreſſungen, unrechtmäßige Beſitznehmungen, Ungerechtigkeit und allerlei Arten von Aergerniſſen; und ſchloſſen endlich damit, daß, wenn der heilige Stuhl dieſen Unordnungen nicht baldigſt abhelfen würde, ſie ihre eigene Gewalt anwenden müßten, um ſich von dieſen unerträglichen Laſten zu befreien. Das Geſtändniß des Pabſtes und die 100 Beſchwerden der Reichsverſammlung waren ein Triumph für das Lutherthum. Hätte ſich Carl V. für daſſelbe erklärt, ſo würde vermuthlich bald ganz Deutſchland die Religion verändert haben.

Luthers Verheirathung mit Katharina von Bora, einer geflüchteten Nonne, erregte ein neues Geſchrei wider ihn. Zwar empfindlich gegen Tadel, aber in Durchſetzung ſeiner Abſichten nicht zu erſchüttern, fuhr Luther fort zu ſchreiben, zu predigen, die Zahl ſeiner Anhänger zu vermehren, und die Angriffe ſeiner Widerſacher zurück zu treiben. Sein Muth war geweckt durch den Erfolg.

Der Krieg des Kaiſers mit dem Pabſte Clemens VII. mußte der Reformation ſehr förderlich ſeyn. Von der im Jahre 1526 zu Speier gehaltenen Reichsverſammlung verlangte Carl nichts weiter, als eine allgemeine Kirchenverſammlung ruhig zu erwarten, ohne die Neuerungen zu unterſtützen. Gleichwohl ſah

man auf dem Reichstage die lutheriſchen Prediger des Churfürſten von Sachſen und des Landgrafen von Heſſen-Caſſel öffentlich predigen, und die Sacramente nach ihren Kirchengebräuchen verwalten. Ein ſcharfes kaiſerliches Manifeſt wider den Pabſt machte die Lutheraner nur beherzter. Mehr als der dritte Theil von Deutſchland hatte ſchon das römiſche Joch abgeworfen. Alles, was der Kaiſer von einer zweiten Reichsverſammlung zu Speier im Jahre **1529** fordern zu können glaubte, war, daß man die Neuerungen in Hinſicht der Meſſe, die ſchon in vielen Ländern abgeſchafft war, bis zu einer allgemeinen Kirchenverſammlung zu vervielfältigen unterſagte. So gemäßigt auch der dießfalls abgefaßte Reichstagsſchluß ſcheinen konnte, ſo proteſtirten doch der Churfürſt von Sachſen, der Landgraf von Heſſen, einige andere Fürſten und **14** Reichsſtädte. Daher kommt der Name der Proteſtanten. Im folgenden Jahre wohnte Carl V. der Reichsverſammlung zu Augsburg perſönlich bei. Die Proteſtanten überreichten daſelbſt ihr Bekenntniß, das von Melanchton, dem verſtändigſten unter Luthers Schülern, aufgeſetzt war. Man ſchritt zur Prüfung deſſelben. Die Gottesgelehrten diſputirten gewöhnlicher Weiſe, ohne etwas anders zu bewirken, als daß ein jeder deſto beharrlicher auf ſeiner Meinung beſtand. Ein harter Reichstagsſchluß verdammte viele Artikel der lutheriſchen Lehre, verbot die Duldung derſelben und befahl die genaueſte Beobachtung der alten Kirchengebräuche, mit dem Verſprechen, den Pabſt dahin zu bewegen, daß er in ſechs Monaten zur Beilegung der Streitigkeiten eine allgemeine Kirchenverſammlung ausſchriebe.

Jetzt überzeugt, daß man ſie nur zu unterdrücken ſuche, verſammelten ſich die Proteſtanten zu Schmalkalden, und errichteten ein Schutzbündniß. Franz I. trat bald darnach demſelben heimlich bei. Heinrich VIII. hingegen, dem ſeine Eheſcheidungsſache

genug zu thun machte, gab bloß unbeſtimmte Hoffnungen. Carl ließ unter dem Vorwande, daß das Reich während ſeiner Abweſenheit eines Anführers bedürfe, der die Türken zurückzutreiben vermögend wäre, ſeinen Bruder Ferdinand zum römiſchen König wählen.

Inzwiſchen erlaubten die Umſtände dem Kaiſer nicht, eine an ſich ſelbſt furchtbare und von Religionseifer begeiſterte Partei zu unterdrücken. Er ſah Soliman bereit, mit ſeiner ganzen Macht ſich über Ungarn zu ſtürzen, um den Schimpf zu rächen, den er vor Wien erlitten hatte. Carl befürchtete, die aufgebrachten Lutheraner möchten das allgemeine Intereſſe der Chriſten hintan ſetzen. Aus Staatsklugheit legte er die Maske des Religionseifers ab. Kraft eines mit den Proteſtanten zu Nürnberg geſchloſſenen und im Jahre 1531 zu Regensburg beſtätigten Vergleichs geſtand Carl, mit Vernichtung aller wider ſie vom Reichskammergerichte ausgefertigten Decrete, ihnen bis zur allgemeinen Kirchenverſammlung die Gewiſſensfreiheit zu; ſie machten ſich dagegen anheiſchig, ihm mit allen Kräften wider die Türken beizuſtehen.

Carl V. zieht gegen die Türken und fällt in Frankreich ein.

Das Reichsheer war jetzt eines der ſtärkſten, das man jemals geſehen hatte. Der Kaiſer, der noch nie an der Spitze ſeiner Truppen erſchienen war, übernahm dieſes Mal das Commando. Soliman zog ſich zurück, ohne daß in dieſem Feldzuge irgend etwas Merkwürdiges ausgerichtet wurde.

Dieſer Feldzug hatte einen noch rühmlicheren zur Folge. Der berühmte Barbaroſſa, der anfangs ein bloßer Seeräuber war, hatte ſich des Königreichs Algier bemächtigt. Um ſich daſelbſt zu

behaupten, hatte er ſich unter Solimans Schutz begeben, und, von demſelben zum Admiral ernannt, Muley-Haſcen, König von Tunis, eben ſo ſehr durch Verrath als mit Gewalt vom Throne geſtoßen. Da dieſer letztere in Afrika keinen Beiſtand fand, ſo rief er Carl V. um Hülfe an, der eine Gelegenheit, ſich berühmt zu machen, begierig ergriff, in der Hoffnung, den Schrecken zu zerſtreuen, mit welchem Barbaroſſa Spanien und Italien erfüllte. Der Kaiſer ſchiffte ſich mit ungefähr 30,000 Mann auf einer Flotte von faſt 500 Segeln ein; eroberte Goulette, eine ſtark befeſtigte und mit 300 Kanonen beſetzte Seeſtadt, mit Sturm; ging darauf 1535 nach Tunis, begegnete Barbaroſſa an der Spitze von 50,000 Mann, lieferte ihm ein Treffen, und ſchlug ihn. Während der Schlacht zerbrachen 10,000 in dem Schloſſe eingeſperrte Chriſtenſclaven ihre Feſſeln, und bemächtigten ſich der Feſtung. Die Einwohner von Tunis ſchickten dem Ueberwinder die Schlüſſel der Stadt, weil ſie ſich nicht zu vertheidigen im Stande waren. Ohne die Befehle Carls abzuwarten, eilten die wüthenden Soldaten zur Plünderung, überſchwemmten die Stadt, begingen daſelbſt die ſchrecklichſten Gewaltthätigkeiten und erſchlugen über 30,000 Menſchen. Muley-Haſcen kam wieder zur Regierung unter der Bedingung, daß er ſich für einen Lehensträger der Krone Spanien erkennen, derſelben alle befeſtigte Häfen einräumen und jährlich zur Unterhaltung der Beſatzung in Goulette 12,000 Thaler zahlen ſollte u. ſ. w. Barbaroſſa war nach Bona geflüchtet. Man behauptet, daß Doria ihn daſelbſt hätte bezwingen können, aber ſolches unterlaſſen habe, um ſich dem Kaiſer auf immer unentbehrlich zu machen.

Während der Kaiſer, berauſcht von ſeinem Glücke, mit vielem Stolze in Italien triumphirte, und dort mit ſeiner Größe prangte, überließ ſich der König von Frankreich ſeinem Durſt nach

Rache. Seit dem erniedrigenden Frieden zu Cambray dachte er auf neue kriegeriſche Entwürfe, und bemühete ſich, alle europäiſchen Mächte in Bewegung zu ſetzen; allein ſeine Anſchläge gelangen ihm nicht. Clemens VII., den er gewonnen hatte, indem er den Herzog von Orleans, nachmals Heinrich II., mit Katharina von Medicis, des Pabſtes Nichte, vermählte, ſtarb vor Erfüllung ſeiner Verſprechungen. Heinrich VIII., der noch immer mit den Folgen ſeiner Eheſcheidung zu thun hatte, wollte ſich in eine ſo mißliche Unternehmung nicht einlaſſen; und der ſchmalkaldiſche Bund, der über ſein Betragen gegen die Proteſtanten in Frankreich aufgebracht war, verſagte ihm allen Beiſtand.

Franz I. hatte ſo eben einen Schritt gethan, der die Proteſtanten wider ihn aufbringen mußte. Einige Schwärmer hatten an öffentlichen Plätzen Schmähſchriften wider die Geiſtlichkeit und die Feier des heiligen Abendmahls angeſchlagen. Zur Abwendung der Folgen des Aergerniſſes ließ er feierliche Proceſſionen anſtellen. Er wohnte perſönlich bei, mit einer Kerze in der Hand. Die Prinzen vom Geblüte trugen den Himmel über der Monſtranz, und er ſelbſt hielt vor dem Biſchofe von Paris eine affectvolle Rede, in welcher er erklärte: „Wenn eine von ſeinen Händen von der Ketzerei angeſteckt wäre, ſo wolle er ſie abhauen laſſen, und auch ſeinen eigenen Sohn, wenn er ihn dieſes Verbrechens ſchuldig fände, nicht verſchonen.“ Sechs Lutheraner wurden auf die grauſamſte Weiſe verbrannt; ſie wurden auf einer Maſchine ſo lange, bis ſie ihren Geiſt aufgaben, wechſelweiſe in die Flammen herabgelaſſen und wieder empor gezogen. Gleichwohl hatte er Melanchton eingeladen, um ſich zur Wiedervereinigung der Gemüther ſeines Rathes zu bedienen.

Alles Beiſtandes von Seiten ſeiner Bundesgenoſſen beraubt, bediente er ſich des Vorwandes einer ihm von Sforza in der

Perſon einer ſeiner Miniſter zugefügten Beleidigung, um Mailand anzugreifen. Er bemächtigte ſich zuerſt der Staaten Carls, Herzogs von Savoyen, über den er ſich zu beſchweren hatte, und dem er nicht trauen konnte. Genf benützte dieſen Umſtand, um ſich ganz unabhängig zu machen. Weil Franz Sforza unterdeſſen ohne Kinder ſtarb, ſo ſetzte ſich der Kaiſer in den Beſitz von Mailand. Der König wollte hingegen ſeine Rechte auf dieſes Herzogthum wieder geltend machen, und man trat in Unterhandlung. Carl V. zog die Sache klüglich in die Länge, verſprach, bald den zweiten, bald den dritten Prinzen des Königs mit Mailand zu belehnen; hielt dadurch ſeinen ſonſt ſo ungeſtümen Nebenbuhler mit leeren Worten hin, und traf unterdeſſen Anſtalten, um ihn durch Gewalt der Waffen zu unterdrücken. Nach ſeiner Ankunft in Rom hielt der Kaiſer im vollen Conſiſtorium, mit Hitze und Erbitterung, eine ſehr heftige Rede wider den König. Auch nach dieſer Beſchimpfung ſetzte Franz das Unterhandlungsgeſchäft noch immer fort, ohne auf das Ungewitter zu achten, das jetzt über ſeinem Haupt auszubrechen drohte. War der König von Frankreich durch das Unglück zu vorſichtig geworden, ſo wurde dagegen der Kaiſer durch ſein Glück zu übermüthig. Er ſchmeichelte ſich, Frankreich mit leichter Mühe erobern zu können. Man verbreitete allenthalben einige prächtig klingende Weisſagungen, von denen er es gern ſah, daß ſie bei dem leichtgäubigen Haufen Glauben fanden. Gegen den Rath ſeiner beſten Feldherren ging er an der Spitze von 50,000 Mann nach Piemont, und benützte die Treuloſigkeit des Marquis von Rakuzzo, der von Franz mit Gunſtbezeigungen überhäuft und doch undankbar genug war, dem Feinde den Eingang in das Königreich zu erleichtern. Die Provence wurde von den Kaiſerlichen überſchwemmt.

Der Marſchall und ſeit der Zeit Connetable, Annas von Montmorenci, hatte zum Glücke mit dem Könige wegen der

Vertheidigungsanſtalten die genaueſte Abrede genommen. Er hatte, indem er jedes Privatintereſſe der allgemeinen Wohlfahrt aufopferte, alle Aecker verheert, alle Städte, bis auf Arles und Marſeille, die er mit guten Beſatzungen verſorgte, verlaſſen, und hielt ſich bei Avignon in einem Lager verſchanzt, das der Feind nicht überwältigen konnte. Carl V. lernte aus Erfahrung, wie wohl überdacht dieſe Verfahrungsart war; ſeine Truppen wurden bald von Hunger und Krankheiten aufgerieben. Er konnte weder Arles und Marſeille belagern, noch Montmorenci angreifen, noch auch ihn zu einem Treffen bringen. Er mußte ſich, wie auf der Flucht, zurückziehen, und bei ſeinem Rückzuge erſchlugen die Bauern in der Provence noch einen Theil ſeiner Soldaten. Ein Einfall der Flammländer in die Picardie war eben ſo ruhmlos; denn ſie mußten die Belagerung der Stadt Peronne wieder aufheben.

Seit dem Beginne ihrer Streitigkeiten hatten die beiden Nebenbuhler ihren gegenſeitigen Eifer oft in prahleriſchen Drohungen und in Beſchimpfungen ausgelaſſen. Franz I. ließ ſeinen Haß höchſt unanſtändig ausbrechen. Er verſammelte ein Parlament wider den Kaiſer. Man ſuchte zu behaupten, da Carl von Oeſterreich den Frieden zu Cambray gebrochen habe, und dieſer Friede folglich nicht mehr beſtehe, ſo wäre beſagter Carl, wegen Artois und Flandern, als ein Lehenträger des Königs anzuſehen; er hätte ſich der Felonie ſchuldig gemacht, und müßte ſich folglich vor den verſammelten Pairs von Frankreich verantworten. Er wurde wirklich von denſelben vorgeladen, und da er nicht zur angeſetzten Zeit erſchien, ſo wurden die beiden Lehen durch einen förmlichen Rechtsſpruch für eingezogen erklärt.

Vor dieſer kraftloſen Beſchimpfung trug man ſich mit dem grauſamſten Verdachte wegen des Abſterbens des Dauphins. Der Mundſchenk deſſelben, Montecuculli, ein Italiener von Adel, bekannte auf der Folter, er habe ihn vergiftet, und ſey von

zwei kaiſerlichen Feldherren, mit Bewußtſeyn des Kaiſers, zu dieſer ſchändlichen That ermuntert worden. Aber ein durch die Folter erpreßtes Geſtändniß bleibt immer ſehr verdächtig. Aller Wahrſcheinlichkeit nach ſtarb der Dauphin eines natürlichen Todes; außerdem konnte Carl V. von einer ſo abſcheulichen That keine Vortheile erwarten, weil der König von Frankreich noch zwei Prinzen am Leben hatte. Katharina von Medicis, des Herzogs von Orleans Gemahlin, dieſe herrſchſüchtige und boshafte Prinzeſſin, verdiente weit eher in Verdacht gezogen zu werden, weil ſie nun Dauphine wurde. Carl gab ſolches nicht undeutlich zu verſtehen, und ſeine Vermuthung ſchien ſich auf den Charakter dieſer berüchtigten Prinzeſſin zu gründen.

Um den Krieg wider einen ſtets furchtbaren Feind aushalten zu können, trat der König von Frankreich in ein Bündniß mit Soliman. Zu eben der Zeit, da die franzöſiſche Armee Mailand angreifen würde, ſollten die Türken die Königreiche Ungarn und Neapel überfallen. Barbaroſſſa landete nahe bei Taranto, und verbreitete den Schrecken weit umher; aber die Franzoſen blieben aus, weil der König ſeine Maßregeln nicht ſchnell genug hatte nehmen können. Dadurch ſchlug eine Unternehmung fehl, welche den Staatsangelegenheiten bald eine ganz andere Geſtalt würde gegeben haben. Bei Ankunft einer Flotte, die von Doria geführt wurde, zogen ſich die Türken glücklich zurück.

Der Pabſt Paul, der dritte Farneſe, der bei ſeinem hohen Alter zugleich Europa den Frieden zu verſchaffen und ſeine eigene Familie groß zu machen wünſchte, ſchlug endlich zur Beilegung der Feindſeligkeiten der beiden Monarchen eine Zuſammenkunft in der Stadt Nizza vor. Ohne daß ſie ſich einander ſehen und ſprechen wollten, ſchloſſen ſie daſelbſt, durch Unterhandlung des Pabſtes, der bald die Partei des Einen, bald des Andern nahm, einen zehnjährigen Waffenſtillſtand.

Es wurde ausgemacht, daß bis zum völligen Friedensſchluſſe Alles in ſeiner gegenwärtigen Lage bleiben ſolle. Die beiden ſtreitigen Monarchen ſahen ſich darauf zu Aiguesmortes, und gaben ſich wechſelſeitige Beweiſe von Eintracht.

Der Pabſt erreichte ſeine Abſicht, indem er für ſeinen Neffen, Octavio Farneſe, die natürliche Tochter des Kaiſers, Margaretha von Oeſterreich, Wittwe Alexanders von Medicis, zur Gemahlin erhielt. Laurentius von Medicis, ein naher Verwandter und vertrauter Freund Alexanders, hatte dieſen letztern durch die ſchwärzeſte Verrätherei ermordet; aber dieſer Mörder zog von ſeiner boshaften That keine Vortheile.

Der Kaiſer verſchaffte Cosmus II., Alexanders Sohne, die Herrſchaft über Florenz. Es war ein Beweis der großen Unannehmlichkeiten, welche der Krieg ſelbſt den größten Monarchen verurſacht, daß Carl V. an Geld erſchöpft und ſeinen Soldaten anſehnliche Rückſtände ſchuldig war, und daß ſein Unvermögen, ſie zu beſolden, allenthalben Empörungen erregte. Er verſammelte zu Toledo die Cortes von Caſtilien, ſtellte ihnen ſeine Bedürfniſſe vor, und verlangte von ihnen Subſidien.

Die Spanier hatten ſchon oft über neue Schatzungen gemurrt, die man ihnen eines Krieges wegen auflegte, der ſie nichts anging. Der Adel, der vermöge ſeiner Privilegien von Steuern frei war, wurde aufgebracht, ſchrie dagegen, und wollte nichts bewilligen. Carl ließ die Verſammlung voll Unwillens auseinander gehen; aber er ſchloß die Adeligen und die Prälaten auf immer von den Landtagsverſammlungen aus, weil, wie er ſagte, diejenigen, die keine Steuern zahlten, auch bei den Rathſchlägen der Nationalverſammlung keine Stimme haben dürften. Mit größter Heftigkeit empörten ſich die Genter wegen einer Auflage, die ſie ihren Privilegien zuwider hielten. Von dem Staatsrathe zu

Mecheln verurtheilt, boten ſie Franz I. an, ihn für ihren Oberherrn zu erkennen, ihm ihre Stadt einzuräumen, und zur Eroberung von Flandern und Artois behülflich zu ſeyn. Die Lage, der blühende Handel und der Reichthum des Landes gaben der Eroberung deſſelben einen eben ſo großen Werth, als ſie leicht auszuführen ſchien. Aber die Wünſche des Königs waren ganz auf Mailand gerichtet, mit welchem er noch immer belehnt zu werden hoffte. Er verwarf nicht nur das ſchmeichelhafte Anerbieten der Genter, ſondern gab auch dem Kaiſer von der ganzen Unterhandlung Nachricht. Carl, der des Königs Charakter vollkommen kannte, bat um Erlaubniß, zur Bezwingung der Rebellen durch Frankreich reiſen zu dürfen, unter dem Verſprechen, ihm die ſo ſehnlich gewünſchte und ſo oft verſprochene Belehnung von Mailand zu bewilligen.

Dieſer Schritt hatte allen Schein einer thörichten Verwegenheit. Alle Räthe Spaniens mißbilligten denſelben, aber der Ausgang rechtfertigte ihn. Die etwas romanhaften Begriffe von Ehre, die dem Könige von Frankreich eigen waren, begünſtigten die Abſichten des Kaiſers; er erhielt, was er wünſchte. Mit einem Gefolge von 100 Perſonen reiſ'te er durch die Staaten ſeines Nebenbuhlers, ward allenthalben auf das prächtigſte empfangen, blieb ſechs Tage in Paris, ward daſelbſt mit Beweiſen des Vertrauens überhäuft, und ſetzte ſeine Reiſe ungehindert fort, ohne ein Mal einen rechtsgültigen Beweis ſeiner Verſprechungen in Anſehung Mailands zurück zu laſſen. Die beſtürzten Genter öffneten ihm die Thore. An eben dem Tage, da er zu Gent war geboren worden, hielt er, wie er ſich ſelbſt ausdrückte, „als Oberherr und Richter mit Scepter und Schwert,“ daſelbſt ſeinen Einzug. Sechs und zwanzig der vornehmſten Bürger wurden hingerichtet, eine weit größere Anzahl verdammt. Die Stadt ward ihrer Privilegien be-

raubt, und zu einer großen Geldbuße verurtheilt, um dafür eine Citadelle zu erbauen, welche ſie unter dem Joche halten ſollte.

Was Franz hätte vorher ſehen können, das lernte er bald aus dem Erfolge. Carl V. hinterging ihn, läugnete ſogar ſein Verſprechen, und gab Mailand ſeinem Sohne, Philipp II. Nun war der Same zu einem neuen Krieg ausgeſtreut.

Religionsſtreitigkeiten. — Kriege Carl's V. und Franz I. — Heinrich VIII. von England. — Tridentiniſche Kirchen-Verſammlung. — Das Interim. — Der Jeſuiten-Orden.

Man dachte auf Mittel zur Beilegung der Religionsſtreitigkeiten, die jetzt weit hartnäckiger als je waren. Die immerwährend wiederholte Berufung auf eine allgemeine Kirchenverſammlung beunruhigte den römiſchen Hof unabläſſig, der ſein gewöhnliches Staatsſyſtem befolgte. Er gab den Zeitumſtänden nach. Als er ſich endlich den Bitten der Katholiken fügte, nahm er ſolche Maßregeln, welche den Proteſtanten nicht gefallen konnten. Dieſe drangen auf Freiheit und Gleichheit, und verlangten, daß die Kirchenverſammlung in Deutſchland ſollte gehalten werden. Paul III. berief eine ſolche nach Mantua, und nachmals nach Vicenza; es ward aber damit eben ſo wenig ausgerichtet, als mit den ſcheinbaren Anſtalten zu einer von dem Pabſte anbefohlenen Reformation. Luther ſagte: „Man beſchäftigt ſich mit Heilung der Warzen, und vernachläſſigt oder unterhält vielmehr die Geſchwäre."

Statt einer Kirchenverſammlung hielten die Proteſtanten bei dem Kaiſer um eine Religions-Disputation von Gottesgelehrten an, welche die Streitfragen unterſuchen ſollten. Es ward dieſelbe, ſo ſehr ſich auch der Pabſt widerſetzte, im Jahre 1541 auf dem Reichstage zu Regensburg wirklich gehalten. Carl ſelbſt legte

der Reichsverſammlung eine Schrift, betitelt „Concordia“ vor, welche mit einer Mäßigung abgefaßt war, die beiden Parteien mißfiel.

Man pflegt dieſe Vereinigungsformel das erſte oder das Regensburger Interim zu nennen. Die Reichsverſammlung vereinigte ſich dennoch in Anſehung verſchiedener Lehrſätze der ſpeculativen Theologie; aber in Hinſicht des äußerlichen Gottesdienſtes, der Gerichtsbarkeit und aller practiſchen Materien war das Intereſſe zu ſehr verſchieden und das Diſputiren zu lebhaft, als daß eine Vereinbarung möglich geweſen wäre.

Da der Kaiſer alle Hoffnung zur Beendigung des Streites verlor, ſo vermochte er die Reichsverſammlung zur Ausfertigung eines Receſſes (Edicts), des Inhaltes, daß die Artikel, worüber die Gottesgelehrten unter ſich einig geworden waren, unverbrüchlich beobachtet und die übrigen der Entſcheidung einer allgemeinen Kirchenverſammlung, oder, wenn dieſelbe nicht zu Stande käme, einer National-Synode, oder, wenn auch dieſe nicht ſtattfände, dem Ausſpruche einer in 18 Monaten zu haltenden Reichsverſammlung unterworfen, mittlerweile aber keine Neuerungen gemacht werden ſollten. Der Pabſt war mit dieſem Decrete unzufrieden, und verdammte daſſelbe, weil die Laien ſich zu Richtern in einer Streitigkeit der Kirche aufwarfen. Die Proteſtanten beklagten ſich gleichfalls über die Feſſeln, die durch das Decret ihrer Freiheit angelegt würden. Der Kaiſer ſtellte ſie durch eine beſondere, ihren Wünſchen angemeſſene Erklärung zufrieden, denn aus Staatsklugheit mußte er ſie noch ſchonen.

Carl dachte an eine große Unternehmung auf Algier, wo er auf einen eben ſo glücklichen Erfolg wie zu Tunis hoffte. Während der Abweſenheit des Barbaroſſa ward das Königreich Algier von Haſcen Aga beherrſcht, einem Sardinier von Geburt, der ein Renegat, ein Verſchnittener und ein guter Feldherr war, und mit ſeinen Seeräubereien den Spaniern unausſprechlich

großen Schaden zufügte. Entſchloſſen, ſich zu rächen, beharrte Carl eigenſinnig auf dieſem Unternehmen, wollte nichts von Gefahren wiſſen, blieb taub gegen die Vorſtellungen und Bitten des berühmten Doria, ſchiffte ſich im Herbſte mit ſeinen beſten Truppen ein, und erſchien am 20. October vor Algier. Kaum war er an das Land getreten, als ein ſchreckliches von Regengüſſen begleitetes Gewitter ausbrach. Seiner Armee fehlte es an Allem, an Zelten, an einem Zufluchtsorte und an Beiſtand. Er mußte die Nacht im Kothe und Schlamme zubringen, und die Flotte ward größtentheils zerſchmettert. Die Algierer überfielen die abgematteten und mit ſchweren Waffen beladenen Truppen, und hätte ſich Carl nicht eiligſt zurückgezogen, ſo wäre er verloren geweſen. Zum Glücke erwartete ihn Doria nach überſtandenem Ungewitter bei dem Vorgebirge Metafuz, in einer Entfernung von ungefähr drei Tagemärſchen. Er kam mitten unter tauſend Gefahren daſelbſt an, und gerieth vor ſeiner Landung in Spanien in abermalige Gefahren auf dem Meere.

Franz I., den die Treuloſigkeit ſeines Nebenbuhlers zur Rache aufforderte, ſuchte eine Gelegenheit, den Waffenſtillſtand von Nizza zu brechen; und man gab ihm eine Urſache zur Klage, die werth war, die Waffen zu ergreifen. Zwei ſeiner Geſandten wurden auf der Reiſe nach ihren Geſandtſchaftspoſten, der eine nach Conſtantinopel und der andere nach Venedig, auf Befehl des Statthalters von Mailand, Marquis del Guaſto, zu eben der Zeit ermordet, als Carl V. ſich zu ſeinem Zuge nach Algier rüſtete. Da er wegen dieſer Beleidigung keine Genugthuung erhielt, ſo lag er allen europäiſchen Höfen an, ſeine Sache zu begünſtigen. Aber er hatte keine andere Bundesgenoſſen, als die Könige von Schweden und Dänemark und Soliman, mit dem er ſein Bündniß erneuerte, ſo ſehr auch Carl's V. Ränke ſolches zu hintertreiben ſuchten.

Weil er den Lutheranern hart begegnete, um gewiſſermaßen durch den Schein des Eifers die Schande des Verbrechens auszulöſchen, das man ihm aus ſeinem Bündniſſe mit den Türken machte, ſo verweigerten die Proteſtanten in Deutſchland ihm ihren Beiſtand. Den heftigen Charakter Heinrich's VIII. hatte er zu wenig geſchont, und ihn ſogar dadurch erbittert, daß er die zur Vereinigung Schottlands mit England projektirte Vermählung des engliſchen Prinzen Eduard mit der ſchottiſchen Königin Maria, die damals noch in der Wiege lag, verhindert hatte. Der Kaiſer benutzte die damaligen Geſinnungen des engliſchen Monarchen zu ſeinem Vortheile, vergaß die Beleidigung, die Heinrich ſeiner verſtorbenen Muhme, Katharina von Aragonien, zugefügt hatte, und ſchloß mit ihm ein Schutz- und Trutzbündniß wider Frankreich. Bald nach Ankündigung des Krieges ſtellte Franz I. fünf Armeen in das Feld.

Der Herzog von Orleans, dem es in den Niederlanden vollkommen gelang, hatte die Unvorſichtigkeit, ſeine Eroberungen aufzugeben und nach Rouſſillon zu gehen, wo ſein Bruder, der Dauphin, Perpignan belagerte. Er hoffte, die Ehre eines Sieges mit ihm zu theilen; aber er theilte nur mit ihm die Schande, die Belagerung aufzuheben.

Im folgenden Jahre bemächtigte ſich Franz der Stadt Landreci, und Carls Verſuch, dieſelbe wieder zu erobern, war vergeblich. Aber dem Grafen Enguien und Barbaroſſa ſchlug ihre Abſicht bei der Belagerung der Stadt Nizza fehl. Europa nahm ein großes Aergerniß daran, daß man bei dieſem Feldzuge Franzoſen und Türken mit einander verbunden ſah. Je mehr Beſchwerden Carln V. der Krieg verurſachte, deſto mehr gewann der ſchmalkaldiſche Bund an Stärke und Muth. Man proteſtirte feierlich wider das Reichskammergericht; drang auf die Reformation eines Tribunals, über das man ſich zu beklagen hatte, und

weigerte ſich, zur Vertheidigung des Königreichs Ungarn gegen die Türken etwas beizutragen. Dem Kaiſer war ſehr daran gelegen, ſowohl einem gänzlichen Bruche mit den Proteſtanten zuvor zu kommen, als auch ihren Beiſtand in ſeinem Kriege wider Frankreich zu erlangen. Er ſchmiegte ſich daher nach den Umſtänden, und erhielt von ihnen, was er wünſchte. Auf der Reichsverſammlung zu Speyer, wo der Kaiſer in Perſon den Vorſitz führte, wurden bis zu einer für nöthig erklärten allgemeinen Kirchen- oder National-Verſammlung alle wider die Gewiſſensfreiheit ausgefertigten Decrete aufgehoben, und den Proteſtanten die öffentliche Religionsübung zugeſtanden. Dies bewog ſie, ſich ſammt den andern Gliedern des Reiches für die Feinde eines Königs zu erklären, der mit den Türken im Bündniſſe ſtand.

Frankreich hatte noch ein Mal den Triumph des Sieges. Der Graf von Enguien, der Carignon in Piemont belagert hielt, hatte ausdrücklichen Befehl, keine Schlacht zu wagen. Guaſto ſtand im Begriffe, ihn anzugreifen, und die Franzoſen brannten vor Begierde nach einem Gefechte. Montlüc, ein beherzter und geiſtvoller Officier aus Gascogne, ward an den König abgeſchickt, die Erlaubniß hierzu auszuwirken. Seine kriegeriſche Begeiſterung überwog die Gründe der Rathsverſammlung. Enguien erfocht bei Ceriſoles einen vollſtändigen Sieg. Mehr als **10,000** Kaiſerlichen blieben auf dem Platze, dagegen hatten die Franzoſen nur etwa **200** Mann eingebüßt. Unglücklicherweiſe war das Königreich in Gefahr, und der König rief einen Theil der ſiegenden Truppen zurück, wodurch ein ſo großer Sieg erfolglos blieb.

Hätten Carl V. und Heinrich VIII. den unter ihnen verabredeten Plan ausgeführt, ſo wäre Franz I. wahrſcheinlich verloren geweſen. Sie ſollten beiderſeits, jeder an der Spitze einer zahlreichen Armee, ohne ſich bei Belagerungen aufzuhalten, in den Schooß der Provinzen dringen, um vor Paris mit ihrer

ganzen Macht zuſammen zu kommen. Aber die Begierde, Feſtungen zu erobern, vernichtete die genommenen Maßregeln. Der Kaiſer brachte fünf Monate vor St. Diſier zu, einer mit Lebensmitteln und Kriegsmaterial hinreichend verſehenen Stadt, die der Graf von Sancero mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit vertheidigte, und die nur durch einen untergeſchobenen oder vielmehr nachgemachten königlichen Befehl zur Uebergabe zu bewegen war. Heinrich ſeinerſeits belagerte Boulogne und Montreuil. Indeſſen kam der Winter heran; Champagne war, wie ehemals die Provence, verwüſtet worden, damit es dem Feinde an Unterhalt fehlen möchte. Obſchon ſich Carl V. der Stadt Chateau-Thierry bemächtigt hatte, und in der Hauptſtadt alles voll Schrecken war, ſo fürchtete er doch die Folgen dieſes Feldzuges. Er ſchloß ohne Einwilligung des Königs von England den Frieden zu Creſpy, nahe bei Meaux.

Vermöge dieſes Friedens ſollte der Kaiſer dem Herzoge von Orleans entweder ſeine älteſte Tochter mit den Niederlanden, oder die zweite Tochter ſeines Bruders Ferdinand mit der Anwartſchaft auf Mailand zur Gemahlin geben; ſeinen Anſprüchen auf Burgund, und dagegen Franz ſeinen Anſprüchen auf Neapel, Flandern und Artois entſagen, und beide ſollten ſich zum Kriege gegen die Türken vereinigen. In einem geheimen Artikel machten ſie ſich anheiſchig, die kräftigſten Maßregeln zu nehmen, um entweder eine Kirchenverſammlung zu bewirken, oder die Ketzerei in ihren Staaten auszurotten. Alle ſeit dem Waffenſtillſtande zu Nizza gemachten Eroberungen ſollten zurückgegeben werden. Der Herzog von Savoyen ſollte, ſobald der Herzog von Orleans die ihm beſtimmten Provinzen erhalten hätte, wieder in den Beſitz ſeiner Staaten, nur Pignerol und Montmelian ausgenommen, geſetzt werden.

Der Herzog von Orleans ſtarb vor der Vollziehung ſeiner Vermählung. Dieſer Todesfall war für Carl ein großer Ge-

winn. Er verwarf die Vorſchläge Franz I., der einige Entſchädigung verlangte, und ſich nun wieder auf ſeine alten Anſprüche berufen konnte. Der König, der krank und des Krieges müde war, unterdrückte den gerechten Unwillen, den er deßhalb empfand.

Heinrich VIII. ſetzte ohne beſondere denkwürdige Vorfälle die Feindſeligkeiten fort bis zum Jahre 1546, wo er Frieden ſchloß. Er behielt Boulogne unter der Bedingung, es in acht Jahren gegen 800,000 Goldthaler wieder auszuliefern. Der Krieg hatte ihm 1,340,000 Pfund Sterling gekoſtet. Heinrich hatte ſich die Hoffnung gemacht, die Normandie, Guienne und vielleicht gar den franzöſiſchen Thron zu erobern.

Er war immer ein Sclave, ſo wie auf der andern Seite ein Tyrann ſeines Volkes. Die Laſter, die ihn von einer Ausſchweifung zu der andern fortriſſen, verdarben die guten Eigenſchaften, die er von Natur hatte. Er ward ein Ungeheuer. Jene Anna Boleyn, die an der Stelle der Katharina von Aragonien auf den Thron geſetzt war, erfuhr bald ſeine Abneigung und ſeine Barbarei. Eine andere Liebe verlöſchte die Reize, denen er Alles aufgeopfert hatte. Eines bloßen Argwohnes wegen ward die neue Königin vor Gericht gezogen und enthauptet. Johanna Seymour, ihre Nebenbuhlerin, wurde am folgenden Tage zur Königin erhoben, und der König ließ die vorige Vermählung für nichtig erklären. Johanna Seymour ſtarb im Jahre 1537, nachdem ſie ihm einen Sohn, den Prinzen Eduard, geboren hatte. Er vermählte ſich darauf mit Anna von Cleve, verſtieß dieſelbe aber faſt eben ſo ſchnell wieder, als er ſich mit ihr vermählt hatte, aus nichtigen Urſachen, welche die Cleriſei und das Parlament jedoch ſehr gültig fanden. Nun hatte Katharina Howard die Ehre, ſeine Gemahlin zu werden, um aus ſeinem Bette nach dem Schaffotte zu wandern. Sie ward enthauptet, weil ſie in ihrer Jugend einige Liebeshändel gehabt hatte. Katharina Par,

Heinrichs ſechſte Gemahlin, ſah ſich in Gefahr eines ähnlichen Schickſals, weil ſie in ihren vertraulichen Unterredungen mit ihm in Anſehung der Theologie andere Meinungen, als er, zu haben ſchien. Schon war der Befehl zu ihrer Hinrichtung gegeben, als ſie es durch einen glücklichen Zufall erfuhr, und den Tyrannen durch ihre Gewandtheit, ihm zu ſchmeicheln, entwaffnete. Das ohnmächtige Parlament diente zu einem verachtungswürdigen Werkzeuge ſeiner Grauſamkeit. Die ungereimten und blutigen Geſetze, die er vorſchrieb, fanden nicht den geringſten Widerſpruch. So erklärte man, bei Gelegenheit der unglücklichen Katharina Howard, eine Königin des Todes ſchuldig, die zur Zeit ihrer Vermählung für eine Jungfrau gehalten würde, und im Falle ſie es nicht wäre, ſolches dem Könige nicht ſelbſt geſtanden hätte; und man ſetzte dieſelbe Todesſtrafe auf Jeden, der, wenn er in Anſehung der ehelichen Treue der Königin einigen Verdacht hätte, dem Könige oder deſſen geheimen Rathe nicht Nachricht geben würde. So ward durch widerſprechende Geſetze bei Strafe des Hochverraths verboten, ſowohl die beiden erſten Vermählungen des Königs für gültig zu halten, als auch das Geringſte zu reden, was die Ehre der Prinzeſſinnen Maria und Eliſabeth kränken könnte, die doch beide in dieſen Ehen erzeugte und folglich beide feierlich erklärte Baſtarde waren. In Religionsſachen war Heinrich eben ſo eigenſinnig als grauſam. Die geiſtliche Gewalt, die er ſich hatte beilegen laſſen, übte er wie ein deſpotiſcher Theolog aus, bewaffnet mit dem Schwerte, ſeine Meinungen durchzuſetzen. Er verfuhr mit wüthender Grauſamkeit gegen Jeden, der ſich anders als er zu denken erkühnte, und er ſelbſt war nichts weniger als ſtandhaft in ſeiner Denkart. Seine Glaubensartikel hingen von ſeiner Laune ab. Höchſt erbittert wider die römiſche Kirche und das Haupt derſelben, vertheidigte er gleichwohl die meiſten Lehrſätze dieſer Kirche. Die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti im

Abendmahle, die Privatmeſſen, die Ohrenbeichte, der eheloſe Stand der Geiſtlichen, die ſtrenge Beobachtung des Gelübdes der Keuſchheit wurden zu Staatsgeſetzen gemacht, die man nicht ohne Gefahr der Todesſtrafe übertreten durfte. Das Parlament ließ deßfalls eine berühmte Bill durchgehen, die mit Recht ein Blutgeſetz genannt zu werden verdient. Aber das größte Verbrechen war, die höchſte Gewalt des Königs in geiſtlichen Dingen zu läugnen, oder in Zweifel zu ziehen, mit einem Worte, ſolche nicht eidlich anzuerkennen. Dies bewirkte die Hinrichtung des Kanzlers Thomas Morus und des Biſchofs Johann Fisher, eines Prälaten von ſeltenem Verdienſte.

Paul III. lag es ſehr am Herzen, ſeinem natürlichen Sohne Peter Aloyſius Farneſe, den Beſitz von Parma und Piacenza zu verſichern, und es verdroß ihn ſehr, daß der Kaiſer ſich weigerte, in eine Zerſtückelung des Kirchenſtaates zu willigen. Von dieſem eigennützigen Pabſte war durchaus keine wahre Reformation zu erwarten; indeſſen gab er doch dem Begehren der Katholiken ſo weit nach, als es ſein Privatintereſſe erlaubte. Er berief auf das Jahr 1545 eine Kirchenverſammlung nach Trident. Der Kaiſer ſuchte auf dem Reichstage zu Worms die Proteſtanten dahin zu vermögen, daß ſie ſich dieſem Concilium unterwerfen möchten. Ihre Antwort war: Sie würden ſich nie auf die Vertheidigung ihrer Lehrſätze in einer Verſammlung einlaſſen, die ſo ganz unter dem Einfluſſe des Pabſtes ſtände; derſelbe könne nicht ihr Richter ſeyn, weil er ſich durch ſeine wider ſie ausgeſprochenen Bannflüche verdächtig gemacht und das Concilium bloß angeſetzt habe, um ſie zu verdammen. Sie ſetzten bereits ein Mißtrauen in Carls Abſichten, der in der That auf ihren Untergang dachte. Da er nicht mehr dieſelben Urſachen hatte, ſie zu ſchonen, ſo ſah man ihn ſeine wahren Geſinnungen bei verſchiedenen Umſtänden an den Tag legen. Der Erzbiſchof Churfürſt von Cöln wollte das Luther-

thum einführen. Seine Domherren appellirten an den Pabſt und an den Kaiſer; dieſer letztere nahm die Appellation an und ſie zugleich in ſeinen Schutz. Auf dem Reichstage zu Worms legte er den lutheriſchen Predigern das Stillſchweigen auf, und ließ einen italieniſchen Mönch wider ſie predigen. Aber ihre Partei war, ihrer Menge wegen, furchtbar, zumal da ſich auch der Churfürſt von der Pfalz, Friedrich, zu ihnen geſellte. Luther erfreute ſich noch dieſes Triumphes, ehe er ſtarb. Niemals waren vielleicht einem Menſchen ſeine Unternehmungen auf eine ſo ſchmeichelnde Weiſe gelungen.

Er ſtarb im Jahre **1546**. Ihm gebührt das Lob, daß er, ſeines ungeſtümen Temperaments ungeachtet, ſeine Anhänger beſtändig von bürgerlichen Kriegen zurückhielt. Schon war das Concilium eröffnet. Dieſe Verſammlung, welche die ganze Kirche repräſentiren ſollte, beſtand anfangs bloß aus **40** Prälaten, die ſofort beſchloſſen, daß die Reformationsangelegenheit zugleich mit den Glaubenslehren ſollte vorgenommen werden. Der Pabſt wollte, daß man zuerſt über die Glaubenslehren berathen ſollte, und der Kaiſer hatte verlangt, daß die Reformationsangelegenheit, die dem römiſchen Hofe immer gleich furchtbar war, vor den Glaubenslehren möchte zu Stande gebracht werden. Paul **III.** war um ſo weniger geneigt, die Abſichten des Kaiſers zu befördern, da dieſer die dem Sohne des Pabſtes verliehene Belehnung mit Parma und Piacenza aus dem Grunde nicht hatte beſtätigen wollen, weil dieſe beiden Herzogthümer Reichslehen wären, die der Pabſt nicht zu vergeben hätte. Die Familie der Farneſe blieb demnach, bis ſie ausſtarb, in dem Beſitze dieſer Herzogthümer. Die erſten Beſchlüſſe des Conciliums waren gerade wider die Grundſätze der Proteſtanten gerichtet. Man erklärte diejenigen Bücher der heiligen Schrift, die man bisher apokryphiſche genannt hatte, für canoniſch; legte der Tradition der Kirche gleiches Anſehen

mit der Offenbarung bei, und erhob die Vulgata zu der Würde einer authentiſchen Ueberſetzung. Der Pabſt beklagte ſich darüber, daß die der Zahl nach noch ſo geringe Verſammlung über ſo wichtige Gegenſtände zu ſchnell entſchieden habe. Aber zu der Zeit, da dieſe mit Bannſprüchen begleiteten Beſchlüſſe der Kirchenverſammlung den Proteſtanten eine gänzliche Verdammung ankündigten, vermehrte der Pabſt die Beſorgniſſe derſelben dadurch, daß er in einer Bulle den Erzbiſchof von Cöln, als einen der Ketzerei überführten Fürſten, ſeines Bisthumes entſetzte und deſſen Unterthanen von dem Eide der Treue entband.

Schon ſeit langer Zeit rüſtete ſich Carl zur Ausführung ſeiner Abſichten. Er ſchloß mit den Türken einen fünfjährigen Waffenſtillſtand und mit dem Pabſte ein Bündniß; nährte Uneinigkeiten unter den lutheriſchen Fürſten, deren beſonderes Intereſſe dem allgemeinen Intereſſe ihrer Kirche ſchaden ſollte, und that, als ob er ihre Religion keineswegs angreifen wolle, weil der Eifer zu deren Vertheidigung ſie ganz gewiß würde wieder vereinigt haben. Als endlich die kriegeriſchen Zurüſtungen und die Züge der Truppen ſeine Politik verriethen, ſo erklärte er auf dem Reichstage zu Regensburg, daß er die Waffen ergreifen würde, verſicherte aber aufs neue, daß er bloß die Behauptung der Rechte ſeiner kaiſerlichen Würde und die Beſtrafung einiger rebelliſchen Reichsglieder beabſichtige. Gleichwohl ging ſein mit Paul **III.** geſchloſſenes Bündniß dahin, daß ſie ihre Waffen vereinigen wollten, um die Ketzer in Deutſchland zu unterdrücken und ſie zu nöthigen, ſich dem tridentiniſchen Concilium und dem heiligen Stuhle zu unterwerfen. Er verpflichtete ſich, kraft dieſes Bündniſſes, Alles, was ſie erobern würden, mit dem Pabſte zu theilen; und der Pabſt geſtand ihm nicht nur auf ein Jahr die Hälfte der Kircheneinkünfte in Spanien, ſondern auch die Erlaubniß zu, daſelbſt einige den Klöſtern zugehörigen Ländereien zu veräußern. Aber

Paul enthüllte ſelbſt das argliſtige, verabredete Geheimniß. Stolz auf ein wider die Feinde des heiligen Stuhles geſchloſſenes Bündniß, machte er die Artikel deſſelben in einer Bulle öffentlich bekannt, und ermahnte die Gläubigen, unter dem Anerbieten des Ablaſſes, demſelben beizutreten. Der Kaiſer ließ ſich jedoch durch dieſe Unbeſonnenheit nicht außer Faſſung bringen. Er beharrte nicht nur auf ſeinen Erklärungen, ſondern wußte auch noch einen Theil der Proteſtanten von der Aufrichtigkeit derſelben zu überzeugen. Der größere Theil der letztern aber ſah jetzt beſſer als jemals ein, wie ſehr ihre Religion und die Freiheit des Reiches bedroht ward. Entſchloſſen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, rüſteten ſie ſich mit aller Anſtrengung zum Kriege. Sie lagen den Venetianern, den Schweizern, Heinrich VIII. und Franz I. an, ihnen wider einen Despotismus beizuſtehen, der nach der Unterdrückung Deutſchlands ſich auch über das übrige Europa erſtrecken würde. Von dieſen Unterhandlungen kam keine einzige zu Stande; auch konnten ſie der auswärtigen Hülfe entbehren.

In wenigen Monaten brachten ſie ein Heer von mehr als 80,000 Mann zuſammen, welches mit allem Nöthigen im Ueberfluſſe verſehen war. Die Churfürſten von Cöln, Brandenburg und Pfalz blieben neutral. Moritz von Sachſen, Markgraf von Meißen, erklärte ſich ſammt zwei brandenburgiſchen Prinzen für den Kaiſer, obgleich ſie ſämmtlich Proteſtanten waren. Der Churfürſt von Sachſen, der Landgraf von Heſſen, der Herzog von Würtemberg, die Fürſten von Anhalt, und die Städte Augsburg, Ulm und Straßburg waren es allein, die ein ſo bedeutendes Heer ins Feld ſtellten, ein Beweis, wie ſehr der Religionseifer in dieſen Staaten Alles entflammt hatte. Carl V. hielt ſich mit wenigen Truppen zu Regensburg auf. Durch einen ſchleunigen Angriff würde das verbündete Heer ohne Zweifel dem Kriege ein Ende gemacht haben. Aber es mochte nun aus Achtung gegen die

Gewohnheiten, oder aus einer den Deutſchen eigenen Langſamkeit geſchehen — genug, ſie ſchrieben, anſtatt zu wirken. Der Kaiſer hatte den Muth, ihr Manifeſt bloß dadurch zu beantworten, daß er die Häupter der Verbündeten, den Churfürſten von Sachſen und den Landgrafen von Heſſen, mit der Reichsacht belegte; ein um ſo viel kühnerer Schritt, da ordentlicher Weiſe die Reichsacht nur durch Verfügung eines Reichstages ergehen konnte. Durch dieſen Ausſpruch wurden ſie den Strafen der Empörung unterworfen, und ihre Staaten einem Jeden, der dieſelbe einzunehmen Luſt hatte, preisgegeben. Nun erſt ſchickten ſie einen Herold mit der Kriegserklärung ab, und traten den Feldzug an.

Die päbſtliche Armee und andere Hülfstruppen gewannen Zeit, zum Kaiſer zu ſtoßen, der in ſeinem Lager bei Ingolſtadt eine Schlacht ſorgfältig vermied. Die Feinde griffen ihn nicht an, ob ſie es gleich mit Vortheil thun konnten. Ihre beiden Anführer, Fürſten von ganz verſchiedenem Charakter, hatten gleiche Gewalt, was von ſehr übler Wirkung war. Dem Scharfblicke des Kaiſers entging nichts. Er ſah es voraus, daß die Glieder dieſes Körpers nicht lange vereinigt bleiben und daß ſie, einmal getrennt, ihre Kraft verlieren würden; und ſo geſchah es. Moritz von Sachſen, ein liſtiger und ehrſüchtiger Prinz, der weder ſeine Religion achtete, noch ſein Stammhaus, bemächtigte ſich der Staaten des Churfürſten, ſeines Vetters, unter dem Vorwande, der Eroberung irgend eines fremden Fürſten zuvor zu kommen. Die Verbündeten erlaubten dem Churfürſten, ſeine Truppen gegen dieſen Treuloſen zu führen. Kaum hatte er ſich entfernt, als ſich alle trennten. Sie fühlten ihre Schwäche und zitterten. Carl ergriff dieſe Gelegenheit, ſetzte ſich mitten im Winter in Bewegung und eroberte mehrere Städte. Ulm unterwarf ſich, und dieſem Beiſpiele folgten faſt alle Glieder des Bundes. Man ſah ſie auf den Knien um Gnade bitten, und den Stolz eines hochmüthigen Für-

ſten erdulden, der ihnen ſchwere Geldbußen auflegte. Unterdeſſen hatte der Churfürſt von Sachſen ſeine Staaten wieder erobert, und dem treuloſen Moritz ſogar Meißen bis auf Leipzig und Dresden entriſſen. Aber der Kaiſer hatte ſich vorgenommen, den Churfürſten und den Landgrafen von Heſſen zu vernichten. Paul **III.** — den es ſchon gereute, zum Wachsthume einer Macht beigetragen zu haben, welcher gar leicht Italien zum Opfer dienen konnte, und den es außerdem verdroß, daß man ihn an den Eroberungen und Brandſchatzungen keinen Antheil nehmen ließ, auch, daß der Sieger, ſtatt ſeinen Religionseifer in öffenlichen Manifeſten an den Tag zu legen, vielmehr die Ausübung der lutheriſchen Religion in ſeinem eigenen Lager duldete — Paul rief ſeine Truppen zurück, wodurch die kaiſerliche Armee ſehr geſchwächt ward. Zu gleicher Zeit erhielt man von der Verſchwörung des Fiesco Nachricht, eines edeln und reichen Genueſers, der es unternahm, die Dorias' zu vertreiben und ſich zum Herrn der Republik zu machen. Dieſe Verſchwörung, die mit eben ſo viel Klugheit als Muth geleitet war, verunglückte bloß durch einen Zufall. Fiesco ertrank in dem Hafen, wo er ſich der Flotte bemächtigt hatte. Der Kaiſer argwöhnte, daß eine ſolche Unternehmung nicht ohne Vorwiſſen der Höfe Frankreich und Rom hätte ausgeführt werden können, daß folglich ein Ungewitter gegen ihn aufſteige, und die Klugheit unterbrach ihn mitten in dem Laufe ſeiner kriegeriſchen Unternehmungen. Franz **I.** dachte wirklich auf Wiederherſtellung des Gleichgewichtes, deſſen ganz Europa bedurfte.

Er trat in Unterhandlungen mit Soliman, mit dem Pabſte, mit den Venetianern, mit den Proteſtanten in Deutſchland, mit England und mit Dänemark; vermehrte ſeine Einnahmen, warb Truppen und errichtete Magazine. Die Erfahrung hatte ihn klug gemacht, und er ließ ſich nicht mehr von ſeinen Leidenſchaften beherrſchen. Carl hatte folglich viel zu befürchten. Aber das Glück,

das ihn immer ſo ſehr begünſtigt hatte, ſchien auch jetzt ſeiner Ehrſucht zu dienen. Franz ſtarb, 52 Jahre alt, an einer Krankheit, die er ſich durch ſeine Ausſchweifungen zugezogen und die man zugleich mit dem Golde aus Amerika gebracht hatte. Unter dieſer Regierung kam Bretagne im Jahre 1532 wieder zur Krone. Man vermochte die Bretagner, ſolches ſelbſt zu verlangen. Zwei Monate vor dem Ableben Franz I. ſtarb Heinrich VIII., der in Allem ein Despot war, nur die Erhebung der Subſidien ausgenommen.

Die Unterdrückung der Klöſter hatte ihm große Reichthümer verſchafft, wovon er jedoch keinen Vortheil hatte, weil ſeine Hofleute alle ſeine Einkünfte verſchlangen. Carl V. tadelte an ihm, „daß er die Henne abgeſchlachtet habe, die ihm goldene Eier legte;“ weil er ſich in der That großer Auflagen beraubt hatte, die man vor dem von der Kirche und von den Mönchen zu erheben pflegte. Kraft ſeines Teſtamentes erhielt der junge Prinz Eduard, Sohn der Johanna Seymour, die Krone. Bei deſſen Ableben kam ſie an Maria, Tochter der Katharina von Aragonien, und ſodann an Eliſabeth, Tochter der Anna Boleyn, welche alle drei nach einander ſich in der Regierung folgten.

Heinrich II., Sohn und Nachfolger Franz I., ein kriegeriſcher, aber unvorſichtiger Fürſt, ließ ſich mehr von einer Buhlerin beherrſchen, als daß er ein großes und überdachtes Staatsſyſtem befolgt hätte. Die Beſorgniſſe des Kaiſers zerſtreueten ſich, und er beſchleunigte die Ausführung ſeiner Abſicht wider die Proteſtanten. Blos mit 16,000 Mann, aber alten Truppen, die es mit einer zahlreichen Armee aufnehmen konnten, ging er nach Sachſen. Er rückte bis an das Ufer der Elbe vor, gerade über Mühlberg. Den Gegenvorſtellungen ſeiner Feldherren ungeachtet unternahm er den Uebergang dieſes 300 Schritt breiten Fluſſes in Gegenwart des Feindes, gab, indem er die Gefahr

mit ſeinen Truppen theilte, ihnen ein gutes Beiſpiel, und der glücklichſte Erfolg krönte ſeinen Muth, und rechtfertigte ſeine Hoffnung. Der Churfürſt Johann Friedrich, der zu unentſchloſſen und zu bedachtſam in den Ueberlegungen, wiewohl in der Schlacht ſehr tapfer und unerſchrocken war, hatte lauter ſchlechte Maßregeln genommen. Er hatte ſich zu Mühlhauſen, nahe bei Mühlberg, gelagert. Plötzlich erfuhr er, daß der Kaiſer über die Elbe gegangen ſey, und ihn angreifen wolle. Nun nahm er alle ſeine Geiſtesſtärke zuſammen, bereitete ſich zur Schlacht, und focht als Held. Ueberwunden, verwundet und gefangen genommen, erduldete er die ſtolze und beſchimpfende Begegnung des Siegers, ohne Kleinmuth, noch Kummer zu äußern. Bei der Beſtürzung, welche ſeine Niederlage verbreitete, war nichts Anders zu vermuthen, als daß ſich die churfürſtliche Hauptſtadt, Wittenberg, unterwerfen würde. Aber die Churfürſtin, Sibylla von Cleve, eine der Unſterblichkeit würdige Fürſtin, belebte den Muth der Bürger, verſorgte die Stadt mit allem Erforderlichen, und ſetzte den Kaiſer ſo in Furcht, daß er glaubte, ſeine Abſichten auf dieſe Feſtung würden ihm fehlſchlagen.

In dieſer Bedrängniß ließ ſich Carl V. von ſeiner Staatskunſt zu einem despotiſchen Schritte verleiten, wodurch er zwar ſeinen Zweck erreichte, aber auch ſeinen Ruhm verdunkelte. Er ließ von einem Kriegsgerichte, das aus Spaniern und Italienern beſtand, allen Reichsgeſetzen zum Trotze, den Churfürſten zum Tode verurtheilen. Der Gefangene ſpielte gerade Schach, als man ihm das Urtheil verkündigte. „Ich will gern ſterben,“ ſagte er kaltblütig, „wenn durch meinen Tod nur die Würde meines Hauſes und die Erbſchaft meiner Kinder gerettet wird;“ und ſetzte das Schachſpiel fort, als wenn ihn nichts aus ſeiner Faſſung bringen könnte.

Seine Gemahlin und ſeine Familie, die durch dieſe Nachricht mehr als durch die kaiſerlichen Waffen in Schrecken geſetzt wurden,

Bayeriſche Staatsbibliothek

dachten nur auf die Rettung ſeines Lebens. Ihre Briefe, ihre inſtändigen Bitten bewogen ihn, kraft eines Vergleiches, ſein Churfürſtenthum dem Kaiſer zu übergeben, der ſich dagegen anheiſchig machte, ſein Leben zu ſchonen, und ſeinen Kindern nebſt einem Jahrgehalte von 50,000 Gulden die Stadt Gotha einzuräumen. Der verrätheriſche Moritz trug den Raub davon, den er von ſeinem unglücklichen Vetter genommen hatte.

Noch ſchändlicher war das Betragen gegen Philipp, Landgrafen von Heſſen, weil Betrug der Gewaltthätigkeit den Weg bahnte. Geſchreckt durch den Fall des Churfürſten, faßte der Landgraf den Entſchluß, ſich zu unterwerfen, indem Moritz von Sachſen und der Churfürſt von Brandenburg die Bürgſchaft übernahmen, daß der Kaiſer ihm die Freiheit wieder geben ſollte. Er unterzeichnete die ihm vorgelegten Bedingungen, nämlich, ſich ſelbſt und ſeine Staaten dem Kaiſer gänzlich zu übergeben, ihm fußfällig Abbitte zu thun u. ſ. w., und verſchluckte die Demüthigung einer ſo kränkenden Ceremonie. Als er darauf wegreiſen wollte, behielt ihn der Herzog von Alba in der Gefangenſchaft. Die beiden Fürſten, vermittelſt welchen er unterhandelt hatte, beſchworen den Kaiſer vergeblich, ihnen die Schande zu erſparen, die daraus auf ſie zurückfallen würde. Er verachtete ihre Bitten eben ſo ſehr, als das Toben des Landgrafen.

Der Eroberer ſchleppte wie im Triumphe die vornehmſten gefangenen Reichsfürſten, unter andern den Churfürſten von Sachſen, von einer Stadt zur andern hinter ſich her; drückte die ſämmtlichen ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen mit ſchweren Auflagen, nahm ihr Geſchütz, und entwaffnete ihre Leute. Ja, er erpreßte nach Willkür Steuern von ſeinen eigenen Bundesgenoſſen, und behandelte ſie wie Unterthanen. Ein ſolches Verfahren mußte nothwendig ein allgemeines Mißvergnügen hervorrufen.

Zu Augsburg wurde ein Reichstag gehalten, auf welchem

der Kaiſer die Religionsſtreitigkeiten zu Ende bringen wollte. Zuerſt bemächtigte er ſich der Cathedralkirche, und ſtellte darin den römiſchen Gottesdienſt wieder her. Er empfahl demnächſt in einer langen Rede die Unterwürfigkeit unter das tridentiniſche Concilium. Aber dieſes Concilium war ſeiner Auflöſung nahe. Der Pabſt, der auf demſelben herrſchen wollte, hatte es, unter dem Vorwande einer anſteckenden Seuche, nach Bononien verlegt. Von den Prälaten blieben nur diejenigen, die Unterthanen Carl's V. waren, zu Trident. Man ſah die Symptome einer Spaltung, und beide Parteien machten einander öffentliche Vorwürfe. Der Tod Peter Ludwigs von Farneſe, eines verabſcheuten Tyrannen, der zu Piacenza ermordet ward, erbitterte den Pabſt um ſo mehr, weil die kaiſerlichen Truppen ſich der Stadt bemächtigten. Paul III. war weniger darauf bedacht, dem Uebel der Kirche abzuhelfen, als dem Kaiſer Feinde zu erwecken.

Nachdem Carl im Namen der Reichsverſammlung die Rückkehr der Prälaten des Conciliums von Bononien nach Trident vergeblich verlangt und mit Verachtung gegen eine vom römiſchen Hofe abhängige Kirchenverſammlung proteſtirt hatte, wollte er nun ſelbſt die Glaubensſachen ordnen, ſo wie er die Reichsangelegenheiten eigenmächtig entſchied. Er machte eine Lehrformel in 36 Artikeln bekannt, die man das Interim nennt, und der ſich Jedermann bis zur Entſcheidung einer gültigen Kirchenverſammlung unterwerfen ſollte. Sein unbegränztes Anſehen ſetzte das Interim ohne alle Prüfung auf dem Reichstage durch. Die theologiſchen Verfaſſer des Interims hatten in demſelben die römiſch-katholiſche Lehre zu Grunde gelegt, und die Form des alten Gottesdienſtes beibehalten; man erlaubte jedoch den Genuß des Abendmahls unter beiden Geſtalten, und ließ den verheiratheten Prieſtern die Verwaltung ihres Amtes. Dies war genug, um das Geſchrei der Päbſtlichen, die nicht die geringſte Neuerung dulden

wollten, rege zu machen. Die Proteſtanten, die ihr Glaubensſyſtem umgeſtürzt ſahen, beklagten ſich mit noch größerer Heftigkeit. Aber der Kaiſer betrieb die Ausführung des Interims als ein Herr, der blinden Gehorſam verlangte. Den Churfürſten von Sachſen ausgenommen, der in ſeiner Gefangenſchaft ſtandhaft und unbeugſam blieb, fügten ſich die Fürſten bis auf einige wenige, welche allerlei Ausflüchte ſuchten. Die nicht ſo nachgebenden und von dem Eifer ihrer Prediger ermunterten Reichsſtädte widerſetzten ſich anfangs mit Muth; aber Carl überfiel ſie, ehe ſie Zeit hatten, unter einander Bündniſſe zu errichten. Augsburg und Ulm verloren ihre Privilegien, ihre Regierungsform und ihre Freiheit. Dieſes Beiſpiel verbreitete großen Schrecken, der aber unter dem Scheine der Unterwürfigkeit den Haß wider das Pabſtthum unterhielt. Sehr beunruhigt über den Verluſt von Piacenza, ließ ſich der Pabſt die Wiedererlangung dieſes Herzogthums angelegen ſeyn. Er fand dazu kein anderes Mittel, als die beiden Herzogthümer, die er zum Erbgute ſeines natürlichen Sohnes gemacht hatte, wieder zu einem Eigenthume des heiligen Stuhles zu vereinigen. Er dachte, daß man vor dem Gebiete des heiligen Petrus mehr Ehrfurcht haben würde, als vor dem Gebiete ſeiner Familie. Octavio Farneſe, Peter Ludwigs Sohn und Erbe, ſollte durch irgend einen andern Beſitz entſchädigt werden. Aber dieſer junge Prinz, der weit entfernt war, den Abſichten des Pabſtes beizuſtimmen, ſuchte ſich in den Beſitz der Stadt Parma zu ſetzen, und trat, da ihm dies nicht gelingen wollte, in Unterhandlung mit dem Kaiſer, von dem er ſein Glück erwartete. Paul III. ward darüber ſo aufgebracht, daß der heftige Verdruß ihm den Tod zugezogen haben ſoll; er war 82 Jahre alt. Paul hatte im Jahre 1540 den aufgekeimten Jeſuiten-Orden beſtätigt, weil der Stifter dieſes Ordens, der heilige Ignatius, denſelben gänzlich den Befehlen des Pabſtes unter-

worfen hatte. Ein beſonderes Gelübde des Gehorſams, das dieſen Orden enger als jeden andern mit dem römiſchen Hofe verband, konnte dieſem ein vorzügliches Werkzeug ſeiner Abſichten werden.

Die Zahl der Mitglieder ward anfangs auf 60 eingeſchränkt; dennoch wurden bald die alte und neue Welt, die Städte und die Höfe mit Jeſuiten angefüllt. Dieſe Geſellſchaft, in welcher man oft große Talente und Tugenden mit gefährlichen Vorurtheilen und Lehrſätzen verbunden ſah, mußte ſich einſt ſelbſt dadurch, daß ſie zu große Gewalt erlangte, ein Unglück zuziehen. Der Jeſuiten-Orden hat zu großen Einfluß auf das Ganze gehabt, als daß eine nähere Beſchreibung von ſeinem Aufkommen und von ſeiner Verfaſſung in einer allgemeinen Weltgeſchichte nicht an ihrer rechten Stelle ſeyn ſollte.

Ignatius Loyola, ein ſpaniſcher Edelmann, geboren im Jahre **1491**, wurde **1521** bei der Belagerung von Pampelona von den Franzoſen verwundet. Während der langſamen Cur vertrieb er ſich die Zeit mit dem Leſen der Legenden der Heiligen. Dieſes begeiſterte ſeinen kühnen ſchwärmeriſchen Eifer zur Nachahmung ſolcher fabelhaften Helden ſo ſehr, daß er dem Kriegsſtande entſagte, ſich dem Studium und einer ſeltſamen Lebensart widmete, zu der er ſich bald mit Mehreren durch ein Gelübde verband. Am päbſtlichen Hofe weigerte man ſich anfangs, die Stiftung zu beſtätigen. Aber Loyola hob die Bedenklichkeiten, indem er den drei gewöhnlichen Mönchsgelübden noch das vierte, das Gelübde des unbedingten Gehorſams gegen den Pabſt, hinzufügte. Leute, die ſich zu einer ſolchen Unterwürfigkeit anheiſchig machten, konnten dem Pabſte nicht anders als angenehm ſeyn, beſonders zu einer Zeit, in welcher die Gewalt der Päbſte durch den Abfall mehr als einer Nation erſchüttert und geſchwächt war. Paul **III.** beſtätigte alſo den Orden im Jahre **1540**. Er hatte anfangs nur zehn Mitglieder, und ſollte nicht über ſechzig haben. Aber der

Pabſt, der bald einſah, wie vortheilhaft ihm die Vergrößerung des Ordens werden könnte, hob im Jahre **1543** dieſe Einſchränkung auf.

Im Jahre **1608**, **68** Jahre nach der Stiftung, war die Zahl der Jeſuiten ſchon auf **10,581** angewachſen, und im Jahre **1710** beſtand die Geſellſchaft ſchon aus **19,998** Perſonen. Die innere Verfaſſung des Ordens wurde von Lainez und Aquaviva, den beiden Generalen, die auf Ignatius folgten, zur Vollkommenheit gebracht. Jene, welche dieſen an Geſchicklichkeit weit übertrafen, bildeten das Syſtem der tiefen und ſchlauen Staatskunſt, wodurch der Orden ſo anſehnlich und mächtig geworden iſt. Seine Glieder ſollten nicht, wie gemeine Mönche, der Welt abgeſtorben, ſondern in beſtändig thätiger Verbindung mit derſelben ſeyn, ſich nicht mit Kaſteiungen und Andachtsübungen aufhalten, ſondern auf alle Verhandlungen in der Welt, in ſofern ſie einen Einfluß auf die Religion haben können, Acht haben, den Charakter der Großen ausſpähen, und ſich um ihre Gunſt bewerben. Eine Grundmaxime der Jeſuiten, welche noch ihr Stifter eingeführt hat, iſt beſonders merkwürdig. Bei den übrigen Orden werden die klöſterlichen Angelegenheiten durch die Ordenscapitel entſchieden. Loyola hatte in ſeinem Soldatenſtande die Wirkungen des blinden Gehorſams gelernt, und wollte ſeinen Orden monarchiſch regiert haben. Daher bekam der General eine höchſte unabhängige Gewalt über alle Perſonen und Sachen. Er ernennt aus eigener Macht Provincialen, Rectoren und alle Vorgeſetzten des Ordens. Jedes Glied hängt ganz von ihm ab. Alle Berichte der Provincialen und andern Vorſteher, die ſich bis auf die geringſten Kleinigkeiten erſtrecken, gehen unmittelbar an ihn ab, damit er auf ein Mal die ganze Lage und Beſchaffenheit des Ordens überſehen und darnach ſeine Maßregeln nehmen kann. Die Geſellſchaft gewann bald Anſehen, Reichthum und Macht, zog die Erziehung und den Unterricht der Jugend an ſich, bekam die Regierungs-

und Staatsangelegenheiten der Höfe in die Hände, erwarb beträchtliche Güter, trieb große Kaufmannſchaft und Handel, errichtete in Paraguay jenen blühenden Staat, den ſie ſo lange zu maskiren wußte, und hatte mehr Gewalt und Einfluß, als je ein anderer Orden gehabt hatte. Der Jeſuitenorden hat durch Bearbeitung der Wiſſenſchaften viel Gutes, aber durch eine falſche, den Leidenſchaften und einer argliſtigen Staatskunſt angemeſſene Sittenlehre, durch Eigennutz und Herrſchſucht unendlich mehr Böſes geſtiftet.

Der neue Pabſt, Julius III., ein Günſtling Pauls, der den Farneſen ſeine Erwählung zu danken hatte, bewies ſeine Dankbarkeit dadurch, daß er dem Octavio das Herzogthum Parma wieder einräumte. Dieſe großmüthige That brachte ihm nicht ſo viel Ehre, als er ſich dadurch Schande zuzog, daß er einen jungen unbekannten Menſchen von 16 Jahren, deſſen ganzes Verdienſt darin beſtand, daß er ihm gefiel und die Aufſicht über ſeinen Affen geführt hatte, zum Cardinal erhob. Eine unbegreifliche Schwachheit, zumal zu einer Zeit, wo man über den heiligen Stuhl ſo viele Satyren veröffentlichte. Julius hatte ſich, ſo wie alle Cardinäle, eidlich verpflichtet, gleich nach ſeiner Erwählung das von Paul aufgehobene Concilium zu verſammeln; allein er eilte nicht damit, weil er wohl wußte, wie ſchwer eine ſolche Verſammlung zu regieren ſey. Um indeſſen dem Kaiſer zu Gefallen zu leben, berief er das tridentiniſche Concilium aufs neue. Die Reichsverſammlung zu Augsburg erkannte die Autorität deſſelben an, weil ſie ſich Carl nicht widerſetzen konnte, und dieſer verſprach den proteſtantiſchen Abgeordneten, die ſich daſelbſt mit den Katholiken einfinden würden, völlige Sicherheit. Tauſend ehrſüchtige Entwürfe, die ihn beſchäftigten, verhinderten die mehr ſcheinbare als wirkliche Abſicht, die Gleichförmigkeit der Religion wieder herzuſtellen. Er beſaß Piacenza, und trachtete auch nach Parma. Julius III., den es ohnehin bereits gereuete, dem Octavio Farneſe dieſes Herzogthum ver-

liehen zu haben, unterſtand ſich nicht, zum Beſten dieſes letzteren ſich gegen den Kaiſer zu erklären. Der Herzog, der ſich mit einem Einfalle bedroht ſah, ſprach den König von Frankreich um Hülfe an, und Heinrich II. befand ſich auch damals im Stande, das Haus Oeſterreich anzugreifen.

Seit Heinrichs VIII. Tode hatte England unter einem minderjährigen Könige viele innerliche Unruhen zu erdulden. Eduard Seymour, Herzog von Sommerſet, Eduard's VI. Mutter Bruder, hatte unter dem Titel eines Protectors mit unumſchränkter Gewalt die ganze Religionsverfaſſung der letzten Regierung umgeſtoßen, die Kirchengebräuche abgeſchafft, und die ſtrenge Lehre Calvins oder vielmehr die verbeſſerte Glaubenslehre eingeführt. Er hatte Schottland bekriegt, wo die Schwärmerei gleichfalls zu gähren anfing, und machte ſich Hoffnung, durch Vermählung der Königin Maria Stuart mit dem Könige von England, beide Kronen mit einander zu vereinigen. Aber die franzöſiſchen Hülfstruppen belebten den Muth der Schotten aufs neue.

Maria war mit dem Dauphin verlobt worden; Sommerſet, von Ränken umgeben, verlor ſein Anſehen, und Boulogne wurde endlich gegen 400,000 Thaler an Frankreich zurückgegeben. Es war daher natürlich, daß Heinrich, der eben ſo, wie ſein Vater, gegen den herrſchſüchtigen Carl V. geſinnt war, die Gelegenheit ergriff, dieſen in dem ſchnellen Fortgange ſeines Glückes aufzuhalten, und ſo ward das Bündniß mit Farneſe bald geſchloſſen.

Sobald Julius Nachricht davon erhielt, zog er das Herzogthum Parma ein und vereinigte ſich mit dem Kaiſer. In dem Kriege ereignete ſich indeſſen nichts beſonders Wichtiges. Parma hielt eine Belagerung aus, welche die Kaiſerlichen aufhoben, und die Franzoſen verheerten einen Theil des Kirchenſtaates. Das Concilium begann ſeine Geſchäfte aufs neue. Ob es gleich nur aus ſechzig

Prälaten beſtand, meiſtens Italiener und Spanier, ſo entſchied man doch, ohne auf eine feierliche Proteſtation des Königs von Frankreich zu achten, über die wichtigſten Lehren, das heilige Abendmahl, die Beichte und die letzte Oelung. Der Kaiſer verbot den Lutheranern, eine entgegengeſetzte Lehre vorzutragen; er beſtrafte ihre Prediger mit der Landesverweiſung, und verfolgte einen Jeden, der nicht ſeinen Willen für eine Glaubensregel annehmen wollte. Während des Reichstages zu Augsburg hatte er einen Beweis von Despotismus gegeben, wie die Weltgeſchichte nur wenig Beiſpiele aufſtellt. Moritz von Sachſen und der Churfürſt von Brandenburg drangen aufs neue auf die Befreiung des Landgrafen von Heſſen, und beriefen ſich auf die Acte, durch welche ſie die Bürgſchaft übernommen hatten, daß dem Landgrafen für ſeine Perſon nichts Nachtheiliges widerfahren ſolle, und ſiehe, der Kaiſer entband ſie von den ihnen deßfalls obliegenden Verbindlichkeiten, gleich als wenn auch Ehre, Treue, Glauben und gutes Gewiſſen ſeiner Herrſchaft unterworfen geweſen wären.

Moritz von Sachſen demüthigt Carl V. — Maria von England. — Religionsfrieden in Deutſchland. — Abdankung Carl's V. — Philipp II. von Spanien. — Eliſabeth von England.

So viele kränkende Eingriffe in die Freiheit Deutſchlands mußten endlich eine Revolution hervorbringen. Moritz, der, nachdem er das Churfürſtenthum Sachſen zu ſeinen übrigen angeerbten Staaten gebracht hatte, der mächtigſte unter den deutſchen Fürſten war, machte heimlich den Entwurf, einer überlegenen Macht das Gegengewicht zu halten. Eben ſo ſchlau als ehrſüchtig, wußte er ſich ſowohl das Vertrauen des Kaiſers, gegen den er ſich als einen ſtets eifrigen Anhänger bewies, als ſelbſt das Vertrauen der Proteſtanten zu erhalten, an denen er zwar zum Verräther geworden

war, aber deren Meinungen in Glaubensſachen er noch immer unterſtützte. Nachdem er, durch Beihülfe des furchtſamen Melanchton, ſeine Unterthanen unterworfen hatte, brachte er durch eine öffentliche Erklärung ſeines Eifers für die Reformation ſeine proteſtantiſchen Gegner zum Schweigen, und proteſtirte feierlichſt wider das tridentiniſche Concilium, wenn nicht zum wenigſten die bereits entſchiedenen Glaubenspunkte aufs neue geprüft und den lutheriſchen Gottesgelehrten das Stimmrecht verliehen würde. Unterdeſſen hatte die von dem Kaiſer beherrſchte Reichsverſammlung zu Augsburg den Churfürſten Moritz zum Feldherrn in dem Kriegszuge wider die Stadt Magdeburg ernannt, die, weil ſie ſich dem Interim muthig widerſetzte, mit der Reichsacht belegt worden war.

Magdeburg hielt eine zwölfmonatliche Belagerung aus. Der Eifer für die Religion belebte ihre Liebe zur Freiheit. Moritz zog den Krieg in die Länge, ohne ſeine Abſichten zu verrathen. Die Capitulations-Bedingungen entſprachen zwar den Wünſchen des Kaiſers, aber der Churfürſt gab den Magdeburgern heimlich die Verſicherung, daß ſie weder die öffentliche lutheriſche Religionsübung, noch irgend eines ihrer Privilegien verlieren ſollten. Mit einem Worte, er wußte dergeſtalt ihren während der Belagerung wider ihn gehegten Haß zu entkräften, daß ſie ihn zum Burggrafen erwählten; eine Würde, die vor dem mit dem Churfürſtenthume Sachſen verbunden geweſen war und ihm eine große Gewalt gab.

Schon hatte Moritz ein Bündniß mit Frankreich errichtet. Heinrich II. und er ſollten dem Unterdrücker Deutſchlands zu gleicher Zeit den Krieg ankündigen. Der Religion wurde in dieſem Bündniſſe nicht gedacht. Ehe man die Maske abnahm, ſuchte Moritz noch ein Mal um die Befreiung ſeines Schwiegervaters, des Landgrafen, an, und eine abſchlägige Antwort rechtfertigte ſeine Unternehmungen um ſo mehr. Der berühmte Granvella, Biſchof zu Arras und nachheriger Cardinal, ein gewandter Miniſter

hatte von dem Vorhaben des Churfürſten einige Nachricht, und täuſchte ſich ſelbſt durch eine gar zu große Zuverſicht, indem er ſagte: „ein deutſcher Trunkenbold wäre nicht ſchlau genug, ihn zu hintergehen,“ und doch wurde er mehr als irgend ein Anderer hintergangen. Zwei ſächſiſche Miniſter waren beſtochen, und er verließ ſich auf deren Dienſtergebenheit; allein der Fürſt entdeckte ihre Untreue, und wußte ſich gegen beide ſo geſchickt zu verſtellen, daß er ſich ihres Briefwechſels mit Granvella bediente, um jeden Argwohn zu verſcheuchen.

Als Alles hinlänglich vorbereitet war, ergriff Moritz die Waffen, und ließ ein Manifeſt ergehen, in welchem er ſeine Bewegungsgründe dergeſtalt auseinanderſetzte, daß ſie ihm den Beifall aller Parteien zu verſchaffen vermögend waren. Er wollte die proteſtantiſche Religion ſichern, die deutſche Freiheit und Reichsverfaſſung ſchützen, und den Landgrafen von Heſſen aus einer ungerechten Gefangenſchaft befreien. Dies waren die von ihm angeführten Gründe. Darauf erſchien auch ein Manifeſt des Königs von Frankreich, in welchem er den Titel eines „Beſchützers der Freiheiten Deutſchlands und deſſen gefangenen Fürſten“ annahm, mit der Erklärung ſeiner Abſicht, die Unabhängigkeit der ſämmtlichen Reichsglieder ſicher zu ſtellen. Der Kaiſer, der in Inſpruck faſt ohne Truppen, ohne Geld, kränklich und ſich in völliger Sicherheit einwiegte, ward wie vom Donner gerührt, als er dieſe unerwartete Neuigkeit vernahm. Die Thätigkeit ſeiner Feinde vergrößerte die Beſtürzung. Toul, Verdun und Metz fielen ohne Widerſtand in die Hände Heinrichs. Moritz zog durch Oberſachſen, und nahm, zum Beweiſe ſeiner friedliebenden Geſinnungen, eine von dem römiſchen König zu Linz vorgeſchlagene Conferenz an, die aber keinen weitern Nutzen hatte, als daß man eine andere anſetzte. Der Churfürſt ging mit ſchnellen Märſchen und mit Ueberwältigung aller Hinderniſſe, welche ihn hätten aufhalten können, nach Tyrol,

um Carl zu Inſpruck zu überfallen. Dieſer hatte jedoch, einige Stunden zuvor, in einer regneriſchen und ſtürmiſchen Nacht unter heftigen podagraiſchen Schmerzen in einer Sänfte über die Alpen die Flucht genommen, und war ſo glücklich, Villach, eine kleine befeſtigte Stadt in Kärnthen, zu erreichen. Der ſiegreiche Moritz begab ſich nach Paſſau zu einer zweiten Unterredung mit Ferdinand.

Faſt ganz Deutſchland ſchickte ſeine Abgeordneten dahin. Er ſchränkte ſeine Forderungen auf die drei in ſeinem Manifeſte angegebenen Artikel ein: auf die Befreiung des Landgrafen, auf die freie Ausübung der proteſtantiſchen Religion, und auf die Wiederherſtellung der Privilegien und der Freiheit Deutſchlands. Man legte dieſe Artikel im Namen aller Reichsſtände dem Kaiſer vor. Die Katholiken ſelbſt unterſtützten die Sache der Proteſtanten; aber der Kaiſer antwortete mit ſeinem gewöhnlichen Stolze, in der Hoffnung, dadurch Zeit zu gewinnen. Allein da der Churfürſt ſogleich wieder zu den Waffen griff, wurde Carl nachgiebiger, und man trat aufs neue in Unterhandlung.

Ein Jeder ſehnte ſich, entweder aus Noth, oder aus Furcht vor der Zukunft, nach dem Frieden, der denn auch bald geſchloſſen wurde. Die hauptſächlichſten Bedingungen waren, daß der Landgraf in Freiheit geſetzt werden, das Interim nicht mehr gelten, in ſechs Monaten zur Beilegung der Religionsſtreitigkeiten ein Reichstag gehalten werden, bis dahin aber eine gänzliche Religionsfreiheit ſtattfinden, den Proteſtanten der Zutritt zum Kammergerichte geſtattet ſeyn; im Falle die Religionsſtreitigkeiten auf dem Reichstage nicht beigelegt würden, der Vergleich in dieſer Hinſicht fortwährend gültig bleiben, und endlich die Unterſuchung der Beſchwerden in Anſehung der Freiheiten des Reiches bis auf den nächſten Reichstag verſchoben werden ſollte.

Obſchon die Verbündeten dem Könige von Frankreich viel zu

verdanken und ſich anheiſchig gemacht hatten, ohne ſeine Genehmigung weder einen Frieden, noch Waffenſtillſtand zu ſchließen, ſo ward ſeiner in dem Vergleiche doch kaum gedacht. Die Bemühungen Carls V. zur Einführung des Gewiſſenszwanges glückten nicht beſſer. Er ſah nicht ein Mal das Ende des Conciliums, von dem er ſich die vergebliche Hoffnung machte, daß es durch ſeine entſcheidenden Ausſprüche die beiden Kirchen wieder mit einander vereinigen würde. Der Schrecken, den Moritz mit ſeinen Waffen bis nach Trident verbreitete, machte auf die deutſchen Biſchöfe einen ſolchen Eindruck, daß ſie ſich eiligſt zerſtreueten, und der Legat, der den Vorſitz führte, das Vergnügen hatte, die übrigen zu beurlauben. Es waren große Streitigkeiten wegen des freien Geleites entſtanden, das die Proteſtanten für ihre Gottesgelehrten verlangten. Sie drangen darauf, daß ihnen eine berathende und eine entſcheidende Stimme gegeben, Alles nach der heiligen Schrift entſchieden werden, und der Pabſt ſich den Ausſprüchen der Verſammlung unterwerfen ſolle. Lauter Forderungen, denen man nicht Folge leiſten konnte oder wollte. Der alte Churfürſt von Sachſen, Johann Friedrich, und der Landgraf von Heſſen, ſehnten ſich nach der Ruhe des Friedens. Nur Albrecht, Markgraf von Brandenburg-Anſpach, wollte den Friedensvertrag nicht mit unterſchreiben, und ſetzte ſeine Verheerungen noch immer fort. Der Kaiſer, der ſich wenig um dieſe Verwüſtungen bekümmerte, aber deſto mehr mit brennender Begierde ſich an dem Könige von Frankreich zu rächen ſuchte, machte große Zurüſtungen zur Wiedereroberung deſſen, was er in Lothringen eingebüßt hatte. Durch die Wegnahme der drei Biſthümer hatte Champagne nicht nur eine ſtarke Vormauer erhalten, ſondern das Reich war auch dadurch den franzöſiſchen Waffen bloßgeſtellt. Er belagerte Metz mit einer Armee von 60,000 Mann, zu denen ſich noch Albrecht von Brandenburg geſellte.

Man hatte die Gefahr vorausgeſehen und kluge Maßregeln genommen. Die Vertheidigung der Stadt Metz, die von weitläufigem Umfange, ſchlecht befeſtigt und an ſich ſelbſt außer Stand war, eine lange Belagerung auszuhalten, hatte Franz von Lothringen, Herzog von Guiſe, übernommen. Indem der Fürſt mit den Soldaten arbeitete, Alles belebte, und die mühſeligſten Beſchwerden durch ſeine Gabe, die Herzen zu gewinnen, leichter zu machen wußte, ſtellte er in kurzer Zeit die Feſtungswerke wieder her, und vermehrte ſie mit neuen. Weder die Zurückſendung aller nicht Waffenfähigen, noch die Schleifung der Vorſtädte und Mühlen, die Verwüſtung der Felder umher, und die ſtrengen Befehle, welche er aus Vorſicht ertheilte, nichts erregte Murren. Immer eigenſinnig in ſeinen Entſchlüſſen gegen allen beſſern Rath, fing der Kaiſer gegen das Ende des Octobers die Belagerung an, und glaubte ſich erhaben über alle Hinderniſſe. Aber er wurde für ſein blindes Zutrauen beſtraft. Nach 65tägiger vergeblicher Anſtrengung brachten ihn die Tapferkeit der Belagerten, die rauhe Witterung und einreißende Krankheiten um 30,000 Mann. Er hob die Belagerung plötzlich auf, und ſagte bei dem Abzuge: „Nun ſehe ich, daß das Glück den Weibern gleicht. Es verläßt die Alten, um Jüngern ſeine Gunſt zu ſchenken.“ In Italien gab ihm das Glück noch andere Urſachen zum Verdruſſe. Er verlor das Fürſtenthum Piombino, das er aus Mangel an Geld für eine nicht ſehr anſehnliche Summe dem Cosmus von Medicis abzutreten genöthigt war. Er verlor Siena, indem die Sieneſer die ſpaniſche Beſatzung vertrieben, und ſich unter franzöſiſchen Schutz begaben. Die calabriſchen Küſten wurden von Dragut, einem Zöglinge des Barbaroſſa, den Soliman mit einer Flotte abgeſchickt hatte, verheert. Der furchtbare Albrecht von Brandenburg, der wegen neuer Gewaltthätigkeiten mit dem Reichsbanne

belegt war, verwüſtete noch immer einen Theil von Deutſchland. Moritz von Sachſen, an der Spitze der Reichstruppen, ſchlug ihn bei Sivershauſen im Lüneburgiſchen, und ſtarb mitten in den Armen des Sieges. Da er nur eine Tochter, die nachmalige Gemahlin des berühmten Prinzen Wilhelm von Oranien, hinterließ, ſo forderte Johann Friedrich die ihm von Moritz entriſſene Chur wieder zurück, die aber dennoch August, Moritzens Bruder, ſelbſt nach dem Ausſpruche der ſächſiſchen Stände, erhielt. Die jüngere ſogenannte Albertiniſche Linie behauptete ſich in dem Beſitze der Chur, die vermöge der natürlichen Erbfolge der Erneſtiniſchen Linie zugehörte. Man legte Johann Friedrichs Erbtheile nur noch das Altenburgiſche bei. Er ſtarb im folgenden Jahre.

Im Krieg mit Frankreich und England zerſtörte Carl V. die mit Sturm eroberte Stadt Terouenne, von der nichts mehr als der Name übrig iſt. Die Stadt Hesdin erfuhr daſſelbe Schickſal. Aber das war auch der ganze Nutzen eines Feldzuges, der große Schätze verſchlungen hatte. Im folgenden Jahre ſah man die beiden feindlichen Monarchen in den Niederlanden an der Spitze ihrer Truppen, ohne einen ihrer Zurüſtungen würdigen Erfolg. Cosmus von Medicis ergriff in Italien die Waffen, um die Franzoſen aus Siena zu vertreiben. Strozzi, ein Florentiner, der die franzöſiſche Armee commandirte, verlor die Schlacht bei Marciano. Der tapfere Montluc vertheidigte Siena zehn ganze Monate hindurch, und die Bürger hielten aus Liebe zur Freiheit die ſchrecklichſte Hungersnoth aus. Er capitulirte endlich unter der Bedingung, daß die Republik unter dem Schutze des Reichs ihre Freiheit und ihre Rechte behalten ſollte (1555). Aber die Capitulationspuncte wurden faſt eben ſo ſchnell gebrochen als geſchloſſen. Durch einen verrätheriſchen Anſchlag der Mönche

hätte der Kaiſer beinahe eine Eroberung gemacht, nach der ſeine Ehrſucht ſtrebte, und die er mit all ſeiner Macht vergeblich zu erlangen geſucht hatte. Der Guardian der Franziskaner zu Metz, ein ränkevoller und kühner Mann, hatte das Zutrauen des Commandanten gewonnen. Er machte einen Entwurf, die Stadt den Feinden zu verrathen. Er verleitete die Mönche ſeines Kloſters, ihm dazu behülflich zu ſeyn, und nahm daſelbſt in Mönchskleidern verſteckte Soldaten auf, welche der Beſatzung von Diedenhofen die Thore öffnen ſollten. Man entdeckte die Verſchwörung gerade an dem Tage, da ſie ausgeführt werden ſollte. Der Guardian ward mit **20** ſeiner Untergebenen zum Tode verurtheilt. Voll Wuth gegen den Guardian, tödteten ſie denſelben mit eigener Hand, in dem Zimmer, in das man ſie eingeſchloſſen hatte, damit ſie ſich einander beichten und zum Tode bereiten ſollten.

Während man ſich herumſchlug, eröffnete ſich die unerſättliche Ehrſucht Carls **V.** ein neues Feld. Eduard **VI.** war, erſt **15** Jahre alt, im Jahre **1553** geſtorben. Seine Schweſter Maria, Tochter Heinrichs **VIII.** und Katharina's von Aragonien, folgte ihm in der Regierung. Eine von Dudley, Herzog von Northumberland, der ſeiner Schwiegertochter, Johanna Grey, die Krone verſchaffen wollte, zu Stande gebrachte Verſchwörung bewirkte nichts weiter als ſeine eigene Hinrichtung und die ſeines Sohnes und jener liebenswürdigen Prinzeſſin, Johanna Grey, eine Enkelin von Heinrich's **VIII.** Schweſter, die wider ihren Willen in das Complott gezogen wurde.

Da Mariens künftiger Gemahl König von England werden mußte, ſo kam Carl ſogleich auf den Einfall, ſeinen eignen Sohn, den Erben ſo vieler Königreiche, auf den engliſchen Thron zu ſetzen. Philipp, der nicht weniger herrſchſüchtig, als ſein Vater war, bequemte ſich gern, ob er ſelbſt gleich nicht älter als **27**

Jahre war, ſich mit einer 38jährigen Königin zu vermählen. Die Königin, die ihrem mütterlichen Hauſe, ſo wie der römiſchen Religion überaus ergeben, auch dieſelbe entweder durch Geſetze, oder durch Todesſtrafen in dem Königreiche wieder herzuſtellen entſchloſſen war, wünſchte ſich einen Gemahl, der ſeinen heftigen Religionseifer bereits an den Tag gelegt hatte, und deſſen Macht die Ausführung ihrer Abſichten erleichtern konnte. Die engliſche Nation hingegen verabſcheuete dieſe Vermählung, aus Beſorgniß für ihre Religion und Freiheit. Aber die Ränke und das Geld des Kaiſers beſeitigten alle Hinderniſſe.

Man kam überein, daß Philipp bloß den königlichen Titel führen, die königliche Gewalt in den Händen Mariens, und die Reichsverfaſſung, die Nationalgeſetze und Gewohnheiten gänzlich unangefochten bleiben ſollten. Gleich bei ſeiner Ankunft in England beſtärkte Philipp durch ſein kaltes gebieteriſches Aeußere, durch ſein ſcheinheiliges Betragen und durch ſeinen Hang zum Despotismus den wider ihn gefaßten Argwohn und die daraus erwachſene Unruhe. Ein Parlament, welches die Geſetze wider die Ketzerei verwarf, ward aufgelöſ't. Ein neues Parlament ſchmiegte ſich deſto bereitwilliger nach dem Willen des Hofes. Die beiden Kammern vernichteten die Geſetze zum Beſten der proteſtantiſchen Religion, verlangten Abſolution, und erbaten ſich die Gnade, mit der römiſchen Kirche wieder ausgeſöhnt zu werden. Dieſe Gnade erlangten ſie leicht, während man die Heterodoxen mit Feuer und Schwert verfolgte.

Dies war das Mittel, die Religion, der man Bekenner verſchaffen wollte, verhaßt zu machen. Maria und Philipp folgten in ihrem Eifer blos ihren tyranniſchen Eingebungen. Bei dem auf ſeine Freiheit eiferſüchtigen Volke ward ein grauſames Ketzergericht eingeführt. Fünf Biſchöfe, und unter andern der berühmte Erzbiſchof Cramner, der Heinrichs VIII. Vertrauen gehabt

hatte, ſtarben muthig in den Flammen. Die Ketzer zählten innerhalb drei Jahren 277 Märtyrer, deren nicht zu erſchütternder Fanatismus den Muth der Schwärmer nur noch mehr entzünden und ihren Haß wider die Kirche nur noch ſtärker reizen mußte. Die grauſame Behandlung derſelben erregte ein faſt allgemeines Mißvergnügen. Das anfangs in Deutſchland entzündete Kriegsfeuer ward daſelbſt glücklich gelöſcht, während es in andern Gegenden fortloderte und große Verheerungen verbreitete. Der Kaiſer hatte ſeine despotiſchen Entwürfe aufgegeben. Ferdinand, der als römiſcher König einen neuen Reichstag zu Augsburg hielt, fand es nöthig, die Gemüther wieder zu verſöhnen. Der berühmte Reichsabſchied verordnete einen Religionsfrieden, der beiden Parteien ſehr vortheilhaft, obſchon in gewiſſen Hinſichten noch unvollkommen war. Man geſtand den Staaten, die ſich zur augsburgiſchen Confeſſion bekannten, die gänzliche Gewiſſensfreiheit zu. Die Calviniſten und Zwinglianer hatten ſich dieſes Vortheils nicht zu erfreuen, und haben ihn erſt in dem weſtphäliſchen Frieden erhalten. Man kam überein, daß die Religionsſtreitigkeiten in Zukunft bloß auf dem friedlichen Wege der Unterhandlung ſollten beigelegt werden, und ließ die Proteſtanten in dem Beſitze der Kirchengüter, deren ſie ſich bemächtigt hatten. Auch ward feſtgeſetzt, daß alle Inhaber der Pfründen, bei Abtretung der römiſchen Religion, alsbald ihre Pfründen verlieren und dieſe von denjenigen, welche dieſelben zu vergeben hatten, als erledigt wieder vergeben werden ſollten. Dieß iſt der ſogenannte geiſtliche Vorbehalt, der ein beſonders kräftiges Mittel iſt, die Geiſtlichkeit im Schoße der Kirche feſtzuhalten. Eine ſolche Friedens-Acte mußte dem römiſchen Hofe nothwendig mißfallen, ſowohl, weil ſie von einer Verſammlung gemacht war, die größtentheils aus Laien beſtand, als auch, weil die Päbſte ſich das ausſchließende Recht, über Religionsſachen zu

entſcheiden, anmaßten. Es glaubten Viele die päbſtliche Würde beleidigt, und nahmen daher Anlaß zu einem blutigen Kriege. Julius III., der ſich mehr ſeinen Vergnügungen als der Regierungsſorge überließ, war in ſchlechtem Rufe geſtorben. Sein Nachfolger, Marcellus II., ſaß nur 21 Tage auf dem Stuhle Petri. Der Cardinal Caraffa nahm unter dem Namen Paul's IV. ſeinen Platz ein. Dieſer 80jährige Pabſt, der in ſeiner Jugend in den Dominicanerorden getreten war, aber ſpäter, bloß um den Theatinerorden zu ſtiften (welcher ſeiner Grundverfaſſung nach auf die ſtrengſte Armuth dringt und alles Betteln verbietet), ſich des Beſitzes anſehnlicher Pfründen begeben, und da er aus dem Kloſter hervorgezogen und mit dem Purpur bekleidet worden war, noch immer die Rauheit ſeiner Sitten im höchſten Grade beibehalten hatte; dieſer Pabſt ſchien in dem Augenblicke, da er den päbſtlichen Thron beſtieg, ein ganz anderer Mann geworden zu ſeyn. Er ſuchte ſich durch außerordentliche Pracht hervor zu thun. Auf das Befragen ſeines Hofmeiſters, wie er bedient ſeyn wolle, antwortete er ſtolz: „wie ein großer Fürſt." Seine äußerſt ehrſüchtigen Neffen, denen er die vornehmſten Aemter anvertraut hatte, und von denen er ſich ganz beherrſchen ließ, beredeten ihn, eine Eroberung zu unternehmen, um ihnen Staaten zu verſchaffen und die ſeinigen zu vergrößern. Sein Charakter und ſeine Grundſätze gaben ihnen Mittel, ihre kühnen Entwürfe aufs höchſte zu treiben. Als ein Todfeind der Ketzer, hatte er wider dieſelben die Inquiſition in Italien eingeführt, und die Milde, womit man ihnen in Deutſchland begegnete, ſetzte ihn in Wuth. Er nährte nicht nur alle die alten Vorurtheile in Anſehung der päbſtlichen Gewalt, ſondern verband auch mit denſelben jenen trotzenden Stolz, womit die vorigen Päbſte dieſelben ſo oft behauptet hatten. Seine Neffen brachten ihn dahin, daß er dem Könige von Frankreich ein Bündniß zur Eroberung und Theilung des Königreichs Neapel

vorſchlug. Der augsburgiſche Reichsabſchied beſtärkte ihn in dieſem Entſchluſſe. Er drohte, ſowohl Carl V. als Ferdinand ſeinen Zorn empfinden zu laſſen, wenn ſie den Reichsabſchied nicht ſogleich wieder vernichten würden. Man ſtellte ihm die Gefahren und ſelbſt die Unmöglichkeit einer ſolchen Gewaltthätigkeit vor; er erwiederte, daß man in der Sache Gottes und der Kirche auf weltliche Klugheit keine Rückſicht nehmen müſſe, und ſchloß bald darauf, wie für die Sache Gottes und der Kirche, ein heimliches Bündniß mit Frankreich.

Während dieſes vorging, gab der Kaiſer Europa das Schauſpiel einer ganz unerwarteten Abdankung. Schon ſeit einigen Jahren ſehnte er ſich nach Ruhe. Krankheit, Ueberdruß ſelbſt der Vergnügungen, und die Abnahme ſeines Glückes hatten den Stachel der Ehrbegierde, der ihn unabläſſig reizte, abgeſtumpft. Er erlag unter der Laſt der Arbeiten, aber gleichwohl trug er Bedenken, ſie einem Andern zu überlaſſen, weil der Erfolg dennoch von ihm abhängen würde. Er wünſchte vielmehr, ſeinen Ruhm ganz zu behalten, und ſchmeichelte ſich, denſelben noch dadurch zu vermehren, daß er ſich der Einſamkeit widmete, wozu ihn auch Religionsgründe, um für das Heil ſeiner Seele zu ſorgen, zu bewegen ſchienen. Er hatte bereits Mailand und das Königreich Neapel ſeinem Sohne Philipp abgetreten, der 28 Jahre alt und in Geſchäften geübt war. In einer zu Brüſſel gehaltenen großen Verſammlung der Staaten übertrug er ihm feierlich die Regierung der Niederlande, und wenige Monate nachher überließ er ihm auch die Kronen von Spanien und Amerika. Den Krieg mit Frankreich beendigen, dem ganzen Europa den Frieden wiedergeben, nachdem er es ſo lange mit Blut überſchwemmt hatte, das war es, wodurch Carl V. ſeinen Ruhm am Ende ſeiner Laufbahn krönen konnte, und er unternahm Beides. Man ſchloß einen fünfjährigen Waffenſtillſtand, während deſſen ein jeder in dem Beſitze der eroberten Länder bleiben ſollte. Der Connetable

von Montmorenci, der ſich dem Bündniſſe mit Rom klüglich wiederſetzte, bewog Heinrich II. zu dieſem Waffenſtillſtande, wodurch ihm der ruhige Beſitz der drei Bisthümer und faſt aller Staaten des Hauſes Savoyen geſichert ward. Aber der Herzog von Guiſe und deſſen Bruder, der Cardinal von Lothringen, waren zu ehrſüchtig, um die allgemeine Ruhe zu dulden. Als Urheber des Bündniſſes mit Caraffa drangen ſie mit vieler Liſt auf die Ausführung deſſelben. Paul IV. machte von ſeiner kriegeriſchen Politik Gebrauch. Während er ſeine friedlichen Geſinnungen bezeigte und ſeine Vermittelung anbot, drang er in den franzöſiſchen Hof zur Erneuerung der erſteren Verbindungen und ſtellte die Eroberung Neapels als eine leicht auszuführende Sache vor.

Die Guiſen und die berühmte Diane von Poitiers, Herzogin von Valentinois, Heinrichs Maitreſſe, wußten Gründe geltend zu machen, welche die ſchuldige Treue und das allgemeine Wohl verwerfen mußten. Der Monarch hatte den Waffenſtillſtand beſchworen, aber der päbſtliche Nuntius, der Cardinal Caraffa, trug kein Bedenken, ihn von ſeinem Eide zu entbinden. Sobald Paul von dem glücklichen Erfolg der Unterhandlung Nachricht erhielt, bewies er ſelbſt gegen die Grundſätze des Völkerrechts nicht die geringſte Achtung mehr; er nahm einen ſpaniſchen Geſandten in Verhaft; that die Colonien, die es mit dem kaiſerlichen Hauſe hielten, in den Bann, und beraubte ſie ihrer Güter; erklärte Philipp, weil derſelbe die Colonien unterſtützt hatte, der Felonie ſchuldig, und ſeiner Rechte auf das Königreich Neapel verluſtig. Dieſer eben ſo abergläubige als ſtaatskluge Prinz unterſtand ſich nicht, die Waffen zu ergreifen, ohne zuvor ſeine Theologen um Rath zu fragen. Da ihr Gutachten günſtig ausfiel, ſo verbreitete der Herzog von Alba, der in Italien das Commando führte, Angſt und Schrecken bis an die Thore Roms. Seines Stolzes ungeachtet, ſah ſich der Pabſt genöthigt, bei ihm um einen

Waffenſtillſtand anzuhalten, und er erhielt ihn, weil der König von Spanien ſich noch immer mit denſelben Gewiſſensſcrupeln trug. Bei der Ankunft des Herzogs von Guiſe, dem das Commando der Truppen anvertraut war, benahm ſich Paul verwegener als jemals; er ſchleuderte Bannſtrahlen und betrachtete ſich ſchon als den Beherrſcher Neapels. Inzwiſchen konnte er zur Erfüllung ſeines Verſprechens weder Geld, noch Truppen herbeiſchaffen. Der glänzende Ruhm des Herzogs wurde durch einen unfruchtbaren Feldzug verdunkelt, während Frankreich, das durch den Ehrgeiz dieſes Mannes und des Cardinals von Lothringen in einen unglücklichen Krieg verwickelt war, ſich den größten Gefahren bloßgeſtellt ſah. Die Königin von England, die von Philipp beherrſcht, aber nicht geliebt wurde, und ihrer Nation eben ſo verhaßt war, als ihr Gemahl, hatte ſich, ſo ſehr auch die Engländer dagegen waren, wider Heinrich II. in einen Bund eingelaſſen. Bald darauf drang eine Armee in die Picardie, und belagerte Saint Quentin. Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, ein vortrefflicher Feldherr, commandirte dieſe Armee. Philipp hielt ſich in der Nähe auf, um über alle Vorfälle zu wachen. Man hatte dieſe Belagerung nicht erwartet, weßhalb es der Stadt an nöthigen Vertheidigungsmitteln fehlte. Zum Glücke hatte der Admiral von Coligni den Muth, ſich mit einigen Truppen hinein zu werfen. Zu ſeiner Unterſtützung ſtellte ſich ſein Oheim, der Connetable von Montmorenci, mit einer weit ſchwächeren Armee, als die feindliche, den Gefahren einer Schlacht bloß. Der Herzog von Savoyen, der von dieſem Fehler Gebrauch machte, griff ihn an, nahm ihn gefangen, hieb die Franzoſen nieder, und verlor nicht ein Mal 100 Mann. Wenn Philipp weniger zaghaft oder weniger bedachtſam geweſen wäre; wenn er den muthigen Entſchluß gefaßt hätte, nach dem Rathe des Herzogs geraden Weges nach Paris zu gehen, wo die Schlacht bei Saint Quentin die äußerſte Beſtürzung verbreitet

hatte: ſo würde er aller Wahrſcheinlichkeit nach faſt gar keinen Widerſtand gefunden haben. Er beſtand auf der ferneren Belagerung der Stadt Saint Quentin. Die Angſt der Franzoſen verlor ſich; die Städte bewieſen ihren Eifer durch freiwillige Geldbeiträge, und der König war bald im Stande, ſich zu vertheidigen. Saint Quentin, Catelet, Ham, Noyon waren die einzigen Früchte eines Sieges, der dieſer mächtigen Monarchie den Umſturz drohte. Bei dieſer Gelegenheit gab Philipp einen ausgezeichneten Beweis ſeiner Frömmelei. Zum Gedächtniſſe der am Tage des heiligen Laurentius gewonnenen Schlacht that er das Gelübde, zur Ehre des heiligen Märtyrers eine Kirche, ein Kloſter und einen Pallaſt zu erbauen. Dieſen Gebäuden wollte er die Geſtalt eines Roſtes geben, weil der heilige Laurentius, den Legenden zufolge, auf einem Roſte verbrannt worden war. Er ſetzte dieſen Bau mit unermeßlichen Koſten 22 Jahre lang fort. So entſtand das Escurial bei Madrid. Man hatte zur Vertheidigung Frankreichs den Herzog von Guiſe aus Italien zurück gerufen. Paul IV. beklagte ſich darüber, als über eine Verrätherei. Ein Friedensſchluß war ihm äußerſt nöthig, und er wußte Philipps abergläubige Unruhe ſo wohl zu benutzen, daß er beim Friedensſchluſſe darauf beſtand, der Herzog von Alba ſolle nach Rom kommen, und um Vergebung bitten, weil er in das Erbe der Kirche einen Einfall gethan hätte. Der ſtolze Spanier unterwarf ſich im Namen des Königs dieſem entehrenden Ceremoniel. Philipp gab dem Herzoge von Parma, den er gern in ſein Intereſſe ziehen wollte, Piacenza zurück. Der Herzog von Toscana, Cosmus, hatte gegen eine Summe Geldes, welche ihm der Monarch ſchuldig war, Siena zu erwerben. Inzwiſchen dachte der Herzog von Guiſe, der in Frankreich als ein Retter aufgenommen und zum General-Statthalter des Reichs ernannt worden war, auf eine Unternehmung, die ſeines Ruhmes würdig war.

Mitten im Winter ſetzte er ſich in Bewegung, täuſchte den Feind durch falſche Märſche, und belagerte plötzlich und mit großem Ungeſtüm Calais. Dieſe Feſtung, die den Engländern ſeit länger als 200 Jahren Frankreich öffnete, die Eduard III. erſt nach einer 11monatlichen Belagerung hatte erobern können, und die man für unüberwindlich hielt, ward in acht Tagen mit Gewalt eingenommen. Die Engländer hatten die Gewohnheit, den größten Theil der Beſatzung gegen das Ende des Herbſtes aus der Feſtung zu ziehen. Das Miniſterium der Königin Maria verfuhr ſo ſorglos, daß es auch nicht einmal auf die Warnungen Philipps achtete, der einige Truppen hineinlegen wollte. Einige der Miniſter trieben ihre Dreiſtigkeit ſo weit, daß ſie ſagten, ſie wollten, wenn Calais im Winter angegriffen würde, die Feinde mit Stöcken zurücktreiben.

Guines ward mit Sturm erobert, und nun blieb den Engländern in Frankreich nichts mehr übrig. Nach einer ſo ruhmvollen Eroberung genoß der Prinz von Lothringen der Ruhe des Winters, indem er ſich auf neue Unternehmungen vorbereitete. Er bemächtigte ſich darauf der Stadt Diedenhofen, die eine dreimonatliche Belagerung aushielt.

Aber ein franzöſiſches Heer, unter den Befehlen des Marſchalls von Thermes, ward von dem Grafen von Egmont bei Grevelingen geſchlagen. Der Zufall, wie es oft geſchieht, entſchied für dieſes Mal das Glück der Waffen. Die Franzoſen, ob ſie ſchon an Anzahl weit ſchwächer waren als die Feinde, hielten doch den Sieg lange unentſchieden, als eine engliſche Escadre dem Donner des Geſchützes nachſegelte, und ihr grobes Geſchütz auf die Franzoſen abfeuerte. Ungefähr 2000 blieben auf dem Platze. Der General und viele hohe Officiere wurden gefangen genommen. Die beiden Monarchen ſehnten ſich nun gleich ſehr nach dem Frieden: Philipp, weil er überhaupt den Krieg nicht liebte, und ſich, da

jeder andere Aufenthalt ihm unerträglich war, nach Spanien zu begeben wünſchte; Heinrich aber, weil ihm nichts ſo ſehr am Herzen lag, als der Verbreitung der Ketzerei in ſeinem Königreiche zu wehren. Montmorenci, der noch in ſpaniſcher Gefangenſchaft war, wurde bevollmächtigt, die Unterhandlungen zu beginnen.

Hätte Carl V. die Kaiſerkrone mit gleicher Willkür als ſeine Erblande vergeben können, ſo würde er ſeine ganze Macht ſeinem Sohne übertragen haben. Es war für ihn eine große Kränkung, daß er ſeinen Bruder zum römiſchen Könige erwählen laſſen mußte. Zwei Mal hatte er verſucht, ihn zur Verzichtleiſtung zu vermögen, indem er ihm einige Lehensherrſchaften zum Tauſche anbot. Auf Ferdinands Verweigerung hatte er, wiewohl mit gleich vergeblichem Erfolge, ſich ſogar Mühe gegeben, eine Reichsverſammlung zur Beförderung ſeiner Abſichten zu gewinnen. Carl machte einen nochmaligen Verſuch, ehe er ſich in ſeine Einſamkeit einſchloß, und da er den Widerſtand ſeines Bruders nicht bezwingen konnte, ſo legte er zum Vortheile deſſelben die Kaiſerkrone nieder. Die diesfalls im Jahre **1556** ausgeſtellte Urkunde ward erſt im Anfange des Jahres **1558** den Churfürſten vorgelegt. Der Reichstag zu Frankfurt erkannte Ferdinand **I.** aufs bereitwilligſte als Kaiſer an, dieſer aber fand zu Rom, wo ſein Geſandter dem Pabſte nach Gewohnheit ſeine Ehrfurcht bezeigte, ganz unerwartete Schwierigkeiten. Paul **IV.**, der von den Vorrechten der päbſtlichen Gewalt noch ſo thöricht eingenommen war, als wenn er zwei Jahrhunderte früher gelebt hätte, erklärte die Verhandlungen des Reichstages für nichtig. Er behauptete, es käme ihm zu, in dem Falle einer Reſignation einen neuen Kaiſer zu ernennen; Ferdinand habe ſich durch Begünſtigung der Ketzer der Kaiſerkrone unwürdig gemacht, und die proteſtantiſchen Churfürſten hätten durch ihre Trennung von der römiſchen Kirche ihr Wahlrecht verloren. Er verlangte daher, der Kaiſer ſolle wegen des Vergangenen ſeine Reue

bezeigen, dem Titel, der ihm unrechtmäßiger Weiſe zu Frankfurt beigelegt worden ſey, entſagen, und ſich gänzlich der Macht und Gnade des Pabſtes unterwerfen. Vergebens bat der König von Spanien den Pabſt dringend, von dieſen Anmaßungen, die er doch nicht durchſetzen könnte, abzuſtehen. Der römiſche Hof erkannte bis zu dem Ableben Pauls Ferdinand nicht als Kaiſer an. Carl V. hatte ſich in das Kloſter zu St. Juſti in Eſtremadura begeben. Einſam, ruhig, ohne den geringſten Schein der Größe, bearbeitete er daſelbſt ſeinen Garten, beſchäftigte ſich mit mechaniſchen Künſten, verfertigte Uhren, hielt mit wenigen Privatperſonen Umgang, genoß die Annehmlichkeiten der Ruhe, betrachtete die Eitelkeit der Welt, und ſuchte in der Religion ein feſteres Glück, als er aufgegeben hatte. So lebte er ein Jahr lang, glücklich genug, ſeiner ſelbſt zu genießen, nachdem er ſo lange das Spiel einer unruhigen und unerſättlichen Ehrſucht geweſen war.

Einige Monate vor ſeinem Tode, da die Anfälle der Gicht heftiger wurden, fiel er in eine finſtere Schwermuth; ſein Kopf ward ſchwach, und die Geſellſchaft der Mönche und ihre Buß- und Andachtsübungen füllten ſeine ganze Zeit aus. Er hatte den Einfall, ſein Leichenbegängniß halten zu laſſen, und ſelbſt ein trauriger Zuſchauer deſſelben zu ſeyn. Man trug ihn in einem Sarge in die Kirche, ſang Todtenlieder, und beobachtete alle bei Leichenbegängniſſen gewöhnlichen Ceremonien. Am folgenden Tage überfiel ihn ein Fieber, das im 57ſten Jahre ſeines Alters ſeinem Leben ein Ende machte. Nie hatte ein Fürſt ein ſo weitläufiges Reich beſeſſen. Seine Talente und ſeine erſtaunliche Thätigkeit entſprachen dieſer Herrſchaft; neun Reiſen nach Deutſchland, zehn nach den Niederlanden, ſieben nach Italien, ſechs nach Spanien, vier nach Frankreich, zwei nach England, zwei nach Afrika beweiſen den lebhaften Eifer ſeines Geiſtes in Betreibung alles desjenigen, was ihm ſeine Herrſchſucht eingab. Er hatte viele Menſchenkenntniß,

Rossmässler Berlin 1839

AUTO-DA-FE UNTER PHILIPP II IN GEGENWART DES KÖNIGS

AUTO-DA-FÉ CÉLÉBRÉ [illegible] DE PHILIPPE II

J. S. Englehart, Sculpsit

CARL V. IM CLOSTER.

Druck d. E. Grünewald.

und die Wahl ſeiner Diener war eine der vorzüglichſten Urſachen des glücklichen Erfolges ſeiner Unternehmungen.

Man erzählt, als er in ſeiner Einſamkeit zwei Uhren nicht ſo einzurichten vermochte, daß ſie einen vollkommen gleichen Lauf hielten, habe er ſich als eine Thorheit vorgeworfen, daß er alle Menſchen einer Gleichförmigkeit des Glaubens habe unterwerfen wollen.

Philipp, ein höchſt intoleranter und despotiſcher Fürſt, ſchien mit Paul IV. zu wetteifern, wer unter ihnen das Ketzergericht am grauſamſten einrichten könne. Conſtantin Pontius, Carl's V. Prediger und Beichtvater, ward als ein Ketzer im Bildniſſe gehängt, und bald hätte man das Andenken des Kaiſers ſelbſt beſchimpft. Als einſt der König erfuhr, daß ſo eben wenigſtens 30 Perſonen im Auto-da-fé umgekommen wären, verlangte er, um das Maß der Barbarei voll zu machen, daß man in ſeiner Gegenwart eine ähnliche Hinrichtung veranſtalten ſollte. Er ſah mit Vergnügen 40 Menſchen, die der Fanatismus dem Tode zum Opfer weihte, hinrichten. Einer derſelben, ein Mann von Stande, bat ihn um Gnade. „Nein!" antwortete er kaltblütig, „wenn er mein eigener Sohn wäre, würde ich ihn den Flammen übergeben, falls er in der Ketzerei verharren wollte." Man konnte leicht voraus ſehen, wie viel Unheil dieſer wüthende Aberglaube anrichten und wie ſehr er die Anhänger der Reformation und die Freunde der Freiheit zur Empörung reizen würde.

Das in Philipps Gegenwart auf einem der öffentlichen Plätze zu Valladolid 1559 gehaltene Auto-da-fé war ein ſcheußliches Schauſpiel. An 30,000 Perſonen ſahen demſelben zu, unter denen faſt alle Granden Spaniens waren, ſo wie die ganze hohe Cleriſei und die Militär- und Civilbehörden. Auf den Mützen und den Kleidern der Verurtheilten hatte man allenthalben Teufelsfratzen, Schlangen und Blindſchleichen angebracht. Das Verbrechen dieſer Unglücklichen beſtand größtentheils darin, daß ſie Dr. Luthers Lehren

als vernünftig und löblich angeprieſen hatten. Dreizehn waren zum Feuertode verurtheilt und mußten noch vorher den Unſinn wüthender Pfaffen anhören; elf von ihnen wurde die beſondere Gnade zu Theil, erſtickt zu werden, ehe man ſie auf den Scheiterhaufen band, weil ſie ſich noch vorher bequemt hatten, zu beichten!! Zwei aber, Johann Sancheſe und Carlos von Selo, welche feſt wie Felſen auf ihrem Glauben und ihren Ausſagen beſtanden, und die ermahnenden Pfaffen nur mit kalten verächtlichen Blicken anſahen, beſtiegen mit Heldenmuth und unerſchütterlicher Standhaftigkeit die Scheiterhaufen lebendig.

Die Königin von England, Maria, die durch Grauſamkeiten ihre Religion verhaßt gemacht und durch den Verluſt von Calais ihre Regierung beſchimpft hatte, ſtarb, vernachläſſigt von ihrem Gemahl und von Kummer verzehrt, im Jahre 1558 ohne Kinder. Ihre Schweſter Eliſabeth, Tochter der Anna Boleyn, beſtieg den Thron von England nach der von Heinrich VIII. entworfenen und vom Parlamente beſtätigten Thronfolge-Ordnung. Dieſe Prinzeſſin, die während der letzten Regierung in beſtändiger Todesgefahr geweſen war, hatte in der Schule des Unglücks Weisheit gelernt. Reich an Vorzügen des Geiſtes, an Kenntniſſen, an Muth und Staatsklugheit, obwohl noch jung, kaum 26 Jahre alt, wußte ſie in ſtürmiſchen Zeiten die Regierungsbürde mit Ruhm zu tragen.

Ihres heimlichen Abſcheues vor der römiſchen Religion, und ihres Verlangens, dieſelbe abzuſchaffen, ungeachtet, behielt ſie einen Geſandten zu Rom, und trug demſelben auf, ihren Regierungsantritt dem Pabſte bekannt zu machen. Paul IV. zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit in ſeiner ganzen ſtolzen Unbedachtſamkeit, und behandelte Eliſabeth als eine unehelich erzeugte Tochter. Er erſtaunte, daß ſie die Dreiſtigkeit gehabt hatte, von einem Königreich, das ein Lehen des römiſchen Hofes ſey, ohne

ſeine Bewilligung Beſitz zu nehmen; würdigte ſie aber endlich, ſie Vergebung hoffen zu laſſen, wenn ſie ſich unterwerfen und um Gnade bitten würde.

Die Königin benutzte gar bald den Vortheil, den ihr eine ſo ſchimpfliche Behandlung gab, welche den Unwillen der Nation erregte. Sie übereilte ſich in nichts, ſuchte jedoch die Herzen zu gewinnen und die Gemüther vorzubereiten. Das Parlament vollendete das Werk, indem es ihr die höchſte Gewalt in geiſtlichen Dingen (Supremacy) und mit dem Titel einer Gouvernantin der Kirche dieſelbe geiſtliche Macht über die Kirche ertheilte, die ihr Vater und ihr Bruder ausgeübt hatten.

Eliſabeth wollte den Titel eines Oberhauptes der Kirche durchaus nicht annehmen. Man ſchaffte ohne Widerſpruch die Meſſe und die römiſche Liturgie ab; aber man behielt noch Ceremonien genug, um bei dem öffentlichen Gottesdienſte nicht zu große Neuerungen einzuführen. Daher ließen ſich auch faſt alle Prediger und Geiſtlichen zweiten Ranges die Glaubensveränderung gefallen. Nur ein einziger Biſchof legte den Eid der Supremacy ab, die übrigen wurden abgeſetzt.

England brachte die Reformation in bürgerlichen und Staatsangelegenheiten verſchiedene Vortheile. Sehr viele durch Müßiggang ſchlecht geheiligte Feſte hielten nicht mehr von Arbeitſamkeit zurück, die der Geſellſchaft ſo vielen Nutzen bringt. Weder die Regierung ward ferner durch Streitigkeiten zwiſchen dem Prieſterthume und dem weltlichen Arme in ihren Unternehmungen gehemmt, noch die Induſtrie durch die unermeßlichen Reichthümer der Geiſtlichkeit und der Mönche eingeſchränkt, oder gar erſtickt. Man war nun vor den ſchändlichen Erpreſſungen des römiſchen Hofes geſichert, und eine Menge von Mißbräuchen, wodurch der Staat Geld, Zeit und Unterthanen verlor, verſchwand von ſelbſt.

Kaum war Eliſabeth auf dem Throne, als ſich die Könige von Frankreich und Spanien wetteifernd um ihre Freundſchaft bewarben. Der letztere bot ihr, in der Hoffnung, den engliſchen Thron zu erlangen, ſeine Hand, und ſuchte zur Vermählung mit ihr die Dispenſation des Pabſtes. Aber die kluge Frau hütete ſich wohl, ein Anerbieten anzunehmen, das eben ſo ſehr ihrer eigenen Neigung als den Wünſchen der Engländer entgegen war. Sie verſtellte ſich indeſſen. Philipp unterſtützte anfangs mit vieler Wärme die Vortheile der Eliſabeth bei den Friedensunterhandlungen zu Cateau-Cambreſis; allein ſein Eifer erkaltete, als er ſie an der Ausrottung der katholiſchen Religion arbeiten ſah. Die beiden Mächte traten, jede beſonders, mit Heinrich II. in Unterhandlung. Gleichwohl wurden beide Friedensverträge an zwei ſich einander folgenden Tagen geſchloſſen.

Der Friedensvertrag mit England, 1559, enthielt keinen wichtigen Artikel, ausgenommen den, der Calais betraf. Da Eliſabeth dieſe Feſtung nicht wieder erlangen, noch ſie, ohne ihre Ehre in Gefahr zu ſetzen, an Frankreich abtreten konnte, ſo überließ ſie dieſelbe dem Könige von Frankreich auf acht Jahre, mit der Bedingung, daß er ſie ſodann zurückgeben, oder 500,000 Thaler zahlen ſollte, wenn nämlich England den Frieden weder mit Frankreich, noch mit Schottland brechen würde. Dadurch gewann Eliſabeth dem äußeren Anſcheine nach, und dies war genug.

Kraft des Friedensvertrages mit Spanien gab Heinrich eine große Menge Feſtungen gegen St. Quentin, Ham und Catelet zurück; der Herzog von Savoyen ward wieder in den Beſitz ſeiner Staaten geſetzt, Turin, Pignerol, Chivas und Villenuove ausgenommen. Montferrat ward dem Herzoge von Mantua, und die in Corſica eroberten Städte wurden der Republik Genua zurückgegeben. Der Pabſt, der Kaiſer, die Könige von Dänemark,

Schweden, Polen, Portugal, Schottland u. ſ. w. wurden als Bundesgenoſſen Heinrichs oder Philipps in dieſem Vertrage mit aufgenommen. Frankreich behielt Metz, Toul und Verdun, weil ſich Philipp das Intereſſe ſeines Oheims Ferdinand nur wenig angelegen ſeyn ließ. Die beiden Zweige des Hauſes Oeſterreich waren einige Zeit lang mehr Nebenbuhler, als Freunde; denn Philipp vergaß es nicht, daß Ferdinand ſich geweigert hatte, ihm die Kaiſerkrone abzutreten.

Die franzöſiſche Nation murrte laut über einen Friedensvertrag, der ihren Erwartungen ſo ganz entgegen war. Sie war darüber unwillig, daß man die in den Niederlanden oder in Italien eroberten Feſtungen zurückgab. Der Connetable von Montmorenci, Stifter dieſes Friedens, den er auf das ſchnellſte zu ſchließen wünſchte, hatte ein Mittel gefunden, den Hof zu der Annahme deſſelben zu bewegen; nämlich eine Vermählung der Schweſter Heinrichs mit dem Herzoge von Savoyen.

Auf Schlachten folgten Freudenfeſte, die aber Heinrich **II.** das Leben koſteten. Er ward bei einem Turniere, in welchem er eine Menge Lanzen gebrochen hatte, **1559** tödtlich verwundet.

Der blutdürſtige Eifer dieſes Königs gegen die Neuerer in der Religion legte den Grund zu den Kriegen wider die Hugenotten. Er trieb dieſen Eifer ſo weit, daß er die Herzogin von Ferrara, Tochter Ludwigs **XII.**, deren Hof den heterodoxen Gelehrten eine ſichere Zuflucht war, verfolgen wollte; und befahl den Richtern, alle diejenigen als Ketzer gefänglich einzuziehen, welche bei ihnen für die zu unmenſchlichen Hinrichtungen verurtheilten Bekenner der veränderten Religion um Gnade bitten würden. Einige Parlamentsglieder kamen in Verhaft, weil ſie gerathen hatten, die Strenge der Verordnungen zu mäßigen.

Paul **IV.**, einer von den heftigen Päbſten, die geboren zu ſeyn ſchienen, um ganz Europa in Flammen zu ſetzen, ſtarb in

demſelben Jahre, 1559, begleitet von den Flüchen des römiſchen Volkes. Seine Bildſäule wurde in Stücke zerbrochen und in die Tiber geworfen. Die Gefangenen der Inquiſition wurden in Freiheit geſetzt, und das Gefängniß, das er hatte bauen laſſen, ward als ein Denkmal des Abſcheues niedergeriſſen. Die Caraffa, die Paul, nachdem er ihrem Glücke Alles aufgeopfert, aus Rom vertrieben hatte, trugen viel zur Erwählung Pius IV. (Medichino) bei, deſſen Erkenntlichkeit aber nicht lange dauerte; denn er ließ ſie im folgenden Jahre umkommen. Dieſer neue Pabſt erkannte Ferdinand als Kaiſer, und machte ſeine päbſtliche Regierung dadurch berühmt, daß er das ſeit dem Jahre 1552 unterbrochene tridentiniſche Concilium zu Ende brachte.

Ende der tridentiniſchen Kirchenverſammlung.

Die Religionsunruhen, die Frankreich bereits erſchütterten, erzeugten den Wunſch nach einem Nationalconcilium. Der römiſche Hof fürchtete ſich vor dergleichen Verſammlungen noch mehr, als vor einer Kirchenverſammlung, deren Unternehmungen er leiten oder unterbrechen konnte. Außerdem ſchlug die Königin Mutter, Katharina von Medicis, die unter dem jungen Könige Franz II. das Staatsruder lenkte, dem Pabſte Vermittlungswege vor, die dem heiligen Stuhle ſehr bedenklich waren. Sie verlangte, man ſolle die Bilder wegnehmen, die man anbetete, einige Ceremonien bei der Taufhandlung abſchaffen, den Genuß des heiligen Abendmahls unter beiden Geſtalten erlauben, den Gottesdienſt, und insbeſondere die Meſſe, in der Landesſprache halten, und das Frohnleichnamsfeſt ſammt den Proceſſionen mit dem Hochwürdigen abſchaffen; lauter Vorſchläge, wodurch den Proteſtanten vor den Katholiken Vortheile eingeräumt zu werden ſchienen. Aus Furcht, daß der franzöſiſche Hof und die dortige Geiſtlichkeit den Streit

entſcheiden möchten, eilte der Pabſt, das Concilium wieder zuſammen zu berufen. Es ward von neuem zum letzten Male eröffnet im Januar 1562. Man ſuchte die Proteſtanten in Deutſchland dahin zu locken, aber dieſe verlangten, daß die vorigen Entſcheidungen aufs neue unterſucht werden ſollten, und wollten ein gleiches Stimmrecht mit den andern haben, indem ſie wohl einſahen, daß die Decrete wider ſie ausfallen würden. Weit entfernt, ihre Freiheit zu feſſeln, nahm der Kaiſer Ferdinand die Zuſammenberufungsbulle nicht an. Pius IV. zeigte bald, welche Verfügungen er in Anſehung der Proteſtanten zu treffen gedachte, indem er ein Bündniß vorſchlug, ſie von allen Seiten zu unterdrücken. Die Waffen ſchienen ihm wirkſamer als Decrete und Kirchen-Cenſuren.

Selbſt bei den Katholiken ſah man düſtere Gewölke aufſteigen, die für das tridentiniſche Concilium von böſer Vorbedeutung waren. Der römiſche Hof hatte auf daſſelbe einen ſehr ſichtbaren Einfluß. „Er überſchickt den heiligen Geiſt in dem Felleiſen des päbſtlichen Couriers," ſagten einige angeſehene Perſonen. Dieſer unanſtändige Scherz ward beſonders dem Laoſac, einem der franzöſiſchen Geſandten, zugeſchrieben. Der gelehrte Pibrac, ein anderer franzöſiſcher Geſandter, ſagte in einer Rede, die er vor dem Concilium hielt, gerade heraus, daß die unter Paul III. gehaltenen Kirchenverſammlungen nichts Gutes geſtiftet hätten, und drang darauf, daß die gegenwärtige nicht als eine Fortſetzung der beiden vorigen angeſehen werden ſollte.

In der That wandten die Legaten und italieniſchen Biſchöfe ihre ganze Gewandtheit an, um Alles nach dem Willen des Pabſtes zu lenken. Lainez, General der Jeſuiten, ſuchte in einer ausführlichen Rede zu beweiſen, daß alle geiſtliche Gewalt vom Pabſte ausgehe, und daß in ihm die ganze Hierarchie einbegriffen ſey. Man konnte nicht nur die Lehre keineswegs geltend ma-

chen, daß die Einſetzung der Biſchöfe ſich auf das göttliche Recht gründe, ſondern es ward auch in einem der bedeutendſten Decrete zu verſtehen gegeben, daß ſie ihre Macht vom Pabſte hätten. Dieſes Decret lautet alſo: „Wenn Jemand ſagen ſollte, daß die von dem Pabſte erwählten Biſchöfe keine wahren und rechtmäßigen Biſchöfe ſind, und ihre Erwählung Menſchenwerk ſey, der ſey verflucht.“ Man hatte ſich über dieſe Angelegenheit ſo heftig geſtritten, daß es beinahe zu einem offenen und unheilbaren Bruche gekommen wäre.

Die große Abſicht dieſer Verſammlung ſollte eigentlich auf die Reformation der Kirche und auf die Ausrottung der Mißbräuche gerichtet ſeyn, welche derſelben von den Proteſtanten vorgeworfen wurden. Statt deſſen brachte man für die Fürſten ein Reformationsdekret von 13 Artikeln in Vorſchlag, um ſolche geiſtliche Immunitäten einzuführen, wie man ſie in den Jahrhunderten der Unwiſſenheit, theils als perſönliche Rechte und theils als Vorrechte der Kirchengüter, geltend gemacht hatte. Du Ferrier, einer der franzöſiſchen Geſandten, widerſetzte ſich dieſer kühnen Unternehmung mit triftigen Gründen und großer Beredſamkeit. Einige erklärten ſeine Rede für ketzeriſch, und die meiſten wenigſtens für anſtößig. Er entfernte ſich auf Befehl des Hofes, was ſeine Collegen bereits vor ihm gethan hatten. Aus dem Decrete wurde eine bloße Ermahnung an die Fürſten zur Beſchützung der Freiheit der Kirche und zur Aufrechthaltung der Immunitäten und Gerichtsbarkeit der Geiſtlichen. Aber man befahl die Ausführung aller dießfalls von den Päbſten erlaſſenen Verordnungen, und ſo wurden aus einer Menge Bullen, die mit den bürgerlichen Geſetzen, mit der Macht der Fürſten und Obrigkeiten, wie mit dem allgemeinen Wohle der Menſchheit, in offenbarem Widerſpruche ſtanden, eben ſo viele Geſetze des Conciliums. Was aber noch merkwürdiger iſt, Frankreich allein

oder vielmehr ein Theil der Nation, hatte eine ſolche Kirchenzucht ſtandhaft verworfen.

Kraft anderer Verordnungen wurden die Prozeſſe der Biſchöfe in peinlichen Sachen an den Pabſt verwieſen; es wurde ihnen das Recht beigelegt, Sachen zu übertragen oder abzurufen, die vor den Richterſtuhl der Biſchöfe gehörten; dieſen aber, als Abgeordneten des heiligen Stuhles, die Beſorgung desjenigen aufgetragen, was eigentlich ihres Amtes iſt. Auf der andern Seite legte man ihnen Rechte bei, worauf die weltliche Obrigkeit Anſprüche zu machen hatte. Man übertrug ihnen die Cenſur der Bücher, die Aufſicht über die Hoſpitäler, die Vollziehung frommer Vermächtniſſe u. ſ. w.; verordnete in gewiſſen Fällen Geldbußen, Einziehung der Güter und körperliche Zwangsmittel, und ſetzte ſogar Todesſtrafe auf die Zweikämpfe.

Das Decret über die Ehen beſtimmte nicht nur die Grade der geiſtlichen Schwiegerſchaft, für welche man ſchlechterdings Diſpenſation haben mußte, ſondern erklärte auch die Ehen, die von Kindern, welche unter väterlicher Gewalt ſtanden, ohne Bewilligung ihrer Eltern geſchloſſen wurden, für gültig, und bedrohete diejenigen, die das Gegentheil behaupten würden, mit dem Banne. Endlich wurden noch die Kloſtergelübde, die von Perſonen beiderlei Geſchlechts im 16. Jahre ihres Alters abgelegt würden, für rechtskräftig erklärt.

Von Allem, was zu Trident zur Verbeſſerung der Kirche geſchah, ſcheint die Errichtung der Seminarien von den wirkſamſten Folgen geweſen zu ſeyn, weil dieſelben auf die Sitten und Grundſätze den meiſten Einfluß haben. Pius IV. ſtiftete das Seminarium zu Rom, und vertraute es den Jeſuiten an. Ihr Syſtem diente den übrigen zum Muſter.

Dies berühmte Concilium, das man die 20ſte allgemeine Kirchenverſammlung nennt, endigte ſich erſt im Jahre 1563. Einige

Cardinäle riethen, mit der Beſtätigung deſſelben nicht ſo ſehr zu eilen, weil, ihrem Ausſpruche zufolge, viele Decrete nicht leicht in Ausübung könnten gebracht werden, und daher die Beſchwerden und die Dispenſationen ſich ins unendliche vermehren würden. Pius gab dennoch die Beſtätigungsbulle heraus, in welcher er alle Gloſſen, Auslegungen oder Erklärungen, der im Concilium feſtgeſetzten Lehre verbot, und dem heiligen Stuhle die etwa nöthigen Erläuterungen und Entſcheidungen vorbehielt.

Portugal, Venedig und der Herzog von Savoyen nahmen Alles ohne Bedenken an. Der König von Spanien heuchelte öffentlich dieſelbe Unterwerfung, indem er zugleich über die Aufrechthaltung der königlichen Gewalt geheime Befehle gab. In Frankreich wollte man die Beſchlüſſe des Conciliums nicht publiciren, und der Cardinal von Lothringen, der daſelbſt ſo eben eine große Rolle geſpielt hatte, ſetzte vergebens ſein Anſehen den Gründen des Kanzlers de l'Hospital und denen des Parlaments entgegen.

Der Kaiſer Ferdinand arbeitete durch Vergleichsmittel an der Wiedervereinigung der beiden Kirchen. Er erlangte von dem Pabſte für ſeine Unterthanen die Erlaubniß, das heilige Abendmahl unter beiderlei Geſtalt zu genießen. Nach ſeinem zu frühen Ableben verlangte ſein Sohn und Thronfolger, Maximilian **II.**, ein noch wichtigeres Vorrecht, die Prieſterweihe.

Nun verſchwand alle Hoffnung, die Proteſtanten in den Schoß der Kirche wieder zurück zu führen. Sie verachteten ein Concilium, von dem man Wunderdinge erwartet hatte. Das Verzeichniß der verbotenen Bücher, das der Pabſt bald darauf heraus gab, vermehrte ihren Unwillen. Selbſt einſichtsvolle Katholiken konnten nur bedauern, daß in dieſem Verzeichniſſe die nützlichſten Schriften inbegriffen waren.

Da die Proteſtanten in Hinſicht auf den Sinn der heiligen Schrift, den ſie durch Vernunftgründe zu erforſchen ſuchten, eben

ſo wenig mit einander als mit den Katholiken überein ſtimmten; da die Geheimniſſe durch Streitigkeiten nur noch mehr verwirrt werden, und der Geiſt der Menſchen, wenn er ſich in tiefes Dunkel wagt, von Abgrund zu Abgrund hinab ſtürzt: ſo mußte freilich früher oder ſpäter ein neues, gefährliches und faſt ganz philoſophiſches Glaubensſyſtem entſtehen. Lälius Socinus, von Siena gebürtig, legte den erſten Grund dazu. Die Inquiſition hatte ihn aus ſeinem Vaterlande entfernt und ohne Zweifel wider die Religion erbittert. Sein Neffe, Fauſtus Socinus, entwickelte ſeine Grundſätze. Aus Furcht, zu Genf von Calvin verfolgt zu werden, ging er, um zu dogmatiſiren, nach Polen, und ſtiftete daſelbſt und in Siebenbürgen die Secte der Socinianer. Dieſe gibt kein Geheimniß zu, ehrt Jeſus Chriſtus bloß als einen weiſen Mann, der von der Vorſehung beſtimmt war, die Menſchen auf den Weg der Pflicht und der Tugend zu leiten. Katholiken und Proteſtanten fühlten gleichen Abſcheu gegen eine Lehre, welche den chriſtlichen Glauben untergrub. Verbannt aus Polen, hatte ſich dieſe Secte unter die übrigen Secten in Holland und England eingeſchlichen, und erregte wenig Aufſehen, weil ſie nicht geeignet war, Schwärmerei zu erregen und Unruhe zu verurſachen. Fauſtus Socinus ſtarb im Jahre **1604**.

Der Anfang des **16**. Jahrhunderts zieht doch auch auf eine angenehmere Weiſe unſere Blicke auf ſich. Italien hatte ſeinen Arioſt, ſeinen Machiavel, ſeinen Guicciardini, Hannibal Caro und andere; Frankreich ſeinen Budäus, ſeinen du Bellai, Ramus, du Moulin, mehr als einen Stephanus, mehr als einen Scaliger und andere Gelehrte. Erasmus glänzte in Holland und verdiente allgemeine Bewunderung. Im Norden entdeckte Copernicus das wahre Weltſyſtem, das nachmals von Galiläi noch klarer beleuchtet und von der Inquiſition verdammt ward. In Deutſchland war Sleidanus ein ehrwürdiger

Geſchichtſchreiber. Zu gleicher Zeit ſchufen Raphael und Michael Angelo ihre Meiſterſtücke.

Die Verfolgung, die Ramus in Frankreich erduldete, beweiſt, wie weit, ſelbſt in den Schulen, die Unvernunft und Grauſamkeit getrieben ward. Ramus, dieſer Philoſoph, Mathematiker und einſichtsvoller Gelehrte, ward von den Lehrern der Sorbonne mit dem Kirchenbanne belegt, weil er ihnen nicht in der falſchen Ausſprache des Buchſtabens Q nachahmte. Er lehrte nämlich ſeine Schüler quamquam und nicht kamkam ausſprechen. Man machte ihm dies zum Verbrechen; und ein noch größeres Verbrechen war es, daß er den Ariſtoteles angriff, ſo daß man ihn der Ketzerei beſchuldigte. Einer ſeiner niederträchtigen Rivale ließ ihn in der Bartholomäusnacht tödten, und die Schüler mißhandelten ſeinen Leichnam.

Beginn der Religionsſtreitigkeiten in Frankreich.

Seit dem Tode Heinrichs II. war der franzöſiſche Hof fortwährend von Factionen beunruhigt. Katharina von Medicis, Mutter eines ſchwachen und zu Allem unfähigen Königs, war nicht nur äußerſt herrſchſüchtig, ſondern auch ränkevoll, treulos und der ſchwärzeſten Laſter fähig. Die Guiſen, Oheime der jungen Königin Maria Stuart, führten das Regierungsruder. Zwei Prinzen von Geblüt, Anton von Bourbon, König von Navarra, und deſſen Bruder, Ludwig, Prinz von Condé, waren aus Unwillen, daß man ihrer ſo wenig achtete, nur zu geneigt, ihrer perſönlichen Vortheile wegen den Staat zu beunruhigen. Endlich hatten der Connetable von Montmorenci und deſſen mächtige Familie Abſichten, die mit der Ruhe des Königreichs nicht beſtehen konnten. Unglücklicher Weiſe bedienten ſich dieſe alle der Religion, als eines Werkzeuges, das zur Ausführung ihrer Pläne als das geeig=

DAS ALTE LOUVRE IN PARIS

netſte erſchien, und erregten ſo mit Hülfe deſſelben bürgerliche Kriege. Unter Franz I. hatte ſich die neue Lehre am Hofe ſowohl als in der Hauptſtadt und in den Provinzen ſehr ausgebreitet. Calvin hatte dem Könige ſeine Institutiones religionis Christianae gewidmet; woraus man ſchließen kann, wie groß die Zahl ſeiner Anhänger bei dem Throne ſeyn mußte, ob er gleich für ſeine Perſon ſchon eine Freiſtätte außerhalb des Königreichs geſucht hatte. Die Strenge der ausgefertigten Edicte hatte ſicherlich ihren Urſprung mehr in dem Einfluſſe der Umſtände, als in Franz I. Religionseifer. Seine Schweſter, die Königin von Navarra, nahm die Anhänger der Reformation zu eben der Zeit in Schutz, als ſie von der Geiſtlichkeit und von dem Parlamente verfolgt wurden.

Die blutigen Auftritte zu Cabrieres und Merindot, die Hinrichtungen, die Heinrich II. unüberlegter Weiſe vervielfältigte, reizten den Sectengeiſt, ſtatt ihn niederzuſchlagen. Einige ſtrebten nach dem Märtyrertode; denn ſie zweifelten keineswegs, daß der Tod um ihrer Lehre willen ein Märtyrertod ſey; andere, und dieſe waren die größere Zahl, verbanden ihre Liebe zur Freiheit und ihre Rachſucht mit dem Religionseifer. Sie wußten, daß der Admiral von Coligni und deſſen Brüder, von Andelot und der Cardinal von Chatillon, Neffen des Connetable, für die Reformation waren, und daß der Prinz von Condé große Neigung hatte, ihnen beizutreten.

Auf der andern Seite vermehrten die Guiſen, welche unter Franz II. das Reich beherrſchten, durch neue Strenge die Erbitterung der Proteſtanten. Annas du Bourg, geiſtlicher Parlamentsrath, ein Mann von edler Geburt, aber noch ruhmwürdiger durch ſeine Sitten und Rechtſchaffenheit, ward als ein Ketzer aufgehängt.

Die Regierung verfolgte außerdem die Calviniſten unabläſſig, und man legte ihnen Fallſtricke. Statt das Abergläubige, welches ſich

in den Gottesdienſt eingeſchlichen hatte, abzuſchaffen, brachte man Religionsübungen auf, die noch abergläubiger waren. An den Straßenecken wurden Marien= und Heiligenbilder aufgeſtellt, vor welchen man Lichter und Wachskerzen anzündete; um dieſelben verſammelte ſich der Pöbel, ſang Lieder, und zwang die Vorübergehenden, für dieſe Altarlichter in kleine Gotteskaſten Geld zu legen. Wer dieſen Bildern zu der Zeit, während der ſchwärmeriſche Pöbel ſie anbetete, nicht ſeine Ehrfurcht bezeigte, der ward mit Schlägen überhäuft, oder ins Gefängniß geſchleppt. Bald ward die berühmte Verſchwörung von Amboiſe zu Stande gebracht, die der Prinz von Condé verborgener Weiſe beſeelte, und de la Renaudi, ein proteſtantiſcher Edelmann, mit eben ſo viel Klugheit als Thätigkeit anführte. Die Abſicht war, den Guiſen, die als Fremde und Verfolger verhaßt waren, das Regierungsruder zu entreißen; und das ſicherſte Mittel hierzu war, ſie zu Amboiſe, wo ſich der Hof aufhielt, aufzuheben, dem Prinzen von Condé die Reichsverwaltung und ſich durch ein Edict die Gewiſſensfreiheit zu verſchaffen. Zur Ausführung dieſes Vorhabens war der Tag beſtimmt, und die Maßregeln ſo gut genommen, daß der Erfolg unfehlbar ſchien. Aber während tauſende der Verſchwornen die Sache ganz geheim hielten, verrieth ſie, obſchon ſelbſt Calviniſt, ein Advocat. Alsbald zeigte ſich der Herzog von Guiſe, ernannter Generalſtatthalter des Reichs, in ſeiner gewöhnlichen Klugheit. Die Hugenotten — ſo nannte man die Calviniſten, die aus Furcht nur des Nachts zuſammen kommen durften, ſchimpfweiſe von König Hugo, der nach der Meinung des Pöbels zu Tours des Nachts als ein Geſpenſt herum wanderte und die Leute beunruhigte, — die ſich aus allen Provinzen dem beſtimmten Sammelplatze näherten, wurden überfallen, niedergehauen, oder ſtarben durch die Hand des Henkers. Eine ſo mächige Partei mußte durch das Unglück nur

noch mehr gereizt werden. Man mußte dieſelbe entweder beſänftigen, oder neue Unternehmungen von ihr erwarten. Es wurde eine große Verſammlung zu Fontainebleau gehalten, um ſich über die Bedürfniſſe des Staats zu berathſchlagen. Der Admiral von Coligni überreichte daſelbſt dem Könige eine Bittſchrift, in welcher die Calviniſten um die freie öffentliche Uebung ihrer Religion baten, damit man ihnen ferner aus ihren Privatverſammlungen kein Verbrechen machen könne, und er fügte die Verſicherung bei, daß 50,000 Perſonen bereit wären, dieſe Bittſchrift zu unterſchreiben.

Montluc, Biſchof von Valenca, und Marillac, Erzbiſchof von Vienne, ſprachen mit Nachdruck gegen die Mißbräuche, welche ſo viele Unruhen und Unordnungen verurſachten. Sie ſchilderten die Laſter des römiſchen Hofes, die Unwiſſenheit und das Verderbniß der franzöſiſchen Cleriſei; die Habſucht der Italiener, die den dritten Theil der Pfründen des Königreichs in Beſitz hätten, ohne ſich daſelbſt aufzuhalten; die Ungerechtigkeit der Verfolgung, die den Unſchuldigen mit den Schuldigen träfe; mit einem Worte, ſie ſtellten die Mißbräuche und Vorurtheile als die Quelle der allgemeinen Drangſale dar. Sie verdammten diejenigen Anhänger der Reformation, die ſich in Empörungen einließen, und zeigten, wie nöthig es ſey, ſie zu bändigen und zu beſtrafen; ſie bemerkten aber auch, daß man friedfertige Leute, die bei einem redlichen Herzen irrten, nicht als Verbrecher behandeln müſſe; daß die Hinrichtung derſelben ihre Religionsmeinungen nur noch mehr verbreitet hätte; daß die Zuſchauer dadurch wären erweckt worden, ſie näher kennen zu lernen, und oft eine Lehre angenommen hätten, deren Wahrheit rechtſchaffene Männer von untadelhaften Sitten vor ihren Augen mitten in den Flammen behaupteten. Sie drangen auf die Nothwendigkeit der Reformation, und ſchloſſen, daß man, wenn der Pabſt ſich einem allgemeinen Concilium widerſetzen ſollte, ein

National=Concilium berufen, und nur gegen wahre Verbrecher nach der Strenge der Geſetze verfahren müſſe.

Coligni ſprach darauf mit Freimüthigkeit; er beſchwerte ſich darüber, daß man den König mit einer Garde umringt hielt. Er ſagte, die erſte Sorge eines Monarchen müſſe darauf gerichtet ſeyn, ſich beliebt zu machen, und daß für ihn nichts verderblicher ſeyn könne, als wenn er ſein Volk und ſein Volk ihn fürchtete. Er ſchloß damit, daß man die Garden abſchaffen, die Reichsſtände zuſammen berufen und auf zweckmäßige Mittel zur Ausrottung des Irrthums in der Kirche bedacht ſeyn müſſe. Die Prinzen von Lothringen blieben ihrem Charakter getreu. Der Herzog von Guiſe verſicherte, daß kein Concilium ihn zur Veränderung der Religion bewegen könne; der Cardinal widerſetzte ſich der Bittſchrift des Admirals, die er für aufrühreriſch erklärte. Inzwiſchen wurden die Stände zuſammen berufen, die Hinrichtungen verſchoben, und ein Schatten von Toleranz ließ die Freunde der Reformation wieder etwas freier athmen. Sie empörten ſich gleichwohl in einigen Provinzen.

Nach der Verſchwörung von Amboiſe war der Prinz von Condé, ohne hinlängliche Beweiſe gegen ihn, in Verhaft genommen worden. Nachdem er ſich in voller Staatsverſammlung kühn gerechtfertigt, und ſelbſt den Herzog von Guiſe ſich zu verſtellen und ihn zu vertheidigen vermocht hatte, ſah er ſich nicht ſobald in Freiheit, als er ſich für einen Proteſtanten erklärte. Man wollte ſeinen Untergang, beſchuldigte ihn einer neuen Verſchwörung, und ſuchte ſich ſeines Bruders, des Königs von Navarra, zu verſichern, der, ſeiner Unentſchloſſenheit und Langſamkeit ungeachtet, den lothringiſchen Prinzen große Unruhe verurſachte. Beide wurden vor die zu Orleans verſammelten Reichsſtände vorgeladen. Sie kamen mit zu vieler Zuverſicht dahin, und erfuhren

daſelbſt die Treuloſigkeit, die ihre Freunde voraus geſehen hatten. Man nahm den Prinzen von Condé in Verhaft, und verordnete Commiſſäre, ihn zu richten. Er weigerte ſich, denſelben zu antworten, und berief ſich auf die Rechte der Pairs. Man verurtheilte ihn jedoch zum Tode, und der König von Navarra ward während dieſes Prozeſſes aufs genaueſte beobachtet.

Carl IX. — Anfang der Religionskriege in Frankreich. — Reformation in Schottland. — Maria Stuart. — Religionsunruhen in den Niederlanden. — Die Pariſer Bluthochzeit. — 1560 — 1574.

Franz II. ſtarb nach einer 17monatlichen Regierung, und ſein Bruder, Carl IX., beſtieg den Thron, erſt 10 Jahre alt. Nun änderte ſich die Scene bei Hofe. Katharina von Medicis, die nur zu herrſchen dachte, deren Seele ſich nach allen Umſtänden ſchmiegte, deren Lieblingsgrundſatz es war, durch Theilung zu herrſchen, und die folglich die gegenſeitigen Parteien wechſelweiſe begünſtigen und bekämpfen mußte, welche die Religion bloß als eine Triebfeder der Staatskunſt, und den Staat bloß von der Seite ihres perſönlichen Vortheiles betrachtete; dieſe gefährliche Frau half durch ihr wankelmüthiges Betragen die Unruhen, welche ſie ſtillen zu wollen ſchien, nur noch vermehren. Sie gab der zu ausſchweifenden Macht der Guiſen ein Gegengewicht. Der Prinz von Condé ward in Freiheit geſetzt; der König von Navarra zum Generalſtatthalter des Reiches ernannt, und der Connetable von Montmorenci, der ſeit dem Anfange der vorigen Regierung in Ungnade gefallen war, mit Ehren wieder an den Hof gerufen; aber der Haß blieb tief eingewurzelt in den Gemüthern.

Zur Abhülfe der öffentlichen Drangſale war, wenn anders die Geſetze wider die Wuth der Faction etwas vermocht hätten,

Niemand geeigneter, als Michael de l'Hopital, dieſer tugendhafte Kanzler, der eben ſo ſehr über die damaligen Vorurtheile, als über die herrſchenden Laſter erhaben war. Er hatte durch das Edict von Romorantin das Recht, in Sachen, die Ketzerei betreffend, zu erkennen, dem Parlamente genommen und es den Biſchöfen beigelegt, obſchon auf Ketzerei Todesſtrafe ſtand. Aber ihm war kein anderes Mittel übrig geblieben, um die Einführung der Inquiſition zu verhindern, die der Cardinal von Lothringen noch den Landplagen hinzu fügen wollte, unter welchen Frankreich ſeufzte. Unter den Prälaten waren wenigſtens noch einige Männer von gemäßigter Denkart, und ſelbſt von den ſtrengſten unter ihnen hatte man nicht ſo viel zu befürchten, als von unbarmherzigen Ketzerrichtern. Von zwei Uebeln mußte damals das geringere gewählt werden. Auf der Verſammlung der Stände zu Orleans behauptete er den Ruf, worin er ſtand, durch eine pathetiſche Rede, in welcher er anfangs den Zweck der Nationalverſammlungen auseinander ſetzte, und zeigte, wie nützlich ſie wären, um die Monarchen an ihre Pflichten zu erinnern. Er ſchilderte die in allen Ständen eingeſchlichenen Mißbräuche; tadelte die zu weit getriebene Unduldſamkeit in Religionsſachen; ſetzte hinzu, man ſolle ſich der gehäſſigen Namen Lutheraner, Hugenotten, Papiſten, die ſo viel Aehnliches mit den ehemaligen Factionen der Guelfen und Gibellinen hätten, enthalten, und ſich dagegen bloß des ſchönen Namens der Chriſten bedienen.

Der Mangel an Uebereinſtimmung unter den Ständen, die Eiferſucht der drei Stände, die Macht der Vorurtheile und das verſchiedene Intereſſe der Parteien ſetzten indeſſen dem Eifer des Kanzlers unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen. Auf der einen Seite ſchmähte man auf die Unwiſſenheit und Unordnungen der Cleriſei; man verlangte ſogar, daß ein großer Theil der Kirchengüter zur Bezahlung der Staatsſchulden verwendet werden ſollte. Auf der

andern Seite gerieth der Sprecher der Cleriſei in einen ſolchen Eifer, daß er verlangte, es ſolle ein Jeder, der Bittſchriften für die Proteſtanten entweder überreicht hätte, oder noch einreichen würde, beſtraft werden. Er ward jedoch dieſer Beleidigung wegen zu einer Ehrenerklärung gegen den Admiral genöthigt. Man verbot bei Lebensſtrafe, ſich der Religion wegen einander anzugreifen, und befahl, daß denen, die der Religion wegen ihrer Freiheit und Güter waren beraubt worden, dieſelben ſollten zurück gegeben werden. Aber dieſe Verordnungen waren gegen ſo viele losgelaſſene Leidenſchaften nicht wirkſam und kräftig genug.

Weder die Katholiken, noch die Proteſtanten wollten nachgeben. Katharina von Medicis ſchlug öffentliche Conferenzen vor; ein gefährliches Mittel, wodurch man, ohne jemals den Streitigkeiten ein Ziel zu ſetzen, die wahre Lehre in Gefahr bringt.

Der König von Navarra hatte ſich der Sache der Proteſtanten angenommen, ohne ſich für ihren Religionsgenoſſen zu erklären. Der römiſche Hof und der König von Spanien ſuchten ihn der Gegenpartei zu gewinnen. Man verſprach ihm die Rückgabe von Navarra, oder als Schadenerſatz Sardinien. Getäuſcht von dieſen Verſprechungen, trat er zu der Partei, die er immer beunruhigt hatte, und vereinigte ſich mit dem Triumvirate, das aus dem Herzoge von Guiſe, dem alten Connetable und dem Marſchalle von Saint André beſtand, die, wenigſtens dem Scheine nach, eifrige Katholiken waren.

Um einer ſo mächtigen Faction die Wage zu halten, bewies ſich die Königin gegen die Calviniſten weit günſtiger. In dem Edicte vom Julius waren alle unrechtmäßigen Verſammlungen unterſagt; aber ſie kehrten ſich nicht mehr daran, und oft machte man ihnen ſelbſt aus erlaubten Dingen ein Verbrechen. Die Zänkereien, Beleidigungen und Gewaltthätigkeiten dauerten beſtändig fort. Man verſammelte die Häupter der Parlamente, um ſich

mit ihnen über die Mittel zur Wiederherſtellung der Ordnung zu berathen.

Nach einigen Berathungen erſchien das Edict vom Januar, in welchem den Proteſtanten unter Bedingungen die freie Religionsübung außerhalb der Städte zugeſtanden ward. Erſt nach einem dreimaligen Befehle wurde dieſes Edict regiſtrirt, und noch fügte man die Clauſel hinzu: „bis die ſtreitigen Punkte von einer allgemeinen Kirchenverſammlung werden entſchieden ſeyn.“

Die Ruhe würde endlich zurückgekehrt ſeyn, wenn der Religionshaß in der Hitze der Schwärmerei ein Geſetz anerkannt hätte. Eine unerwartete Begebenheit belebte denſelben aufs neue, und verſcheuchte alle Hoffnung zum Frieden. Der Herzog von Guiſe kam auf einer Reiſe zu Vaſſy in Champagne an. Einige ſeiner Leute beleidigten die Calviniſten, die in einer Scheune der Predigt beiwohnten. Es kam zur Schlägerei. Der Herzog eilte herbei, um den Tumult zu ſtillen, und wurde durch einen Steinwurf verwundet, wodurch ſeine Leute in Wuth geriethen, und 60 Perſonen tödteten.

Dieſes Blutbad, das durch das Gerücht ſehr vergrößert ward, vermochte endlich die Anhänger der Reformation zur Ergreifung der Waffen.

Der Prinz von Condé ſtellte ſich an ihre Spitze, unter dem Vorwande, daß Katharina von Medicis ſeine Hülfe zum Schutze des Königs verlange, deſſen Perſon ſich der König von Navarra und das Triumvirat bemächtigt hatten. Dies war der Anfang der Bürgerkriege.

Der Prinz von Condé bemächtigte ſich der Stadt Orleans, und machte dieſe zum Waffenplatze. Er ſah Rouen und viele andere Städte in ſeiner Gewalt, und räumte der Königin von England, um von derſelben Hülfstruppen zu erhalten, Havre de Grace ein. Das Parlament erklärte die Anhänger der Refor=

mation für Geächtete, und befahl den Katholiken, ſie ungeſtraft zu verfolgen und zu tödten. Man ſchien in den Zeiten des Sylla und Marius zu leben. Immer hörte man von neuen Ueberfällen und Ermordungen, und faſt jede Stadt im Königreiche ſtellte die blutigſten und gräulichſten Auftritte dar.

Indeſſen war das Ende derer, welche ſo viele Uebel verurſachten, größtentheils unglücklich. Der König von Navarra belagerte die Stadt Rouen und nahm ſie wieder ein, ſtarb aber daſelbſt an einer Wunde. Der Marſchall von Saint André blieb in dem Treffen bei Dreux, das der Herzog von Guiſe unter Anführung des Connetable gewann. Das Merkwürdigſte bei dieſer Schlacht iſt, daß die beiden Generale, der Prinz von Condé und Montmorenci, in Gefangenſchaft geriethen, und der Prinz mit dem Herzoge, ſeinem Ueberwinder, in einem Bette ſchlief.

Dieſer letztere wollte Orleans erobern. Schon hatte er eine der Vorſtädte mit Sturm eingenommen, als er von Poltrot, einem calviniſtiſchen Edelmanne, der durch dieſes Verbrechen Gott einen Dienſt zu leiſten glaubte, meuchelmörderiſch erſchoſſen ward. So ſtarb Franz von Guiſe, der ſelbſt nach dem Zeugniſſe ſeiner Feinde der größte Mann ſeiner Zeit war. Er hatte ſich, mehr verleitet von dem Ehrgeize des Cardinals von Lothringen, als aus eigener Neigung, zum Haupte ſeiner Partei aufgeworfen, und der Strom der Zeitumſtände riß ihn von einer Ausſchweifung zur andern fort, ohne den Ruhm ſeiner Größe und ſeiner heroiſchen Eigenſchaften zu verdunkeln.

Die Unruhen wurden einigermaßen durch ein Friedensedict beigelegt. Es enthielt eine allgemeine Amneſtie in Anſehung des Vergangenen, nebſt der Erklärung, daß der Prinz von Condé und ſeine Anhänger bloß zum Dienſte des Königs ſich bewaffnet hätten. Es beſtätigte die Gewiſſensfreiheit, und gab den Proteſtanten die Verſicherung, daß ihnen in allen Bezirken eine Stadt

zur öffentlichen Religionsübung angewieſen werden ſollte. Doch dieſe ihnen eingeräumten Vortheile wurden bald eingeſchränkt. Die Königin hinterging den Prinzen von Condé mit der Hoffnung, daß er den Rang und das Anſehen ſeines Bruders, des Königs von Navarra, erhalten ſollte.

Der Wuth der Factionsſucht und der Schwärmerei war demnach Einhalt geſchehen, und nun ſchienen alle Franzoſen von einem gleichen patriotiſchen Eifer beſeelt zu ſeyn, Havre de Grace den Engländern wieder abzunehmen. Eliſabeth wollte dieſe Stadt nicht anders als gegen Calais zurückgeben. Man erklärte ihr den Krieg, nahm Havre de Grace ein, gab Calais nicht zurück, und endigte die Feindſeligkeiten durch einen Vergleich. In England und Schottland hatte ſich ebenfalls Mancherlei zugetragen, was von nicht geringem Einfluß auf die Weltbegebenheiten war.

Bei den Schottländern, die damals unter den europäiſchen Völkerſchaften eine der unwiſſendſten und folglich zur Schwärmerei am meiſten geneigt waren, hatte die Lehre Calvins unter Jacob V. Eingang gefunden. Maria von Guiſe, Wittwe dieſes Königs, erleichterte die Aufnahme derſelben durch mildes Betragen gegen die Reformirten. Sie bahnte ſich dadurch den Weg zur Regierung. Die Herrſchſucht ihrer Brüder, die in Frankreich zu viele Gewalt hatten, verleitete ſie zu Maßregeln, die ihrer eigenen Neigung entgegen waren. Sie dachte die junge Königin, Maria Stuart, auf den Thron der Königin Eliſabeth zu erheben; dazu ſchien die Unterdrückung der Proteſtanten nothwendig zu ſeyn. Man hörte auf, ſie in Schottland zu dulden, und erbitterte ſie, deſſenungeachtet hatten ſie ſehr mächtige Herren an ihrer Spitze. Der Geiſt der Freiheit und Unabhängigkeit belebte den Religionseifer, und erhielt von demſelben Gewalt und Stärke. Im Jahre 1557 errichteten die Sectirer ein Bündniß wider die Brüderſchaft des Satans, — ſo nannten ſie die römiſche

Kirche, wogegen ſie ihre Verbindung die Brüderſchaft Jeſu nannten. Sie verpflichteten ſich, unter Entſagung aller Gräuel und Götzendienſte des Teufels, wider die Verruchten, die ihr heiliges Bündniß würden ſtören wollen, zur wechſelſeitigen Vertheidigung für die Erhaltung und Ausbreitung des göttlichen Wortes.

Johann Knox, ein Schottländer und eifriger Schüler Calvins, war von Genf gekommen, ein ſo heftiges Feuer anzufachen. Bei einem Auflaufe des Pöbels wurden die Heiligenbilder zerſchlagen, die Kirchen beraubt, die Prieſter vor den Altären gemißhandelt, und die Klöſter zerſtört.

Die ſchottiſche Königin, Maria Stuart, Gemahlin des Dauphins, Franz II., hatte auf den Rath ihrer Mutterbrüder, der Guiſen, das Wappen und den Titel einer Königin von England angenommen. Sie erkannte die Geburt der Königin Eliſabeth nicht für rechtmäßig, welches ihr dann Rechte zu dieſer Krone gab, von der ſie die vermuthliche Erbin war. Eliſabeth mußte ſie daher als ihre Feindin anſehen, und fand ihren Vortheil dabei, die Unruhen in Schottland zu unterhalten. Daher ſchickte ſie auch den Proteſtanten Hülfstruppen zu. Die Engländer belagerten Leit, in welchem eine franzöſiſche Beſatzung lag. Das franzöſiſche Miniſterium wurde genöthigt, im Jahre 1560 den ſchimpflichen Tractat von Edinburg zu unterzeichnen, dem zufolge Maria Stuart und deren Gemahl ſich des Titels und Wappens von England enthalten mußten, und ſich verpflichteten, ohne Bewilligung des Parlaments, dem man auftrug, in den Religionsangelegenheiten das Weitere zu verfügen, weder Krieg zu führen, noch Frieden zu machen.

Das Parlament ſchaffte den römiſchen Gottesdienſt unter Androhung ſcharfer Strafen ab; das Episcopat wurde, wie in den Republiken Genf und in der Schweiz, aufgehoben. Knox führte bei der Kirche die presbyterianiſche Regierung ein, wodurch

man die Grundſätze und Gebräuche der erſten Gläubigen wieder aufzufinden glaubte.

Da Maria Stuart nach dem Ableben Franz II. ihr Anſehen verloren hatte, und ſich der verdrießlichen Laune der Königin Mutter bloßgeſtellt ſah, ſo verließ ſie Frankreich, wiewohl äußerſt ungern, um nach Schottland zurückzukehren. Ihres Verſtandes, ihrer Schönheit und ihrer Sanftmuth ungeachtet, hatte ſie gar bald als Katholikin von dem Haſſe und Ungeſtüme ihrer Unterthanen Vieles zu erdulden. Knox, der immer in dem Tone eines Propheten redete, nannte ſie öffentlich eine Jeſabel, und ſtellte ihr die Beiſpiele eines Pinehas, Samuels und Elias als Beweiſe vor, daß ein heiliger Eifer zu gerechten Gewaltthätigkeiten erwecken könne. Er gab zu verſtehen, man könne den Thron umſtürzen. Einige Zeit nachher machte ſich Maria großer Fehltritte ſchuldig, und gab ſich dadurch dem wilden Haſſe ihrer Feinde preis. Sie hatte ſich mit dem Lord Heinrich Darnley, ihrem Vetter, einem gebornen Engländer, des Grafen Lenox Sohn, vermählt. Eliſabeth, die unter dem Scheine einer verſtellten Ausſöhnung immer äußerſt eiferſüchtig war, konnte dieſe Vermählung, wodurch ſie von der Furcht, ihre Nebenbuhlerin mit einem ſouveränen Fürſten vermählt zu ſehen, befreit wurde, in der That nicht mißbilligen. Sie ſtellte ſich dennoch, als wollte ſie ſich derſelben widerſetzen; jedoch umſonſt. Darnley, der ohne Bewilligung des Parlaments ſich mit dem Königstitel ſchmückte, erwiederte die Liebe und Wohlthaten ſeiner Gemahlin ſchlecht. Unbeſtändig, ausſchweifend, dem Trunke ergeben und übermüthig, verwandelte er ihre Hochachtung in Kaltſinn, und rächte ſich deßwegen auf eine ſchreckliche Art.

Riccio, ein Italiener aus dem Piemonteſiſchen, welcher Geheimſchreiber der Königin geworden war, kam ſeiner Häßlichkeit ungeachtet in den Verdacht, daß er ihr Liebhaber wäre. Der Uebermuth und die

Unverſchämtheit, womit er ihre Gunſt mißbrauchte, machten ihn mit Recht verhaßt. Als er einſt mit Maria an der Tafel ſaß, wurde er vor ihren Augen von einigen Großen mit vielen Dolchſtichen ermordet. Dieſe That, an welcher der König Antheil hatte, war um ſo abſcheulicher, weil man in Folge einer ſolchen Behandlung für das Leben der Königin, die einer baldigen Niederkunft entgegen ſah, beſorgt ſeyn mußte. Sie gebar dennoch einen Prinzen, Namens Jacob, der zu ſeiner Zeit die ſchottiſche und engliſche Krone vereinigte. Eine unglückliche Neigung feſſelte ſie an den Grafen Bothwell, der ſeiner Laſter wegen allenthalben in böſem Rufe ſtand. Plötzlich ſchien ſie mit dem Könige ausgeſöhnt zu ſeyn, und bald darauf ſtarb derſelbe durch Meuchelmord. Der König wurde krank; Maria ſchien für ſeine Pflege ſehr beſorgt zu ſeyn; ſie ließ eine entfernt gelegene Wohnung zu ſeiner beſſern Bequemlichkeit einrichten, und ſchlief daſelbſt einige Nächte in einem Zimmer unter dem ſeinigen. Am 9. Februar 1567 entfernte ſie ſich von ihm, um, wie ſie vorgab, in ihrem Pallaſte der Vermählung einer Hofdame beizuwohnen. In der gleich darauf folgenden Nacht wurde das Haus, in dem der König ſchlief, mit Pulver in die Luft geſprengt, und ſein Körper auf dem Felde todt gefunden. Jedermanns Verdacht fiel auf Bothwell, der jedoch durch ein ungeſetzmäßiges Urtheil von der Anklage freigeſprochen wurde. Er entführte die Königin ſcheinbar mit Gewalt und vermählte ſich mit ihr. Nun wurde Maria als eine Mitſchuldige verabſcheut. Die Schotten empörten ſich, ſetzten ſie gefangen und nöthigten ſie, auf die Krone zu verzichten. Sie entkam bald, und nahm ihre Zuflucht nach England (1568), wo Eliſabeth mit bewundernswürdiger Klugheit herrſchte. Sie ließ ſich die Aufnahme der Marine, des Handels, des Ackerbaues, und überhaupt aller dem Staate heilſamen Einrichtungen eifrigſt angelegen ſeyn; aber in Marien ſah ſie blos eine Nebenbuhlerin, deren Schönheit ihre Reize verdunkelte und ihr manche Unruhe

verurſachte. Eliſabeth war, ihrer großen Eigenſchaften ungeachtet, ſchwach genug, ſich einer kleinen weiblichen Eiferſucht zu überlaſſen.

Wir kommen auf die Begebenheiten des feſten Landes zurück, wo die Religionsunruhen, denen Eliſabeth in ihrem Königreiche klüglich zuvor zu kommen wußte, andere Staaten ins Verderben ſtürzten. Philipps II. Despotismus mußte allenthalben Empörungen hervorrufen. Dieſer an Ketzerblut unerſättliche Tyrann glaubte in Italien und Flandern die Inquiſition eben ſo ſchalten laſſen zu können, wie in Spanien. Die Mailänder und Neapolitaner widerſetzten ſich dieſem Tribunal, und die Liebe zur Freiheit, die den Flandrern weit natürlicher war, erzeugte ſchreckliche Zerrüttungen. Philipp ließ ſeinen unſinnigen Religionseifer vornehmlich in den Niederlanden aus, wo ſich die proteſtantiſche Religion ſehr ausgebreitet hatte. Margaretha, Herzogin von Piacenza, des Königs Schweſter, handelte als Statthalterin der Niederlande nach dem Gutachten des Cardinals Granvelle, Erzbiſchofs von Mecheln, deſſen dummer Starrſinn die Gemüther erbitterte. Das Murren wurde laut, und die ſtrengen Befehle des ſpaniſchen Hofes machten das Uebel noch ärger. Man drang auf die Beobachtung der Decrete des tridentiniſchen Conciliums, und um dieſelben in Ausübung zu bringen, gebrauchte man Gewalt. Endlich brach eine um ſo viel gefährlichere Empörung aus, weil ſie zwei Männer zu Anführern hatte, die wegen ihrer Verdienſte eben ſo berühmt, als wegen ihrer Geburt einflußreich waren, nämlich Wilhelm von Naſſau, Prinz von Oranien, und den Grafen von Egmont. Katharina von Medicis unternahm damals, wie es hieß, zum allgemeinen Beſten, mit ihrem Sohne, Carl IX., eine Reiſe durch Frankreich. Die Königin von Spanien, Carls Schweſter, traf, in Begleitung des berüchtigten Herzogs von Alba, zu Bayonne bei ihnen ein. Dieſe Reiſe hatte eine lange zuvor verabredete Conferenz zum Zweck. Da von

Allem, was man dort beſchloſſen, nichts bekannt ward, ſo glaubten die Proteſtanten, daß man Entwürfe zu ihrem Verderben gemacht habe. Argwöhniſch, mißvergnügt und, des Friedensedictes ungeachtet, in Frankreich ſo gut als in andern Ländern bedrückt, war dieß mehr als hinlänglich, ſie zu neuen Empörungen zu bewegen. Pius IV., ein wollüſtiger Pabſt, war ſo eben geſtorben. Er hatte, was den Nepotismus betrifft, das Beiſpiel ſeiner Vorgänger befolgt, und eine Menge von Wohlthaten und Gnadenerweiſungen an die Borromäer, ſeine Schweſterſöhne, verſchwendet, unter welchen ſich Carl, Cardinal und Erzbiſchof zu Mailand, als ein frommer Prälat auszeichnete.

Der neue Pabſt, Pius V. (Ghislerie), von dunkler Herkunft und unerbittlicher Strenge, verſtand mehr, Schrecken zu verbreiten, als mit Weisheit zu regieren. Als ehemaliger Dominicanermönch und Groß-Inquiſitor unter Paul IV., hatte er ſich als ein würdiges Rüſtzeug des gewaltthätigen Religionseifers dieſes Pabſtes bewieſen.

Bald nach Beſteigung des heiligen Stuhles ließ er mehrere angeſehene Männer als Ketzer verbrennen: einen Carneſecchi, den Cosmus von Medicis ihm auszuliefern ſchwach genug war, obſchon er denſelben begünſtigt hatte; einen Zanneti, der gleichfalls, und zwar von dem Senate zu Venedig, ausgeliefert ward; und den gelehrten Palearius, deſſen Verbrechen darin beſtand, daß er die Inquiſition einen gegen die Gelehrten gezückten Dolch genannt hatte. Dieſer Pabſt, der durch die im Jahre 1568 publicirte Bulle in coena Domini genugſam bekannt iſt, wußte den dringenden Bedürfniſſen der Kirche ſo wenig abzuhelfen, daß der römiſche Gottesdienſt den Proteſtanten von Tag zu Tage immer verhaßter werden mußte. Diejenigen Niederländer, die man Bettler (Gueſen) nannte, verloren alle Hoffnung zum Frieden. Dieſer Name, oder der Name der Gueſen kommt daher: Als die Statthalterin im Jahre 1566 bei Ueber-

reichung einer Bittſchrift der Mißvergnügten etwas beſtürzt ward, ſoll Barlaimont auf franzöſiſch zu ihr geſagt haben, ſie dürfe ſich vor dieſem Haufen Bettler (Gueux) nicht fürchten. Die Inquiſition, die neuen Bisthümer, die Geſetze, die auf Gewiſſenszwang abzielten, die Bedrückungen und Hinrichtungen ſchienen ſie zum Aufruhre aufzufordern. Da ſie durch Bittſchriften nichts ausrichten konnten, ſo überließen ſie ſich den Ausſchweifungen der Schwärmerei. Philipp II. überlegte in einer großen Rathsverſammlung, wie der Aufruhr am beſten zu ſtillen ſey. Vergebens ſchlugen die Klügſten gelinde Mittel vor; er aber folgte ſeiner Neigung und dem blutdürſtigen Rathe des Herzogs von Alba (Alvarez de Toledo). Er ſchickte den Letzteren mit Kriegsvolk dahin ab, um die Sache Gottes und die Ehre ſeiner Krone zu rächen; das hieß, einen Tyrannen ſchicken, der entweder die Völker ausrotten, oder ſie wüthend und unbezwingbar machen mußte. Der Prinz von Oranien war klüglich nach Deutſchland geflüchtet. Die Grafen von Egmont und Horn, die ſich zu ſehr auf ihr Anſehen und auf ihre Macht verließen, hatten ihm nicht folgen wollen, und wurden bald in Verhaft genommen. Die Gefängniſſe wurden angefüllt, und die Galgen, die Schaffote und Scheiterhaufen verbreiteten allenthalben Grauen und Entſetzen umher. Die von dem Könige zu Rathe gezogene ſpaniſche Inquiſition that den Ausſpruch, daß alle Niederländer, die Bittſchriften überreicht, oder Klagen gegen die heilige Inquiſition vorgebracht hätten, Abtrünnige, Ketzer und des Verbrechens der beleidigten Majeſtät ſchuldig wären. Dieſer Ausſpruch diente zur Regel. Der Graf Egmont, dem man vornehmlich die bei Saint Quentin und Grevelingen erfochtenen Siege zu verdanken hatte, ward mit dem Grafen Horn hingerichtet. Ihr Blut, vermiſcht mit dem unzähliger anderer Opfer, legte gewiſſermaßen den Grund zu der berühmten Republik Holland, die ſich bald nachher bildete.

Frankreich erfuhr gleichfalls aufs neue die Gräuel der Religionskriege. Sechstauſend Schweizer, welche die Königin Mutter unter einem erdichteten Vorwande, wahrſcheinlich zur Unterdrückung der Reformirten, angeworben hatte, brachten dieſe um ſo mehr auf, da ſie nur zu viele Urſachen, ſich zu beſchweren, hatten. Sie griffen wieder zu den Waffen, und verloren bei Saint Denis ein Treffen, in welchem der Connetable von Montmorenci als Sieger, bedeckt mit Wunden, faſt 80 Jahre alt, ſtarb. Im folgenden Jahre (1568) ſchloß man zwar einen Frieden, der aber nur ſechs Monate dauerte. Katharina von Medicis, die keinen Vertrag hielt, faßte den Entſchluß, den Prinzen von Condé und den Admiral Coligni in Verhaft nehmen zu laſſen, was die Proteſtanten zu einer abermaligen Empörung brachte. Der Herzog von Anjou, Bruder des Königs, erfocht, unter der Leitung des Marſchalls von Tavanes, über ſie den Sieg in der Schlacht bei Jarnac, in welcher der vornehmſte Anführer der Reformirten, der Prinz von Condé, mit kaltem Blute getödtet ward. Er ſtürzte vom Pferde und ergab ſich als Gefangener. Man verſprach ihm, ſein Leben zu ſchonen; als er aber in das Hauptquartier gebracht werden ſollte, ward er von einem Hauptmann der Schweizergarde durch einen Piſtolenſchuß meuchelmörderiſch niedergeſtreckt.

Der junge Prinz von Bearn (Heinrich IV.), Sohn des Königs von Navarra, ward, ob er gleich erſt 16 Jahre alt war, zum Haupte der Reformirten erklärt. Coligni und Andelot fanden in ihrer Thätigkeit und an den deutſchen Proteſtanten neue Hülfsquellen. Der Herzog von Anjou erfocht einen zweiten Sieg bei Montcontour, von dem er aber faſt gar keinen Vortheil zog. Nach vier verlornen Schlachten ſchienen die Calviniſten die Friedensbedingungen vorzuſchreiben. In dem Vergleiche von Saint-Germain wurden ihnen einige Städte, unter andern Rochelle, zu Sicherheitsplätzen bewilligt und ſie aller Aemter und Würden fähig

erklärt. Man räumte ihnen alſo noch weit mehr als die Gewiſſensfreiheit ein, die anfangs ihr einziger Wunſch geweſen war. Katharina von Medicis, die den Proteſtanten ehemals, da ſie deren Beiſtand bedurfte, günſtig war, dachte jetzt auf nichts Anderes als auf ihre Ausrottung, weil ſie dieſelben fürchtete. Daher war denn auch ſeit dem Jahre 1568 der Kanzler von l'Hopital in Ungnade gefallen. Da er ſich aus Vaterlandsliebe als einen Freund des Friedens bewies, ſo warf man einen Verdacht auf ſeine Religion, und fand ſeine weiſen Rathſchläge unerträglich. Pius V. hatte dem Könige Kirchengüter für 50,000 Thaler Renten zu veräußern erlaubt, unter der Bedingung, dieſe Gelder entweder zur Ausrottung der Ketzer anzuwenden, oder ſie zur Unterwürfigkeit zu zwingen. L'Hopital zeigte die Unmenſchlichkeit dieſer Bulle, und dem Berichte des Thuanus zufolge gab dies Gelegenheit, ihm die Siegel zu nehmen; eine unglückliche Vorbedeutung für das Königreich! Damals erſchien die Bulle in coena Domini, die über jeden Regenten, der von den Geiſtlichen irgend eine Art Schatzung verlangen, ſo wie über einen jeden, der den Pabſt der allgemeinen Kirchenverſammlung unterwürfig halten, oder von ſeinen Ausſprüchen an dieſelbe appelliren würde, den Kirchenbann ausſpricht, die Rechte der bürgerlichen Gewalt vernichtet, und dem Pabſte die Abſolution von den zahlloſen Verwünſchungen, mit welchen ſie angefüllt iſt, vorbehält.

Der abergläubigſte unter allen Fürſten, Philipp II., widerſetzte ſich der Bulle, und verbot die Vollziehung derſelben bei ſcharfer Strafe. Die Päbſte haben dieſelbe alle Jahre bis auf die neueren Zeiten publicirt. Zu den bürgerlichen und Religionsſtreitigkeiten, die Europa unglücklich machten, geſellten ſich ſeit langer Zeit die Türkenkriege; und die Chriſten wollten ſich lieber wegen einiger Glaubenspunkte unter einander ins Verderben ſtürzen, als ihre Kräfte wider den Todfeind des Chriſtenthums vereinigen. Die

Spanier hatten ſo eben einige Städte in dem Königreich Algier eingenommen, als Soliman im Jahre 1565 eine Flotte von 300 Segeln zur Belagerung der Inſel Malta ausſchickte; ein Unternehmen, wobei er gegen 40,000 Mann verlor. Der Großmeiſter, de la Valette, ein Franzoſe, erwarb ſich, nach dem Beiſpiele eines Aubuſſon und Lisla-Adam, die ſich auf der Inſel Rhodus unſterblich gemacht hatten, die Ehre, die Muſelmänner vertrieben zu haben. Aber ſie nahmen im folgenden Jahre die Inſel Scio und beunruhigten die Küſten von Italien. Die Stadt Sigeth in Ungarn eroberte Soliman mit Sturm. Er ſtarb, 66 Jahr alt, drei Tage vor der Einnahme der Citadelle, als ein Held, der ſich tugendhafter bewies, als die meiſten Regenten ſeiner Zeit. Er hatte aus dem Studium der Geſchichte Weisheit geſchöpft, und beſonders den Cäſar geleſen, welchen er in ſeine Landesſprache hatte überſetzen laſſen. Sein unermeßliches Gebiet erſtreckte ſich von Algier bis an den Euphrat. Nach der Eroberung von ganz Ungarn ſtand ihm der Eingang in Deutſchland offen. Sein Sohn Selim entriß den Venetianern im Jahre 1571 die Inſel Cypern. Der Senator Bragadino, Commandant in Famagoſta, ward von den Türken lebendig geſchunden; in ſolche Wuth hatte ſie der bei der Belagerung dieſer Feſtung erlittene Verluſt geſetzt, der, wie es heißt, 80,000 Mann betrug. Pius V., der in England Empörungen anſtiftete, Eliſabeth mit dem Banne belegte und ſie ihrer Krone verluſtig erklärte; der durch ſeine Bulle in coena Domini allen chriſtlichen Fürſten den Krieg anzukündigen ſchien, und ſich gleichwohl mit rühmlichen Entwürfen beſchäftigte, hatte zur Rettung einer ſo wichtigen Inſel mit dem Könige von Spanien und mit den Venetianern ein Bündniß errichtet. Marcus Antonius Colonna commandirte die päbſtlichen und Doria die ſpaniſchen Galeeren.

Die Flotte ging in See, richtete aber nichts aus, weil die Befehlshaber, unter ſich uneinig, zu langſam verfuhren.

Pius belebte bald wieder den heiligen Bund. Eine furchtbare Kriegsrüſtung von 200 Galeeren und vielen andern Schiffen ward ſehr ſchnell zuſammen gebracht.

Der berühmte Don Juan von Oeſterreich, unehelicher Sohn Carls V., ward zum Generaliſſimus ernannt; Colonna und der Venetigner Veniero hatten jeder ein beſonderes Commando. Ungefähr 250 türkiſche Galeeren bedeckten die Küſten von Morea. Man griff ſie in dem Meerbuſen bei Lepanto an, und erfocht den vollkommenſten Sieg. Die Türken büßten über 150 Galeeren ein, gleichwohl gewannen die Sieger hier nichts als Ruhm. Bei aller ſeiner Verſtellung verrieth doch Philipp ſeine Eiferſucht auf das Verdienſt ſeines Bruders. „Don Juan,“ ſagte er, „iſt glücklich geweſen, hat aber viel gewagt.“ Der Pabſt, der den glücklichen Ausgang eines ſo rühmlichen Treffens beſſer zu ſchätzen wußte, rief voll Freuden aus: „Es war ein Menſch von Gott geſandt, und dieſer Menſch hieß Johannes.“ Zwei Jahre nachher bemächtigte ſich Don Juan der Stadt Tunis; eine Eroberung, deren ſich Spanien nur ein einziges Jahr zu erfreuen hatte. Man erzählt, daß zu Conſtantinopel über das Abſterben Pius V. eine dreitägige Luſtbarkeit angeſtellt ward; ſo furchtbar hatte ſich dieſer Pabſt den Türken gemacht. Er ſuchte wider dieſelben in ein Bündniß mit den Perſern und Arabern zu treten, und ſchrieb dieſen Völkern, der Unterſchied der Religion müſſe ſie nicht abhalten, ſich mit den Chriſten zu vereinigen, und Menſchen, die ein gemeinſchaftliches Intereſſe zur Verbindung einlade, müßten ſich nicht deßwegen als von einander getrennt betrachten, weil ſie verſchiedene Meinungen hegten, oder weit von einander entlegene Länder bewohnten. Eine ſehr merkwürdige Lehre in dem Munde des ſchrecklichſten Ketzerfeindes. Kraft der ihm von Gott gegebe-

nen Macht, und weil es ihm, als Seelenhirten, zu unterſuchen zukäme, wer wegen ſeines Eifers für den heiligen Stuhl außerordentlich geehrt zu werden verdiente, ernannte Pius V. den Cosmus von Medicis zum Großherzog von Toscana, und entſchied dadurch den Rangſtreit dieſes Prinzen mit dem Herzoge von Ferrara (1569). So ſehr auch der Kaiſer Maximilian dagegen proteſtirte, ſo ging doch Cosmus nach Rom, um als Großherzog gekrönt zu werden, und ſeinen Eid in die Hände des Pabſtes abzulegen. Der Cardinal Commendon, ein gewandter Unterhändler, ſuchte das Verfahren Pius V. dadurch zu rechtfertigen, daß er viele Kronen namhaft machte, die von den Päbſten verliehen worden wären. Er unterſtand ſich ſogar zu ſagen, der Pabſt ſey derjenige, der das römiſche Reich vom Orient nach dem Occident verlegt und die Churfürſtenwürde errichtet hätte; und daß der Pabſt Zacharias den König Chilperich des Thrones entſetzt und Pipin zum Könige der Franken ernannt habe. Im Jahre 1574 ward dieſe Sache unter dem Pontificate Gregors XIII. (Buoncompagno) mit Gelde beigelegt. Auf der einen Seite brachte der Herzog von Alba die Flanderer zur Verzweiflung, erbaute zu ihrer Unterdrückung die Citadelle zu Antwerpen, und errichtete ſich ein Monument von Bronze, in welchem er ſich rühmte, durch Unterdrückung der Reformirten der Religion den Sieg erworben und den Frieden in den Niederlanden geſichert zu haben. Auf der andern Seite ſah man die St. Bartholomäusnacht in Frankreich und alle Gräuel der Verfolgung aufs höchſte gebracht. Man ſchmeichelte den Proteſtanten, um ſie zu unterdrücken, und hatte Carl's IX. Schweſter, Margaretha, dem jungen Heinrich, König von Navarra, zur Gemahlin angetragen. Dieſer Vermählung wegen waren er und ſein Vetter, der Prinz von Condé, nach Paris gekommen, und hatten die vornehmſten Glieder ihrer Partei mit ſich dahin gezogen. Selbſt der Admiral von Coligni hatte ſich

durch die Hoffnung eines Krieges wider Philipp II. zum Beſten der Niederländer verblenden laſſen. Er brannte vor Begierde, die Calviniſten wegen den von dieſem Monarchen erduldeten Verfolgungen zu rächen.

Ein Brief, den der Admiral zu Paris erhielt und mit Unwillen las, belehrt uns von den argwöhniſchen Vermuthungen und Beſorgniſſen einiger nicht ſo leichtgläubiger Proteſtanten. Er lautete dem Hauptinhalte nach alſo: „Erinnern Sie ſich einer unter den Papiſten als Religionsſatz angenommenen Regel, daß man Ketzern keinen Glauben halten darf; denken Sie daran, daß die Proteſtanten in den Augen der Papiſten Ketzer ſind, welche ſie ewig haſſen werden, und die die Königin ausrotten will. Bedenken Sie, daß eine fremde italieniſche Prinzeſſin von päbſtlicher Familie, betrügeriſch von Natur, ſich wider ihre Feinde die äußerſten Ausſchweifungen erlauben wird. Bedenken Sie, wie man den König erzogen hat. Schwören und meineidig werden, Mädchen und Weiber verführen, ſeine Glaubensmeinung, ſeine Religion und Abſichten verbergen und ſein Geſicht verſtellen — das iſt es, was man ihn ſehr früh als ein Spiel zu betrachten gelehrt hat. Und um ihn zum Blutvergießen zu gewöhnen, ließ man ihn von ſeiner Kindheit her an Ermordung und Zerſtückung der Thiere ein Vergnügen finden. Als ein treuer Schüler Machiavels und in der Einbildung, daß die Proteſtanten ihm nach Krone und Leben trachten, wird er es nie zugeben, daß diejenigen, die — es ſey rechtmäßig oder unrechtmäßig — die Waffen wider ihn ergriffen haben, des ihnen verliehenen Friedens genießen u. ſ. w.“ In wie fern dieſes Mißtrauen gegründet war, wird man ſich gleich durch die That überzeugen.

Die Vermählung des Königs von Navarra ward den 17. Auguſt 1572 vollzogen, und den 22. ward Coligni, indem er vom Hofe nach Hauſe gehen wollte, durch einen Büchſenſchuß

DIE BARTHOLOMAEUSNACHT

Druck d. H. Grünewald.

verwundet. Carl IX. beſuchte ihn, bezeigte ihm ſein inniges Beileid, und verſprach, dieſen Meuchelmord zu beſtrafen. Gleichwohl brach in der Nacht vom 23. auf den 24., auf Befehl des Hofes, ein ſchreckliches Blutbad über die Proteſtanten aus. Der Herzog von Guiſe, Heinrich mit der Narbe, Franzens Sohn, begab ſich ſelbſt nach dem Hauſe des Admirals und ließ dieſen großen Mann ermorden. Auf den Straßen und in den Häuſern ſtrömte es von Blut. In ihrer Wuth ſchonten die Mörder kein Alter und kein Geſchlecht, und erſchlugen ſo gut Katholiken als Hugenotten. Das Blutbad dauerte drei Tage. Der König beging die Barbarei, ſelbſt mit eigner Hand auf ſeine unglücklichen Unterthanen zu ſchießen, und weidete ſeine Augen an dem von dem Pöbel gemißhandelten Leichname des Admirals Coligni. Man befahl, ein gleiches Gemetzel in den Provinzen anzurichten. Kurz, die Geſchichtſchreiber rechnen wenigſtens auf 60, einige ſogar auf 100,000 Perſonen, die während dieſes hölliſchen Mordgetümmels abgeſchlachtet wurden.

Einige Befehlshaber in den Provinzen hatten indeſſen ſo viel Muth, daß ſie ſich weigerten, Scharfrichter ihrer Mitbürger zu werden, und ihr Ungehorſam gereicht ihnen zur Ehre. Um das Maß einer ſolchen Grauſamkeit voll zu machen, war nichts übrig, als daß man noch auf das Geſchehene gewiſſermaßen das Siegel der Geſetze und der Religion drückte. Der König erklärte, Alles ſey auf ſeinen Befehl geſchehen, und bediente ſich dabei einer erdichteten Verſchwörung der Hugenotten wider die königliche Familie zum Vorwande. Das Parlament befahl, die Befreiung des Königreichs mit einer jährlichen Proceſſion zu feiern. Man ſchlug eine Münze mit der Umſchrift: **Pietas excitavit justitiam.** Zu Rom und in Spanien ſtellte man zur Ehre des Bartholomäusfeſtes öffentliche Luſtbarkeiten an. Was die Klugheit hätte vorausſehen ſollen, geſchah. Statt durch das Blutbad ausgerottet zu

werden, machten ſich die Calviniſten, getrieben von Verzweiflung und Rachgierde, nur noch furchtbarer. Es entſtand ein vierter Bürgerkrieg. Rochelle vertheidigte ſich wüthend wider den Herzog von Anjou, der bei dieſer Belagerung faſt ſeine ganze Armee einbüßte. Die Stadt Sancere hielt eine Belagerung von mehr als ſieben Monaten aus, und die Einwohner dieſer Stadt bewieſen ſich alle als Helden für ihren Glauben. Man mußte ihnen die Gewiſſensfreiheit zugeſtehen. Die Rocheller erhielten nicht nur für ſich eine vortheilhafte Capitulation, ſondern ließen auch die Städte Nimes und Montauban mit einſchließen. Carl **IX.**, der ſeit dem Bartholomäustage beſtändig krank war, ſtarb mitten unter dieſen Unruhen im Jahre **1574**, **24** Jahre alt, und ohne männliche Erben. Seine Krankheit war außerordentlich; das Blut drang ihm zu allen Schweißlöchern des Körpers heraus. Einige glauben, er ſey vergiftet geweſen. Die Proteſtanten hielten dieſe Todesart für eine unläugbare Strafe Gottes.

Der Herzog von Anjou, deſſen Erwählung zum König von Polen der Biſchof von Valence, Montluc, bewirkt hatte, folgte ſeinem Bruder, Carl **XI.**, unter dem Namen Heinrichs **III.** in der Regierung; er war der dritte Sohn der Katharina von Medicis, der den franzöſiſchen Thron beſtieg, und er war nicht weniger unglücklich, als ſeine beiden ältern Brüder. Aus Furcht, daß die Polen ihn zurückhalten möchten, entwich er gleich einem Gefangenen. Bei ſeiner Durchreiſe riethen ihm der Kaiſer und die Venetianer vergeblich, den Calviniſten mit Güte zu begegnen, um die Ruhe in ſeinem Königreiche wieder herzuſtellen. Er war einer der Anſtifter des Blutbades geweſen; verband mit den verdorbenſten Sitten den Schein des niedrigſten Aberglaubens; kündigte ſich bei ſeinen Unterthanen als einen blutdürſtigen König an, und machte ſich bei denſelben verhaßt und verächtlich. Er hatte noch einen Bruder am Leben, den Herzog von Alençon, nachmaligen Herzog

von Anjou. Dieſer leichtſinnige und ungeſtüme Prinz ſtellte ſich an die Spitze von Leuten, die ſich Politiker nannten, und den Sturz der lothringiſchen Prinzen, die bei der Königin Mutter allmächtig waren, zur Abſicht hatten. Zu dieſer Partei war auch der König von Navarra getreten, den Carl IX. nach der Bartholomäusnacht die calviniſche Lehre abzuſchwören gezwungen hatte. Carl hatte ſie beide in Verhaft nehmen laſſen. Heinrich III. ſetzte ſie in Freiheit, wußte aber nicht, ſie zu gewinnen. Sein Bruder wagte ſogar eine Verſchwörung wider ſein Leben, flüchtete nachher vom Hofe, und bald nach ihm auch der König von Navarra, der ſich ſogleich für einen guten Proteſtanten erklärte. Der Prinz von Condé, der nach Deutſchland geflüchtet war, hatte ihm zum Rückfalle das Beiſpiel gegeben. Dies machte die Proteſtanten mächtiger; der Bruder des Königs ſtand als Haupt der Empörung da und Prinzen von Geblüt unterſtützten ihn. Einer der erſten Urheber der Unruhen, der Cardinal von Lothringen, ſtarb jetzt hoch betagt. Ein deutſches Heer kam ebenfalls noch den Verbündeten zu Hülfe, und man ſah ein, wie nöthig der Friede ſey. Die Calviniſten erhielten jetzt weit vortheilhaftere Bedingungen als früher. Colignis Andenken wurde ehrenvoll wieder hergeſtellt, und manche andere Vergünſtigungen ertheilt. Die deutſchen Hülfstruppen kaufte man mit Geld ab, und es erſchien ein fünftes Edikt zum Vortheil der Proteſtanten.

Fortſetzung der Unruhen und Religionsverfolgungen in den Niederlanden. — Entſtehung der Ligue in Frankreich. — Philipp II. verliert die Niederlande (1576—1583).

Philipp II. reizte nicht allein durch den Despotismus über die Gewiſſen ſeine Unterthanen zum Aufruhr, ſondern ſuchte auch noch die franzöſiſche Regierung zu ähnlichem Verfahren zu ermun-

tern. Die Mauren, welche nothgedrungen, um ſchrecklichen Miß-handlungen und dem Tode zu entgehen, zum Scheine Chriſten geworden waren, wurden dennoch wegen ihren Sitten und Kleidungen verfolgt. 1586 riefen ſie die Osmanen und Algierer zu Hülfe, und es entſtand ein blutiger Bürgerkrieg. Auf die Verheißung einer Amneſtie legten ſie die Waffen nieder.

In den Niederlanden übte Alba fortwährend die ſchrecklichſten Grauſamkeiten durch ſein Blutgericht aus, und drückte das Volk mit kaum zu erſchwingenden Auflagen. Dieſes Verfahren ſuchte er mit dem weitfaltigen Mantel der Religion zu decken; allein er fachte dadurch den Muth und den Haß der Niederländer nur deſto mehr an, und 1570 erſchien der Prinz von Oranien an der Spitze eines kleinen Heeres.

Die Provinzen Holland und Seeland ernannten ihn jetzt zu ihrem Statthalter, und ſchworen bald den römiſchen Glauben ganz ab. Alles griff zu den Waffen und man verrichtete Heldenthaten, die ans wunderbare gränzten. Philipp ſah ſich endlich genöthigt, den grauſamen Alba abzurufen. Das Blut einer ungeheuern Menge Gemordeter ſchrie um Rache, während Alba ſich noch ſeiner Grauſamkeiten rühmte.

Requeſens wurde nun zu ſeinem Nachfolger als Statthalter in den Niederlanden ernannt; er war ſo klug, mit großer Milde aufzutreten, erließ eine Begnadigungs-Verordnung und ließ die Bildſäule abbrechen, die Alba aller Menſchlichkeit zum Trotz errichtet hatte. Der kurzſichtige Philipp fing endlich an, zu fürchten, daß ein ſo unſinnig grauſames Verfahren doch zuletzt ein böſes Ende nehmen könne. Schon war es mit der Gnade zu ſpät, man traute dem König und ſeinem Statthalter nicht, und hielt ſie beide des Treubruchs fähig, weßhalb man offenen Kampf um ſein gutes Recht vorzog. Requeſens, ein tugendhafter Mann, ſtarb auch ſchon im Jahr 1576. Ihm folgte Don Juan von Oeſterreich,

ein unehelicher Sohn Carl's V. Er hatte Vollmacht, die Gewiſſensfreiheit ausgenommen, den Rebellen Alles zuzugeſtehen; dieſe wollte Philipp nimmer erlauben, und wenn es, wie er ſelbſt äußerte, ſeine Krone in Gefahr bringen würde. Doch gerade um dieſe war es den Niederländern zu thun, weßhalb Don Juans Milde in allem Andern fruchtlos blieb; auch dürſtete man zu ſehr nach Rache und hoffte auf den Prinzen von Oranien. Der Krieg entflammte abermals, und Don Juan fand einen furchtbaren Widerſtand. Viele der Verfolgten hatten ſich auch nach England begeben, wo ſie unter dem Schutz Eliſabeths ihre Induſtrie entfalteten, Fabriken anlegten und dem Lande dadurch ungeheuern Vortheil brachten.

In Frankreich waren die katholiſch Geſinnten jetzt aufgebracht, daß man den Calviniſten ſo viel eingeräumt hatte, die dennoch den freilich nicht ſehr lobenswerthen Heinrich III. haßten, der wegen ſeinem Benehmen bei keiner Partei in Anſehen ſtand. Er war ein gemeiner, ausſchweifender Menſch, der ſeine Laſter durch Heuchelei zu bedecken ſuchte. Er kleidete ſich häufig als Büßender, von denen es blaue, weiße und ſchwarze Brüderſchaften gab, die bei dem großen Haufen ziemlich in Anſehen ſtanden. Ihren Prozeſſionen wohnte der König in einem Sack von Leinwand bei, mit einem Strick umgürtet, an dem eine Geißel hing.

Jetzt wurde auch die ſogenannte heilige Ligue errichtet, zu welcher der Cardinal von Lothringen ſchon den Plan entworfen hatte, und ihre Mitglieder verpflichteten ſich zu einer wechſelſeitigen Vertheidigung ohne Anſehen der Perſon und im Nothfalle mit gewaffneter Hand. Ja man erklärte Jeden, der ſich weigern würde, dieſem Bündniſſe beizutreten, für einen Feind des allmächtigen Gottes, für einen Aufrührer und Abtrünnigen und Verräther des Vaterlandes, alſo gewiſſermaßen für vogelfrei. Die ſo Verbündeten gaben vor, ſich zur Vertheidigung der katholiſchen Religion

vereinigt zu haben, ſo wie zum Schutze des Staates und ſeines Oberhauptes, und begingen unter dieſem Vorwande die geſetzloſeſten und ausſchweifendſten Handlungen.

Auf der Reichsverſammlung zu Blois hatte man Vorſchläge zur Einſchränkung der königlichen Gewalt gemacht; Heinrich III. ſuchte dies zu hintertreiben, indem er ſich ſelbſt zum Haupt der Ligue erklärte. Hierdurch gewann dieſe an Stärke und Anſehen ſo ſehr, daß jetzt wieder alle Geiſtesfreiheit unterdrückt wurde, und die Stände endlich den Ausſpruch thaten, es dürfe in ganz Frankreich keine andere Religion mehr als die katholiſche geduldet werden. Die höhere Geiſtlichkeit verlangte durchaus die Annahme der tridentiniſchen Kirchenverſammlung, allein die Abgeordneten mehrerer Provinzen widerſetzten ſich dieſem Antrag auf das nachdrücklichſte.

Es war natürlich, daß ſolche Dinge die kaum gehoffte Ruhe wieder ſtören mußten; Alles ſchien neue Unruhen anzukündigen, und man fand für gut, dieſe durch ein neues Friedensedict zu beſchwören, welches den Proteſtanten die Ausübung ihres Gottesdienſtes zwar verſicherte, allein man wollte dies doch nur als eine bloße Duldung anſehen.

Heinrich III. überließ ſich indeſſen einer gefährlichen Sorgloſigkeit und ſeinen Günſtlingen, an die er große Summen verſchwendete. Die Folge davon war, daß er bald das Opfer der Parteien werden mußte. Unterdeſſen ſtiftete er den Orden des heiligen Geiſtes, von dem er wahrſcheinlich Schutz hoffte.

In den Niederlanden machte der Prinz von Oranien Fortſchritte, und hatte ſelbſt nach Don Juans Ankunft noch Verbindungen in Brüſſel angeknüpft. Die Niederländer aber hielten es für rathſam, den Bruder des Kaiſers Rudolph II., den Erzherzog Matthias, zu ihrem Statthalter zu ernennen, von dem Oranien hoffte, er würde ſich durch ihn leiten laſſen; als er ſich aber getäuſcht fand, ſetzte er dieſem den Herzog von Anjou entgegen,

den die Katholiken erwählten, welche die ſpaniſche Tyrannei ſo gut als die Proteſtanten müde waren. Das arme Land war ſo vier verſchiedenen Parteien preisgegeben. Don Juan ſelbſt wurde von ſeinem Bruder nicht gehörig unterſtützt, ſchlug ſich dennoch tapfer, nahm viele Städte ein, ſtarb aber mitten unter ſeinen Siegen. Das Commando erhielt nun Alexander Farneſe, Prinz von Parma, ein naher Anverwandter des Don Juan.

Seltſame Umſtände verſchafften Philipp II. zu dieſer Zeit die Krone von Portugal, deſſen König, noch in dem Feuer der Jugend, die Grille gefaßt hatte, die Mauren in Afrika zu bekämpfen. Muley-Muhamed, ein von ſeinem Oheime aus dem Reiche Fez und Marokko vertriebener Großer, hatte zuerſt Philipp II. eingeladen, ſich mit ihm zu verbinden, der aber klug genug war, ein ſo abenteuerliches Unternehmen abzulehnen. Jetzt wandte ſich Muley an Don Sebaſtian, der mit Freuden die Einladung annahm, um ſeinen ritterlichen Muth zeigen zu können, und ſchiffte ſich mit einem 15,000 Mann ſtarken Heer nach Afrika ein. Bald ging ſein Wunſch, eine Schlacht zu liefern, in Erfüllung; er wagte einen Kampf gegen den an Zahl weit überlegenen Feind, und wurde mit faſt allen Chriſten getödtet; eben ſo blieben zwei Könige der Mauren.

Don Sebaſtian hatte noch keine Nachkommen. Der Cardinal und Erzbiſchof Heinrich war ſein Großonkel und wollte ihm gern in der Regierung folgen, weßhalb er den Pabſt um Dispenſation bat, ſich verehelichen zu können. Philipp II. aber wußte dies zu hintertreiben und Gregor XIII. zu veranlaſſen, die bekannte römiſche Politik, durch Hinhalten Zeit zu gewinnen, anzuwenden. Auch ſtarb der Cardinal-Kronprätendent ſchon im folgenden Jahre.

Verſchiedene Kronprätendenten machten ſich den Thron ſtreitig: Philipp als Neffe von mütterlicher Seite; der Herzog von Bra-

ganza, Gemahl der Enkelin des Königs Emanuel; Don Anton, Prior von Crato, natürlicher Sohn eines Infanten; der Herzog von Savoyen; Katharina von Medicis; und ſelbſt der Pabſt, der die alte Chimäre der Lehensherrſchaft über dieſe Krone wieder hervorſuchte, und ſich außerdem für berechtigt hielt, als Erbe eines Cardinals den Nachlaß deſſelben in Beſitz zu nehmen. Der Herzog von Braganza hatte unter dieſen allen die gültigſten Rechte; aber der König von Spanien hatte früh genug ſeine Maßregeln genommen; eine Armee diente ihm ſtatt aller Rechte. Man empfing ihn zu Liſſabon. Vergebens widerſetzte ſich der Prior von Crato mit einigen Truppen und einer ihm von der Königin Mutter bewilligten franzöſiſchen Flotte einem zu mächtigen Monarchen. Die azoriſchen Inſeln, beſonders Terceira, die der Schauplatz des Kriegs geworden waren, wurden von dem Marquis von Santa Cruz unterworfen. Don Anton flüchtete nach Frankreich; Philipp hatte auf ſeinen Kopf einen Preis geſetzt; einige Zeit hernach ſetzte er auch einen Preis auf den Kopf des Prinzen von Oranien; und ſo hatte man es auch in Frankreich mit dem Admirale von Coligni gemacht.

Gegen einen Despoten, der die Schätze der neuen Welt beſaß, einen großen Theil von Europa beherrſchte, der unverſöhnlich in ſeinem Haſſe und ein hartnäckiger Verfolger des Gewiſſens war, bedurften die verbündeten Niederländer eines mächtigen Beiſtandes. Erſchöpft durch den Krieg, ſchienen ſie früh oder ſpät erliegen zu müſſen. Der neue Statthalter, Alexander Farneſe, verband alle Eigenſchaften eines Feldherrn mit denen eines Staatsmannes. Der Prinz von Oranien hatte wirklich **1579** die berühmte Utrechter Union zu Stande gebracht, der bald die meiſten Provinzen beitraten, namentlich Holland, Seeland, Geldern, Utrecht, Friesland, Ober-Yſſel u. ſ. w. Dann auch Gent, Antwerpen, Brüſſel u. ſ. w. Doch erkannten dieſe alle noch den König von Spanien für ihren Souverain, und hatten

ſich, wie ſie ſagten, nur vereinigt, um ſich den Ungerechtigkeiten der Regierung zu widerſetzen. Der Prinz von Oranien, der wohl einſah, wie ſehr ſie des Schutzes einer auswärtigen Macht bedurften, beredete die Verbündeten, den Herzog von Anjou, vermuthlichen Erben des Königs von Frankreich, zu ihrem Oberhaupte zu ernennen. Endlich erklärten (1581) die im Haag verſammelten Generalſtaaten mit aller Feierlichkeit Philipp II. ſeiner Souverainetätsrechte verluſtig, weil er, ſeinem Eide zuwider, die Landesprivilegien beeinträchtigt habe. In der Urkunde hieß es: „Die Völker ſind nicht um ihrer Könige willen geboren, ſondern Gott hat die Könige zum Beſten der Völker verordnet; es läßt ſich kein regierender Fürſt ohne Volk denken, aber ein Volk kann wohl ohne Fürſten beſtehen u. ſ. w.“ Mit der Empörung war es demnach aufs höchſte geſtiegen. Eben ſo merkwürdig als dieſe Urkunde der vereinigten Provinzen iſt es vielleicht, daß der König von Spanien in ſeinem Achterklärungsedicte wider den Prinzen von Oranien geſteht, ſeinem bei der Beſitznahme der Niederlande geleiſteten Eide nicht getreu geblieben zu ſeyn, und ſich zu ſeiner Rechtfertigung auf eine päbſtliche Dispenſation beruft. Eben dadurch gab er den Niederländern einen ſcheinbaren Vorwand, ſich gleichfalls ihres Eides entbunden zu glauben. Denn wenn der Pabſt den König von ſeiner Verpflichtung gegen die Unterthanen freiſprechen konnte, wie ſollten dann die Unterthanen den Eid, wodurch ſie ſich unter Bedingungen, die ſich auf den Eid des Königs gründeten, ihm zu gehorchen verpflichtet hatten, noch ferner als unverletzlich betrachten? Der geächtete Wilhelm hatte bereits eine Apologie öffentlich bekannt machen laſſen, in welcher er Philipp mit großem Stolze behandelte. Der Erzherzog Matthias hatte ſich zurück begeben. Hätte es dem Herzog von Anjou nicht an Klugheit gefehlt, ſo würde er durch eine milde Regierung ſich ohne Zweifel die Liebe eines Volkes erworben haben, das ihn aus freier Wahl zum Souverän ernannt

hatte. Aber ehrſüchtig und zugleich eiferſüchtig auf den Prinzen von Oranien, wollte er ſich unumſchränkt machen, Städte einnehmen und ſeine Macht mit Gewalt vergrößern. Dadurch gewann er nichts, und verlor Alles. Genöthigt, nach Frankreich zurückzukehren, ſtarb er daſelbſt im Jahre 1584.

Zwei Verſchwörungen gegen ſein Leben war der Prinz von Oranien ſchon glücklich entgangen, als es endlich einem Schreiner, Namens Gerhard, gelang, ihn zu ermorden. Man war nicht ohne Verdacht, daß der König von Spanien die Hände dabei im Spiele gehabt, der ſich auch geäußert haben ſoll, daß dies zum Beſten der Kirche 12 Jahre früher hätte geſchehen müſſen. Die Provinzen boten nun dem König von Frankreich die Oberherrſchaft an, die derſelbe jedoch ausſchlug. Philipp erhob den Mörder Gerhard, der unter furchtbaren Martern hingerichtet wurde, nebſt ſeiner Familie ſogar in den Adelſtand, und die Jeſuiten machten einen Märtyrer aus ihm.

Unternehmungen der Liguiſten. Sixtus V. Maria Stuart wird enthauptet. Sieg unter Eliſabeth über Spanien. Ermordung der Guiſen und Heinrich's III. (1584 — 1590).

Die Liguiſten fingen nun an, ſich unter der Maske des Eifers für die Religion zu empören. Nach dem Tode des Herzogs von Anjou war der König von Navarra, Heinrich, ſpäter der IV. von Frankreich, der nächſte Erbe zur Krone dieſes Reichs. Der Herzog von Guiſe, der aber nach dem franzöſiſchen Thron ſtrebte, ſuchte Heinrich als einen Ketzer, der Krone unwürdig, hinzuſtellen, und zugleich auch Heinrich III., der allgemein verachtet war, zu ſtürzen. Die Pfaffen ſchilderten von den Kanzeln herab die entſetzliche Gefahr, in welcher das Reich und die Kirche ſchwebten, in die

Hände der Ketzer zu fallen, und beſchuldigten zugleich Heinrich III., die Ketzer zu begünſtigen. So wußte Guiſe die Gemüther aufzureizen. Ein Jeſuit, Namens Matthieu, war ſo frech, dem Pabſte die Frage vorzulegen, ob man einem Könige nicht den Gehorſam aufkündigen dürfe, wenn es die Erhaltung der römiſch katholiſchen Religion beträfe. Gregor XIII. gab eine bejahende Antwort mündlich, und ſomit waren auch die Gewiſſen der Zaghafteſten beruhigt, und man hielt die Empörung für rechtmäßig. Gregor aber, furchtſamer Natur, ließ jedoch deßhalb keine Bulle ausfertigen, und ſtarb, bevor die Rebellion zum Ausbruche kam.

Sixtus V. ward ſein berühmter Nachfolger, ein armer Franziskanermönch, der in ſeiner Jugend die Schweine gehütet und ſich durch Geiſt und Verſchlagenheit die dreifache Krone zu erringen gewußt hatte. Er beſaß viel Stolz, Beharrlichkeit und einen unbeugſamen Willen. Guiſe, der nicht zu früh mit ſeinen Abſichten ans Licht treten wollte, machte den alten Cardinal Bourbon zum Haupte der Ligue, indem er ihm glauben machte, er werde auf den Thron kommen, den ſein Neffe, der ketzeriſche Heinrich, nimmermehr beſteigen könne. Der Cardinal Bourbon erklärte ſich nun in einem Manifeſte zum Haupte der Ligue, ſo wie den Pabſt, den Kaiſer und den König von Spanien zu deren Beſchützer, und ſagte, dies Alles geſchehe zur Ehre der römiſchen Kirche und der Religion. Er verſprach auch, ungerechte Auflagen abzuſchaffen, und ſo ſah man dem Bürgerkrieg von neuem entgegen.

Dem ſchwachen König wurde angſt, und er ſuchte zu unterhandeln, ſchloß auch einen Vergleich zum Vortheil der Liguiſten, und dieſe erhielten, was ſie begehrten, während man den Calviniſten wieder nahm, was ihnen durch Edicte bewilligt worden war. Die letztern wurden dadurch aufs äußerſte gebracht, während die Liguiſten

nun keine Gränzen mehr kannten, und das königliche Anſehen ganz verſchwand.

Sixtus V. erließ jetzt jene berüchtigte Bulle, in welcher er die Macht und Gewalt der Päbſte über alle Mächte auf Erden ſetzte, und in welcher er ſagte, daß ſie alle Monarchen der Erde von ihren Thronen und gleich den Dienern Lucifers in den Abgrund ſtürzen könne. Ueber den König von Navarra und den Prinzen von Condé ſprach' er aber das Anathema aus, und nannte dieſe Glieder des Hauſes Bourbon die von Gott und der Religion abgefallenen Ketzer und Feinde, entband alle ihre Unterthanen des Eides der Treue, und erklärte ſie ſammt ihren Nachkommen für unwürdig, jemals einen Thron zu beſitzen u. ſ. w. Die franzöſiſche Regierung bemühte ſich jedoch, die öffentliche Bekanntmachung dieſer alle Fürſten beleidigende Bulle zu verhindern. Der König von Navarra aber ließ es dabei nicht bewenden, ſondern in der Hauptſtadt der katholiſchen Chriſtenheit, in Rom ſelbſt, unter den Augen des furchtbaren Sixtus eine Proteſtation anſchlagen, in der er dieſen Pabſt ſelbſt der Ketzerei beſchuldigte und Lügen ſtrafte, ja ihm erklärte, dieſes in einer Kirchenverſammlung beweiſen zu wollen, und wenn ſich der Pabſt derſelben nicht unterwerfen, er ihn als im Banne und als den Antichriſt betrachten würde; auch werde er wegen der dem ganzen königlichen Hauſe, dem König ſelbſt und dem Parlamente zugefügten Schmach Rache nehmen. Dieſes Benehmen des muthigen Königs verfehlte ſeine Wirkung auf Sixtus nicht, der den Mann zu bewundern genöthigt war, der eine ſolche Sprache gegen ihn führte. Eben ſo hatte er auch viele Achtung vor der Königin von England, Eliſabeth, und äußerte ſelbſt, nur dieſe beiden Souveraine wären würdig, zu herrſchen, wenn ſie nur rechtgläubig wären.

Die Wuth und Schwärmerei der Liguiſten erhielt indeſſen neue Nahrung durch dieſe Bulle. Der König mußte die Calvi=

niſten von neuem verfolgen, wollte er vor den Liguiſten Ruhe haben. Er erließ ein Edict, durch welches ſie aufgefordert wurden, binnen 14 Tagen ihre Religion abzuſchwören, oder das Reich zu verlaſſen. Der König von Navarra erließ nun ein ſehr ſtrenges Manifeſt gegen die Katholiken, und der ſchwache Heinrich III. hatte Liguiſten und Calviniſten zu bekämpfen, und keine Truppen und keine Mittel dazu.

In England fiel unterdeſſen eine ſehr traurige Begebenheit vor, welche in ganz Europa ungeheures Aufſehen erregte, nämlich die Hinrichtung der unglücklichen Maria Stuart. Dieſe Fürſtin entwiſchte 1568 aus der Gefangenſchaft, in welcher ſie ihre Unterthanen hielten, und flüchtete nach England, wo Eliſabeth anfänglich verlegen ſchien, was ſie mit der von ihr gefürchteten Nebenbuhlerin anfangen ſollte. Möglich, daß ſie zuerſt zwiſchen einem Anfall von Großmuth und dem Nutzen, den ſie von dieſem Umſtand ziehen müſſe, ſchwankte. Sie wich einer Zuſammenkunft mit ihr unter dem Vorwande aus, daß die ſchweren Beſchuldigungen, welche auf Maria laſteten, ihr dieſes nicht wohl geſtatteten, und ſuchte ſie zu bereden, ſich deßhalb erſt der Entſcheidung eines Gerichts zu unterwerfen. Es kamen Kläger von Schottland, welche Beweiſe mitbrachten, die ſchwer zu entkräften ſeyn mochten. Die gefangene Maria weigerte ſich, hierauf zu antworten. Sie verlangte die Erlaubniß, ſich nach Frankreich begeben zu dürfen, oder doch Beiſtand von dorther zu erhalten; allein vergeblich, keins von beiden wurde ihr zugeſtanden. Man behandelte ſie als eine Gefangene. Es wurden neue Verſchwörungen zu ihren Gunſten angezettelt, welche Eliſabeth viele Unruhe verurſachten und ſehr gefährlich werden konnten.

Der mächtige Herzog von Norfolk, einer der erſten Großen Englands, wünſchte ſich mit Maria zu vermählen, und um Eliſabeths Einwilligung zu ertrotzen, zettelte er eine Ver-

ſchwörung an, die entdeckt wurde, und der Herzog wurde des Hochverraths angeklagt und erdroſſelt.

Die Katholiken nahmen Marias Partei und wurden unruhig. Zu Rom, in Frankreich und Madrid ſuchte man die katholiſche Religion in England wieder empor zu bringen, beſonders die Guiſen, und der Pabſt ſchleuderte Bannflüche. Ein Fanatiker ſchlug im Jahr 1571 die päbſtliche Bulle ſelbſt in London an, und hoffte dadurch zum glücklichen Märtyrer zu werden. Der König von Spanien ſandte im Namen des Pabſtes Truppen in das abergläubige Irland; ſie wurden aber ſammt den ihnen zugelaufenen Rebellen bekämpft und 1580 vernichtet. Eliſabeth wurde über alle dieſe Dinge und die ſich ſo oft erneuernden Verſchwörungen natürlich ſehr aufgebracht. Die katholiſchen Pfaffen, und namentlich die Jeſuiten, wurden ſammt ihren Zöglingen vom Parlament aus dem Königreiche verbannt, und über die ungehorſamen, oder die, welche heimlich zurückkamen, wurde die Todesſtrafe verhängt, und man ernannte, mit Beſeitigung aller bisherigen Toleranz, eine Commiſſion, der Inquiſition nicht unähnlich.

Von Rom aus ging damals die Lehre des Tyrannenmordes und mit dem Namen Tyrann wurde jeder Regent belegt, der nicht ein folgſames Werkzeug des dreigekrönten Pabſtes war. William Parry, ein engliſcher Edelmann und Katholik, war von Rom aus ermuntert worden, dieſe Lehre in England in Ausübung zu bringen; einer ſeiner Mitwiſſer zeigte deſſen blutiges Vorhaben an, Parry geſtand und wurde 1584 hingerichtet. Ein paar Jahre darauf wurde eine weit gefährlichere Verſchwörung entdeckt. Ballard, ein katholiſcher Prieſter und Zögling des engliſchen Seminariums zu Rheims, wußte in dem Buſen des jungen und ſich in den glänzendſten Umſtänden befindenden Babington einen wüthenden Fanatismus anzufachen; dieſer gewann noch Mehrere für ſein blutdürſtiges Vorhaben, und die Ermordung Eliſabeths, ſo wie

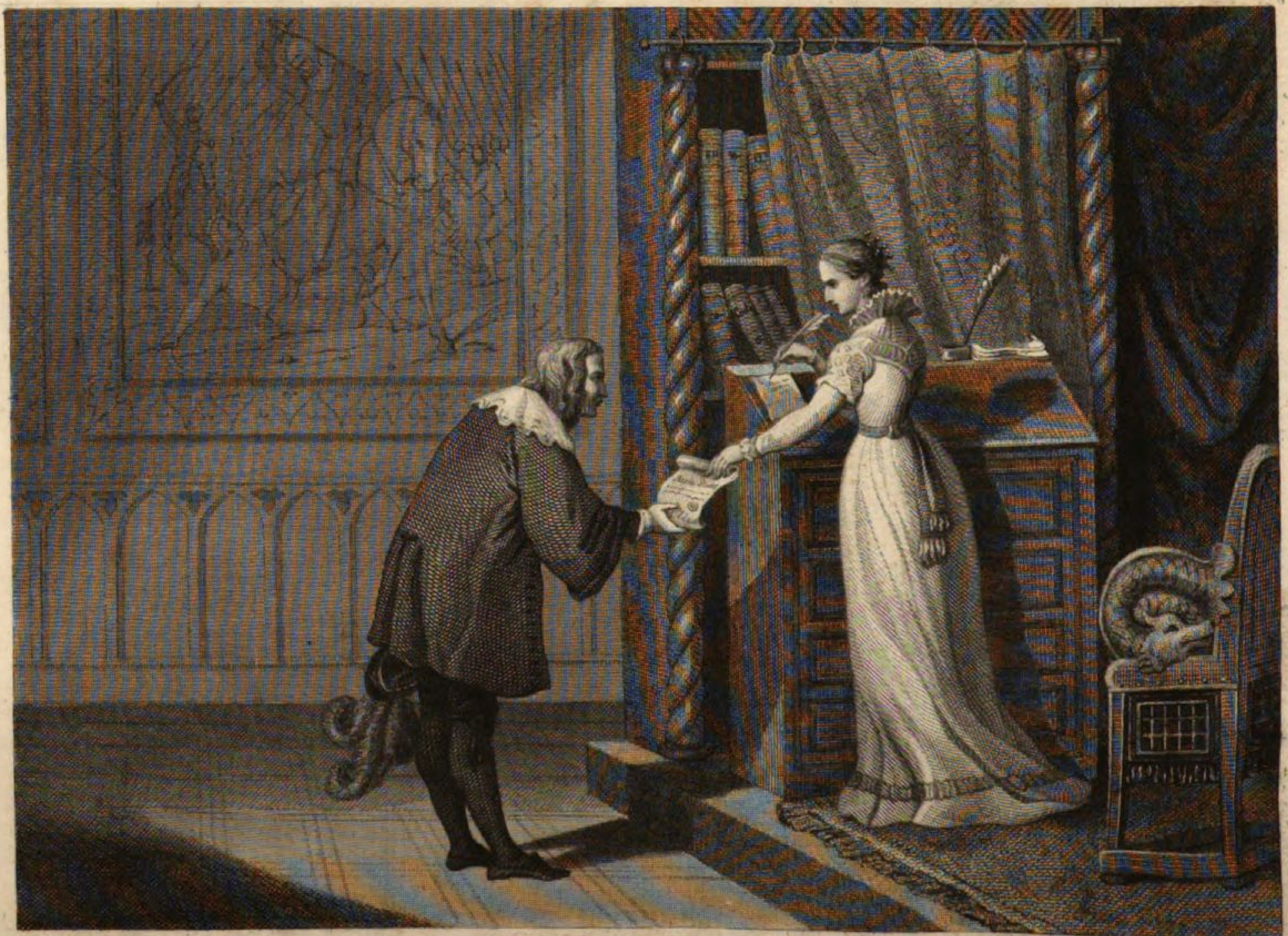
die Befreiung Marias und deren Erhebung auf den Thron der erſteren wurde von den Verſchwornen feſtgeſetzt, wodurch ſie hofften, die katholiſche Religion wieder in England herrſchend zu machen, und ſich ſo die ewige Seligkeit ohne Fegfeuer zu verdienen. Babington ſetzte ſich mit Maria brieflich in Verbindung und empfing von ihr die aufmunterndſte Antwort. Indeſſen wurde Alles entdeckt, die Briefe aufgefangen und 14 Verſchworne hingerichtet, von denen jedoch nur ſieben ihr Vorhaben eingeſtanden hatten.

Würde Maria bloß zu ihrer eigenen Befreiung ein geheimes Verſtändniß errichtet haben, ſo würde nichts leichter entſchuldigt werden können, als dieſes. Hätte ſie in der Abſicht, ihre Feindin Eliſabeth zu tödten, eine Verſchwörung angeſponnen, ſo hätte ſie ſelbſt dieſer höchſt ſträflichen Unternehmung wegen, als Königin von Schottland, nicht vor einem fremden Tribunal zur Verantwortung gezogen werden können. Dennoch ernannte man 40 Bevollmächtigte, um ihr den Prozeß zu machen. Sie ward in ihrem Gefängniſſe abgehört, betheuerte aber anfangs, daß ſie keinen Richter erkenne, am wenigſten in einem ſolchen Lande, wo man ihr den Schutz der Geſetze verſage. Dennoch ließ ſie ſich zuletzt unvorſichtiger Weiſe bereden, ſich zu verantworten. Ihre beiden Secretäre bezeugten, ohne durch die Folter dazu gezwungen zu werden, daß ſie Briefe von Babington erhalten und beantwortet habe, und ihr Zeugniß wurde durch Babingtons Geſtändniß beſtätigt. Sie läugnete Alles, und verlangte, mit den Secretären confrontirt zu werden. Dies ſchlug man ihr ab, weil die engliſchen Geſetze im Verbrechen der beleidigten Majeſtät keine Confrontation verordneten. Endlich ſprachen die Richter, bei ihrer Rückkunft nach London, daſelbſt das Todesurtheil über Maria aus. Hier war es, wo ſich Eliſabeth ſelbſt durch ihre Verſtellung verrieth. Ungeduldig, Maria los zu ſeyn, ſtellte ſie ſich, als ob ſie für ihr Schickſal lebhaft beſorgt wäre, und ließ deßhalb das Parlament zuſam-

men kommen, um ſich das Anſehen zu geben, als wenn ſie bloß nach dem Willen der Nation verfahren wolle. Das Parlament beſtätigte das Bluturtheil, und drang in den Hof, es bald zu vollziehen.

Die Königin hielt Jedermann in Ungewißheit. Ihre Hofleute und Miniſter ſchienen mit allen ihren Gründen und Bitten ihr großmüthiges Herz nicht erſchüttern zu können. Man mußte ſich außerordentlicher Bewegungsgründe bedienen, um eine ſtrenge That von ihr zu erzwingen, welche ſie ſchon begangen zu haben wünſchte. Sie ließ ſelbſt mit Fleiß falſche Gerüchte von feindlichen Einfällen und Verſchwörungen ausſprengen, um die leichtgläubigen Gemüther zu erhitzen. Endlich unterſchrieb ſie den unglücklichen Befehl und übergab ihn dem zweiten Staatsſecretair Daviſon, jedoch nur, wie ſie zu verſtehen gab, um ſich deſſelben in dem Falle einer dringenden Noth zu bedienen. Die Miniſter, die bis auf den Grund ihrer Seele ſahen, eilten, ihr ein Genüge zu leiſten, und die Königin von Schottland ſtarb auf dem Blutgerüſte.

Den Abend vor ihrer Hinrichtung legte ſie ſich zur gewöhnlichen Zeit zum Schlafe nieder, und ſchlief einige Stunden ſehr ruhig, den übrigen Theil der Nacht brachte ſie mit Religionsübungen zu. Gegen Morgen zog ſie ein ſammtnes Trauerkleid an, und ſchmückte ſich mit einer Sorgfalt, die man lange nicht mehr an ihr bemerkt hatte. Um acht Uhr trat der Oberrichter und ſeine Begleiter in ihr Zimmer; ſie erhob ſich ſogleich und folgte ihm, auf zwei von Paulet's Leuten gelehnt, weil eine Schwäche in den Gliedern ihr ſeit einiger Zeit das Gehen erſchwerte, in den Saal, wo das Todesurtheil vollzogen werden ſollte. Ein Agnus Dei hing an einem Roſenkranze um ihren Hals, in der Hand trug ſie ein Crucifix von Elfenbein. In dem Gemache, welches unmittelbar an ihr Zimmer ſtieß, fand ſie Schrewsbury, Kent, Paulet und Drury, außer ihnen aber Sir Andreas Melvil, ihren Haushofmeiſter einen treuen Diener, dem ſie mit ganz beſonderem Wohlwollen zugethan



ELISABETH ÜBERGIEBT DAVISON MARIA STUARTS TODESURTHEIL.

war. Er warf ſich, von Schmerz und Verzweiflung zerriſſen, zu ihren Füßen nieder und ſtammelte einige Worte des Jammers über das unglückliche Verhängniß, welches ihn auserſehen hatte, der Ueberbringer ſolcher trauriger Nachrichten in Schottland zu ſeyn.

„Höre auf zu weinen,“ rief ihm die Königin zu, „guter Melvil; hier iſt volle Urſache zur Fröhlichkeit, denn heute wird Maria Stuart von allen ihren Leiden befreit; die Welt iſt eine Wohnſtätte des Jammers, ſo reich an Elend, daß ein ganzes Meer von Thränen nicht hinreicht, es zu beweinen. Ich ſterbe mit der Ueberzeugung, meiner Religion treu geblieben zu ſeyn und meinem Königreiche nichts von ſeinen Rechten und Vortheilen vergeben zu haben. Sage dieß meinem Sohne! Der Himmel verzeihe allen denen, die ſo lange nach meinem Blute dürſteten.“ Sie verlangte die Erlaubniß, drei männliche Diener und zwei weibliche mit zum Richtplatze zu nehmen. Der Graf von Kent weigerte ſich lange, ihr dies zu gewähren; er fürchtete, daß das Betragen dieſer Begleiter ihn in Verlegenheit ſetzen möchte. Seine Weigerung ſchien einen tiefen und empörenden Eindruck auf Maria zu machen. „Ich bin die nächſte Verwandtin Eurer Monarchin,“ rief ſie mit majeſtätiſchem Stolze aus, „von dem königlichen Blute Heinrich's VII. entſproſſen, eine vermählte Königin von Frankreich, eine geſalbte Königin von Schottland. Wie könnt Ihr mir einen Troſt verſagen, den man einer Frau von weit geringerem Stande unbedenklich gewähren würde?“ Die Commiſſarien berathſchlagten mit einander, und geſtanden ihr endlich die ſehnlich gewünſchte Begleitung zu. Das Blutgerüſt war in eben dem Saale, wo vier Monate zuvor ihr Criminalprozeß geführt wurde, errichtet, nur wenig über den Fußboden erhoben, und ſammt dem Stuhle, dem Kiſſen und dem Blocke mit ſchwarzem Tuche bekleidet. Sie beſtieg es mit ruhiger und unveränderter Miene, ſetzte ſich auf den für ſie beſtimmten Stuhl, und hörte den Befehl zu ihrer Hinrichtung mit vollkom-

mener Gleichgültigkeit und ſo, als wenn er eine fremde Perſon betroffen hätte, ableſen. Das Zimmer war gedrängt voll von Menſchen, welche das außerordentliche Schauſpiel herbeigezogen hatte, und welche der Contraſt zwiſchen ſo viel großen und liebenswürdigen Eigenſchaften und einem ſo grauſamen Schickſal, zwiſchen ſo glänzenden Hoffnungen und einem ſo jammervollen Ende zur innigſten Bewunderung und zur tiefſten Wehmuth hinriß. Der Dechant von Peterborough begann nunmehr ſeinen fruchtloſen und traurigen Zuſpruch, ermahnte die Königin zur Bekehrung, zeigte ihr den Himmel bei der proteſtantiſchen Lehre, die Hölle bei der ihrigen. Sie ſchien anfänglich gar nicht auf ihn zu hören. Zuletzt unterbrach ſie ſeine unzeitige Rede mit ſichtbarer Ungeduld. Die beiden Grafen bemerkten nun ſelbſt, daß es eben ſo thöricht als unmenſchlich ſey, ſie länger durch dieſe eitelen Verſuche zu quälen. Sie überließen ſie auf einige Augenblicke der Neigung ihres Gemüths und Maria benutzte dieſe, für die tiefgebeugte Kirche, für ihren Sohn, endlich für die Königin Eliſabeth, der ſie eine lange und glückliche Regierung wünſchte, zu beten. Als ſie ihr Crucifix mit vieler Inbrunſt küßte, rief ihr der Graf von Kent, noch einmal von proteſtantiſchem Eifer ergriffen, zu, ſie möchte doch Chriſtum lieber im Herzen, als in den Händen haben. Sie antwortete ihm, es ſey nicht möglich, einen ſolchen Gegenſtand in der Hand zu tragen, ohne die Rührung, die er erregte, auch tief im Herzen zu fühlen. Endlich fing ſie an, ſich mit Hülfe ihrer beiden Frauen zu entkleiden; da der Nachrichter ihr Beiſtand leiſten wollte, wendete ſie ſich um und bemerkte mit Lächeln, ſie ſey nicht gewohnt, ſich vor einer ſo großen Geſellſchaft und von ſolchen Dienern umringt auszuziehen. Einige ihrer Leute wollten von neuem in Wehklagen ausbrechen; ſie hielt den Finger auf den Mund, zum Zeichen, daß ſie ihnen Stillſchweigen gebiete. Gleich darauf band eine ihrer Frauen ihr ein Tuch um die Augen,

MARIA STUART VOR DER HINRICHTUNG

und Maria legte, ohne das geringſte Merkmal von Muthloſigkeit oder Angſt, ihr Haupt auf den Block. Indeß einer von den Nachrichtern ſie ſanft bei den Händen faßte, machte der andere auf den zweiten Streich ihrem Leben ein Ende. Nachdem er das Haupt abgelöſ't hatte, hielt er es, von Blut ſtrömend, den Zuſchauern vor. Der Dechant von Peterborough rief allein: „So müſſen alle Feinde der Königin Eliſabeth umkommen.“ Der Graf von Kent antwortete allein: „Amen“, alle übrigen Anweſenden waren mit ſtarrem Erſtaunen und ſprachloſer Traurigkeit auf das entſetzliche Schauſpiel geheftet, und der Empfindung, die dieſes Schauſpiel gebot, mußten für einen Augenblick Furcht und Haß, Eiferſucht, Religionsfanatismus, Parteigeiſt, Streben nach Gunſt, Anbetung der Macht und alle anderen Empfindungen weichen.

Bei der Nachricht von der vollzogenen Hinrichtung brach Eliſabeth in laute Klagen aus, gerieth in den heftigſten Eifer, hieß ihre Miniſter ſich entfernen und trieb die Heuchelei aufs äußerſte.

Eliſabeth erwarb ſich bei andern Gelegenheiten Bewunderung. Die vereinigten niederländiſchen Provinzen hatten, nach der von Frankreich erhaltenen abſchlägigen Antwort, ſich im Jahre 1585 erboten, ſie für ihre Beherrſcherin zu erkennen. Entweder die Furcht, ſich dadurch den Vorwurf einer Uſurpation zuzuziehen, oder die Beſorgniß, ſich in der Oberherrſchaft nicht behaupten zu können, hielt ſie klüglich von dieſer gefahrvollen Unternehmung ab. Sie begnügte ſich damit, mit der aufkeimenden Republik ein Schutzbündniß zu errichten, worauf ſie ihr Hülfstruppen unter dem Befehl ihres Günſtlings, des Grafen von Leiceſter, zuſandte. Schon trotzte die engliſche Seemacht der ſpaniſchen ſogar bis nach Amerika. Der berühmte Drake hatte die Welt umſegelt und war mit reicher Beute zurückgekommen. Erhoben zur Würde eines Admirals, eroberte er St. Domingo, Carthagena und andere Plätze, und ſteigerte dadurch die Luſt zu kühnen Seezügen, die mehr und

mehr zunahm: England lernte bald einſehen, welche Vortheile es von dem Weltmeere ziehen konnte, und legte von der Zeit an den Grund zu ſeiner Größe.

Inzwiſchen machte der König von Spanien unermeßliche Zurüſtungen zur Eroberung Englands, welches Sixtus V. ihm ſo eben in einer Bulle als ein Lehen der römiſchen Kirche verliehen hatte. Der kühne Pabſt unterſtand ſich ſogar, demjenigen Prämien anzubieten, der die Königin Eliſabeth den Katholiken dergeſtalt in die Hände liefern würde, daß ſie von denſelben ihrer Verbrechen wegen beſtraft werden könne. Das hieß, ſie nicht nur zu einer tapferen Gegenwehr, ſondern auch zu einer unverſöhnlichen Feindſchaft wider den heiligen Stuhl auffordern. Gleichwohl ſchien es, als wenn Philipps II. Kriegsrüſtung die päbſtliche Bulle in Kraft ſetzen würde. Dieſe Rüſtung beſtand aus 130 großen Schiffen, die 20,000 zur Landung beſtimmte Soldaten, 2600 große Kanonen und Lebensmittel auf ſechs Monate an Bord hatten. Der Herzog Alexander von Parma, der ſich durch ſeine Feldzüge berühmt gemacht hatte, ſollte durch eine Landung die unüberwindliche Flotte unterſtützen, die dieſen Namen, den ihr ein vermeſſener Stolz gab, verdient haben würde, wenn Menſchenkräfte über alle Zufälle des Glückes erhaben wären.

Die engliſche Seemacht war bis auf 28 kleine Fahrzeuge herunter gekommen, als ein ſo fürchterliches Ungewitter über das Königreich ausbrechen ſollte. Doch Eliſabeth wußte durch Muth und Klugheit Alles zu erſetzen. Sie ermunterte den Eifer der Nation, und man ſuchte ſich einander zu überbieten, um ihr reichlich Hülfe zu ſchaffen und Schiffe zu erbauen. Die Stadt London, von der ſie 15 verlangte, rüſtete 30 aus; ſogar die Katholiken, auf deren Empörung der Pabſt ſichere Rechnung machte, bewieſen ſich größtentheils als gute Bürger. Ein zahlreiches Heer ſtand zur Vertheidigung des Vaterlandes bereit. Die Königin erſchien zu Pferde

VERNICHTUNG DER UNÜBERWINDLICHEN FLOTTE

in dem Lager; ſprach den Truppen Muth ein, und verſicherte aufs theuerſte, daß ſie lieber in dem Getümmel der Schlacht ihr Leben aufopfern, als ihr Volk unterjocht ſehen wolle. „Ich habe,“ ſagte ſie mit einem Tone der Unerſchrockenheit, „nur den Arm eines Weibes, aber ich habe den Geiſt eines Königs, und, was noch mehr iſt, eines Königs von England.“

Verſchiedene Zufälle beförderten den Triumph der Engländer. Die von Liſſabon abgeſegelte unüberwindliche Flotte wurde durch einen Sturm in ihrem Laufe aufgehalten. Der Herzog von Medina-Sidonia, der nach dem Ableben des tapfern Marquis von Santa Cruz wider ſeinen Willen das Commando bekam, hatte vom Seeweſen keine Kenntniſſe. Die ungeheuern ſchwimmenden Maſchinen wurden von unwiſſenden, ſchlecht geübten Steuerleuten und Matroſen geleitet. Die Engländer, die weit beſſer zu manövriren verſtanden, machten von ihren kleinen und leichter ſegelnden Schiffen den beſten Gebrauch, und erfochten zu wiederholten Malen bedeutende Vortheile. Der Herzog von Parma glaubte, weil es ihm an Kriegsſchiffen gebrach, keine Landung wagen zu dürfen. Die Spanier gaben endlich alle Hoffnung zu einem glücklichen Erfolge auf, kehrten um die arcadiſchen Inſeln nach ihrer Heimath zurück, und wurden von einem ſchrecklichen Sturme überfallen, der ihrer Flotte vollends den Untergang brachte. Philipp verlor mehr als die Hälfte ſeiner Kriegsſchiffe, ungefähr **25,000** Mann, und an Gelde **36** Millionen. Bei der Nachricht von dieſem großen Unglücke behielt er ſeine ruhige Miene, und ſagte: „Ich hatte meine Flotte ausgeſchickt, um ſich mit den Engländern und nicht mit den Elementen zu ſchlagen. Gott ſey gelobt!“ Die ſpaniſchen Prieſter, deren Prophezeihungen ſo ſehr fehl geſchlagen waren, ſchrieben die Urſache davon den Ungläubigen zu, die noch im Königreiche geduldet würden. Sie hielten ohne Zweifel die Inquiſition für noch nicht blutgierig genug.

In Frankreich riefen unterdeſſen Schwärmerei und Empörungen die traurigſten Scenen hervor. In Paris ward der Bund der Sechzehner errichtet, der von den 16 Quartieren dieſer Stadt den Namen führte, und an Wuth ſelbſt die große Ligue übertraf. Die Abſicht deſſelben war, den König zu entthronen, und dem Herzoge von Guiſe die Krone zu geben. Heinrich III., ein elendes Spiel der Aufrührer, ſah ſich nicht nur außer Stande geſetzt, ſich mit dem Könige von Navarra, ſo ſehr es auch ihr gemeinſchaftliches Intereſſe erforderte, zu verbinden, ſondern wurde ſogar gezwungen, ihn beſtändig zu bekriegen. Heinrich IV., ſchon als Held bekannt, machte ſich durch den bei Coutras in Guienne im Jahre 1587 über den Herzog von Joyeuſe erfochtenen Sieg mehr als jemals berühmt. Dieſer Liebling des Königs von Frankreich ward nach der Schlacht kaltblütig getödtet. Der bürgerliche und Religionshaß vervielfältigte die Grauſamkeiten bei beiden Parteien. Eine deutſche Armee kam den Calviniſten zu Hülfe; der Herzog von Guiſe griff ſie in Gatinois und im Lande Chartrain an und zerſtreute ſie. Man rühmte ihn zu Paris, als den Retter Frankreichs, und, um ihm den Weg zum Throne zu bahnen, ließ man durch die Sorbonne den Ausſpruch thun, „daß man einem unfähigen Fürſten eben ſo die Regierung, wie einem verdächtigen Vormunde die Vormundſchaft, nehmen könne."

Jeder Schritt der lothringiſchen Prinzen prophezeihete den Untergang des Monarchen. Eine von den vornehmſten Liguiſten zu Nancy gehaltene Verſammlung übergab dem Könige eine Schrift, mit der Bitte, diejenigen Perſonen, die man ihm nennen würde, vom Hofe zu entfernen, den Häuptern der Ligue diejenigen Städte, die man namhaft machen würde, einzuräumen, das tridentiniſche Concilium kund zu machen, in den Hauptſtädten ein Inquiſitionsgericht einzuſetzen, und daſſelbe Fremden vor Franzoſen anzuvertrauen u. ſ. w. Dieſer letzte Artikel beſonders erregte Entſetzen, weil durch die

Bewilligung deſſelben halb Frankreich zum Scheiterhaufen für ſeine Bürger würde gemacht worden ſeyn. Wir müſſen hier bemerken, daß die Verordnung zu Blois im Jahre 1579 bereits verſchiedene Puncte, die Disciplin betreffend, den Decreten des tridentiniſchen Conciliums gemäß, eingeführt und unter andern die Ablegung der Kloſtergelübde im 16ten Jahre erlaubt hatte, die durch die Verordnung von Orleans weislich ein reiferes Alter bedingte.

Der König erwachte endlich aus ſeiner Schlafſucht, brachte Truppen zuſammen, und rüſtete ſich zur Beſtrafung der Sechzehner. Er ließ dem Herzoge von Guiſe verbieten, nach Paris zu kommen, der aber dennoch dahin kam. Bald darauf ſah man die Aufrührer mit bewaffneter Hand die Straßen verſperren, und die Soldaten einſchließen. Heinrich nahm die Flucht. Guiſe, der ſich nun der Hauptſtadt bemeiſtert hatte, ſchrieb Friedensbedingungen vor; denn die Pariſer gaben Zeichen der Reue von ſich, aber der König hatte nicht Macht genug, die Rebellen zu züchtigen. In einem zu Rouen unterzeichneten Wiedervereinigungsedicte verpflichtete ſich dieſer unglückliche Regent mit einem Eide, mit den Ketzern weder Frieden, noch Waffenſtillſtand zu ſchließen, ſondern die Ketzerei im Königreiche auszurotten, und ließ ſeine Unterthanen ſchwören, nach ſeinem Tode keinen Ketzer, und Keinen, der die Ketzer begünſtige, zum Könige anzunehmen. So war dann das Thronfolgerecht Heinrich IV. entriſſen.

Man hielt darauf zu Blois eine Reichsverſammlung; erklärte daſelbſt das dem Monarchen abgepreßte Unionsedict für ein Reichsgrundgeſetz; machte neue Forderungen, die vom Empörungsgeiſte zeugten; drang in den König, den nächſten muthmaßlichen Thronerben mit ausdrücklichen Worten von der Thronfolge auszuſchließen, und das tridentiniſche Concilium ungeſäumt bekannt machen zu laſſen. Während der Streitigkeiten, die ſich dieſes letztern Punkts wegen erhoben, wurde der Erzbiſchof von

Lyon an den Freiheiten der gallicaniſchen Kirche dergeſtalt zum Verräther, daß er ſie als gewaltſame Eingriffe in die Rechte des heiligen Stuhles ſchilderte, und der Cardinal von Condé erklärte die Vertheidiger dieſer Freiheiten, die doch nur Ueberbleibſel des allgemeinen Kirchenrechtes ſind, für unwiſſend. Die Verblendung ging ſo weit, daß man die Nationalgeſetze umſtürzen wollte, um unter das Joch des römiſchen Hofes zu kriechen.

Endlich, da der Herzog von Savoyen ſich unter dem Vorwande, der Ketzerei zu wehren, des Marquiſats Saluzzo bemächtigt hatte, der Herzog von Guiſe aber eines geheimen Verſtändniſſes mit jenem verdächtig war, und nur noch einen Schritt zu thun hatte, um einen Schattenkönig vom Throne zu ſtürzen: ſo glaubte Heinrich, der von Seiten der Geſetze keine Rettung zu hoffen hatte, in Gewaltthätigkeiten ſein Heil zu finden, und ließ den Herzog und den Cardinal von Guiſe meuchelmörderiſch tödten. Dieſer Prälat, der eben ſo heftig und ungeſtüm, als ſein Bruder behutſam war, hatte ſich oft verlauten laſſen, er wolle dem Könige eine Capuzinerkrone machen laſſen. Ihr Bruder, der Herzog von Mayenne, war zu Lyon, und kam nicht in Verhaft, aber wohl der Cardinal von Bourbon. Nach dieſem Schlage hätte ſich Heinrich die Beſtürzung der Aufrührer zu nutze machen, ſich der Stadt Paris bemächtigen, die Sechzehner vernichten, und ſich wieder mit Nachdruck in ſeiner, ſeit langer Zeit verächtlich gemachten königlichen Gewalt zeigen ſollen. Aber der König that von dem allen nichts; er gab nicht den geringſten Befehl, nahm nicht die geringſte Vorſicht, und begnügte ſich, ſich in öffentlichen Manifeſten zu rechtfertigen.

Damals ſtarb ſeine Mutter, die bekannte Katharina von Medicis, die ſeit einiger Zeit vernachläſſigt worden war, nachdem ſie durch die treuloſeſte Ehrſucht, die ſich nur denken läßt, ſo viele Zwietracht und Kriege entzündet hatte. Ihr Grundſatz, daß man Zwieſpalt anrichten müſſe, um ſicher zu regieren, ward durch das

Unglück des Königs und des Staates ſchrecklich widerlegt. Auf ihrem Todbette rieth ſie dem Könige, ſich mit Heinrich IV. auszuſöhnen und Gewiſſensfreiheit zu geſtatten. Dies hieß doch wenigſtens einmal einen Rath ertheilen, der der öffentlichen Wohlfahrt entſprach.

Schon hatte die Schwärmerei der Liguiſten alle Schranken zerbrochen. Die Sechzehner, die durch die Ermordung der Guiſen wüthend geworden waren, ſetzten ganz Paris in Aufruhr. Das Vorurtheil, das die meiſten Geiſtlichen und Mönche verblendete, begünſtigte ihre Wuth nur zu ſehr. Ungeſtüme Prediger und noch furchtbarere Beichtväter erklärten allenthalben die Empörung für eine heilige Pflicht. Die Sorbonne fertigte, um dieſelbe gut zu heißen, ein eigenes Decret aus, zu deſſen Unterſchrift man das Parlament zwingen wollte; allein das Parlament ſchlug ſolches ab, und nun führte ein Procurator, Namens Buſſi le Clerc, den der Herzog von Guiſe zum Commandanten der Baſtille ernannt hatte, den erſten Präſidenten, den vorzüglichen Achilles von Harlai, ins Gefängniß; die übrigen Parlamentsräthe folgten ihrem Oberhaupte. Ein neues von den Sechzehnern erwähltes Parlament bemächtigte ſich des Tempels der Gerechtigkeit, beſtätigte die Ligue in allen ihren Punkten, und fügte die neue eidliche Verpflichtung hinzu, den Tod der Guiſen an den Anſtiftern und Theilnehmern des Meuchelmordes zu rächen.

Was Heinrich III. gleich bei dem Ausbruche der Unruhen hätte thun ſollen, dazu entſchloß er ſich endlich in der äußerſten Bedrängniß; er ſöhnte ſich mit dem Könige von Navarra aus. Dieſer, ſo vieler Urſachen zum Mißtrauen ungeachtet, hatte doch den Muth, ſich zu ihm zu begeben. Nun fertigte Sixtus V. ein Ermahnungsbreve aus, worin er dem Könige von Frankreich befahl, perſönlich oder durch einen Bevollmächtigten in 60 Tagen vor ihm

zu erſcheinen, um ſich wegen der Ermordung des Cardinals von Guiſe zu rechtfertigen; und ihn kraft der Bulle in coena Domini für excommunicirt erklärte, wenn er nicht den heiligen Stuhl ſeines Gehorſams verſicherte. Der Monarch, welcher wegen des neuen Bannfluchs zitterte, hatte um Abſolution in Rom anſuchen laſſen. Heinrich IV. ſagte zu ihm: „Wir müſſen ſiegen, dann werden wir von ſelbſt abſolvirt ſeyn; aber werden wir geſchlagen, ſo wird ein Donner des Vaticans nach dem andern über uns herfahren.“

Die beiden Könige belagerten Paris, und campirten zu St. Cloud. Hier ward Heinrich III. von Jacob Clement, einem jungen Dominicanermönche, erſtochen, den die Prediger der Caſuiſten und ſein Prior zu dieſem Verbrechen vermocht hatten, indem ſie ihm den Himmel als eine Belohnung des Königsmordes zeigten. Dieſer Mörder hatte ſich unter dem Vorwande wichtiger Aufträge einführen laſſen. Er ſtarb auf der Stelle unter den Streichen der hinzueilenden Diener des Königs, und entging ſo der peinlichen Frage und öffentlichen Hinrichtung. Die Schwärmer erklärten ihn zu Paris für einen Heiligen, erhoben ihn über die Judith, und ſetzten ſein Bildniß auf die Altäre. Einer Schrift der Liguiſten zufolge, brach Sixtus V. über die Unternehmung Clements in Bewunderung aus, und erröthete nicht, ſie mit der Menſchwerdung des Wortes und der Auferſtehung des Heilandes zu vergleichen.

Dieſer Pabſt, einer der außerordentlichſten Männer ſeines Jahrhunderts, ſtarb im Jahre 1590, 69 Jahre alt. Durch eine ſtrenge Gerechtigkeitspflege ſtellte er die Sicherheit im Kirchenſtaate wieder her, wo die Fehler der Regierung die Straßenräubereien begünſtigt hatten. Durch eine große Sparſamkeit ſetzte er ſich in den Stand, Rom mit Obelisken und mit eben ſo nützlichen als prächtigen Springbrunnen zu zieren, einen Pallaſt und die vaticaniſche Bibliothek zu erbauen, dem Volke einen beſtändigen

DIE ERRICHTUNG DES OBELISK VOR DER PETERSKIRCHE ZU ROM

Ueberfluß zu verſchaffen, ſeine Familie, ohne Murren zu erregen, zu bereichern, und bei ſeinem Ableben mehr als 50 Millionen Goldes zu hinterlaſſen. Er dachte auf die Eroberung des Königreichs Neapel. „Ein Compliment und ein Zelter iſt doch in der That nicht ſo viel werth, als ein Königreich," ſagte er einſt, als er von Kilian II. die hergebrachte Huldigung empfing.

Als einſt die Rede von Heinrich III. war, äußerte Sixtus V.: „Ich that, was ich konnte, um mich über den Stand eines Mönches zu erheben, er aber thut ſein Möglichſtes, in denſelben zu verſinken." Eliſabeth von England ſagte von dieſem außerordentlichen Manne: „Es iſt in der That ein fürſtlicher Pabſt und kein prieſterlicher."

Hier müſſen wir noch jener merkwürdigen Errichtung des großen Obelisken auf dem St. Petersplatz gedenken, welche auf Sixtus V. Befehl ſtattfand.

Dieſer berühmte Obelisk war von den Barbaren, die Rom ſo oft verwüſteten, verſchont geblieben, und ſtand wenig beachtet unter Ruinen und Trümmern, bis Sixtus V. das Pontificat erlangte. Dieſer unternehmende und kühne Pabſt faßte das von einigen ſeiner Vorgänger ebenfalls vorgenommene, aber wegen den unüberwindlich ſcheinenden Schwierigkeiten wieder aufgegebene Projekt, dieſe, weit über eine Million Pfunde wiegende Steinmaſſe auf dem St. Petersplatz aufrichten zu laſſen. Niemand wußte mehr, wie die Egyptier und Römer ſo ungeheure Laſten fortgebracht und bewegt hatten; um nun auszumitteln, wie der Obelisk zu transportiren und aufzurichten ſey, berief Sixtus im Jahr 1585 eine Commiſſion zuſammen, welcher die Künſtler, die das kühne Wagſtück unternehmen wollten, ihre Pläne zur Prüfung vorlegen mußten.

Von allen Seiten kamen nun Baumeiſter, Mathematiker und Gelehrte herbei, welche der Congregation Pläne und Modelle

von Maſchinen zu dieſem Zwecke vorlegten. Fontana berichtet, daß nicht weniger als 500 Männer ſich hierzu gemeldet hätten, unter denen mancher gar ſeltſame und abenteuerliche Vorſchläge machte. Der Großherzog von Toskana ſandte ſeinen beſten Baumeiſter, Ammanati genannt, mit vorzüglichen Empfehlungen verſehen, an den Pabſt. Nachdem derſelbe Alles gehörig in Augenſchein genommen hatte, bat er ſich noch ein Jahr Bedenkzeit aus, um die Sache reiflich überlegen zu können; Sixtus aber, der kein Freund von ſolchen bedenklichen Menſchen war, ſchickte den beſagten Architekten mit derbem Spotte heim. Nun erſchien Dominicus Fontana, und brachte zugleich ein Modell mit, welches aus Holz geformt war, an welchem ein kleiner Obelisk von Blei hing, den man mit Hülfe angebrachter Rollen und Haspeln ohne große Schwierigkeit in die Höhe bringen konnte. Da den Herren der Commiſſion die Sache nicht gleich einleuchten wollte, ſo machte es ihnen Fontana noch deutlicher, indem er das Stück eines kleinern zerbrochenen Obelisken, der in Ruinen lag, mit ziemlicher Leichtigkeit aufrichtete. Dennoch ſtritten die Herren lange, ob ſie dieſem Plane den Vorzug geben ſollten, wozu ſie ſich endlich verſtanden, indem ſie die Ausführung deſſelben einem andern Baumeiſter übertrugen, deſſen Name ſchon bekannter, als der des noch unbekannten Fontana war. Dieſer aber, damit nicht zufrieden, ging vor den Pabſt ſelbſt, und es gelang ihm auch ohne Mühe, den ſcharfſinnigen Sixtus zu überzeugen, daß er als Erfinder des Plans auch die Ausführung am beſten leiten könne, und Sixtus übertrug ihm nun die Leitung des Ganzen allein. — Er ließ nun den Grund zum Fußgeſtelle legen, und weil der Boden nicht feſt genug war, ſtarke Pfähle einrammeln. Alle Schloſſer, Schmiede, Zimmerleute u. ſ. w. Roms wurden nun in Bewegung geſetzt, um die nöthigen Kloben, eiſerne Stangen, Beſchläge und Werkzeuge jeder Art zu verfertigen. Indeſſen lang=

ten auch aus den Wäldern von Nettuno große Balken an, von ſolcher Länge und Schwere, daß jeder von ſieben Paar Büffeln gezogen wurde; von Terracina aber kamen dicke, aus Ulmen geſchnittene Bohlen und von San Severa Wellbäume von Steineichen für die Haspeln, und große Hebebäume von Ulmen; Alles Materialien von auserleſener Güte und der zuverläſſigſten Feſtigkeit.

Um nun den Obelisken zuvörderſt von ſeinem Fußgeſtelle abzuheben und niederzulegen, ließ Fontana ein großes hölzernes Gerüſte verfertigen, verſchaffte ſich durch Niederreißung einiger Häuſer auf der einen Seite des engen Platzes mehr Raum und durchbrach die Mauern der naheliegenden Sacriſtei, um auch auf der andern Seite des Obelisken Platz für einige Haspel zu gewinnen. Dann bedeckte er den Boden um das Fußgeſtell herum, damit die ungeheuere Laſt das weiche Erdreich nicht niederdrückte, mit einer doppelten Unterlage von künſtlich in einander verſchränkten Balken und errichtete auf dieſer die acht Säulen jenes Gerüſtes, zwiſchen denen ſich der von Seilen gehaltene Obelisk auf- und niederbewegen ſollte. Jede derſelben war aus einigen ſtarken Balken zuſammengeſetzt, hatte 18 Palmen im Umfang und war 123 Palmen hoch. Da es nicht möglich war, Balken von dieſer Länge aufzutreiben, ſo hatte man mehrere über einander geſetzt, die kunſtreich zuſammengefügt und von eiſernen Reifen umgeben waren. Ueberdem wurden dieſe Säulen von acht langen Streben geſtützt und durch eine Menge Querbalken, an welche ſie durch eiſerne Bolzen befeſtigt waren, mit einander verbunden und unbeweglich gemacht. Der Obelisk ſelbſt wurde, damit er nicht beſchädigt werden konnte, zuerſt in doppelte Matten eingewickelt und dann mit dicken Bohlen umkleidet. Auf dieſen wurden ſtarke eiſerne Stangen und Bänder befeſtigt, die, in einander eingreifend, gleichſam ein eiſernes Netz bildeten, welches das Gehäuſe des Obelisken auf

von Maſchinen zu dieſem Zwecke vorlegten. Fontana berichtet, daß nicht weniger als 500 Männer ſich hierzu gemeldet hätten, unter denen mancher gar ſeltſame und abenteuerliche Vorſchläge machte. Der Großherzog von Toskana ſandte ſeinen beſten Baumeiſter, Ammanati genannt, mit vorzüglichen Empfehlungen verſehen, an den Pabſt. Nachdem derſelbe Alles gehörig in Augenſchein genommen hatte, bat er ſich noch ein Jahr Bedenkzeit aus, um die Sache reiflich überlegen zu können; Sixtus aber, der kein Freund von ſolchen bedenklichen Menſchen war, ſchickte den beſagten Architekten mit derbem Spotte heim. Nun erſchien Dominicus Fontana, und brachte zugleich ein Modell mit, welches aus Holz geformt war, an welchem ein kleiner Obelisk von Blei hing, den man mit Hülfe angebrachter Rollen und Haspeln ohne große Schwierigkeit in die Höhe bringen konnte. Da den Herren der Commiſſion die Sache nicht gleich einleuchten wollte, ſo machte es ihnen Fontana noch deutlicher, indem er das Stück eines kleinern zerbrochenen Obelisken, der in Ruinen lag, mit ziemlicher Leichtigkeit aufrichtete. Dennoch ſtritten die Herren lange, ob ſie dieſem Plane den Vorzug geben ſollten, wozu ſie ſich endlich verſtanden, indem ſie die Ausführung deſſelben einem andern Baumeiſter übertrugen, deſſen Name ſchon bekannter, als der des noch unbekannten Fontana war. Dieſer aber, damit nicht zufrieden, ging vor den Pabſt ſelbſt, und es gelang ihm auch ohne Mühe, den ſcharfſinnigen Sixtus zu überzeugen, daß er als Erfinder des Plans auch die Ausführung am beſten leiten könne, und Sixtus übertrug ihm nun die Leitung des Ganzen allein. — Er ließ nun den Grund zum Fußgeſtelle legen, und weil der Boden nicht feſt genug war, ſtarke Pfähle einrammeln. Alle Schloſſer, Schmiede, Zimmerleute u. ſ. w. Roms wurden nun in Bewegung geſetzt, um die nöthigen Kloben, eiſerne Stangen, Beſchläge und Werkzeuge jeder Art zu verfertigen. Indeſſen lang-

ten auch aus den Wäldern von Nettuno große Balken an, von ſolcher Länge und Schwere, daß jeder von ſieben Paar Büffeln gezogen wurde; von Terracina aber kamen dicke, aus Ulmen geſchnittene Bohlen und von San Severa Wellbäume von Steineichen für die Haspeln, und große Hebebäume von Ulmen; Alles Materialien von auserleſener Güte und der zuverläſſigſten Feſtigkeit.

Um nun den Obelisken zuvörderſt von ſeinem Fußgeſtelle abzuheben und niederzulegen, ließ Fontana ein großes hölzernes Gerüſte verfertigen, verſchaffte ſich durch Niederreißung einiger Häuſer auf der einen Seite des engen Platzes mehr Raum und durchbrach die Mauern der naheliegenden Sacriſtei, um auch auf der andern Seite des Obelisken Platz für einige Haspel zu gewinnen. Dann bedeckte er den Boden um das Fußgeſtell herum, damit die ungeheuere Laſt das weiche Erdreich nicht niederdrückte, mit einer doppelten Unterlage von künſtlich in einander verſchränkten Balken und errichtete auf dieſer die acht Säulen jenes Gerüſtes, zwiſchen denen ſich der von Seilen gehaltene Obelisk auf- und niederbewegen ſollte. Jede derſelben war aus einigen ſtarken Balken zuſammengeſetzt, hatte 18 Palmen im Umfang und war 123 Palmen hoch. Da es nicht möglich war, Balken von dieſer Länge aufzutreiben, ſo hatte man mehrere über einander geſetzt, die kunſtreich zuſammengefügt und von eiſernen Reifen umgeben waren. Ueberdem wurden dieſe Säulen von acht langen Streben geſtützt und durch eine Menge Querbalken, an welche ſie durch eiſerne Bolzen befeſtigt waren, mit einander verbunden und unbeweglich gemacht. Der Obelisk ſelbſt wurde, damit er nicht beſchädigt werden konnte, zuerſt in doppelte Matten eingewickelt und dann mit dicken Bohlen umkleidet. Auf dieſen wurden ſtarke eiſerne Stangen und Bänder befeſtigt, die, in einander eingreifend, gleichſam ein eiſernes Netz bildeten, welches das Gehäuſe des Obelisken auf

von Maſchinen zu dieſem Zwecke vorlegten. Fontana berichtet, daß nicht weniger als 500 Männer ſich hierzu gemeldet hätten, unter denen mancher gar ſeltſame und abenteuerliche Vorſchläge machte. Der Großherzog von Toskana ſandte ſeinen beſten Baumeiſter, Ammanati genannt, mit vorzüglichen Empfehlungen verſehen, an den Pabſt. Nachdem derſelbe Alles gehörig in Augenſchein genommen hatte, bat er ſich noch ein Jahr Bedenkzeit aus, um die Sache reiflich überlegen zu können; Sixtus aber, der kein Freund von ſolchen bedenklichen Menſchen war, ſchickte den beſagten Architekten mit derbem Spotte heim. Nun erſchien Dominicus Fontana, und brachte zugleich ein Modell mit, welches aus Holz geformt war, an welchem ein kleiner Obelisk von Blei hing, den man mit Hülfe angebrachter Rollen und Haspeln ohne große Schwierigkeit in die Höhe bringen konnte. Da den Herren der Commiſſion die Sache nicht gleich einleuchten wollte, ſo machte es ihnen Fontana noch deutlicher, indem er das Stück eines kleinern zerbrochenen Obelisken, der in Ruinen lag, mit ziemlicher Leichtigkeit aufrichtete. Dennoch ſtritten die Herren lange, ob ſie dieſem Plane den Vorzug geben ſollten, wozu ſie ſich endlich verſtanden, indem ſie die Ausführung deſſelben einem andern Baumeiſter übertrugen, deſſen Name ſchon bekannter, als der des noch unbekannten Fontana war. Dieſer aber, damit nicht zufrieden, ging vor den Pabſt ſelbſt, und es gelang ihm auch ohne Mühe, den ſcharfſinnigen Sixtus zu überzeugen, daß er als Erfinder des Plans auch die Ausführung am beſten leiten könne, und Sixtus übertrug ihm nun die Leitung des Ganzen allein. — Er ließ nun den Grund zum Fußgeſtelle legen, und weil der Boden nicht feſt genug war, ſtarke Pfähle einrammeln. Alle Schloſſer, Schmiede, Zimmerleute u. ſ. w. Roms wurden nun in Bewegung geſetzt, um die nöthigen Kloben, eiſerne Stangen, Beſchläge und Werkzeuge jeder Art zu verfertigen. Indeſſen lang=

ten auch aus den Wäldern von Nettuno große Balken an, von ſolcher Länge und Schwere, daß jeder von ſieben Paar Büffeln gezogen wurde; von Terracina aber kamen dicke, aus Ulmen geſchnittene Bohlen und von San Severa Wellbäume von Steineichen für die Haspeln, und große Hebebäume von Ulmen; Alles Materialien von auserleſener Güte und der zuverläſſigſten Feſtigkeit.

Um nun den Obelisken zuvörderſt von ſeinem Fußgeſtelle abzuheben und niederzulegen, ließ Fontana ein großes hölzernes Gerüſte verfertigen, verſchaffte ſich durch Niederreißung einiger Häuſer auf der einen Seite des engen Platzes mehr Raum und durchbrach die Mauern der naheliegenden Sacriſtei, um auch auf der andern Seite des Obelisken Platz für einige Haspel zu gewinnen. Dann bedeckte er den Boden um das Fußgeſtell herum, damit die ungeheuere Laſt das weiche Erdreich nicht niederdrückte, mit einer doppelten Unterlage von künſtlich in einander verſchränkten Balken und errichtete auf dieſer die acht Säulen jenes Gerüſtes, zwiſchen denen ſich der von Seilen gehaltene Obelisk auf- und niederbewegen ſollte. Jede derſelben war aus einigen ſtarken Balken zuſammengeſetzt, hatte 18 Palmen im Umfang und war 123 Palmen hoch. Da es nicht möglich war, Balken von dieſer Länge aufzutreiben, ſo hatte man mehrere über einander geſetzt, die kunſtreich zuſammengefügt und von eiſernen Reifen umgeben waren. Ueberdem wurden dieſe Säulen von acht langen Streben geſtützt und durch eine Menge Querbalken, an welche ſie durch eiſerne Bolzen befeſtigt waren, mit einander verbunden und unbeweglich gemacht. Der Obelisk ſelbſt wurde, damit er nicht beſchädigt werden konnte, zuerſt in doppelte Matten eingewickelt und dann mit dicken Bohlen umkleidet. Auf dieſen wurden ſtarke eiſerne Stangen und Bänder befeſtigt, die, in einander eingreifend, gleichſam ein eiſernes Netz bildeten, welches das Gehäuſe des Obelisken auf

von Maſchinen zu dieſem Zwecke vorlegten. Fontana berichtet, daß nicht weniger als 500 Männer ſich hierzu gemeldet hätten, unter denen mancher gar ſeltſame und abenteuerliche Vorſchläge machte. Der Großherzog von Toskana ſandte ſeinen beſten Baumeiſter, Ammanati genannt, mit vorzüglichen Empfehlungen verſehen, an den Pabſt. Nachdem derſelbe Alles gehörig in Augenſchein genommen hatte, bat er ſich noch ein Jahr Bedenkzeit aus, um die Sache reiflich überlegen zu können; Sixtus aber, der kein Freund von ſolchen bedenklichen Menſchen war, ſchickte den beſagten Architekten mit derbem Spotte heim. Nun erſchien Dominicus Fontana, und brachte zugleich ein Modell mit, welches aus Holz geformt war, an welchem ein kleiner Obelisk von Blei hing, den man mit Hülfe angebrachter Rollen und Haspeln ohne große Schwierigkeit in die Höhe bringen konnte. Da den Herren der Commiſſion die Sache nicht gleich einleuchten wollte, ſo machte es ihnen Fontana noch deutlicher, indem er das Stück eines kleinern zerbrochenen Obelisken, der in Ruinen lag, mit ziemlicher Leichtigkeit aufrichtete. Dennoch ſtritten die Herren lange, ob ſie dieſem Plane den Vorzug geben ſollten, wozu ſie ſich endlich verſtanden, indem ſie die Ausführung deſſelben einem andern Baumeiſter übertrugen, deſſen Name ſchon bekannter, als der des noch unbekannten Fontana war. Dieſer aber, damit nicht zufrieden, ging vor den Pabſt ſelbſt, und es gelang ihm auch ohne Mühe, den ſcharfſinnigen Sixtus zu überzeugen, daß er als Erfinder des Plans auch die Ausführung am beſten leiten könne, und Sixtus übertrug ihm nun die Leitung des Ganzen allein. — Er ließ nun den Grund zum Fußgeſtelle legen, und weil der Boden nicht feſt genug war, ſtarke Pfähle einrammeln. Alle Schloſſer, Schmiede, Zimmerleute u. ſ. w. Roms wurden nun in Bewegung geſetzt, um die nöthigen Kloben, eiſerne Stangen, Beſchläge und Werkzeuge jeder Art zu verfertigen. Indeſſen lang-

ten auch aus den Wäldern von Nettuno große Balken an, von ſolcher Länge und Schwere, daß jeder von ſieben Paar Büffeln gezogen wurde; von Terracina aber kamen dicke, aus Ulmen geſchnittene Bohlen und von San Severa Wellbäume von Steineichen für die Haspeln, und große Hebebäume von Ulmen; Alles Materialien von auserleſener Güte und der zuverläſſigſten Feſtigkeit.

Um nun den Obelisken zuvörderſt von ſeinem Fußgeſtelle abzuheben und niederzulegen, ließ Fontana ein großes hölzernes Gerüſte verfertigen, verſchaffte ſich durch Niederreißung einiger Häuſer auf der einen Seite des engen Platzes mehr Raum und durchbrach die Mauern der naheliegenden Sacriſtei, um auch auf der andern Seite des Obelisken Platz für einige Haspel zu gewinnen. Dann bedeckte er den Boden um das Fußgeſtell herum, damit die ungeheuere Laſt das weiche Erdreich nicht niederdrückte, mit einer doppelten Unterlage von künſtlich in einander verſchränkten Balken und errichtete auf dieſer die acht Säulen jenes Gerüſtes, zwiſchen denen ſich der von Seilen gehaltene Obelisk auf- und niederbewegen ſollte. Jede derſelben war aus einigen ſtarken Balken zuſammengeſetzt, hatte 18 Palmen im Umfang und war 123 Palmen hoch. Da es nicht möglich war, Balken von dieſer Länge aufzutreiben, ſo hatte man mehrere über einander geſetzt, die kunſtreich zuſammengefügt und von eiſernen Reifen umgeben waren. Ueberdem wurden dieſe Säulen von acht langen Streben geſtützt und durch eine Menge Querbalken, an welche ſie durch eiſerne Bolzen befeſtigt waren, mit einander verbunden und unbeweglich gemacht. Der Obelisk ſelbſt wurde, damit er nicht beſchädigt werden konnte, zuerſt in doppelte Matten eingewickelt und dann mit dicken Bohlen umkleidet. Auf dieſen wurden ſtarke eiſerne Stangen und Bänder befeſtigt, die, in einander eingreifend, gleichſam ein eiſernes Netz bildeten, welches das Gehäuſe des Obelisken auf

von Maſchinen zu dieſem Zwecke vorlegten. Fontana berichtet, daß nicht weniger als 500 Männer ſich hierzu gemeldet hätten, unter denen mancher gar ſeltſame und abenteuerliche Vorſchläge machte. Der Großherzog von Toskana ſandte ſeinen beſten Baumeiſter, Ammanati genannt, mit vorzüglichen Empfehlungen verſehen, an den Pabſt. Nachdem derſelbe Alles gehörig in Augenſchein genommen hatte, bat er ſich noch ein Jahr Bedenkzeit aus, um die Sache reiflich überlegen zu können; Sixtus aber, der kein Freund von ſolchen bedenklichen Menſchen war, ſchickte den beſagten Architekten mit derbem Spotte heim. Nun erſchien Dominicus Fontana, und brachte zugleich ein Modell mit, welches aus Holz geformt war, an welchem ein kleiner Obelisk von Blei hing, den man mit Hülfe angebrachter Rollen und Haspeln ohne große Schwierigkeit in die Höhe bringen konnte. Da den Herren der Commiſſion die Sache nicht gleich einleuchten wollte, ſo machte es ihnen Fontana noch deutlicher, indem er das Stück eines kleinern zerbrochenen Obelisken, der in Ruinen lag, mit ziemlicher Leichtigkeit aufrichtete. Dennoch ſtritten die Herren lange, ob ſie dieſem Plane den Vorzug geben ſollten, wozu ſie ſich endlich verſtanden, indem ſie die Ausführung deſſelben einem andern Baumeiſter übertrugen, deſſen Name ſchon bekannter, als der des noch unbekannten Fontana war. Dieſer aber, damit nicht zufrieden, ging vor den Pabſt ſelbſt, und es gelang ihm auch ohne Mühe, den ſcharfſinnigen Sixtus zu überzeugen, daß er als Erfinder des Plans auch die Ausführung am beſten leiten könne, und Sixtus übertrug ihm nun die Leitung des Ganzen allein. — Er ließ nun den Grund zum Fußgeſtelle legen, und weil der Boden nicht feſt genug war, ſtarke Pfähle einrammeln. Alle Schloſſer, Schmiede, Zimmerleute u. ſ. w. Roms wurden nun in Bewegung geſetzt, um die nöthigen Kloben, eiſerne Stangen, Beſchläge und Werkzeuge jeder Art zu verfertigen. Indeſſen lang-

ten auch aus den Wäldern von Nettuno große Balken an, von ſolcher Länge und Schwere, daß jeder von ſieben Paar Büffeln gezogen wurde; von Terracina aber kamen dicke, aus Ulmen geſchnittene Bohlen und von San Severa Wellbäume von Steineichen für die Haspeln, und große Hebebäume von Ulmen; Alles Materialien von auserleſener Güte und der zuverläſſigſten Feſtigkeit.

Um nun den Obelisken zuvörderſt von ſeinem Fußgeſtelle abzuheben und niederzulegen, ließ Fontana ein großes hölzernes Gerüſte verfertigen, verſchaffte ſich durch Niederreißung einiger Häuſer auf der einen Seite des engen Platzes mehr Raum und durchbrach die Mauern der naheliegenden Sacriſtei, um auch auf der andern Seite des Obelisken Platz für einige Haspel zu gewinnen. Dann bedeckte er den Boden um das Fußgeſtell herum, damit die ungeheuere Laſt das weiche Erdreich nicht niederdrückte, mit einer doppelten Unterlage von künſtlich in einander verſchränkten Balken und errichtete auf dieſer die acht Säulen jenes Gerüſtes, zwiſchen denen ſich der von Seilen gehaltene Obelisk auf- und niederbewegen ſollte. Jede derſelben war aus einigen ſtarken Balken zuſammengeſetzt, hatte 18 Palmen im Umfang und war 123 Palmen hoch. Da es nicht möglich war, Balken von dieſer Länge aufzutreiben, ſo hatte man mehrere über einander geſetzt, die kunſtreich zuſammengefügt und von eiſernen Reifen umgeben waren. Ueberdem wurden dieſe Säulen von acht langen Streben geſtützt und durch eine Menge Querbalken, an welche ſie durch eiſerne Bolzen befeſtigt waren, mit einander verbunden und unbeweglich gemacht. Der Obelisk ſelbſt wurde, damit er nicht beſchädigt werden konnte, zuerſt in doppelte Matten eingewickelt und dann mit dicken Bohlen umkleidet. Auf dieſen wurden ſtarke eiſerne Stangen und Bänder befeſtigt, die, in einander eingreifend, gleichſam ein eiſernes Netz bildeten, welches das Gehäuſe des Obelisken auf

allen vier Seiten umgab und an welches die Kloben, die ihn erheben ſollten, angehängt wurden. Dieſes Alles machte den Obelisk noch unendlich ſchwerer. Den größten Theil von dieſer ungeheuren Laſt ſollten 40 von Pferden und Menſchen getriebene Haspel in die Höhe heben; das Uebrige ſollte durch fünf, 70 Palmen lange Hebebäume bewegt werden.

Man kann ſich vorſtellen, wie ſehr dieſe große Zurüſtung, da man niemals etwas Aehnliches geſehen hette, die Neugier ſpannte; nicht nur aus Rom, ſondern aus allen, ſelbſt den entfernteſten Gegenden Italiens, ſtrömten Menſchen herbei, um zu ſehen, was man mit dieſem Walde von Balken und mit dieſem Gewirre von Seilen, Haspeln, Kloben und Hebebäumen ausrichten würde. Sixtus machte daher, um jeder Unordnung bei dieſem Zudrängen der Neugierigen vorzubeugen, eine Anordnung in ſeiner gewöhnlich ſtrengen Manier; er ſetzte nichts Geringeres als Lebensſtrafe darauf, wenn es Jemand wagen würde, an den Tagen, wo jene Maſchinen gebraucht werden ſollten, in den, den Arbeitern angewieſenen Bezirk einzudringen; Niemand ſollte, bei ſchwerer Strafe, ſich unterſtehen, zu ſprechen oder das kleinſte Geräuſch zu machen, nicht ein Mal laut zu räuſpern. Auch war wirklich an dem Tage, wo jene Maſchinen das erſte Mal arbeiten ſollten (den 30. April 1586) der Häſcher-Hauptmann mit ſeinen Sbirren der erſte, der in jene Schranken eintrat, und es war nicht bloß eine Formalität, daß der Scharfrichter, der ſie begleitete, dort einen Galgen aufpflanzte. Fontana war indeſſen hingegangen, den Pabſt um ſeinen Segen zu bitten; er erhielt ihn, doch ſagte ihm dabei Sixtus, wiewohl er ihm ſehr gewogen war, er ſollte wohl überlegen, was er unternähme, denn es würde ihm, wenn es fehlſchlüge, den Kopf koſten. Doch ſoll der Pabſt ſelbſt aus Mitleiden gegen ſeinen Günſtling heimlich befohlen haben, an mehreren Thoren der Stadt Pferde in Bereitſchaft zu halten, damit ſich Fontana, wenn

etwa ein unglücklicher Zufall einträte, vor ſeinem Zorne retten konnte. Bei der erſten Morgendämmerung wurden nun zwei Meſſen geleſen; alle Arbeiter communicirten, empfingen den päbſtlichen Segen und zogen, ehe noch die Sonne aufging, in den umzäunten Bezirk. Rund umher aber verſammelte ſich eine zahlloſe Menge von Zuſchauern; alle Straßen waren angefüllt, alle Dächer bedeckt; der ganze römiſche Adel und alle Cardinäle und Prälaten befanden ſich an den Barrieren zwiſchen den Schweizer- und andern päbſtlichen Garden. Jeder war in der geſpannteſten Erwartung; aber Niemand wagte es, im Angeſichte jenes unbarmherzigen Galgens auch nur laut zu athmen.

Fontana hatte verordnet, wenn die Trompete ein Zeichen gäbe, ſollte Jeder ſeine Arbeit beginnen; ließ ſich die Glocke auf dem Gipfel des Gerüſtes hören, ſo ſollte Jeder ſogleich nachlaſſen. Dieſem Befehle zu gehorchen, ſtanden 900 Arbeiter und 75 Pferde bereit. Jetzt ertönte die Trompete, und in einem Augenblicke kam Alles, Menſchen und Pferde, Haspeln, Kloben und Hebel in Bewegung. Die Erde erzitterte, das Gerüſt erkrachte, alle Balken bogen ſich unter der ungeheuren Laſt, und der Obelisk, der bisher ſchief geſtanden hatte, richtete ſich ſchnurgerade in die Höhe. Da dies erreicht war, gab die Glocke das Zeichen, einzuhalten. Aber bald tönte die Trompete wieder und alle Maſchinen arbeiteten von neuem. Zwölf Mal zogen ſie an, und jedes Mal hob ſich der Obelisk höher und wurde durch Keile und Unterlagen von Holz und Eiſen gehindert, wieder niederzuſinken. Endlich ſtand er hoch genug, daß man ihm die Schleife, auf der er weiter fortgeſchafft werden ſollte, unterſchieben konnte. Nun löſ'te die Engelsburg zum Zeichen, daß Alles glücklich gelungen ſey, ihre Kanonen und die ganze Menſchenmenge, die ſo lange mäuschenſtill geweſen war, machte ſich Luft durch ein jubelndes Freudengeſchrei.

An den folgenden Tagen traf man Anſtalten, um den Obelisken

auf jene Schleife niederzulegen; ein viel ſchwierigeres Unternehmen, das manche neue Vorſichtsmaßregel erforderte. Aber es gelang am 7. Mai, da die ganze Zurichtung fertig war, eben ſo glücklich als der erſte Verſuch. Die ungeheure Säule neigte, ſobald die Maſchinen anzogen, ihr Haupt und ſank dann allmählig zur Erde. Mehrere Male mußte man anhalten; dann kamen den Seilen, damit ſie die ungeheure Laſt nicht ſchwebend erhalten müßten, große Stützen von Balken mit eiſernen Köpfen zur Hülfe. Endlich erreichte der Obelisk wohlbehalten den Boden und lagerte ſich auf ſeine Schleife. Nun nahm man ihm ſeine ganze Umkleidung ab, um ihn leichter zu machen und bequemer fortſchieben zu können. Aber der 115 Cannen entfernte Platz, wo er anlangen ſollte, war niedriger, als die Stelle, wo er ſich befand. Man mußte alſo, um demſelben eine gute, immer in gleicher Höhe fortlaufende Bahn zu bereiten, erſt einen Damm bauen, der mit ſtarken Balken belegt ward, und auf beiden Seiten von vielen Streben und Stützen feſtgehalten wurde. Als dieſer vollendet war, ging Alles vortrefflich und es waren nur vier Haspel nöthig, um jene auf Walzen ruhende Schleife mit ihrer ſchweren Laſt bewunderungswürdig ſchnell bis an das Ende des Dammes zu ſchaffen. Hier blieb jedoch der Obelisk einige Monate ruhig liegen, weil der Pabſt die Errichtung deſſelben bis zum nächſten Herbſte verſchob, damit die Sonnenhitze den Arbeitern ſowohl als den Zuſchauern nicht zu beſchwerlich fiel.

Indeſſen war Fontana in dieſem Zwiſchenraume nicht müßig. Er ließ das alte Fußgeſtell des Obelisken ausgraben und an der Stelle, die ihm nun beſtimmt war, wieder aufrichten. Rund herum wurde ein mit dem Damme zuſammenhängender Berg von Erde, die eine Einfaſſung von ſtarken Balken zuſammenhielt, aufgeſchüttet. Auf dieſem Grunde wurde jenes große Gerüſt, das man auseinander genommen hatte, wieder aufgebaut. Auch be-

kam der Obelisk nun wieder ſeine vorige Umkleidung, und wurde mit den Kloben und Haspeln in Verbindung geſetzt, welche dies Mal **140** Pferde und **800** Menſchen bewegen ſollten. Als endlich am **7.** September Alles in Bereitſchaft war, verſammelte ſich wiederum halb Rom an den Schranken in der geſpannteſten Erwartung; denn Jedermann glaubte, es ſey noch viel ſchwerer, den Obelisken in die Höhe zu bringen, als ihn niederzulegen. Indeſſen ging Alles trefflich von ſtatten. Ein und fünfzig Mal zogen die Maſchinen an und jedes Mal erhob ſich der Obelisk etwas höher. Endlich, als eben die Sonne unterging, beim zwei und fünfzigſten und letzten Zuge, wollten die furchtbar angeſtrengten Stricke nicht mehr ziehen und drohten zu zerreißen, wodurch der ſchon beinahe ſenkrecht ſtehende Obelisk umgeſtürzt und wahrſcheinlich in Trümmer gegangen wäre und Alles um ſich her zertrümmert haben würde; die ungeheure Menſchenmaſſe iſt nun in der ängſtlichſten Erwartung, und wagt mit bangem Herzklopfen kaum mehr Athem zu holen, denn ach! ſchon einige Male hat es gekracht, da unterbricht plötzlich eine hellſchallende Stimme, trotz der darauf ſtehenden Todesſtrafe, die furchtbare Todesſtille und ſchreit laut auf: „**Acqua, acqua! mogliete le corde!**“ (Waſſer, Waſſer! macht die Seile naß!). Der in Todesangſt ſchwebende F o n t a n a befolgte ſchnell den Rath, und ſiehe da, es hilft, und der Coloß ſteht wenige Minuten darauf ſenkrecht über dem Fußgeſtell. — Jetzt ließ ſich die Menge nicht länger halten, der Jubel ward allgemein, und der Donner der Kanonen der Engelsburg verkündete, daß das Wageſtück gelungen ſey.

Die Arbeiter, trunken vor Freude, nahmen F o n t a n a auf die Schultern und trugen ihn unter Jauchzen und Trompeten- und Paukenſchall nach Hauſe, im Gewühl der zudrängenden Menge, die nicht aufhörte, ihm Beifall zu klatſchen und Lebehoch zu rufen. Auch der Pabſt bezeigte ſich hocherfreut, als er dieſen Jubel ver-

nahm, und es mag ihm nicht wenig geſchmeichelt haben, daß ein Geſandter des Königs von Frankreich, dem er abſichtlich an dieſem Tage gerade die erſte Audienz gab, Zeuge von dem Gelingen einer ſo großen und kühnen Unternehmung war.

Aber auch den unberufenen Schreier hatten unterdeß die päbſtlichen Trabanten ergriffen und feſtgeſetzt; es war ein Mann, Namens Bresca, aus der kleinen Republik S. Marino gebürtig und von einer daſelbſt ſehr angeſehenen Familie. Statt der gefürchteten Todesſtrafe ließ ihn der ſonſt ſo unerbittliche Sixtus nicht nur auf freien Fuß ſetzen, ſondern erlaubte ihm ſogar, ſich eine Belohnung auszubitten; Bresca erſuchte um das ſeltſame Privilegium, am Palmſonntage die Palmen für die päbſtliche Kapelle beſorgen zu dürfen, was ihm auch ohne weiteres gewährt wurde und ſich bis auf die neueſte Zeit in ſeiner Familie erhalten hat.

Fontana hatte nun zur gänzlichen Vollendung ſeines Werks nur noch einige Schwierigkeiten zu überwinden. Der Obelisk ſtand zwar auf ſeinem Fußgeſtell, hatte aber die Schleife noch unter ſich, auf der er war herbeigerollt worden. Doch auch dieſe ſchaffte der geſchickte Architekt mit ſeinem gewohnten Glücke bei Seite. Die Maſchinen wurden an einem der folgenden Tage noch einmal in Bewegung geſetzt, um den Obelisken ein wenig zu erheben. Nun wurden die Balken der Schleife hinweggezogen und die ungeheure Laſt ruhte auf etlichen untergeſchobenen Keilen. Da mag denn doch den Arbeitern das Herz ein wenig geklopft haben, als ſie hinunterkriechen und auf der oberſten Platte des Fußgeſtells die Unterlagen von Bronze, auf denen der Obelisk ruhen ſollte, befeſtigen und ihre Zapfen mit Blei eingießen mußten. Indeſſen ging Alles glücklich ab, und es ließ ſich der von den Seilen der Maſchinen gehaltene Obelisk, indem man immer einen Keil nach dem andern herausſchlug, majeſtätiſch langſam auf ſein Fußgeſtell nieder. Dann wurde ihm ſeine Umkleidung abgenommen,

das Gerüſte abgebrochen und alle aufgeſchüttete Erde hinweg geräumt, ſo daß endlich die ſchöne Säule auf dem weiten Platze ganz frei daſtand. Auch wurde nun dieſes heidniſche Denkmal bald zu einem chriſtlichen eingeweiht, indem am 27. September die geſammte Geiſtlichkeit der Peterskirche in Prozeſſion das große Kreuz, das auf ſeine Spitze geſtellt wurde, unter vielen Ceremonien feierlich einſegnete.

Sixtus aber vergaß jetzt auch nicht, ſeinen Baumeiſter und Günſtling, nachdem er ihn in ſolche Angſt verſetzt hatte, aufs reichlichſte zu belohnen. Er ernannte ihn zum Ritter vom goldenen Sporn, erhob ihn in den Adelſtand, gab ihm zehn Stellen (Cavalierati) im Ritterorden der heiligen Jungfrau von Loretto mit einer Penſion von 2000 Scudi, die er auf ſeine Erben übergehen laſſen konnte, und ſchenkte ihm außer 5000 Scudi d'oro auch noch alle bei dieſer Arbeit gebrauchte Materialien, aus deren Verkauf 20,000 Scudi gelöſ't wurden. Eine wahrhaft königliche Belohnung, die dem edel geſinnten Künſtler um ſo angenehmer ſeyn mußte, da man darüber nicht vergaß, auch für ſeinen Nachruhm, der ihm mehr als Geld und Ehrenbezeigungen werth war, zu ſorgen. Es wurde nämlich nicht nur auf Befehl des Pabſtes Fontana's Ruhm dem Fußgeſtelle des Obelisken eingegraben, ſondern man prägte auch ihm zu Ehren ein paar Schaumünzen, die der Nachwelt das Andenken eines Mannes erhalten ſollten, der allerdings unſere Bewunderung verdient. Denn nur bei einer ſehr glücklichen Vereinigung ſinnreichen Erfindungsgeiſtes mit gründlicher Einſicht und kecken Muthes, Alles, auch das Kleinſte beachtenden und leitenden Thätigkeit war es möglich, ein ſo ſchwieriges Unternehmen auszuführen; zumal da Fontana keine Vorgänger hatte, deren Erfahrungen er ſo benutzen konnte, wie die ſeinigen von denen benutzt worden ſind, welche ſpäterhin ähnliche Wageſtücke verſucht haben.

Urban III. war Sixtus Nachfolger, hatte aber kaum Zeit,

ſich auf Petris Stuhl zu ſetzen, als ihn der Tod ſchon wieder abrief; er ſtarb nach 13, nach Andern ſchon nach 3 Tagen ſeiner Erwählung. Gregor XIV., der nach ihm die dreifache Krone erhielt, war Spaniens Herrſcher ganz ergeben, und nahm ſich der Ligue mit großem Eifer an. Gregor XIV. (Nikolaus Spondrat), der 1590 erwählt worden war und ſchon 1591 ſtarb, verſchwendete in dem kurzen Zeitraume von 10 Monaten, die er auf Petris Stuhl ſaß, die ungeheuren Schätze, die Sixtus V. in dem Vatikan aufgehäuft hatte. Hauptſächlich gebrauchte er das Geld für ſeine Schlüſſelſoldaten, die er in großer Maſſe anwarb, um damit die heilige Ligue zu unterſtützen. Man weiß, daß dieſe Schlüſſelſoldaten, die kaum ordentlich marſchiren konnten und höchſt indisciplinirt waren, auf das vollſtändigſte geſchlagen wurden.

Der Herzog von Mayenne wußte auch eine Bulle von ihm zu erlangen, durch welche alle diejenigen, weſſen Ranges und Standes ſie auch ſeyn mochten, in Bann kamen, welche Partei für den Ketzer Heinrich nehmen, oder ihm irgend einen Vorſchub leiſten würden. Er gab auch denjenigen Cardinälen den rothen Hut, die früher nicht das Recht hatten, ihn zu tragen. Auch ſandte er Miſſionäre nach Japan, die dortigen Ketzer zu bekehren und die hart verfolgten Chriſten zu tröſten; viele dieſer Miſſionäre führten aber ein ſo anſtößiges Leben, daß die Japaneſer noch eine weit ſchlechtere Meinung vom Chriſtenthum bekamen, als ſie ſchon hatten.

Gregors Kränklichkeit mag manche ſeiner Schwachheiten entſchuldigen, denn ohne die Thorheiten, welche er zu Gunſten der Ligue beging, würde er vielleicht einer der beſten Päbſte geweſen ſeyn. Seine Bulle, welche die franzöſiſche Geiſtlichkeit für ungerecht und als von den Feinden der Religion eingegeben, erkannt hatte, wurde verbrannt, und das franzöſiſche Geld blieb in Rom aus. Ja, der Erzbiſchof von Bourges kam ſogar auf den Gedanken, in Frankreich ein von Rom ganz unabhängiges Patriarchat

zu errichten. Gregors Nachfolger, Innocenz IX., brachte ſein ganzes zwei Monate langes Pontificat im Bett zu, trat aber dennoch in die Fußtapfen ſeines Vorgängers, und ſchickte monatlich 50,000 Thaler an die Ligue. Er ging mit der Idee um, die Ketzerei aus der ganzen Chriſtenheit zu vertilgen, ſtarb aber mitten unter den ſchönen Träumereien, die ſein fortwährendes Bettliegen erzeugt haben mag.

Heinrich IV. von Frankreich. — Tod Philipps II. und der Eliſabeth. — Vereinigung der drei Reiche: England, Schottland und Irland unter Jacob I. (1590 — 1603.)

Mit dem Tod Heinrich's III. war das Haus Valois ausgeſtorben. Heinrich von Bourbon, König von Navarra, war nur in ſehr entferntem Grad mit Heinrich III. verwandt, jedoch ein Abkömmling des heiligen Ludwig, und erſter Prinz von Geblüte.

Er war muthig, hatte viel Verſtand, war haushälteriſch, arbeitſam, einfach und wußte ſich die Liebe des Volkes zu erwerben; nur ſtießen ſich die Katholiken an ſeiner Religion, und da ihm als nächſtem rechtmäßigen Erben die Krone Frankreichs zukam, verletzte man das beſtehende Grundgeſetz, um ihn vom Throne auszuſchließen. Dem alten und gefangenen Cardinal von Bourbon legte der Herzog von Mayenne, der jetzt Chef der Ligue war, den königlichen Titel bei. Heinrich, der ſich jetzt den IV. nannte, hatte von 30,000 Mann, mit denen er die Belagerung von Paris begonnen hatte, kaum noch 6000 übrig, und mußte ſich deßhalb nach Dieppe zurückziehen, wo ihm Mayenne mit einem dreimal ſo ſtarken Heer folgte, aber dennoch eine Schlacht bei Arques verlor. Ein Jahr darauf gewann Heinrich einen außerordentlichen Sieg bei Ivri. Hier ſprach er zu ſeinen Soldaten:

„Sollten Euch Eure Standarten fehlen, meine Kinder, ſo ſammelt Euch um meinen weißen Federbuſch; Ihr findet ihn ſtets auf dem Wege des Ruhmes und der Ehre. Gott iſt mit uns.“ Auch kämpfte der König in der That mit außerordentlichem Heldenmuth, alle Gefahren verachtend. Bald nach dieſem Sieg blokirte er Paris, und da er ſich immer mehr Freunde erwarb, wurden die Liguiſten deſto wüthender. Jetzt ſtarb der alte Bourbon, worauf die Sorbonne erklärte, Heinrich könne durchaus nicht als König von Frankreich anerkannt werden, da er ein Ketzer und mit dem Banne belegt ſey. Das Parlament billigte nicht nur dieſen Ausſpruch, ſondern verbot ſogar bei Strafe des Todes jeden Vorſchlag zu einem Vergleich mit dem König von Navarra. Pfaffen und Mönche legten Harniſche an und nahmen Musketen zur Hand, und thaten Alles, um das Volk gegen Heinrich aufzuhetzen. Indeſſen nahm in Paris bald die Hungersnoth ſo ſehr überhand, daß man zu gemahlenen Menſchenknochen ſeine Zuflucht nahm, um eine Art Brod daraus zu backen. In dieſem Falle war jedoch nur das Volk, die Geiſtlichen und Mönche hingegen hatten noch Alles vollauf in ihren Klöſtern, und wohlgenährt und mit vollen Bäuchen predigten ſie dem armen Volk, welch ein hohes Verdienſt es ſey, die Märtyrerkrone, ſelbſt durch den Hungertod, zu erringen. Endlich aber durchſuchte man die Neſter der Trägheit und der Heuchelei, wo man ungeheure Vorräthe von Lebensmitteln und Getränken aller Art fand. Hier wurde geſchwelgt, während 200,000 Menſchen den bitterſten Hunger litten. Statt dieſe Umſtände zu benutzen, erlaubte Heinrich nicht nur, daß ſich alle unnützen Freſſer aus Paris entfernen durften, ſondern ſogar daß ſich die Offiziere und Soldaten ſeiner Feinde mit friſchen Lebensmitteln verſehen durften. Er äußerte, lieber wolle er kein Paris, als ſo viele Menſchen ins Unglück bringen.

Der König von Spanien, Philipp II., deſſen Kronenſucht keine Gränzen kannte, machte ſich auch Hoffnung auf den franzöſiſchen Thron, indem er ſich für den Beſchützer der Ligue erklärte, und dieſer einige Hülfstruppen zuſandte; auch befahl er dem Prinzen von Parma, mit ſeinem Heere nach Paris aufzubrechen. Dieſer verließ nun die Niederlande, und als er ſich Frankreichs Hauptſtadt näherte, ſtellte ſich ihm Heinrich entgegen und hob die Belagerung von Paris auf, um dem anrückenden Feind eine Schlacht zu liefern. Der Herzog von Parma aber, der nur die Befreiung von Paris beabſichtigt hatte, vermied jetzt die Schlacht, und kehrte nach den Niederlanden zurück, wo die für die Spanier immer größer werdende Gefahr ſeine Gegenwart höchſt nöthig machte, denn der Sohn des bereits ermordeten Prinzen von Oranien machte ſich furchtbar. Heinrich war indeſſen ſelbſt jetzt in einer ſehr üblen Lage, er hatte kein Geld mehr für ſeine Truppen, und ſelbſt Mangel leidend, aß er ſich an dem Tiſch ſeines wohlverſehenen Rentmeiſters ſatt.

Der Herzog von Savoyen fiel damals auch in Frankreich ein, um ſich deſſen ſüdliche Provinzen anzueignen; die Provence nahm ihn auch mit Freude auf, allein das Delphinat rettete der muthige Lesdiguieres. Das Parlament zu Aix ernannte ſogar den Herzog von Savoyen zum Generalſtatthalter von Frankreich. Gregor XIV. war nicht zufrieden, den Völkern zu gebieten, bei der Strafe des Bannes den Ketzerkönig zu verlaſſen, ſondern ſchickte den Liguiſten ſogar Hülfe an Truppen und Geld; ein halbes Wunder, daß Rom Geld nach dem Auslande ſchickte, das ſonſt nur gewohnt war, zu empfangen. Unterdeſſen gab es unter Heinrichs Feinden ſelbſt Zwieſpalt. Philipp hatte einen Anhang, aber auch Gegner unter den Liguiſten. Dem Herzog von Mayenne wollte man Geſetze vorſchreiben, und da das Parlament einen Mann nicht zum Tode verurtheilte, deſſen Untergang die

Rebellen beſchloſſen hatten, hingen ſie drei obrigkeitliche Perſonen, unter denen der erſte Präſident Briſſot, auf. Nun ließ Mayenne die wüthendſten Schreier hinrichten, verjagte die Widerſpenſtigen aus der Baſtille und nahm ſtrenge Maßregeln gegen die Factionen.

Unterdeſſen hatte Heinrich engliſche und deutſche Hülfstruppen erhalten, mit denen er Rouen belagerte, das ihm jedoch hartnäckig widerſtand; noch einmal erſchien der Prinz von Parma, und zwang ihn auch zur Aufhebung der Belagerung dieſer Stadt. Heinrich that alles Mögliche, um ſich durch eine Schlacht an dieſem liſtigen Gegner zu rächen, verfolgte ihn bis in die Normandie, wo er ihn ſehr drängte; allein dennoch entwiſchte der Prinz mit Hülfe einer Schiffbrücke und der Finſterniß der Nacht, in welcher er über die Seine ging. Heinrich hatte dieſe Retirade für unmöglich gehalten; der Herzog aber ſtarb bald darauf in Flandern.

Der Herzog von Savoyen wurde auch bald gezwungen, die Provence wieder zu räumen, und Lesdiguieres verjagte die päbſtlichen Söldner. Die Liguiſten aber vertheidigten ſich fortwährend, und des verſtorbenen Gregors Nachfolger, Clemens VIII., ſandte einen Legaten nach Paris, um daſelbſt alle ihre Unternehmungen zu dirigiren.

In einer Bulle ermahnte er die Franzoſen zur Erwählung eines Königs. Mayenne berief die Stände zuſammen. In dieſer Verſammlung, in welcher die Liguiſten ſich als Repräſentanten der Nation betrachteten, verlangte der Legat einen Eid, Heinrich niemals, ſelbſt dann nicht, wenn er die Ketzerei abſchwören würde, als König anzuerkennen. Der Herzog von Feria, Philipps II. Geſandter, verlangte, daß man die Infantin von Spanien, die dem jungen Herzoge von Guiſe zur Gemahlin beſtimmt war, auf den Thron erheben ſollte. Man trat die Reichsgeſetze mit Füßen, und war im Begriffe, einen Fremden zum Herrn zu erwählen. Glücklicherweiſe erwachte das Parlament aus einer ſchimpflichen

Schlafſucht; es faßte einen Schluß, der dem ſaliſchen Geſetze entſprach, das durch keinen Religionsvorwand aufgehoben werden konnte. Je größer bisher die Verirrung der Parlamentsglieder geweſen war, deſto beſtürzter wurden die Aufrührer durch dieſen Parlamentsſchluß.

Heinrich IV. ſah wohl ein, daß Beharrlichkeit in ſeiner Religion ſeinen rechtmäßigen Anſprüchen und ſeinem Beſtreben unüberwindliche Hinderniſſe entgegen ſetzen würde. Der Legat, die Spanier, die Schwärmer trieben ihren Eigenſinn ſo weit, daß ſie einen Vorſchlag zu Conferenzen zwiſchen Katholiken von beiden Parteien verwarfen. Indeſſen hatte man doch dieſe Conferenzen, wiewohl ohne einigen Erfolg, zu Sürene gehalten.

Die Katholiken, die dem Könige ergeben waren, fingen an, ſich über ſeine Beharrlichkeit an der Lehre Calvins zu beſchweren. Calviniſten von gemäßigter Denkart ſtellten ihm die Nothwendigkeit einer Religionsveränderung vor; ſie erklärten die Canone der Meſſe für nothwendig zur Beſiegung der Rebellen. Einige reformirte Geiſtlichen ſogar hoben ſeine Zweifel, indem ſie geſtanden: man könne auch in der römiſchen Kirche ſelig werden. Endlich trat er einen oder zwei Tage lang mit den Biſchöfen in Unterhandlung. Er entſchloß ſich, und ſchwor wirklich zu Saint-Denis in Gegenwart einer unzähligen Menge Pariſer die reformirte Religion ab. Man drängte ſich, ein Zeuge dieſer feierlichen Abſchwörung zu ſeyn, obſchon der Legat, der die Ausſchweifungen des römiſchen Hofes aufs höchſte trieb, bei Strafe der Excommunication dieſer Ceremonie beizuwohnen verboten hatte. Wenn, wie man nicht zweifeln kann, an der Bekehrung des Monarchen die Staatsklugheit vielen Antheil hatte, ſo hat dieſelbe vielleicht nie dem Königreiche einen größern Nutzen verſchafft. Der Monarch konnte nicht hoffen, auf irgend eine andere Weiſe dem bürgerlichen Kriege ein Ende zu machen.

Indem Heinrich nach ſeinem Einzuge in die Reſidenz im Jahre 1594 daſelbſt von ſeinem Eifer für das Wohl des Staates Beweiſe gab, verwundete ihn ein junger Schwärmer, Jean Chatel, mit einem Dolche am Halſe. Der Mörder berief ſich bei der peinlichen Unterſuchung auf die Lehre vom Tyrannenmorde, die er von ſeinen Lehrern, den Jeſuiten, gelernt und auch ſonſt hatte predigen hören. Die Jeſuiten allein hatten ſich ſammt den Kapuzinern gleich anfangs, bis zu dem Ausſpruche des Pabſtes, in der Empörung beharrend bewieſen. Dieß war ein neuer Bewegungsgrund, die Jeſuiten für gefährlich zu halten. Das Parlament verbannte ſie, und ließ ihren Bibliothekar, Guignard, aufhängen, bei dem man von ſeiner eigenen Hand geſchriebene Schmähſchriften auf den König fand. Den Verfall der Ligue ſchrieb man größtentheils einigen witzigen Schriften, beſonders der menippeiſchen Satyre, zu. Dieſe menippeiſche Satyre, worin die Reichsverſammlung und die Häupter der Ligue, nach ihren Abſichten, Unternehmungen und Fähigkeiten, ſo lächerlich dargeſtellt wurden, daß ſehr Viele anfingen, ſie zu verachten, hatte mehrere Gelehrten zu Verfaſſern. Man behauptet, daß dieſe Schrift Heinrich IV. eben ſo viele Dienſte gethan, als ſein Sieg bei Ivri. Zwei Jahre nachdem der König katholiſch war, hielt er beſtändig zu Rom um ſeine Abſolution an; denn ohne dieſe konnte er die Schwärmerei nicht entwaffnen. Die römiſchen Anmaßungen und das ſpaniſche Staatsintereſſe erzeugten tauſend Schwierigkeiten. Die franzöſiſchen Abgeſandten, du Perron und d'Oſſat (nachmals Cardinäle), bedurften einer großen Gewandtheit, um die Ehre und die Rechte der Krone zu ſichern. Man hätte der Krone Frankreichs gern das Anſehen gegeben, als ob ſie ein Geſchenk des Pabſtes wäre. Clemens VIII., deſſen Weigerung dem heiligen Stuhle auf jede andere Weiſe verderblich geweſen ſeyn würde, machte billigere Bedingungen. Sonderbar

genug, daß ſich Heinrich IV. genöthigt ſah, zur Strafe täglich ſein Chapelet, alle Mittwoch die Litaney, alle Sonnabend den Roſenkranz zu beten u. ſ. w. Bei der feierlichen Abſolution empfingen gewöhnlich die knieenden Geſandten bei jedem Verſe des Miſerere einige Ruthenſchläge von der Hand des Pabſtes. Nun fehlte es den Liguiſten an einem Vorwande zur Empörung; die Ligue mußte daher von ſelbſt zerfallen. Unterdeſſen verſchob doch Mayenne, unterſtützt von Philipp II., ſeine Unterwerfung, um alle Vortheile zu erlangen, die er wünſchte.

Man erklärte Spanien den Krieg, ſo wenig man auch die Laſten deſſelben zu tragen im Stande war. Heinrich bekriegte Mayenne in ſeiner Statthalterſchaft Burgund. Er fand ihn daſelbſt mit einer Handvoll Soldaten bei Fontaine françaiſe, und trotzte den größten Gefahren. Mayenne unterwarf ſich im Jahre 1596, erhielt drei Sicherheitsplätze, und der großmüthige Monarch ließ ihn mehr den Freund, als den Sieger fühlen. Der Herzog von Mercoeur, ein anderer Prinz aus dem Hauſe Lothringen und Statthalter von Bretagne, beharrte in der Empörung bis in das Jahr 1598. Alle Häupter der Ligue verkauften ihre Unterwerfung theuer; aber die Bürgerkriege hatten das Königreich ſo unglücklich gemacht, daß man das Ende der Fehden nicht theuer genug bezahlen konnte. Was der König verſprach, das hielt er treulich. Ein franzöſiſcher Officier in Dienſten der Spanier bewirkte die Eroberung von Calais. Auch nahmen ſie Amiens ein und zwar durch die Schuld der Bürger, die ſich überrumpeln ließen. Aber Heinrich eroberte mit heldenmüthiger Tapferkeit dieſe Feſtung wieder. Er brachte ſowohl Bretagne als den Herzog von Mercoeur zum Gehorſam. Die Proteſtanten verurſachten ihm damals faſt eben ſo vielen Kummer, als die Feinde. Obſchon er

ihnen, wie ſolches kluge Katholiken ſelbſt für nöthig fanden, die Gewiſſensfreiheit zugeſtanden hatte, wurden ſie ihm doch mit ihren aufrühriſchen Geſinnungen dergeſtalt beſchwerlich, daß er eine Empörung zu beſorgen anfing. Auf ſeiner Reiſe von Bretagne glaubte er, um dem Uebel vorzubeugen, ihnen Genüge leiſten zu müſſen. Daher entſtand das berühmte Edict von Nantes, in welchem ihnen, außer der freien Religionsübung in vielen Städten, das Recht, zu allen Aemtern zugelaſſen zu werden, Sicherheitsplätze auf acht Jahre und jährliche Beſoldungen für ihre Pfarrer zugeſtanden wurden. Die Beſchwerden der Geiſtlichkeit, der Lehrer und Prediger waren vergeblich. Das Parlament weigerte ſich eine Zeit lang, gab aber endlich den Gründen des Königs nach.

Der König von Spanien, jetzt alt und kränklich, war eines Krieges müde, der ihm unermeßliche Summen verſchlang. Obgleich Eliſabeth mit Heinrichs Bekehrung unzufrieden war, ſo fuhr ſie doch fort, ihn ſowohl als die vereinigten Provinzen zu unterſtützen. Die engliſche Seemacht ward von Tag zu Tage furchtbarer. In Begleitung des neuen Günſtlings der Königin, des Grafen von Eſſex, griff der Admiral Effingham die Spanier an, und ſchlug ſie ſelbſt auf der Rhede von Cadix, worauf dieſe Stadt geplündert ward. Man ſchätzte den feindlichen Verluſt auf mehr als 20 Millionen Dukaten. Philipp machte ſich weiter keine Hoffnung, Frankreich zu beherrſchen, oder ſeiner Tochter dieſes Königreich zu verſchaffen. Der Pabſt ermahnte die kriegführenden Mächte, ſich zu entwaffnen, und die Unterhandlungen begannen. Da weder der ſpaniſche Hof die Republik Holland anerkennen, noch Eliſabeth die Partei der Holländer verlaſſen wollte, ſo ſah ſich Heinrich genöthigt, einen beſondern Frieden zu ſchließen. Er legte den Bundesgenoſſen ſeine Gründe ohne Verſtellung und ohne Ränke vor, und durch das Bedürfniß des Staates zum feſten Entſchluſſe gebracht, ſchloß er den vortheilhaften Vergleich von

Vervins, wodurch er zu dem Beſitze aller von den Spaniern in der Picardie eroberten Plätze gelangte.

Philipp II. ſtarb bald darauf, 72 Jahre alt. Mürriſch, eiferſüchtig, mißtrauiſch, rachgierig, verſtellt, argwöhniſch, grauſam, bigott, nicht ohne Miſchung von Heuchelei und ehrgeizig, beſaß er zwar Talente, Thätigkeit in Geſchäften, eine tiefe Menſchenkenntniß, aber dennoch fehlte es ihm unſtreitig an dem wahren Verdienſte eines Königs. In der That bewirkte ſeine 42jährige Regierung unzählige Drangſale, welche ſeine eigenen Unterthanen mit andern Nationen theilten. Als ein unverſöhnlicher Tyrann wollte er durch Schrecken herrſchen. Die Großen ſeines Hofes, ſeine Miniſter, waren nichts als Sclaven. Als es einſt der Herzog von Alba wagte, unangemeldet in ſein Cabinet zu treten, ſchrie er ihm mit donnernder Stimme entgegen: „Welche Dreiſtigkeit! Ihr verdient das Beil.“ Er wollte die Niederlande unterjochen, England zermalmen, Frankreich ſich unterwerfen und die Sectirer zwingen, das Joch der alten Religion wieder aufzunehmen. Zur Erreichung dieſer Abſichten verſchwendete er, ſeinem eigenen Geſtändniſſe zufolge, 564 Millionen Ducaten. Gleichwohl entſtand, aller ſeiner despotiſchen Beſtrebungen ungeachtet, der holländiſche Freiſtaat; England triumphirte über ſeine Rüſtungen und brachte ihm gefährliche Streiche bei, und Frankreich, der mißlichen Kriege und Zwiſte, die er darin entzündete, ungeachtet, vereinigte ſich unter den Geſetzen eines vernünftigen Monarchen. Wahr iſt es, die Inquiſition erhielt in Spanien die katholiſche Religion in Kraft, aber nur durch Verbrennung der Bürger, durch Entvölkerung des Königreichs und durch Unterdrückung der Vernunft und der Geiſteskräfte. Zuletzt machte ſie daſelbſt durch Mißtrauen, Aberglauben und Vernichtung der geſellſchaftlichen Tugenden das Volk unglücklich.

Dieß von der Natur hoch begünſtigte Königreich fiel in eine Erſchlaffung, die bei einigem Nachdenken nicht befremden kann.

Dem erſten Anblicke nach ſchien die Eroberung von Amerika ihm eine unerſchöpfliche Quelle von Reichthümern und Glück zu eröffnen. Die Schätze der neuen Welt hatten für den Geiz der Spanier einen ſo anziehenden Reiz, daß ſie ihr Vaterland verließen, den Ackerbau und die Manufacturen hintanſetzten, und vergaßen, daß die Producte der Erde und die Früchte einer anhaltenden Induſtrie wahre Güter ſind. Ein kurz dauernder Ueberfluß ſtürzte dieſes Königreich in den Abgrund des Luxus und der Weichlichkeit. Die Sitten verſchlimmerten ſich, und ein oft lächerlicher Stolz erſtickte die Arbeitsliebe. So wie Gold und Silber gemein wurden, ſtiegen die Waaren und der Arbeitslohn im Preiſe. Man mußte die Befriedigung der nothwendigſten Bedürfniſſe, weil man ſie nicht mehr im Reiche fand, auswärts ſuchen, und ſie Andern, die den Werth derſelben nach Belieben beſtimmen konnten, bezahlen. Die Reichthümer kamen bald aus dem Staate, und ließen nichts als Laſter, Unfruchtbarkeit und Elend zurück. Philipp II., der durch dieſelben anfänglich in den Stand geſetzt ward, Alles zu unternehmen, ſah ſich endlich ſo weit gebracht, daß er ſeine Schulden nicht bezahlen konnte.

Unter ſeinem Sohne, Philipp III., einem untüchtigen Fürſten, verfiel die ſpaniſche Monarchie immer mehr. Die Günſtlinge herrſchten; der erſte Miniſter, der Herzog von Lerma, deſſen Schultern die Regierungslaſt zu ſchwer fiel, überließ dieſelbe Calderon, der aus dem Staube emporgekommen war. Die ſchon zu mächtig gewordene Cleriſei gewann immer mehr an Macht. Die ganze Staatsverwaltung ruhte auf falſchen Grundſätzen, und von der ausgezeichnetſten Größe bis zum gänzlichen Verfalle war für Spanien nur noch ein Schritt übrig.

Es war ein Glück für Europa, daß das öſterreichiſche Haus ſeit vielen Jahren an Macht und Anſehen verlor. Zu der Zeit, da Philipp II. durch ſeine Staatsränke Alles in Feuer und Flam=

men ſetzte, beſchäftigte ſich Rudolph II. mit der Aſtronomie, mit der Chemie, mit Experimenten und Pferden.

Auch in Deutſchland gab es religiöſe Streitigkeiten. Gebhard, Churfürſt von Cöln, ging zu den Reformirten über, und vermählte ſich im Jahre 1583. Das Capitel und die Stadt empörten ſich wider ihn; Gregor XIII. that ihn in den Bann, und ſetzte ihn ab; die Proteſtanten verſagten ihm allen Beiſtand, weil er ein Calviniſt und nicht ein Lutheraner geworden war; er ward geſchlagen, von Allen verlaſſen, und ſtarb zu Straßburg. In Deutſchland war Ferdinand I. ſeinem Bruder Carl V. als Kaiſer gefolgt, der ſchon ſeit dem Jahre 1531 römiſcher König war. Die Trennung der Proteſtanten, woraus die beiden Religionsparteien der Lutheraner und Reformirten ihren Urſprung nahmen, wuchs unter ſeiner Regierung ſo ſehr, daß Friedrich III., Churfürſt von der Pfalz, ſich öffentlich zur reformirten Religionspartei bekannte.

Ein Kaiſer, der ſeine Abſichten auf Italien gerichtet hätte, würde vielleicht die Vereinigung des Herzogthums Ferrara mit dem Kirchenſtaate nicht geſtattet haben. Nach dem Ableben Alphons II., Herzogs von Ferrara und Modena, war deſſen leiblicher Vetter, Cäſar von Eſte, ſein rechtmäßiger Erbe. Indeſſen ſetzte ſich Clemens VIII. in den Beſitz von Ferrara und Commachio, unter dem Vorwande, daß Cäſar, weil ſeine Mutter eines Bürgers Tochter geweſen wäre, für einen Baſtard angeſehen werden müſſe. Der Prinz, welcher ſich zu ſchwach fühlte, um ſich dem Pabſte widerſetzen zu können, entſagte dem Herzogthume durch einen Vergleich, und begnügte ſich mit Modena, Reggio und Carpi, womit Rudolph im Jahre 1598 ihn belehnte.

So fähig auch Heinrich IV. war, mit eigenen Augen zu ſehen, ſo bedurfte er doch zur Ausführung der großen Abſichten, welche ihm der Eifer für das Wohl ſeines Volkes einflößte, eines tugendhaften

Freundes und eines großen Miniſters. Er fand beides in dem berühmten Herzoge von Sully (anfangs Marquis von Rosni), einem Manne von außerordentlichen Verſtandeskräften, deſſen Seelengröße ſeinen Verſtand noch übertraf, und der, als ihm im Jahre 1596 das Saatsruder in die Hände gegeben ward, ſich bald als einen trefflichen Miniſter zeigte.

Bei zu großer Empfänglichkeit für die Reize der Wolluſt vergaß Heinrich ſeine Pflichten in dem Schooße der Liebe. Die ſchöne Gabriele d'Eſtrees feſſelte ſein Herz. Er dachte ſich mit ihr zu vermählen, und hoffte zur Scheidung von der Königin Margarethe von Valois, von der er ſeit langer Zeit abgeſondert lebte, Erlaubniß von Rom zu erlangen. Gabriele ſtarb. Eine andere Maitreſſe war ihre Nachfolgerin, die liſtige, ränkevolle, ehrgeizige Henriette von Entragues, die durch ihre verſtellte Weigerung ſeine Begierden dergeſtalt entflammte, daß ſie von ihm ein Eheverſprechen erhielt. Der König zeigte das bereits unterſchriebene Verſprechen dem Sully, der es voll Unwillen zerriß. „Ich glaube, Ihr ſeyd ein Narr!" ſchrie Heinrich voll Zornes. Der Miniſter antwortete: „Es iſt wahr, ich bin ein Narr, und ich wollte, daß ich der einzige in Frankreich wäre." Als derſelbe nach dieſer Scene auf immer die Gnade des Königs verſcherzt zu haben glaubte, erhielt er das Patent eines General-Feldzeugmeiſters. Die geſuchte Eheſcheidung ward vom Pabſte zugeſtanden, und der König vermählte ſich mit Maria von Medicis, die ihm im Jahr 1601 Ludwig XIII. gebar. Eine übrigens unglückliche Vermählung.

Es war Zeit, den Herzog von Savoyen für ſeine Eingriffe in die Rechte der Krone zu beſtrafen. Heinrich drang auf die Rückgabe des Marquiſats Saluzzo. Der Herzog kam nach Paris, um Unterhandlungen anzuknüpfen, oder vielmehr um Ränke zu ſchmieden. Er verſprach alles, und hielt nichts. Man kündigte ihm den Krieg an; nahm

ihm innerhalb drei Monaten Savoyen und Breſſe; machte darauf Friede, und er trat Breſſe und Bugni gegen das Marquiſat Saluzzo ab. Außerdem hatte der Herzog den Samen der Empörung in dem Königreiche zurückgelaſſen. Er hatte ſogar den Marſchall von Biron verführt, den die von ihm ſelbſt und von ſeinem Vater geleiſteten Dienſte unendlich ehrwürdig gemacht haben würden, wenn nicht ſein Stolz und ſeine ausſchweifenden Anmaßungen alle ſeine Verdienſte verdunkelt hätten. Er war durch einen förmlichen Vergleich mit dem Herzoge von Savoyen und mit dem ſpaniſchen Hofe in Verbindung getreten. Der König, von ſeinem Verbrechen überzeugt, verlangte nur ein Geſtändniß, um ihm zu verzeihen. Weil Biron weder etwas geſtehen, noch auch die geringſte Reue bezeigen wollte, überließ ihn der König dem Arme der Gerechtigkeit. Zur Enthauptung verurtheilt, ſtarb der Mann als ein Wüthender, er, der in Schlachten hundert Mal dem Tode getrotzt hatte. Eliſabeth erduldete ſo eben einen ähnlichen, aber weit kränkenderen Kummer. Ihr Günſtling, der Graf von Eſſex, wollte mit dem Geſchäfte, die Irländer wieder zum Gehorſam zu bringen, beauftragt ſeyn, welche eben ſo wild als ſchwärmeriſch und durch die römiſchen Bullen, wie auch durch die Maßregeln des ſpaniſchen Hofes zur Empörung gereizt waren. Trotz einer ſehr anſehnlichen Kriegsmacht ſchlug ihm dieſe Unternehmung fehl, die der Lord Mountjoy nach ihm ruhmvoll ausführte. Die Königin ward kalt gegen ihn, und entzog ihm ihre Gnade; indeſſen zweifelte man nicht, daß ſie ihm würde verziehen haben, wenn er den günſtigen Augenblick mit Klugheit abzuwarten gewußt hätte. Aber hitzig, ungeſtüm und voll Verzweiflung, zettelte er eine Verſchwörung an, und empörte ſich. Man bemächtigte ſich ſeiner, worauf er nach einem kurzen Prozeſſe im Jahre 1601 enthauptet wurde. Eliſabeth liebte ihn noch immer; auch wünſchte und ſuchte der verurtheilte Graf Eſſex Begnadigung, und daß er ſie nicht fand, daran war bloß die Verrä=

therei einer Freundin ſchuld. Die Königin hatte ihm ehemals einen Ring gegeben, damit er ſich deſſen in irgend einem dringenden Nothfalle zur Rettung ſeines Lebens bedieneu könnte. Der Graf gab wirklich dieſen Ring der Gräfin von Nottingham, mit dem Erſuchen, ihn der Königin ſtatt einer Bittſchrift zu geben; aber ihr Gemahl, Lord Effingham, des Grafen abgeſagter Feind, beredete ſie, den Ring zurück zu behalten.

Die Königin verdroß es ſehr, daß der Graf Eſſex ſich bei dieſer Gelegenheit nicht des Ringes bediente, und ſie willigte daher nach langer Weigerung in ſeine Hinrichtung. Die Gräfin von Nottingham legte auf ihrem Todtenbette der Königin das Geſtändniß ab, daß ſie den Ring zu übergeben verſäumt habe. Von Schmerz und dem heftigſten Unwillen durchdrungen, ſchüttelte Eliſabeth die ſterbende Gräfin und ſchrie mit Ungeſtüm: „Gott mag es Ihnen vergeben, ich niemals!" Von der Zeit an fiel die Königin in eine ſo tiefe Schwermuth, daß ſie keine Nahrung zu ſich nehmen wollte, mit Niemanden redete, und zehn Tage und Nächte hindurch auf dem Boden lag. Die Blicke der Hofleute huldigten ſchon dem vermuthlichen Thronerben, dem Könige von Schottland, Jacob VI. Dieſe Fürſtin, welche, obgleich ihr Privatleben nicht untadelhaft war, wie ein großer König regierte, ſtarb in dem 70ſten Jahre ihres Alters. Ihre 44jährige Regierung war frei von Bürgerkriegen, zu einer Zeit, wo die Schwärmerei ſo viele Völker wider ihre Könige bewaffnete. Obſchon ſie keine Gewiſſensfreiheit zugeſtand, und von Zeit zu Zeit ſowohl den verdächtig gewordenen Katholiken als den Puritanern, die nachmals unter den Stuarten ſo gefährlich wurden, mit Strenge Einhalt that, ſo erſtickten doch ihre und ihrer Miniſter Wachſamkeit, Thätigkeit und Klugheit jeden Funken der Empörung. Es iſt wahr, die königliche Gewalt war unter den Tudorn faſt unumſchränkt. Willkürliche Tribunale kündigten einen wahren Despotismus an. Die Sternkammer, deren Richter nach

Gefallen von dem Hofe ihres Amtes entſetzt werden konnten, erkannte über jede Beleidigung und Unordnung, die in dem gemeinen Rechte nicht ausdrücklich begriffen war. Die hohe Commiſſion unterſchied ſich, ſowohl in Anſehung ihrer Abſicht, als ihres gehäſſigen Verfahrens, wenig von der ſpaniſchen Inquiſition. Das Kriegsrecht, das zur Erhaltung der Kriegszucht nothwendig war, und die Verbrechen der Soldaten aufs ſchleunigſte und ſchärfſte beſtrafte, ward bei vielen Gelegenheiten auch bei andern Perſonen in Anwendung gebracht. Mit einem Worte, die Engländer hatten nichts weiter als einen Schatten von jener bürgerlichen Freiheit, deren ſie ſich in unſern Tagen rühmen. Was Eliſabeths Andenken ehrwürdig macht, iſt, daß ſie, ihres unumſchränkten Herrſchens und ihrer oft bewieſenen Strenge ungeachtet, immer von ihren Unterthanen geliebt ward. Das Zutrauen, das ſie ihren Unterthanen bewies, vermehrte die Zuneigung, womit ſie ihr ergeben waren. „Nie,“ ſagte ſie, „werde ich von meinem Volke glauben, was Väter und Mütter nicht von ihren Kindern glauben möchten.“ Ihre Staatsabſichten erſtreckten ſich, eben ſo wie die Abſichten Heinrichs IV., auf die Demüthigung des Hauſes Oeſterreich. Beide hatten dazu einen und denſelben Plan entworfen, ohne ſich ihre Gedanken mitzutheilen. Beide ſehnten ſich gleich ſtark nach einer perſönlichen Zuſammenkunft, die auch wirklich in Vorſchlag gebracht, aber durch das lächerliche Hofceremoniel zur Unzeit verhindert ward. Doch Sully vertrat in der Würde eines Geſandten die Stelle ſeines Herrn, und hat uns eine genaue Beſchreibung ſeiner Unterredungen mit der Königin hinterlaſſen. In derſelben bemerkt man daſſelbe Syſtem des Gleichgewichts unter den europäiſchen Mächten, das ſpäter einer der ſtärkſten Grundpfeiler, oft auch eine Chimaire der allgemeinen Politik werden ſollte.

Jakob VI., König von Schottland, und der Erſte dieſes Namens in England, vereinigte, als Eliſabeths nächſter Ver-

wandter, wieder die drei Königreiche, die man jetzt Großbritannien und Irland nennt. Hume zufolge brachten damals alle drei zuſammen genommen nicht ſo viel ein, als jetzt Irland allein einträgt, und Irland war damals, ſo zu ſagen, das Elend ſelbſt. Wenn die menſchliche Induſtrie durch gute Geſetze erweckt, und durch das Licht der Erfahrung und Vernunft geleitet wird, welche bewundernswürdige Veränderungen kann ſie alsdann nicht in der Welt bewirken? Holland gibt davon einen ſehr ausgezeichneten Beweis. Arm und unglücklich, vertheidigte es damals noch mit vieler Mühe ſeine Freiheit gegen Spanien. Sully trat zum Beſten der Holländer mit Jakob in Unterhandlung. Man machte ein Bündniß zum Schutze der vereinigten Provinzen, und dieſe erhoben ſich bald zu einer anſehnlichen Macht.

Frankreich und Spanien. — Ermordung Heinrichs IV. (1604—1610).

Während Heinrich IV. ſich bemühte, ſein Reich in den möglichſt blühenden Zuſtand zu bringen, wurden unaufhörlich neue Verſchwörungen gegen ihn angezettelt. Selbſt ſeine Maitreſſe, von Entragues, die der Königin viel Kummer verurſachte, ſann auf Verrath. Sie begehrte durchaus, daß ſie der König zu ſeiner legitimen Frau machen ſollte, und ihr Vater, nebſt dem Grafen von Auvergne, ihr Bruder, intriguirten mit dem ſpaniſchen Hofe, der das Feuer in Frankreich immer ſchürte, gegen Heinrich. Als dieſe Thatſache entdeckt wurde, begnadigte doch der König die verurtheilten Verbrecher, bis auf den Grafen von Auvergne, der in die Baſtille mußte, um ſein Leben in dieſem Schauergefängniß zuzubringen. Hierauf hetzte der Herzog von Bouillon die Proteſtanten gegen ihn auf, und nahm

Sedan weg, das er jedoch ſchnell wieder heraus gab. Von Verräthern und Meuchelmördern war Heinrich faſt beſtändig umgeben. Welch ein Leben! Aber wie gar Manches hatte der König ſich doch ſelbſt zuzuſchreiben; ſeine Liebesintriguen machten ihm viel zu ſchaffen, auch war er ſchwach genug, gegen den Willen des trefflichen Sully und die dringendſten Vorſtellungen des Parlamentspräſidenten von Harley, den gefährlichſten aller Intriguanten, den Jeſuiten, die Erlaubniß zu geben, nach Frankreich zurückzukommen, um ſich dadurch dem Pabſt gefällig zu zeigen, und ſo die endliche Losſprechung vom Banne zu erhalten. Auch hoffte er, den gefährlichen Nachſtellungen dieſer Intriguanten dadurch zu entgehen. Ja, einer derſelben, der Jeſuit Cotton, der verſchmitzteſte und ſchlaueſte, wußte ſein ganzes Zutrauen zu gewinnen. Die Folge davon war, daß die päbſtlichen und pfäffiſchen Anmaßungen jeden Tag größer wurden, und bald in Despotismus auszuarten drohten. Die Früchte dieſer Saat blieben nicht aus. Die Dominicaner geriethen wegen der Meinung von der Gnade in einen ſo heftigen Streit mit den Jeſuiten, daß es zu ſcheußlichen Balgereien kam, und faſt eben ſo arg wurde er zwiſchen Katholiken und Calviniſten. Dieſe Letzteren machten es zu einem Glaubensartikel in ihren Synoden, daß der Pabſt der wahre Antichriſt und jenes in Scharlach gekleidete Thier ſey, welches der Allmächtige gelobt habe, in ewige Verdammniß zu ſtürzen, und als die Parlamente einige Geiſtliche wegen Criminalverbrechen vor ihr Gericht zogen, wurden ſie von einigen Erzbiſchöfen excommunicirt.

In den Niederlanden währte der unglückliche Krieg noch immer fort; Heinrich nahm ſich daſelbſt derer an, die ſchon ſo lange gegen das ſpaniſche Joch gekämpft hatten, und half ihnen die endliche Unabhängigkeit erringen. Philipp II. hatte ſchon 1598 die Grafſchaft Burgund nebſt Charleroi der Infantin Eliſabeth, Gemahlin des Erzherzogs Albert von Oeſterreich, hinterlaſſen,

jedoch unter der Bedingung, daß, wenn ſie ohne Erben ſtürbe, dieſe Provinzen wieder an Spanien zurückfallen ſollten. Prinz Moritz von Naſſau aber kämpfte ritterlich und tapfer gegen die ſpaniſchen Söldner. Höchſt merkwürdig war die Belagerung von Oſtende, die während dieſem Kampfe ſtattfand. Sie dauerte nicht länger als drei Jahre und eben ſo viele Monate, und war im höchſten Grad mörderiſch und blutig. Nicht weniger als 140,000 Menſchen verloren dabei das Leben, von denen 80,000 Spanier waren. Dem Genueſer Spinola gelang es endlich, im Jahr 1604 die Stadt zum Falle zu bringen. Dieſes ſeltene Genie hatte ſich früher der Handlung gewidmet, und dieſen Stand plötzlich verlaſſend, zeigte er ſich, obgleich er den Kriegerſtand und die Kriegskunſt bis jetzt nur theoretiſch und aus Büchern kannte, doch als ein ſehr umſichtiger General, ſo daß ihn Philipp III. zu ſeinem Generaliſſimus in Flandern ernannte.

Endlich ward durch die Vermittlung des Königs von Frankreich und ſeines Geſandten Jannin im Haag ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen, der den Niederländern ihre Freiheit ſicherte.

Philipp III. erkannte die Unabhängigkeit der vereinigten Provinzen an, ja, er verſprach ſogar, ihren Handel in den beiden Indien nicht zu ſtören, und ſo mußte denn Spanien, nachdem es ganze Ströme von Blut vergoſſen, Völker, Städte und Menſchen in unſägliches Elend geſtürzt und ſich ſelbſt eine faſt unheilbar tiefe Wunde geſchlagen hatte, auf dieſe ſchönen Länder verzichten. Aber hiermit noch nicht zufrieden, wurde das arme Spanien durch ein unſinniges Edict ſeiner Regierung in ein noch weit größeres Elend geſtürzt, an deſſen Folgen es in unſren Tagen noch laborirt. Es war dies nämlich die auf Antrieb der heilloſen Inquiſition ergangene Verordnung, daß binnen 30 Tagen alle Mauren Spanien verlaſſen mußten, und ſo ward das Land ſeiner fleißigſten, betriebſamſten und nützlichſten Bewohner beraubt, deren Zahl über eine

Million war. Die meiſten entflohen nach Afrika und Aſien. Dieſe Inquiſition war damals ſo einflußreich und mächtig, daß, als bei einem gräßlichen Auto-da-fé ſich der König ſelbſt der Thränen nicht enthalten konnte, ſie dieſen wegen eines ſolchen gottloſen Frevels zur Buße verurtheilte, ſich zur Ader zu laſſen, und das königliche Blut durch den Henker in das Feuer gießen zu laſſen! Hiernach kann man urtheilen, welcher Gräuel ſie ſich außerdem ſchuldig machte.

Heinrich IV. ging damals mit dem Plan um, was man aus Sullys Schriften ſieht, eine große chriſtliche Republik zu gründen. Fünfzehn europäiſche Mächte ſollten an derſelben Theil nehmen, jede derſelben ſollte ſich verpflichten, an keine neue Vergrößerung ihres Staates zu denken, und alle ſollten die Erhaltung eines heilſamen Gleichgewichts und ewigen Friedens zu ihrem Ziel machen. Der Traum war ſchön, aber doch nur ein Traum. Der König bezweckte hauptſächlich dadurch, der Herrſchſucht Oeſterreichs eine Gränze zu ſetzen. Allein Kaiſer Rudolph II. machte dem guten König, noch ehe er an der Ausführung ſeines Planes arbeiten konnte, einen Strich durch die Rechnung, indem er Jülich, Cleve und Berg nach dem Tode des letzten Herzogs in Beſchlag nahm, und ſomit war eine neue Urſache zum Krieg vorhanden. Heinrich IV. ſchloß nun mit zwei Fürſten, welche Anſprüche auf dieſe Länder machten, dem Pfalzgraf von Neuburg und dem Churfürſten von Brandenburg, ein Bündniß, und trat auch demjenigen bei, welches die Proteſtanten zur Wahrung ihrer Rechte errichteten, ja, er wurde, ſo zu ſagen, die Triebfeder deſſelben. Er wußte ſelbſt den Pabſt, die Venetianer, die Schweizer und andere Regierungen für ſeinen Zweck zu gewinnen, und der ganze Plan war vorzüglich gut ausgedacht, Alles gehörig vorbereitet, Geld und Vorräthe reichlich vorhanden. Sully hatte nicht weniger als 40 Millionen zu dem bevorſtehenden Kriege in Bereitſchaft. Der Kaiſer, der Sterndeuterei

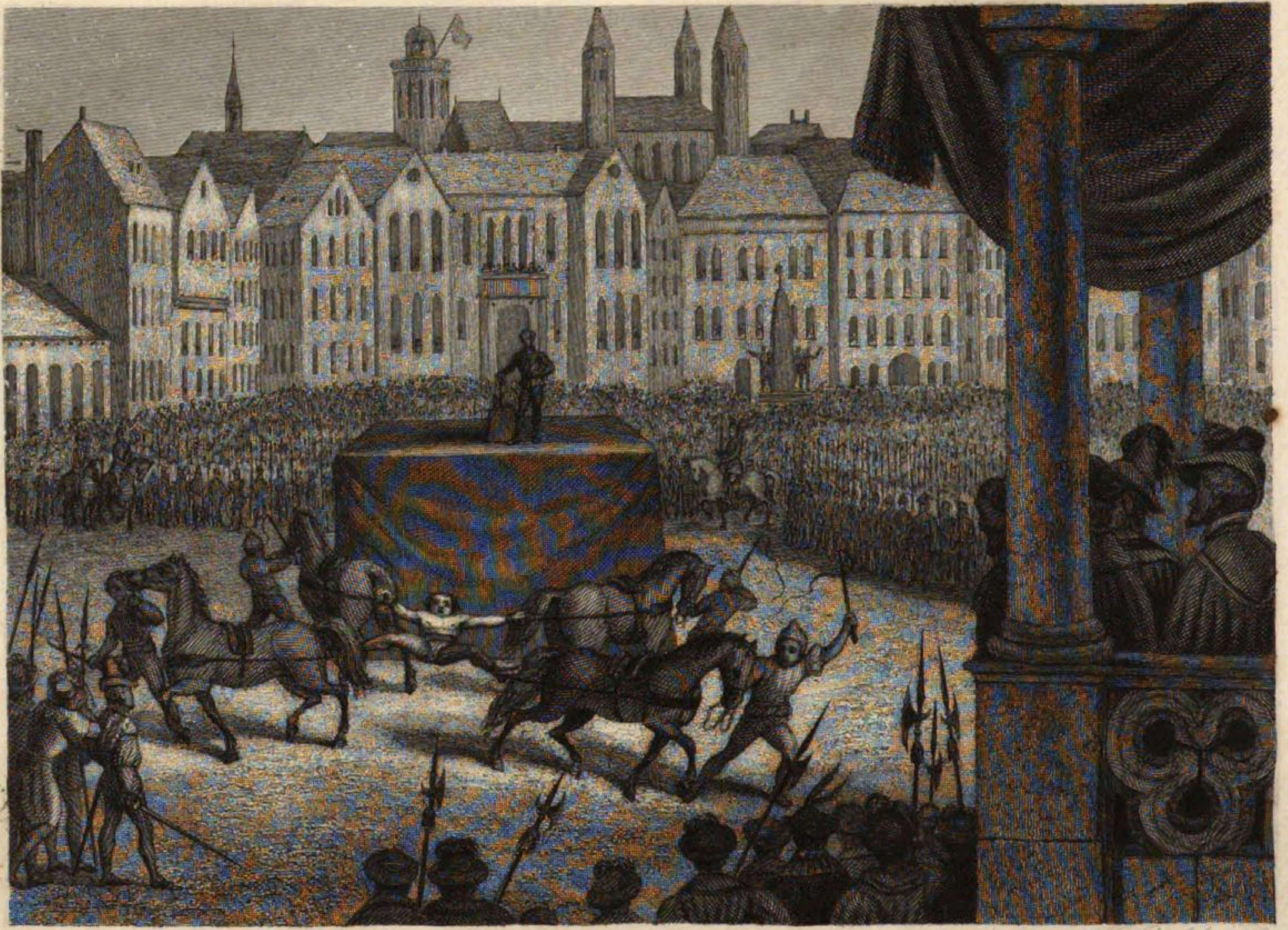
ergeben, der faſt kindiſche König von Spanien ganz in den Händen der Pfaffen und der Inquiſition, waren keine ſehr zu fürchtende Helden, und Alles ſchien den beſten Erfolg zu verkünden.

Um der Krönung ſeiner Gemahlin beizuwohnen, verzögerte Heinrich ungern ſeine ſchon feſtgeſetzte Abreiſe um einige Tage. Als er eben durch eine Straße fuhr, wurde ſein Wagen durch das große Gedränge, unter dem namentlich ein Heuwagen, aufgehalten; die Diener hatten ſich etwas entfernt, um Platz zu machen: da ſtürzte ein raſender Fanatiker, Namens Ravaillac, der ſchon lange mit dem Plan ſeiner blutigen Gräuelthat umging, auf den Wagen zu, ſtieg auf ein Rad, und ermordete den König durch zwei Meſſerſtiche, mitten unter ſieben Perſonen ſeines Hofes, die bei ihm ſaßen, als er 57 Jahre alt war. Der Mörder wurde ergriffen; er war früher Mönch und dann Schullehrer geweſen, beſchränkt und düſtern Gemüthes, beharrte jedoch unter den furchtbarſten Martern bei ſeiner Ausſage, daß er keine Mitſchuldigen habe, und blieb dabei bis zu ſeiner ſchrecklichen Hinrichtung; er wurde geviertheilt. Indeſſen hatte man doch den Proceß nicht mit der gehörigen Gründlichkeit, ja ſelbſt oberflächlich geführt, vielleicht abſichtlich, und man beſchuldigte einige Großen und die Jeſuiten, ja die Königin Maria ſelbſt, der Theilnahme an dieſer Gräuelthat; übrigens konnten dieſe Behauptungen niemals völlig erwieſen werden.

Trotz ſeiner Schwächen und mancher Flecken in ſeinem Privatleben war Heinrich IV. doch mehr als ein gewöhnlicher Menſch und Regent. Nicht weniger als ein halbes Hundert Verſchwörungen hatten wider ihn ſtattgefunden, und waren vereitelt worden. Durch ſeinen Tod wurde das Reich wieder die Beute der Intriguen, der Habſucht und der Tyrannei der Pfaffen und Großen. Er hatte es aus dem furchtbar verworrenen Zuſtande des Elendes zu einer ſeltenen Höhe des Gedeihens gebracht, dem Raubſyſtem und den Unordnungen ein Ende gemacht, den Geſetzen

K. Lober st.

DIE ERMORDUNG HEINRICH'S IV.



Zwecker Del. — J. L. Englehart sc.

RAVAILLAC'S HINRICHTUNG

wieder Kraft verliehen und mit Hülfe des unſtreitig großen Sully die Finanzen zu einer außerordentlichen Höhe gehoben. Seine Soldaten liebten ihn und beteten ihn an, da er bei allen Beſchwerden, Entbehrungen und Mühſeligkeiten der Erſte war, der ſie mit ihnen theilte; auch wußte er durch richtig angebrachtes Lob ihr Ehrgefühl rege zu machen, und ſie gingen gern für ihn in den Tod. Sully war bei faſt allen ſeinen Maßregeln ſein beſter Rathgeber, ſein rechter Arm; ohne ihn würde er vielleicht doch der zu großen Laſt unterlegen haben. Dieſer treffliche Miniſter war aber auch zugleich der beſte und redlichſte Freund ſeines Herrn, und hatte ſich deſſen Zutrauen und Liebe in hohem Grade zu erfreuen. Auch war er groß im Krieg, wie im Rath, und gegen die damaligen Sitten des Adels, der Kenntniſſe und Wiſſenſchaften verachtete, ein höchſt wiſſenſchaftlich gebildeter Mann. Dagegen hatte auch er viele Feinde, und namentlich alle diejenigen, welche die frühern Unordnungen und geſetzloſe Willkür benutzt hatten, um Schändlichkeiten und gewaltthätige Ungerechtigkeiten zu üben, und ſich durch Raub und Unterſchleif zu bereichern. In manchen Stücken war ihm ſogar der König entgegen, mit dem er dann zu kämpfen hatte.

Ludwig XIII. von Frankreich und Jacob I. von England. (1610—1620).

Frankreich ſank nach Heinrichs Tod ſchnell wieder zu ſeinem frühern unglücklichen Zuſtand herab. Sein Nachfolger, Ludwig XIII., war erſt neun Jahre alt, und alle Ränkeſüchtigen, Ehrgeizigen und Habſüchtigen hatten wieder leichtes Spiel, und hofften ihr Glück auf den Trümmern des Landes zu bauen, wozu eine vormundſchaftliche Regierung ſich am beſten zu eignen ſchien.

Der übermüthige Herzog von Epernon befahl in der Par-

lamentsverſammlung, man ſolle ohne weiteres Maria von Medicis zur Regentin ernennen. Dabei legte er die Hand drohend an ſeinen Degen und ſprach: „Wenn man nicht in dieſem Augenblicke der Königin die Macht ertheilt, die ihr von Gott und rechtswegen gebührt, ſo fährt er aus der Scheide;" und das Parlament willigte in die auf dieſe Art gemachte Forderung. Ein Italiener, Namens Concini, Marquis von Ancre, ſpäter Marſchall von Frankreich, und noch mehr deſſen Gattin beherrſchten die ſchwache und unfähige Königin ganz, machten ſie zur willigen Beförderin ihrer Leidenſchaften, und wußten ſich durch ihre Schlauheit und Liſt aus der Unbedeutſamkeit zu einer hohen Stufe von Macht und Anſehen empor zu ſchwingen. Hof und Regierung verſanken in Laſter und Schwelgerei. In einem geheimen Rath, der ſich zu ſehr unpaſſender Zeit verſammelte, wurde Alles abgemacht, und ein Staatsrath beſtand nur noch der Form nach, und hatte über nichts zu berathen, oder zu entſcheiden. In jenem geheimen Rath waren beſonders Concini und ſeine Frau, der Jeſuit Cotton, der ſpaniſche Geſandte und der Nuntius des Pabſtes diejenigen, welche das Wort führten und über Alles entſchieden. Hier wurde eine doppelte Verbindung, nämlich die Vermählung des Königs mit Anna von Oeſterreich, und die ſeiner Schweſter Eliſabeth mit einem Sohn Philipp's **III.** ausgemacht; eben ſo beſchloß man den Untergang der Proteſtanten, die Vertheilung der Schätze des Staates unter die Anhänger des neuen Syſtems u. ſ. w., und ließ ſich der edle Sully blicken, ſuchte man ihn zu meiden. Dieſer nahm nun ſeine Entlaſſung, die man ihm zu ertheilen nicht die mindeſte Schwierigkeit machte. In ſeiner Zurückgezogenheit ſchrieb er ſeine intereſſanten Memoiren und hoffte ſo der Welt durch ſeine Schriften und Belehrungen noch nützlich ſeyn zu können.

Als endlich die Cabalen und das Schandleben zu arg wurde, empörte ſich der Prinz von Condé mit noch andern Großen,

und da die Empörer zu mächtig waren, mußte man ihnen in einem Vergleich zu St. Menehould Alles zugeſtehen, was ſie verlangten. Sie begehrten nun, daß ſich die Reichsſtände oder Generalſtaaten verſammeln ſollten, welches auch im Jahre **1614** geſchah, und bei denen es wild und ſtürmiſch genug zuging. Die Geiſtlichkeit, dem Pabſt ergeben, drang auf das heftigſte auf die Bekanntmachung der Beſchlüſſe des tridentiniſchen Conciliums, und als der Vorſchlag gemacht wurde, daß man geſetzlich erklären ſollte, daß weder eine weltliche, noch eine geiſtliche Macht das Recht haben könne, die Unterthanen ihres Eides zu entbinden, oder gar über das Königreich zu verfügen, ſo verwarfen die Pfaffen dieſen Vorſchlag als verwegen und frech. Eine Verordnung des Parlaments, welche die Unabhängigkeit der franzöſiſchen Krone zum Reichsgeſetz erhoben hatte, wurde für ungültig erklärt. Als das Parlament im Jahre **1615** Vorſtellungen gegen die gewiſſenloſe Verſchwendung des von Heinrich **IV.** hinterlaſſenen Staatsſchatzes, von dem wenig mehr übrig war, und gegen andere abſcheuliche Mißbräuche machte, erhielt es einen Verweis vom Staatsrath, in welchem ihm bedeutet wurde, daß es kein Recht habe, ſich in Staatsangelegenheiten einzumiſchen. Auf weitere Vorſtellungen ließ man den König, der ſeit einem Jahr mündig geworden war, nur ſagen: „Ich will es, und ſo auch die Königin."

Der Prinz von Condé griff abermals zu dem Mittel einer Empörung, und wurde darin von den Proteſtanten unterſtützt. Er ſetzte die Regierung in große Bedrängniß, und erließ ein ſehr kräftiges Manifeſt. Allein er ließ ſich durch ſchöne Verſprechungen verlocken, entließ ſeine Soldaten und begab ſich wieder an den Hof, wo man ihn **1616** im Louvre gefangen nahm. Concini's berüchtigte Frau nahm jetzt eine totale Veränderung mit dem Miniſterium vor, ließ den Biſchof von Luçon, der ſpäter als Cardinal Richelieu ſo berühmt ward, zum Staatsſecretär ernennen, und

half vielem nichtswürdigen Geſindel zu Ehrenſtellen. Ein abermaliger Bürgerkrieg brach aus, und Concini, der früher über keinen Liard verfügen konnte, erbot ſich, auf ſeine Koſten ein Heer von 7000 Mann zur Verfügung des Hofes, oder vielmehr ſeiner eigenen, zu ſtellen. Da er indeſſen von faſt Jedermann verabſcheut und gehaßt wurde, ſo trachtete man allgemein auf ſeinen Sturz. Ein junger Menſch, Namens Luines, hatte ſich die Gunſt des Königs in hohem Grade erworben, weil er zu deſſen Beluſtigung Häher ſo abzurichten verſtand, daß man ſie gleich Falken zur Jagd auf kleinere Vögel gebrauchen konnte. Der junge Günſtling, vielleicht durch Andere angetrieben, beredete nun den jungen Ludwig, ſich doch endlich dem Joch ſeiner Mutter und beſonders dem Einfluß des Italieners und ſeiner Frau, welche jene ganz beherrſchten, zu entziehen und ſelbſtſtändig zu werden. Der Hauptman Vitri bekam bald darauf auch den Befehl, den Marſchall von Ancre zu verhaften, und mit ihm den geheimen Auftrag, denſelben zur Gegenwehr zu reizen und dann zu tödten, was er auch ganz nach Wunſch vollzog und hierauf ſelbſt die Marſchallswürde erhielt. Auch gegen die hinterlaſſene Wittwe des Ermordeten leitete man nun einen Proceß ein, bei dem man jedoch auf das ungerechteſte und ungereimteſte zu Werke ging. Man beſchuldigte ſie nämlich der Zauberei. Bei dem Verhöre fragte der Richter, welcher übernatürlichen Mittel ſie ſich bedient habe, um die Königin Mutter zu bezaubern; ſie antwortete: „des Anſehens, das eine Perſon von großen Verſtandesgaben immer über einen ſchwachen Geiſt hat.“ Das Parlament erklärte ſie der Beleidigung göttlicher und menſchlicher Majeſtätsrechte ſchuldig, ließ ſie auf dem Schaffotte hinrichten und ihren Leichnam verbrennen.

So vielen Unwillen gleich das Anſehen und der Reichthum der beiden Florentiner erregt hatten, ſo trug doch Luines, der in der Grafſchaft Avignon geboren und gewiſſermaßen, wie jene,

ein Ausländer war, kein Bedenken, ſie noch in Ehrſucht zu übertreffen. Er bereicherte ſich mit der ihnen abgenommenen Beute, und ward in kurzer Zeit aus einem bloßen Edelmanne Herzog und Pair, Marſchall, Connetable und Siegelbewahrer. Es fehlte ihm an nichts, als an Verdienſten; er wußte aber den Mangel derſelben durch Ränke zu erſetzen. Inzwiſchen hielt ſich die Königin Mutter als eine Verwieſene zu Blois auf. Sie ſpann mit dem Herzoge von Epernon eine Verſchwörung an, und entwich, um den Bürgerkrieg zu beginnen. Man traf mit ihr und dem Herzoge einen Vergleich, in welchem ihnen Vortheile zugeſtanden wurden. Ein neuer Bruch hatte einen abermaligen Vergleich zur Folge; der Biſchof von Luçon, der ſeit des Concini Fall in Ungnade und der erſte unter den Räthen der Maria von Medicis war, vermittelte den Frieden als ein geſchickter Staatsmann, und eröffnete ſich dadurch wieder den Weg zu ſeinem Glücke.

Auf ſo viele Bürgerkriege, die, trotz den Maßregeln, die man bei denſelben traf, dennoch dem Monarchen zur Schande gereichten, folgte ein anderer, der um ſo heftiger geführt ward, weil Bewegungsgründe der Religion die Waffen ſchärften. Seit dem Anfange der Regierung Ludwigs hatte man die Hugenotten, die früher durch das weiſe Benehmen Heinrichs IV. kaum zurück zu halten waren, ſehr beunruhigt. Im Jahre 1617 hatte Ludwig ſie beſonders durch eine Verordnung des Staatsrathes aufgebracht, in welcher er die Rückgabe der Kirchengüter in Bearn anbefahl, in deren ruhigem Beſitze ſie ſeit 60 Jahren geweſen waren. Ihre Intereſſen bekamen neues Leben, und in einer Verſammlung zu Rochelle entſchloſſen ſie ſich, nach dem Beiſpiele der Holländer, das Syſtem zur Errichtung einer Republik auszuführen.

Der eben ſo ſehr von ſich ſelbſt eingenommene als unwiſſende Connetable von Luines hielt ſich für tüchtig genug, einen ſo furchtbaren Feind vernichten zu können. Er unternahm

es, den Krieg wider ſie zu führen. Ludwig trat in Perſon den Zug wider ſie an, belagerte Montauban, und hatte die Kränkung, die Belagerung aufheben zu müſſen (1621). An der Spitze der Calviniſten waren zwei große Feldherren, der Herzog von Rohan und deſſen Bruder Soubiſe. Nichts konnte ſie von einer Sache abwendig machen, deren Vertheidigung ſie für ihre Pflicht hielten. Luines ſtarb nach dieſem ſchimpflichen Feldzuge. Der tapfere, aber ehrſüchtige Lesdigúires ſchwor den Calvinismus ab, um das Connetableſchwert zu erhalten; man mußte Katholik ſeyn, wenn man das Connetableſchwert haben, aber nicht, wenn man Marſchall von Frankreich werden wollte.

Man ſetzte im folgenden Jahre den Krieg mit größtem Eifer fort. Vielleicht würde es dem König auch vor Montpellier, das ſich wie Montauban wehrte, mißlungen ſeyn, wenn er nicht dieſem Verdruß durch einen Friedensſchluß zuvor gekommen wäre. Außer der Beſtätigung des ſchon mehr als ein Mal beſtätigten Edictes von Nantes erhielten die Häupter der Reformirten Alles, was ſie verlangten.

Die Religionsſtreitigkeiten mehrten ſich jetzt allenthalben wieder, und beunruhigten auch Holland, ſo wie die ganze chriſtliche Welt von dieſer Raſerei angeſteckt ward. Arminius und Gomarus, beide Gottesgelehrten und Profeſſoren zu Leyden, hatten im Jahre 1603 einen Streit angeſponnen, und zwar über das Geheimniß der Gnadenwahl, welches, aller Erläuterungen der Lehrer ungeachtet, immer unbegreiflich bleibt. Arminius wollte wenigſtens Calvins anſtößige Grundſätze mäßigen; er läugnete, daß nicht nur die Seligkeit der Auserwählten, ſondern auch die ewige Strafe der Verdammten eine nothwendige Folge der unwiderruflichen Rathſchlüſſe des Allmächtigen wären; er vertheidigte die Güte Gottes und die Freiheit der Menſchen, ſo viel er, ohne den Grundſätzen der Reformirten zu nahe zu treten, nur immer konnte. Gomarus, ein ſtrenger und hartherziger Calviniſt, der

die Vernunft nicht auf ſeiner Seite hatte, erſetzte den Mangel derſelben durch jenen ſchwärmeriſchen Verfolgungsgeiſt, welcher den großen Haufen ſo leicht mit ſich fortreißt. Die Arminianer verlangten nichts, als Duldung, die ſie auch im Jahre **1614** erhielten. Inzwiſchen hörten die Gottesgelehrten nicht auf, ſich zu zanken, und brachten ihre Anhänger in eine ſolche Wuth, daß es zu Thätlichkeiten kam.

Moritz, Prinz von Oranien, ermunterte die Gomariſten, und ſuchte dieſe Unruhen zur Unterdrückung ſeines Vaterlandes zu benutzen, deſſen Rechte er ſo eifrig beſchützt hatte. Oldenbarneveld, Advocat von Holland, dem der Prinz die Herrſchaft zu danken hatte, ein Bürger, welcher ſich durch jede Art der Tugenden und der Vaterlandsdienſte auszeichnete, nahm die Arminianer in Schutz, und wachte über die Freiheit des Staates. Sein Untergang ward beſchloſſen. Die berühmte Synode zu Dortrecht verdammte im Jahre **1619** die arminianiſche Lehre. Oldenbarneveld ward in ſeinem Alter öffentlich enthauptet, und ſein Anhänger, Hugo Grotius, ward zum ewigen Gefängniß verurtheilt, aus welchem er bloß durch die Klugheit ſeiner zärtlich beſorgten Gemahlin entkam. Sie ließ ihn nämlich in einem Bücherkaſten aus dem Gefängniſſe wegtragen. Grotius ging nach Paris, wo er die beſte Aufnahme fand. Seine Gemahlin mußte einige Zeit im Gefängniſſe bleiben, ward jedoch bald wieder in Freiheit geſetzt. Die Holländer ließen, wenigſtens bei ihren theologiſchen Streitigkeiten, ihr Handelsintereſſe nie außer Acht. Ihre oſtindiſche Compagnie verbreitete ihre Handelszweige immer weiter. Batavia, erbauet auf der Inſel Java, ward das Amſterdam Aſiens.

In England ſaß Jacob I. auf dem Throne; er war ein Gelehrter bis zur Pedanterie, friedfertig aus Schwäche des Geiſtes, und, gleich den Königen von Frankreich und Spanien, ein Sclave ſolcher Günſtlinge, die ſeine Gunſt nicht verdienten. Noch ein

Kind, als ſeine Mutter, Maria Stuart, vom Throne geſtürzt wurde, war er in der proteſtantiſchen Religion erzogen worden. Engliſche Katholiken, die in Wuth geriethen, als ſie bei ihm nicht die erwartete Nachſicht fanden, machten im Jahre 1605, dem dritten Jahre der Regierung Jacobs, den Entwurf zu jener ſchrecklichen Pulververſchwörung.

Unter das Haus, wo ſich das Parlament zu verſammeln pflegte, hatte man heimlicher Weiſe 36 Fäſſer mit Schießpulver gebracht, um auf ein Mal den König, die königliche Familie und die Glieder des Ober- und Unterhauſes in die Luft zu ſprengen. Zum Glücke war der Lord Mounteagle durch einen Brief von unbekannter Hand gewarnt worden, der Parlamentsverſammlung nicht beizuwohnen, weil das Parlament einen gewaltigen Schlag empfangen würde; der Lord machte dieſe Warnung bekannt, und Jacob ſelbſt entdeckte das Geheimniß dieſer Verſchwörung. Die meiſten Verſchwornen ſtarben mit den Waffen in der Hand. Zwei Jeſuiten, Garnet und Oldcorn, wurden angeklagt, durch ihr Zureden im Beichtſtuhle die Verſchwörung befördert zu haben, und mit andern dieſer Verſchwornen hingerichtet.

Vergebens wandte Jacob ſeine Gottesgelehrtheit und ſeine Macht an, die Presbyterianer in Schottland, die dadurch, daß ſie keine anderen Oberhäupter in Kirchenſachen, als ihre Aelteſten, erkannten, den Geiſt des Chriſtenthums in der Apoſtel Zeiten wieder herzuſtellen glaubten, der biſchöflichen Gewalt zu unterwerfen. Er betrachtete die Biſchöfe als Stützen der königlichen Gewalt, und ſagte gerade heraus: „Kein Biſchof, kein König.“ Aber dieſe Schwärmer, die immer nach Unabhängigkeit ſtrebten, fanden gerade darin einen Bewegungsgrund, ſich ihm zu widerſetzen. Er konnte ſie niemals weder überzeugen, noch zum Gehorſam bringen. Die von demſelben Geiſte belebten Puritaner in England wurden unter der folgenden Regierung Unterdrücker der königlichen Gewalt.

Jacobs Unvorſichtigkeit bahnte den Weg zu dieſer Staatsveränderung.. Indem er die Grundſätze der unumſchränkten Gewalt, welche die Könige aus dem Hauſe Tudor ohne Schwierigkeit befolgt hatten, geltend machen wollte, erweckte er republikaniſche Geſinnungen. Man fing an, über die höchſte Macht im Staate nachzudenken; unterſuchte die Grundfeſte derſelben; forſchte nach ihrem Urſprunge; ging bei ſolchen Erforſchungen bis zu den Zeiten zurück, wo ſie noch ſehr enge Gränzen hatte; und glaubte ſich berechtigt, der königlichen höchſten Gewalt entgegen zu arbeiten. Ein Parlament im Jahre **1610** that in dieſer Hinſicht kühne Schritte, und ward mit Unwillen aufgehoben. Jakob bedurfte immer der Subſidien, und war verſchwenderiſch. Nachdem er für **200,000** Pfund Sterling die Baronetswürde verkauft hatte, ſah er ſich genöthigt, im Jahre **1614** ein anderes Parlament zuſammen zu berufen; fand aber die Gemeinen noch eifriger in Beſtreitung ſeiner Rechte, gab alle Anſprüche auf Subſidien auf, und ließ eiligſt das Parlament auseinandergehen. Robert Carre, Graf von Sommerſet, ſein Liebling und Miniſter, wurde damals von einem andern Günſtlinge geſtürzt. Der junge Villiers ſpielte in England dieſelbe Rolle, die Luines in Frankreich ſpielte. Er wurde auf einmal Herzog von Buckingham, Oberſtallmeiſter und Oberadmiral. Die Reichthümer regneten auf ſeine Familie ſowohl als auf ihn ſelbſt. Der König gab, um Geld zu erhalten, den Holländern Briel, Vließingen und Rammekens, drei wichtige Feſtungen, zurück, welche ſie der Eliſabeth für von ihr vorgeſchoſſene Gelder überlaſſen hatten. Dieſe beliefen ſich faſt auf **700,000** Pfund Sterling, von denen er kaum den dritten Theil zurück erhielt. Die drei Feſtungen verurſachten großen Aufwand, und brachten nicht den geringſten weſentlichen Vortheil ein. Dennoch ſah man mit Unwillen dieſen Schritt Jacobs, der der Nation zum Schimpfe zu gereichen ſchien, und bei ſolchen empfindli-

chen Umſtänden muß das Urtheil des Volkes geachtet werden. So war die Regierung eines Fürſten beſchaffen, der viel mächtiger und gleichwohl viel ſchwächer als Eliſabeth war, als in Deutſchland der Grund zu blutigen Auftritten, die ganz Europa in Bewegung ſetzten, gelegt wurde.

Fortſetzung der Geſchichte der nordiſchen Reiche.

Dänemark und die ſcandinaviſche Halbinſel.

Nach der Entthronung des Königs Erich aus Pommern ernannten **1440** Dänemarks Stände ſeinen Schweſterſohn, den Pfalzgrafen Chriſtoph, zum Könige. Schweden und Norwegen nahmen ihn nachmals auch als den ihrigen an. Noch dauerte alſo die Calmar'ſche Union fort. Unter Chriſtoph **III.** fingen die vereinigten Reiche freier zu athmen an, und wenn gleich die Schweden nicht ganz zufrieden waren, ſo blieb doch die Regierung dieſes Königs von Bürgerkriegen frei. Nach ſeinem Tode wählten die ſchwediſchen Stände **1448** eben jenen Carl Knutſon zum Könige, der ſchon vorher ihr Reichsverweſer geweſen war. Als dadurch die däniſchen Stände zu einer beſonderen Wahl genöthigt wurden, trugen die Großen Dänemarks ihre Krone Adolph **VIII.**, Herzog zu Schleswig und Grafen zu Holſtein aus dem Schauenburgiſchen Hauſe, an, der bei Ermangelung näherer Abkömmlinge des königlichen Hauſes jetzt der nächſte Thronerbe war. Dieſer wollte jedoch lieber ein kleines Land in der Würde eines Fürſten, als Königreiche in dem Glanze des Purpurs beherrſchen. Er lehnte die angetragene Ehre ab, die er gleichwohl ſeinem Hauſe zuwandte, indem er ſeinen Schweſterſohn, Chriſtian, Grafen von Oldenburg, den Ständen empfahl. Dieſer tapfere Prinz bekam alſo die Krone

und ward der Stammvater desjenigen Hauſes, das bald dem ganzen Norden ſeine Beherrſcher gab. Von den beiden andern Kronen, die, vermöge der Calmar'ſchen Union, mit der däniſchen verbunden ſeyn ſollten, erhielt er die norwegiſche bald, und die ſchwediſche, die ihm Carl ſtreitig machte, endlich 1457 mehr durch Vergleich als durch die Waffen. Alles ſchien ihm Glück anzukündigen. Doch die zum Behufe eines Feldzuges gegen die Ruſſen in Finnland ausgeſchriebenen Schatzungen erregten eine Empörung in Schweden. Chriſtians Gegner, Carl, kam 1464 wieder auf den Thron, auf dem er ſich bis an ſein Ende behauptete. Den Erwartungen, welche ſein Tod erregte, entſprach nicht der Erfolg. Steen Sture, Carls Schweſterſohn, wurde 1470 Reichsverweſer. Er ſcheint die Abſicht gehabt zu haben, unter dieſem Namen die königliche Gewalt beſtändig zu behaupten. Aufgehalten durch vergebliche Unterhandlungen, und endlich unwillig über die Zögerung ſeiner Feinde, ging der König mit einer wohlbemannten Flotte vor Stockholm, ſetzte ſeine Truppen ans Land, gab ſich in einem Gefechte der äußerſten Gefahr preis, indem ihm einige Zähne aus dem Munde geſchoſſen wurden, und ward doch nicht Sieger. Die Unterhandlungen blieben immer fruchtlos.

Chriſtian I., den vermuthlich eben dieſe Gefahr zu dem Gelübde einer Wallfahrt nach dem heiligen Lande bewogen hatte, unternahm ſtatt derſelben, mit Genehmigung des Pabſtes, ſeine berühmte Reiſe nach Rom. Der Aufenthalt zu Rom hatte die päbſtliche Erlaubniß zur Stiftung der Copenhagener Univerſität zur Folge, die der König einige Jahre hernach vollzog. Er ſtarb 1481, ohne wieder zum Beſitze von Schweden zu gelangen.

Von ſeinen beiden Söhnen, Johann und Friedrich I., folgten ihm Johann in den Königreichen Dänemark und Norwegen, beide vermittelſt einer Theilung in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein. In Schweden widerſtand Steen Sture ihm

eben ſo, als zuvor ſeinem Vater. Daß der Reichsverweſer ſich mit dem Feldherrn Suante Nielſen entzweite; daß dieſer mit andern Großen jenem den Gehorſam aufkündigte, und alle den König Johann einladen ließen, Beſitz vom Reiche zu nehmen; daß demnächſt der König mit ſeiner Land- und Seemacht die Geſinnungen ſeiner Freunde unterſtützte, und Sturen und deſſen Anhang ſchlug: alles dieſes bewirkte die allgemeine Unterwerfung, und machte, daß Johann ſeinen Einzug in Stockholm halten konnte, woſelbſt er mit gewöhnlicher Feierlichkeit gekrönt wurde. Er ſchien alſo jetzt (1497) im ſichern Beſitze des ſchwediſchen Thrones zu ſeyn, und wahrſcheinlich wäre er es geweſen, wenn nicht eine entfernte Unruhe den Geiſt der Empörung von neuem belebt hätte. In der Urkunde, wodurch Kaiſer Friedrich III. Holſtein zum Herzogthume erhob, war die Landſchaft Dithmarſchen dem neuen Herzogthume einverleibt worden. Weder König Chriſtian I., noch der bisherige König Johann, und ſein Bruder, Herzog Friedrich, hatten die Dithmarſchen zur Anerkennung ihrer Unterwürfigkeit bewegen können, die vielmehr bei mancherlei Gelegenheiten feindſelig gegen ſie auftraten. Die Brüder beſchloſſen daher, ihre Anſprüche durch das Recht der Waffen geltend zu machen, verſammelten ein großes Heer, und griffen 1500 ihrer Feinde an. Das böſe Wetter, Schnee, Regen und Sturm, die dem Heere entgegen waren, der Edlen, die den Feldzug mit unternahmen, zu großes Vertrauen auf ihre Kräfte, Vermeſſenheit und Verachtung des Feindes waren die Urſache einer gewaltigen Niederlage, die der König und ſein Bruder, der Herzog im Dithmarſchen, erlitten, und welche dennoch ein erträglicher Verluſt geweſen ſeyn würde, wenn ſie nicht die Mißvergnügten in Schweden zu einer neuen Empörung aufgemuntert hätte. Dieſe ſahen jetzt einen Schimpf darin, ſich unter ein Joch gebeugt zu haben, das die Dithmarſchen nicht auf ſich nahmen, und hielten ſich überzeugt, daß der wirkſame Widerſtand

eines kleinen Volkes einer größern Nation weit eher möglich ſeyn würde, ſobald ſie ihre Kräfte aufbieten wollte. Sie erregten neue Unruhen, die der König nicht dämpfen konnte. Er verlor den Beſitz des ſchwediſchen Reiches, da weder Gewalt der Waffen, noch Unterhandlungen einen günſtigen Ausgang hoffen ließen.

Glücklich wären die nordiſchen Reiche geweſen, wenn ſein Sohn, Chriſtian II., welcher ſein Nachfolger auf dem Throne wurde, auch der Erbe ſeiner Denkungsart und Tugenden geworden wäre, was aber leider nicht der Fall war. Unglückliche Leidenſchaften, die Folgen einer fehlerhaften Erziehung, und ein Liebeshandel in ſeinen feurigſten Jahren legten den Grund zu den Laſtern eines Fürſten, der ſonſt durch Talente und Muth das Muſter eines guten Königs geweſen wäre. Des Jünglings Hang zu Ausſchweifungen ward zuerſt in böſer Geſellſchaft rege gemacht. Zwar bewies er ſich muthig und einſichtsvoll, als ſein Vater, der ihn jung zum Thronfolger hatte ernennen laſſen, ihn nach Norwegen ſandte, die Empörung zu dämpfen, die daſelbſt 1502 bei Gelegenheit der ſchwediſchen Unruhen ausgebrochen war. Aber da war es auch, wo er die unglückliche Bekanntſchaft der berüchtigten Sigbritt oder Sybrecht Willms und ihrer ſchönen Tochter, Düvecke, machte. Jene, die zu Bergen ein Wirthshaus hatte, war eine argliſtige dreiſte Frau, die ihn ganz beherrſchte; dieſe, ein junges Mädchen, die den Prinzen durch ihre Schönheit feſſelte, und ſeine Beiſchläferin wurde. Den Thron der Dänen und der Norweger beſtieg er ohne Hinderniß, als ſein Vater ſtarb; nur in Schweden fand er Widerſtand. Seine Vermählung mit der Prinzeſſin von Burgund, Iſabelle, Carls V. Schweſter, verband ihn auch mit den Häuſern Oeſterreich und Spanien. Anfangs ſchien durch dieſe Vermählung die Liebe zu Düvecke erkaltet; aber ſie erwachte wieder und zeigte ihre Heftigkeit, als der König Torben Oxe, einen hohen Adeligen, der ſie zu heirathen Luſt

gehabt hatte, auf eine ganz ungeſetzmäßige Weiſe zum Tode verurtheilen und hinrichten ließ. Auf dieſe Gewaltrhätigkeit folgten bald noch andere, die dem Könige die Herzen entziehen mußten. Die Schweden zum Gehorſam zu bringen, bot er den Arm des Pabſtes auf, der Bannſtrahlen auf ſie ſchleuderte, und dem Könige ſelbſt die Vollziehung der Bullen auftrug. Zwar wählte er zugleich den Weg der Unterhandlungen, brach aber ſein Wort und ſeine Treue, indem er auf ſeiner Flotte vor Stockholm ſechs ſchwediſche Geißeln, und unter dieſen den berühmten Guſtav Erichſon Waſa, empfing und ſie nach Dänemark führte, ohne ſeinem Verſprechen gemäß von ſeiner Seite eben ſo viele Geißeln zu geben. Um die päbſtliche Bannbulle durch den weltlichen Arm wirkſam zu machen, rüſtete er ſich zu einer gewaltigen Unternehmung. Mittlerweile flüchtete Guſtav Erichſon Waſa, und entkam über Lübeck nach Schweden, wo er ſich in der Stille eine Partei zu verſchaffen wußte, die den armen Verbannten bald im Glanze des Gebieters auftreten ließ. Der Tod des jüngern Steen Sture und die Herſtellung des abgeſetzten Erzbiſchofs von Upſala, Guſtav Trolle, Chriſtians **II.** eifriger Anhänger, veranlaßte den Entſchluß einiger zu Upſala verſammelten Reichsräthe, einen Vergleich einzugehen, kraft deſſen Chriſtian **II.** als König von Schweden erkannt werden ſollte, unter der Bedingung völliger Amneſtie, Beſtätigung der ſchwediſchen Geſetze und Freiheiten, und Befreiung von ungewöhnlichen Auflagen. Der König willigte darein, gewann Stockholm, kam zum Beſitze des Thrones, und wurde **1520** gekrönt. Nach einem dreitägigen Gaſtmahle, und als Niemand etwas Böſes erwartete, äußerte er ganz andere Geſinnungen. In der Meinung, daß eine freundſchaftliche Vereinigung ihm den Thron nicht ſichern, daß die jetzt gebeugten Mißvergnügten ihr Haupt bald kühn und furchtbar empor heben würden, daß nichts als abſchre-

ckende Strenge den Staat beruhigen könnte, dachte er auf Mittel, ein ſcheußliches Blutbad auszuführen, das ſchon in ſeinem Herzen beſchloſſen war. Der Erzbiſchof Guſtav Trolle übernahm am dritten Tage nach der Krönung das Amt des Anklägers. Die Angeklagten, eingeſchläfert durch ein dreitägiges Freudenfeſt, wurden ohne Rechtsförmlichkeit verurtheilt und am folgenden Tage hingerichtet. Schweden ſah das Blut ſeiner edelſten Bürger fließen. Unter dem Beile des Henkers fielen Biſchöfe, Ritter, Edle, obrigkeitliche und andere angeſehene Perſonen. Ihre Diener, die in der Nähe waren, wurden auf der Stelle, und die, nicht wiſſend, was zu thun ſey, in die Stadt herein geritten kamen, in Stiefeln und Spornen gehängt. Unter den hingerichteten Großen war auch Erich Waſa, Guſtavs Vater.

Das Blutbad dauerte noch einige Tage fort. Zuletzt wurden die Leichname der Ermordeten und mit ihnen die ausgegrabenen Leichname des verſtorbenen Reichsverweſers, Steen Sture, und ſeines halbjährigen Kindes verbrannt. Man rechnet die Anzahl der in Stockholm Getödteten auf 94; aber auch in den Provinzen wurde Blut vergoſſen und den Rückweg des Königs nach Dänemark bezeichneten allenthalben blutige Spuren und neu erbaute Galgen, gehängte oder enthauptete Bürger, ertränkte Geiſtliche und ähnliche Gewaltthätigkeiten. Alles dieſes und die Furcht, das blutige Stockholmer Trauerſpiel auch in Dänemark aufgeführt zu ſehen, bewirkte endlich den Entſchluß des jütländiſchen Adels, ihm Pflicht und Treue aufzukündigen, und ſeinem Oheime Friedrich (1523) die Krone zu geben, die Chriſtian verwirkt zu haben ſchien. Mogens Munk, Landrichter in Jütland, übernahm das gefährliche Geſchäft, dem Könige die Entthronungsurkunde zuzuſtellen. Eben derſelbe trug Dänemarks Scepter dem Herzoge an, der, bewogen durch mehr als einen Grund, ſich entſchloß, einen ihm angebotenen Thron zu beſteigen, zu welchem ſonſt ſeinem Hauſe der Zugang

15*

vielleicht auf ewig verſchloſſen worden wäre. Mit den Waffen in der Hand, und von dem größten Theile der Nation mit Freuden aufgenommen, ſetzte Friedrich I. ſeinen Gegner in eine ſo gefährliche Lage, daß er endlich Dänemark verließ, mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern, den wichtigſten Reichsurkunden, Kleinodien und Schätzen, und der elenden Sigbritt nach den Niederlanden abſegelte. Seine Abſicht war, auswärts eine mächtige Hülfe zu ſuchen, durch die er Dänemark wieder gewinnen könnte; aber alle Verſuche wurden vereitelt.

In Dänemark und Norwegen war nun Friedrich I. König, aber Schweden hatte Guſtav Waſa zu ſeinem König ernannt. Auf dieſe Weiſe ward die Calmar'ſche Vereinigung der drei Reiche wieder vernichtet. König Friedrich I. fand keine große Schwierigkeit, den Beſitz der däniſchen Krone zu behaupten. Kopenhagen und Malmöe wurden zwar von dem Befehlshaber, dem ſie Chriſtian II. bei ſeiner Flucht anvertraut hatte, ſo lange es möglich war, vertheidigt, aber beide mußten ſich dennoch ergeben. Chriſtian hatte auf deutſchem Boden 5000 Soldaten und faſt eben ſo ſehr durch Gewalt als durch Vergleich in den Niederlanden von ſeinem Schwager, dem Kaiſer Carl V., Geld und Schiffe, ſo wie von Privatperſonen einige Schiffe zuſammengebracht, mit welchen er, 26 Segel ſtark, von Medenblick auslief. Er kam nach Norwegen, wo er ſo vielen Anhang fand, daß er ſich huldigen und Geld prägen ließ. Als er aber durch eine unglückliche Unternehmung an der ſchwediſchen Gränze ſeine Truppen ſchwächte, im Winter den größten Theil ſeiner Schiffe verlor, im Frühling keine Verſtärkung erhielt, an Geld und an Allem Mangel litt, konnte er der däniſchen und hanſeatiſchen Kriegsmacht, die ihn einſchloß, nicht entkommen. Er entſchloß ſich daher, die Waffen niederzulegen und ſich als Freund auf König Friedrichs I. Flotte zu begeben. Die Befehlshaber derſelben hatten ihm Freiheit und

ſicheres Geleite verſprochen, ohne darüber Befehl oder Genehmigung von ihrem Herrn erhalten zu haben. Dieſer glaubte, daß die Wohlfahrt ſeiner Unterthanen dem Verſprechen ſeiner Heerführer vorzuziehen ſey, und daß man keine Sicherheit erwarten könne, ſo lange der Tyrann ſeine Freiheit hätte. Die däniſchen Reichsräthe, die hanſeatiſchen Bevollmächtigten, die ſchwediſchen Geſandten, alle baten, man ſolle ihn in ſichere Verwahrung bringen. Er ward demnach zu Schiffe nach Sonderburg geführt, daſelbſt 16 Jahre lang, und folglich noch unter der Regierung des folgenden Königs, Chriſtians III., in enger und harter Gefangenſchaft gehalten, bis er 1549 nach Kalundsburg gebracht und wie ein König behandelt wurde, wo er zehn Jahre darauf ſein unruhevolles Leben kurz nach dem Tode Chriſtians III. endigte, den er als ſeinen Freund und Wohlthäter ſchmerzlichſt beklagte.

Friedrichs I. Regierung iſt durch die Einführung der Reformation in Dänemark und Norwegen ausgezeichnet. Chriſtian II. hatte bereits Verſuche gemacht, Luthers Religionsverbeſſerung in ſeinen Staaten einzuführen; doch ſchien er ſpäter ſeine Geſinnungen geändert zu haben, als er des Kaiſers, ſeines Schwagers, Beiſtand gegen ſeine Unterthanen und gegen Friedrich I. zu erhalten ſuchte, und leicht einſah, daß er bei öffentlicher Beſchützung dieſer Lehre nachdrückliche Hülfe nicht erwarten könne. Bei den Unruhen, die aus dem Unterſchiede der Meinungen erwuchſen, und bei der Gewaltthätigkeit, womit die römiſche Geiſtlichkeit die Lehre und Verfaſſung ihrer Kirche zu behaupten ſuchte, ließ König Friedrich (1524) ein Toleranzedict ergehen, welches beiden Religionsparteien Ruhe und Frieden empfahl, und der neuen Religionspartei neben der alten Duldung und Schutz zuſicherte. Zwei Jahre hernach erklärte ſich der König ſelbſt öffentlich für die Reformation, als er zu Kopenhagen das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt empfing. In der Folge wurde die Eheloſigkeit der Prieſter auf-

gehoben. Die Klöſter hörten auf, Müßiggang und Unthätigkeit zu nähren. Der Gottesdienſt wurde verbeſſert, Geſänge und Ueberſetzungen der Bibel erſchienen in der Landesſprache, und ohne Empörung und Gewaltthätigkeiten ſahen ſich ein beträchtlicher Theil der Königreiche Dänemark und Norwegen und faſt die ganzen Herzogthümer Schleswig und Holſtein im Beſitze aller Vortheile der aufblühenden Glaubensverbeſſerung.

Die Ruhe, welche dieſer denkwürdige Vorfall den Staaten Friedrichs I. ſicherte, überlebte er nicht lange. Er ſtarb 1553 zu Gottorp.

Friedrich I. hinterließ vier Prinzen: Chriſtian, der ſchon bei ſeinen Lebzeiten Antheil an den Regierungsgeſchäften hatte, Johann, Adolph und Friedrich. Jetzt waren über die Königswahl die Meinungen getheilt. Einige wollten den Verdienſten des älteſten Prinzen Chriſtian Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und ihm die Krone geben. Andere, und beſonders die Biſchöfe, wünſchten ſeinen Bruder Johann auf dem Thron zu ſehen; denn ſie hofften, die Minderjährigkeit dieſes Prinzen würde ihnen Gelegenheit geben, die katholiſche Religion in ihrem alten Glanz und Herrſchaft wieder herzuſtellen. Der gemeine Mann, der von den Bedrückungen Chriſtians II. weniger als die höhern Stände gelitten hatte, und deren Demüthigung für eine Schadloshaltung wegen mancherlei von dem Adel oder der Geiſtlichkeit erlittenen Drangſalen anſehen mochte, würde es nicht ungern geſehen haben, wenn der gefangene König aus dem Kerker wieder zum Throne gerufen worden wäre.

Dieſer Uneinigkeit bedienten ſich die Lübecker, die den Handel der beiden nordiſchen Reiche, womit die Niederländer eine Zeit lang ſehr begünſtigt waren, an ſich zu bringen ſuchten. Sie hatten ein Bündniß mit dem Könige von England, Heinrich VIII., gemacht, der, in der Hoffnung, Dänemark ganz oder zum Theile zu

erhalten, ihnen öffentlich Beiſtand leiſten ſollte, was ihm jedoch die Umſtände nicht erlaubten. Gleichwohl griffen die Lübecker unter der Anführung des Grafen Chriſtoph von Oldenburg Dänemark an, und erklärten öffentlich, daß ſie Chriſtian II. wieder einſetzen wollten. Sie fanden bald großen Anhang in Seeland, Schonen, Halland und Blekingen, beſonders bei Bürgern und Bauern, und ſelbſt bei dem Adel, der ſich fürchtete, daß ſeine Höfe abgebrannt werden möchten. Mittlerweile war Friedrichs I. älteſter Sohn, Herzog Chriſtian, der Schutz ſeines Vaterlandes. Er war edelmüthig genug, die Krone nur für einen von Friedrichs I. Söhnen zu begehren; regierte für ſich und im Namen ſeiner unmündigen Brüder in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein, verknüpfte dieſe Länder durch ein Vertheidigungsbündniß mit der Krone; widerſtand den Lübeckern, und nöthigte ſie zum Frieden mit den Herzogthümern. Seine Verdienſte bewogen den jütländiſchen Adel, ihn zum Könige zu ernennen. Unterſtützt von dem Könige Guſtav von Schweden, von ſeiner eigenen Tapferkeit und Weisheit und von dem großen Feldherrn Johann Ranzau, gewann König Chriſtian III. die Oberhand, und ward allgemein zum Könige beider Reiche angenommen. Ein entſcheidender Sieg bei Oxenburg in Fünen und der fernere glückliche Fortgang der königlichen Waffen demüthigte ſeine Feinde, und die Lübecker ſelbſt mußten Friede machen und ihn als rechtmäßigen König anerkennen.

In dem Genuſſe der Ruhe ward es ihm nicht ſchwer, die Einführung der Reformation zu vollenden, welche der Reichsrath und das Volk ſelbſt begehrten. Als die Biſchöfe ſich zu ſehr widerſetzten, ließ der König alle in einem Tage in Verhaft nehmen, gab ihnen jedoch, ſobald Alles in Ordnung gebracht war und es ihr eigenes Betragen zuließ, nicht nur die Freiheit wieder, ſondern auch anſtändige Ver-

ſorgung. Aber ihre Würde und ſelbſt ihren Namen ſchaffte er ab, und verordnete an ihrer Stelle ſieben Superintendenten.

Schon König Friedrich I. war dem ſchmalkaldiſchen Bunde der Proteſtanten beigetreten. Chriſtian III. trat mit demſelben in noch nähere und ſtärkere Verbindungen. Bei dem Allen nöthigten ihn die Unruhen, welche der Pfalzgraf Friedrich, Chriſtians II. Schwiegerſohn, zur Behauptung ſeiner vermeinten Anſprüche erregte, zu einem Vergleiche mit dem Kaiſer Carl V., der zu Speier geſchloſſen wurde. Als der ſchmalkaldiſche Krieg ausbrach, erfüllte er ſeine Verbindlichkeit gegen die Bundesgenoſſen durch Geldhülfe.

Die Herzogthümer Schleswig und Holſtein theilte er mit ſeinen Brüdern Johann und Adolph, doch ſo, daß zugleich eine Art gemeinſchaftlicher Regierung eingeführt ward. Der jüngſte Bruder, Friedrich, wurde mit geiſtlichen Stiften abgefunden. Er ſtarb 1559.

Sein Sohn, Friedrich II., war ſchon bei des Vaters Leben zum Thronfolger ernannt. Kaum hatte er den Thron beſtiegen, als er auf Antrieb ſeines Oheims, des Herzogs Adolph, und in Verbindung mit demſelben und deſſen Bruder, dem Herzog Johann, eine Fehde gegen die Dithmarſchen unternahm. Mit dieſen ſeinen Oheimen regierte er gemeinſchaftlich, zufolge der unter ſeinem Vater gemachten Theilung, die Herzogthümer. Herzog Adolph, ein kriegliebender, ruhmſüchtiger Fürſt, wollte die Schmach rächen, die ſein Vater und Oheim im Jahre 1500 in Dithmarſchen durch die Niederlage erlitten hatten, und die Anſprüche ſeines Hauſes geltend machen. Der Feldzug war dieſes Mal von gewünſchtem Erfolge. Der König und ſeine Oheime eroberten das Land, und nöthigten die Einwohner, ſich zu unterwerfen, ihrer bisher behaupteten Unabhängigkeit zu entſagen und zuzugeben, daß die Landſchaft künftig dem Herzogthume Holſtein einverleibt ſey.

Zwiſchen Chriſtian III. und dem Könige Guſtav von Schweden fanden mancherlei Mißverſtändniſſe ſtatt, allein des erſten Friedfertigkeit hatte die Ruhe erhalten. Friedrich II. und Guſtav's Sohn, König Erich XIV., geriethen bald in einen heftigen Zwiſt. Der Streit über liefländiſche Beſitzungen, ſo wie die drei Kronen, die, nach Chriſtians III. Beiſpiel, Friedrich II. im Wappen führte, und ein perſönlicher Haß, welcher die beiden Könige, der Nachbarſchaft und Verwandtſchaft ungeachtet, gegen einander aufbrachte, entzündeten ein ſchreckliches Kriegsfeuer. Nicht leicht iſt ein Krieg mit größerer Härte und Grauſamkeit geführt worden. König Erichs XIV. Erbitterung war unbegränzt, und von däniſcher Seite wurden den Schweden ihre Verheerungen mit gleicher Münze bezahlt. So litten denn die Unterthanen Drangſale und Elend die Fülle. Verheerte Felder, zerſtörte Städte, verbrannte Dörfer, entvölkerte Provinzen zeigten dem Auge des Wanderers die Gräuel des Verderbens in ihrer ganzen ſcheußlichen Geſtalt. Durch Tapferkeit und überlegte Entſchloſſenheit zeichnete ſich der däniſche Feldherr, Daniel Ranzau, vorzüglich aus, ſowohl in dem berühmten Siege bei Savarteraä, den er mit wenigen Truppen über eine weit überlegene Anzahl der Feinde erfocht, als auch in dem mühſeligen und gefahrvollen Zuge und Rückzuge durch den ſogenannten Hohlweg. Zuletzt brachten den König Erich XIV. innerliche Unruhen in Schweden auf andere Gedanken. Seine Brüder, mit denen er ſchon lange in großer Uneinigkeit lebte, beſonders Johann, lehnten ſich gegen ihn auf. Jetzt forderte er ſelbſt ſeinen Feind, Friedrich II., zum Beiſtande auf. So wenig König Friedrich ſich dazu entſchließen konnte, ſo war er doch edelmüthig genug, ſich nicht in die innerlichen Unruhen zu miſchen, oder durch Unterſtützung einer Partei die allgemeine Noth zu vermehren. König Erich wurde ein Gefangener ſeines Bru-

ders Johann, und mußte demſelben die Krone überlaſſen. Der neue König hatte große Urſache, den Frieden zu wünſchen, und fand ſeinen Gegner eben ſo friedfertig geſinnt. Man ſchloß ihn 1568 zu Rothſchild (Roeskilde) auf billige Bedingungen. Allein bald gereute es den König Johann, ſich mit einem Feinde verglichen zu haben, deſſen Heer, wie er ſpäter erfuhr, nicht ſo ſtark war, als er geglaubt hatte. Er erneuerte den Krieg, aber mit ſo wenig glücklichem Erfolge, daß er ſich bald wieder nach dem Frieden ſehnte. Durch Vermittlung des römiſchen Kaiſers und anderer Mächte kam zu Stettin ein Congreß und bald darauf ein Friede zu Stande, der für Dänemark höchſt glorreich war. Der Gebrauch der drei Kronen im Wappen ſollte beiden Theilen frei ſtehen. Schweden ſollte auf Norwegen, Schonen, Halland, Blekingen, Gothland, Jempteland, Herrendalen; Dänemark auf Schweden Verzicht leiſten, und Elfsburg zurückgeben, dagegen aber die verlornen Schiffe und Kanonen und an Geld 150,000 Reichsthaler erhalten.

Friedrich II. endigte ſeine denkwürdige Regierung 1588, noch ehe ſein ſchon jung zum Thronfolger erwählter Prinz, der König Chriſtian IV., ſeine Volljährigkeit erreicht hatte.

In den tiefen Bedrängniſſen, worin Schweden unter Chriſtian II. ſeufzte, fand es ſeinen Retter in der Perſon des Guſtav Erichſon Waſa, deſſen Vater bei dem Stockholmer Blutbade eines der Schlachtopfer des Königs geworden war. Guſtav Waſa hatte ſich, wie ſchon bemerkt, dem Gewahrſam des unmenſchlichen Königs entzogen und wieder in ſein Vaterland begeben. Nach einem gefahrvollen verborgenen Aufenthalte ſah man ihn bald mit Hülfe der braven Bauern Dalekarliens, die er durch ſeine Anrede begeiſterte, an der Spitze eines furchtbaren Heeres. Er ward erſt Reichsverweſer und dann durch eine zu Strengnäs vollzogene Wahl König. Umſonſt verſuchte Friedrich I., ſein Schutzherr zu werden. Die Calmar'ſche Union und jede Abhängigkeit von

GUSTAV WASA UNTER DEN DALEKALIERN

dem Könige der Dänen war den Schweden zu verhaßt geworden, als daß ſie freiwillig dieſes Verhältniß wieder herſtellen konnten. Indeſſen knüpfte gleicher Vortheil das Freundſchaftsband der beiden Könige, die dem gemeinſchaftlichen Gegner, Chriſtian II., widerſtanden. Auch mit Friedrichs I. Sohne, Chriſtian III., unterhielt Guſtav I. Freundſchaft und Frieden, ſchloß mit ihm zu Bremſebrö einen 50jährigen Frieden, und fand ſelbſt in dem von Chriſtian III. im Jahre 1548 eingeführten Gebrauch der drei Kronen in dem däniſchen Reichswappen keine Veranlaſſung, die Ruhe zu unterbrechen, obgleich er ſeine Unzufriedenheit darüber zu erkennen gab. Er verbeſſerte ſein Reich und die Finanzen, führte die Reformation ein, demüthigte den Uebermuth der Cleriſei, brachte den Handel in Aufnahme, vervollkommnete den Bergbau, dämpfte mehr als eine innere Unruhe, und hatte das Vergnügen, allen ſeinen männlichen Nachkommen durch einen feierlichen Reichsſchluß die Erbfolge geſichert zu ſehen. Guſtav I. ſtarb 1560, als der größte König, den Schweden gehabt hatte, und deſſen weiſe Einrichtungen es ſeinem Enkel, Guſtav Adolph, möglich machten, ihn noch zu übertreffen.

Sein Sohn und Nachfolger, Erich XIV., von heftiger Gemüthsart und hypochondriſch im höchſten Grade, hatte einen Krieg mit Dänemark und zugleich mit Polen zu führen. Der letztere entſtand daher, weil ſich Reval und der größte Theil von Eſthland, da es von den Ruſſen bedrängt ward, unter ſchwediſchen Schutz begab, obgleich der letzte Heermeiſter, Gotthard Kettler, ganz Liefland und Eſthland an König Sigmund von Polen abgetreten hatte. Dieſe Kriege beförderten das Verderben des Landes, ſo wie der Untergang des Königs durch den Streit mit ſeinen Brüdern herbeigeführt ward. Außerdem, daß dieſe in Anſehung ihrer großen Fürſtenthümer mehr Freiheit und Unabhängigkeit verlangten, als ihnen nach der Verfaſſung des Staates und ihrem

Verhältniſſe zur Krone zukam, hatte ſich Herzog Johann durch ſeine Vermählung mit der polniſchen Prinzeſſin, König Sigmunds Tochter, und indem er ſeinen Schwiegervater während des Kriegs begünſtigte, des Königs Erich Feindſchaft zugezogen. Milzſüchtig und argwöhniſch, wie er war, ließ er nicht nur ſeinen Bruder Johann gefangen nehmen und von den Ständen zum Tode verurtheilen, ſondern beging auch einen grauſamen Mord an vielen der ſchwediſchen Edeln, an den Sturen, und zeigte darauf eine Reue, die nahe an Verzweiflung gränzte und für ihn und das Reich Alles fürchten ließ. Das Mißvergnügen zu dämpfen, wurde Herzog Johann in Freiheit geſetzt, und kein Geld geſpart, die Anverwandten der Getödteten zu verſöhnen. Allein die Unzufriedenheit, beſonders ſeiner Brüder Johann und Carl, dauerte fort. Sie verbanden ſich gegen ihn, und er, vom ganzen Reiche verlaſſen, ward ihr Gefangener und der Krone verluſtig erklärt.

Nach den Bedingungen des Bündniſſes ſollten beide Brüder gemeinſchaftlich regieren, aber Johann wünſchte allein König zu ſeyn, und erreichte ſeinen Zweck, nicht ohne Mißbilligung ſeines Bruders. Unverantwortlich war ſein Betragen gegen den gefangenen König, ſeinen Bruder. Der Unglückliche mußte Hunger, Unreinlichkeit und Finſterniß erdulden, der Predigt in 22 Wochen, und des Arztes, wenn er krank war, entbehren. Nachdem König Johann den Senat und ſelbſt einige von der Geiſtlichkeit vermocht hatte, zu beſchließen, daß König Erich, im Nothfalle, umgebracht werden ſollte, indem verſchiedene Unruhen ihn die Befreiung des Gefangenen fürchten ließen, befahl er, daß ihm entweder Gift gegeben, oder die Adern geöffnet, oder er zwiſchen Polſtern erſtickt werden ſollte. Der unglückliche König vernahm ſein Schickſal ohne Zagen, und endigte ſein Leben an Gift, das er in einer Erbſenſuppe zu ſich nahm.

Selbſt in der wichtigen Angelegenheit der Religionsverfaſſung ergriff der König Maßregeln, die nicht nach dem Wunſche der Nation waren. Seine Gemahlin, die polniſche Prinzeſſin Katharina, war katholiſch, und faſt wäre es der König auch geworden. Eine neue Liturgie, die er einzuführen ſuchte, würde größeren Veränderungen den Weg gebahnt haben, wenn nicht des Königs Bruder, Herzog Carl, und der größte Theil der Nation ſich dagegen erklärt hätten. Deſſen ungeachtet zog der König Jeſuiten nach Schweden, nahm einen päbſtlichen Geſandten an, trat, wiewohl heimlich, zur katholiſchen Religion über, und ließ ſeinen Prinzen Sigmund in derſelben erziehen. Dem letztern half dieſes auf den polniſchen Thron, ſo wie es ihn ſpäter des ſchwediſchen verluſtig machte. Johann erhielt ſich, aller Umtriebe mächtiger Parteien ungeachtet, auf dem Thron bis an ſeinen Tod, und ſtarb 1592.

Rußland.

Waſſilej der Dunkle oder der Blinde herrſchte nicht ohne Ruhm und ohne Anſehen, aber den Tartaren war er nicht gewachſen. Unter ihrem Joche ſeufzte Rußland ſo lange, bis ein Fürſt 1462 den Thron beſtieg, der Muth und Kraft genug hatte, die ſchimpflichen Feſſeln zu zerbrechen. Dieſer Fürſt war Iwan I. Waſſiliewitſch, des Dunkeln oder Blinden Sohn. Kühn, unternehmend, der Weichlichkeit feind, ehrgeizig, beſtieg er den Thron in einem Alter von 23 Jahren. Feſt entſchloſſen, ſeinen Staat von der Laſt der tartariſchen Herrſchaft zu befreien, und ſein Gebiet zu vergrößern, bot er jedes Mittel auf, das er für zweckmäßig hielt. Verſchiedene Fürſten wurden von ihm unterjocht. Er verweigerte den Tartaren den Tribut, ſchlug den Chan, der ſich

rächen wollte, und richtete in der Horde ſelbſt ein Blutbad an. Darauf eroberte er Kaſan, ſetzte die Czaren daſelbſt nach Gefallen ab und ein, und zwang ſie zum Tribute. Auch das reiche Nowgorod, das ſich empört hatte, bezwang er. Pleskow hatte daſſelbe Schickſal, und Sewerien erkannte die ruſſiſche Hoheit an. Iwan verſchonte ſelbſt ſeinen Schwiegerſohn, den Herzog Alexander von Litthauen, nicht. Der Schrecken ging vor ihm her, und das Glück folgte ihm auf ſeinen Heerzügen, bis es ihn endlich gegen das Ende ſeiner Regierung verließ. Ein Krieg, den er gegen die Liefländer unternahm, die ihn beſonders durch feindſelige Bündniſſe aufgebracht hatten, war für ihn von unglücklichem Erfolge. Der Ordensmeiſter Walther von Plettenberg ließ ihn drei Mal, **1501**, **1502** und **1505**, eine gewaltige Niederlage erleiden. Dennoch blieb Iwan groß und mächtig, und hinterließ das Reich ſeinem Sohn Waſſilej Iwanowitſch. Die Ruſſen wurden von den Polen am Dnieper geſchlagen. Die kaſanſchen Tartaren, die ſich weigerten, die ruſſiſche Oberherrſchaft ferner anzuerkennen, machten, vereinigt mit ihren Brüdern in der Krimm, furchtbare Einfälle in Rußland, ſchlugen **1521** an der Okka die Ruſſen, und zwangen den Großfürſten zu einem Frieden, der unter andern ſchimpflichen Bedingungen auch die Anerkennung tartariſcher Oberherrſchaft und Verpflichtung zum Tribute enthielt. Bei dem allen behauptete Waſſilej Iwanowitſch ſeine Beſitzungen, erweiterte ſogar ſeinen Staat, unterließ es, den Tartaren Tribut zu geben, dachte nicht nur auf tapfere Vertheidigung gegen neue Unternehmungen der Tartaren, ſondern würde ſelbſt ſie von neuem zu unterwerfen ernſtlich bemüht geweſen ſeyn, wenn ihn nicht ſein Tod daran verhindert hätte.

Sein Sohn und Nachfolger, Iwan Waſſiliewitſch **II.**, war erſt drei Jahr alt. Unter der Vormundſchaft, welche des jungen Czaren Mutter und einige Großen übel verwalteten, ſuchten die Polen

und Tartaren Vortheile aus dieſen Verwirrungen zu ziehen. Jene verſuchten umſonſt, Smolensk, das ihnen der vorige Czar genommen hatte, wieder zu gewinnen; dieſe fielen Rußland von drei Seiten an. Allein der Geiſt der Vaterlandsliebe ſchien durch die Gefahr geweckt zu ſeyn; von vier aufgebotenen Kriegsheeren behielt man eins zur Sicherheit des Czaren. Die drei andern gingen den Tartaren entgegen, ſchlugen ſie und kehrten, mit Sieg und Ruhm gekrönt, nach Hauſe. In ſeinem 19ten Jahre übernahm Iwan II. Waſſiliewitſch ſelbſt das Ruder der Regierung, bezwang die tartariſchen Reiche Kaſan und Aſtrachan, und nöthigte die ganze Kabardei, bis in die kaukaſiſchen Gebirge, die ruſſiſche Hoheit anzuerkennen.

Edler als der Trieb nach Eroberung war die Neigung, ſeine Nation zu bilden, und die bürgerliche Verfaſſung zu verbeſſern. Dieſes bewog ihn, durch ſeinen Geſandten, Hans Schlitte, den Kaiſer Carl V. um Künſtler, Handwerker und Manufakturiſten zu bitten. Schon waren 300 Leute dieſer Art nach Lübeck gegangen, um von da nach Rußland übergeſchifft zu werden, als eine Eiferſucht der Liefländer, und, wie man ſagt, auch der Lübecker es bei dem Kaiſer ausgewirkt hatte, daß dem Hans Schlitte und ſeinen Leuten die Päſſe genommen und zurück geſchickt wurden. Die Künſtler zerſtreuten ſich, und manche derſelben kamen dennoch nach Rußland. Der aufgebrachte Iwan beſchloß, Rache an den Liefländern zu nehmen. Die Gelegenheit hierzu gab ihm von Seiten der Liefländer die Verweigerung einer Art Tribut, der aus einer alten Verfaſſung herrührte, und der Zins des rechten Glaubens genannt wurde. Der Czar ſetzte den Liefländern hart zu, die nun umſonſt Hülfe bei dem Kaiſer ſuchten. Der König von Schweden, Erich XIV., an den ſich die Liefländer wandten, erhielt Eſthland (1561), nachdem kurz vorher Herzog Magnus, durch ſeines Bruders, Königs Friedrich II. von Dänemark, Vermittlung Oeſel erworben

hatte. Polen bekam nun Liefland, und der Heermeiſter Gotthard Kettler ward Herzog von Curland und Semgallien. Einen Theil von Liefland behaupteten die Ruſſen.

Dem Czar wurden Friedensvorſchläge gemacht, der aber, voll Vertrauen auf ſein Glück, ſie abwies. Schweden konnte von ihm nur einen zweijährigen Waffenſtillſtand erhalten. Mit Polen brach der Krieg früher aus, als man erwartet hatte. Man beleidigte Iwan Waſſiliewiſch, als man ſeinen Antrag, ſich mit der polniſchen Prinzeſſin Katharina, des Königs Sigmund Auguſt Schweſter, zu vermählen, darum ablehnte, weil er die ungerechte Forderung, den Kindern aus dieſer Ehe den Vorzug in der Thronfolge vor ſeinen Kindern erſter Ehe einzuräumen, nicht zugeſtehen wollte. Er verheerte Litthauen; aber ſeine Heere, die er zu ferneren Eroberungen in Polen ausſandte, wurden geſchlagen. Zu gleicher Zeit entſtanden in Rußland innere Unruhen, die eine allgemeine Empörung fürchten ließen. Um zu erforſchen, wie der größere Theil ſeiner Unterthanen gegen ihn geſinnt ſey, ſtellte er ſich, als ob er die Regierung niederlegen wolle. Da der klügere Theil ſeines Volkes ihn bat, das Scepter zu behalten, ſo entſchloß er ſich leicht und gerne, ließ die Häupter der Mißvergnügten hinrichten, und nahm ſich eine Leibwache aus den entfernteſten Theilen ſeines Reiches, die ihm ſehr vortheilhaft, aber bei einer zu großen Nachſicht gegen ſie den Unterthanen oft beſchwerlich war.

Den polniſchen Krieg, der durch einen Waffenſtillſtand unterbrochen worden war, ſetzte er fort, aber ohne glücklichen Erfolg. Während ſeiner Abweſenheit hatte der Regent, Iwan Petrowitſch, ſich des Thrones bemächtigt. Der zurückeilende Czar ſtieß mit eigener Hand dem Verräther den Dolch in das Herz, und ließ ſeine Anhänger tödten.

Da er ſeine Abſichten auf Liefland nicht völlig erreichen konnte, erklärte er den däniſchen Prinzen Magnus, der ſich auch mit der

Prinzeſſin Maria, einer Verwandten des Czaren, vermählte, jetzt zum Erbkönige von Liefland, indem er ſich ſelbſt nur die Schutzgerechtigkeit vorbehielt. Er hoffte auf dieſe Weiſe Liefland endlich ganz zu gewinnen, allein gewaltige Angriffe der Türken und Tartaren, Unruhen in Nowgorod und Pleskow, eine verheerende Peſt, eine Niederlage, die ſein Volk von den Tartaren erlitt, und die Verheerung ſeiner Reſidenz durch eben dieſe Barbaren, dieſes Alles, und daß Magnus ſich in polniſchen Schutz begab, und von dem trefflichen König Stephan Bathory muthig unterſtützt ward, nöthigte endlich den Czaren, den ſapoliſchen Frieden, durch päbſtliche Vermittelung, mit der Krone Polens zu ſchließen, durch den er ſeine liefländiſchen Eroberungen einbüßte, und ſeine großen Ausſichten vereitelt ſah. Mit Schweden ward ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, zuerſt auf zwei Monate, und dann auf drei Jahre. Nach einer neuen Empörung der kaſaniſchen Tartaren, die jedoch Kaſans Befreiung nicht bewirkte, fühlte der noch immer thätige Fürſt ſein herannahendes Ende, empfahl ſeinem Nachfolger den Frieden, befreite ſein Volk auf zehn Jahre von verſchiedenen Auflagen, ſetzte die Gefangenen in Freiheit, legte Mönchskleider an und ſtarb 1584. Er hat den Beinamen des Schrecklichen oder des Tyrannen erhalten.

Sein Sohn, Feodor Iwanowitſch, ein gutmüthiger, aber ſchwachſinniger Prinz, folgte ihm auf den Thron. Sein Schwager, Boris Ghodunow, führte das Ruder der Regierung, und vollendete die ſchon unter der vorigen Regierung begonnene Unterwerfung Sibiriens. Mit der Krone Schwedens kam unter dieſer Regierung der Friede zu Truſina, einem ehemaligen Dorfe unweit Narwa, zu Stande. Rußland entſagte ſeinen Anſprüchen auf Eſthland, Schweden den ſeinigen auf Ingermannland. Des Czaren Tod bahnte ſeinem Schwager Boris den Weg zum Throne.

Polen.

Dem Könige Sigmund I., Caſimirs IV. Sohne, unter welchem noch 1526 Maſovien, nach Erlöſchung des alten piaſtiſchen Mannsſtammes, an die Krone fiel, folgte nach ſeinem Tode ſein Sohn Sigmund II. Unter ihm fielen die eſth- und liefländiſchen Streitigkeiten und die daraus erwachſenen Kriege mit Schweden und Rußland vor. Unter Sigmund II. breitete ſich die evangeliſch lutheriſche Religion in Polen weit aus; auch wurden unter dieſem Könige auf dem Reichstage zu Lublin 1569 Polen und Litthauen vollkommen vereinigt, ſo daß beide nur ein gemeinſchaftliches und von einem und demſelben Fürſten regiertes Land ſeyn ſollten. Er ſtarb ohne Leibeserben. Das Interregnum zwiſchen ſeinem Tode und der nächſtfolgenden Königswahl zeichnet ſich durch die berühmte Conföderation aus, in welcher die verbundenen Stände, die ſich damals alle, ſowohl katholiſche als nicht katholiſche, mit dem allgemeinen Namen der Diſſidenten benannten, ſich wechſelſeitig verſprachen, daß wegen des Unterſchiedes der Religion kein Blut vergoſſen, keine Strafe verhängt und kein gerichtlicher Beiſtand geleiſtet werden ſolle. Damals begriff alſo der Name der Diſſidenten nicht bloß Proteſtanten und Griechen, ſondern auch die Katholiken; erſt in viel ſpätern Zeiten hat man ihn bloß auf Proteſtanten und Griechen angewendet.

Nach dem Abgange des Jagellon'ſchen Mannsſtammes wurde die Wahlfreiheit der Polen ausgedehnter, und die Gewalt der Könige immer mehr eingeſchränkt. Erſteres bewirkte große Unruhen bei mancher Thronerledigung; Letzteres ſchwächte das Anſehen und die Macht des Reiches. Von den vier Kron-Candidaten, Ernſt, Erzherzog von Oeſterreich und Sohn Kaiſer Maximilians II., Johann, König von Schweden, und deſſen Sohn Sigmund, und Heinrich von Valois, Herzog von Anjou, Heinrichs II.,

Königs von Frankreichs, Sohn (nachmaliger dritter franzöſiſcher König dieſes Namens), erhielt der letztere durch franzöſiſchen und päbſtlichen Einfluß die Krone. Unter den Bedingungen, die der neue König, wie die folgenden, beſchwören mußte, war auch der Friede unter den Diſſidenten. Heinrich, für den eine Krone viel, die polniſche jedoch weniger Reiz hatte, ging langſam nach Polen, ward gekrönt, empfing die Nachricht von dem Tode ſeines Bruders, Carls **IX.**, Königs von Frankreich, verließ, vier Monate nach ſeiner Krönung, den polniſchen Thron und das Reich, indem er heimlich nach Frankreich entwich, um einen Thron in Beſitz zu nehmen, der ſeinen Wünſchen weit mehr entſprach. Die Polen, die eben ſowohl mit ihm, als er mit ihnen, unzufrieden waren, beſtimmten ihm eine Friſt zur Rückkehr, und ſprachen ihm, als er nicht wieder kam, den Thron ab.

Außer den früheren Candidaten bewarben ſich jetzt noch Herzog Alphons von Ferrara und Stephan Bathory, Fürſt von Siebenbürgen, um die Krone. Ein Theil der Wählenden überging ſie alle, und wählte den Kaiſer Maximilian **II.** ſelbſt. Ein anderer Theil, der einen Piaſten wollte, rieth, die Piaſtin Anna, Sigmunds **I.** Tochter, mit Stephan Bathory zu vermählen und beiden die Krone zu geben. Dieß geſchah, und die Schwierigkeiten, die von Seiten Maximilians **II.** zu erwarten waren, hoben ſich mit deſſen Abſterben von ſelbſt. In Jahresfriſt unterwarf ſich dem Könige Stephan das ganze Reich. Sein Anſehen in ſeinem eigenen Reiche und bei auswärtigen Mächten war groß. Sein unerwarteter Tod erfolgte im 54ſten Jahre ſeines Alters; die Vermuthung, als ſey er an Gift geſtorben, hat aber keine Beſtätigung gefunden.

Brandenburg und Preußen (1499 — 1619).

Kaum 15 Jahre alt, erhielt Churfürſt Joachim I., geboren den 21. Februar 1484, ſchon die, von ſeinem Vater Johann 1499 ihm vererbte Regierung, bei deren Verwaltung er feſten Willen und Geiſtesſtärke bewies. Sein Oheim Friedrich in Franken, der ihm bis zu ſeinem 19ten Jahre bei den Churangelegenheiten zur Hand ging, unterſtützte ihn mit gutem Rathe.

Joachim I. liebte die Gerechtigkeit und übte ſie mit aller Strenge aus, ohne Rückſicht darauf zu nehmen, daß Unverſtändige ſeine wohlmeinende Abſicht, ſein Land von allen Unfugtreibenden zu befreien, verkannten, und ihn der Grauſamkeit beſchuldigten. — Zur Ausübung der Gerechtſamen ſtiftete er das wichtige Kammergericht zu Berlin, an welches er ſich ſogar ſelbſt mit ſeinen Rechtsangelegenheiten wandte, ſo wie er zur Beförderung der Wiſſenſchaften (1506) die Univerſität zu Frankfurt an der Oder errichtete.

In ſein Zeitalter fällt die wichtige Reformation Luthers, die ihm allerdings manchen Kampf, Verdruß und viele Widerwärtigkeiten verurſachte, zumal da er durch ſeine, von ihm begünſtigten Biſchöfe gegen den Proteſtantismus mit Erbitterung eingenommen wurde, und ſein Eifer dagegen einen ſo hohen Grad erreichte, daß er ſeine eigene treffliche und biedere Gemahlin, Eliſabeth von Dänemark, weil ſie ſich zur neuen Lehre bekannte, ins Gefängniß bringen ließ, und ſich nie wieder um ſie bekümmerte. Nachdem er ſein Land allmählig vergrößert und 36 Jahre lang das Scepter der Regierung geführt hatte, ſtarb er am 11. Juli 1535 zu Stendal.

Sein Nachfolger war Joachim II. Bei der Uebernahme der Regierung mußte Joachim einen Theil der Churmark, namentlich die Neumark, das Fürſtenthum Croſſen und den Lauſitz'ſchen Antheil, ſeinem Bruder Johann überlaſſen. Dieſe Be-

ſitzungen fielen ihm jedoch wieder zu, als Johann mit Tode abging, was freilich erſt in dem letzten Lebensjahre Joachims II. geſchah. Joachim II., den 9. Januar 1505 geboren, ward unter unmittelbarer Leitung ſeines Vaters, Joachims I., und deſſen Bruders, alſo ſeines Oheims, des Erzbiſchofs Albrecht, erzogen und durch die Gelehrten damaliger Zeit wiſſenſchaftlich gebildet, welche Bildung höchſt vortheilhaft auf ſeinen Geiſt und ſein Herz wirkte, denn er beſaß ſehr viele rühmliche Eigenſchaften, die ſich auch in ſeinen Handlungen äußerten.

In Betreff der Religion, die damals durch Luthers Reform ganz Europa in Aufregung brachte, war er ſchon als Churprinz der neuen lutheriſchen Lehre mit voller Neigung zugethan, und wiewohl er ſie in den erſten vier Regierungsjahren geheim und unvermerkt eingeführt hatte, ſo bekannte er ſich doch im Jahre 1539 öffentlich zu ihr.

Allerdings hatte er auf die Gährungen, welche, durch die Reformation hervorgerufen, die Gemüther beunruhigten, ein aufmerkſames Auge zu richten; beſonders reizte die Erbitterung Carls V., der als deutſcher Kaiſer und ſpaniſcher König den Katholicismus eifrig verfocht, den Churfürſten ſehr; jedoch kamen auch hier ſeine Klugheit und Umſicht ihm zu ſtatten, und auf eine ſchickliche Weiſe trat er oft als Vermittler zwiſchen Proteſtanten und Katholiken auf, um ein Frieden erhaltendes Gleichgewicht zu begründen, vorzüglich während des ſchmalkaldiſchen Krieges, der 1546 zwiſchen den Proteſtanten und dem Kaiſer zum Ausbruche kam.

Joachim beſaß Tugenden, war rechtſchaffen geſinnt, und ſuchte den Gewerbfleiß und den Handel zu heben; doch iſt ihm als Fehler anzurechnen, daß an ſeinem Hofe nicht nur keine Sparſamkeit und Eingezogenheit zu rühmen war, ſondern ſogar ſeine Pracht in Verſchwendung ausartete, was natürlich in finanzieller Hinſicht keine gute Folgen haben konnte, indem Schulden und Laſten

für die Unterthanen daraus erwuchſen. Er ſtarb plötzlich den 3. Januar 1571. — Auf Joachim folgte Churfürſt Johann Georg. Er war am 11. September 1525 geboren. In politiſchen und Kriegesangelegenheiten hat ſeine Regierungs-Geſchichte nichts Merkwürdiges aufzuweiſen. Sein Verdienſt gründet ſich bloß auf die Aeußerung guter Handlungen, welche Bildung und ſittlich-rechtliche Eigenſchaften bekundeten, was allerdings die Beförderung und Erhöhung des Wohls ſeiner Unterthanen zur Folge hatte. Beſondern Ruhm erwarb er ſich durch ſeine muſterhafte Sparſamkeit und eingezogene Lebensweiſe; durch das Streben, ſein Land von Schulden zu befreien, und durch ſeine friedliche Geſinnung, vermöge welcher er im Stande war, Eintracht zwiſchen den ſtreitenden Religionsparteien herzuſtellen, da nämlich in ſeiner Regierungszeit die Streitigkeiten der Calviniſten (Reformirten) gegen die Lutheraner ſich erhoben. Auch zeigte er große Liebe zu den Wiſſenſchaften, deren Beförderung, ſo wie die Erziehung der Jugend, ihm ſehr am Herzen lag, weßhalb er 1574 das Gymnaſium zu Berlin gründete. In einem Alter von 73 Jahren ſtarb er 1598 am 8. Januar.

Als älteſter Sohn und Nachfolger des vorigen Churfürſten erhielt Joachim Friedrich (geboren den 27. Januar 1546) die Regierung, welche ſich ebenfalls durch nichts beſonders Merkwürdiges auszeichnete, indem ſie ganz den ſtillen, friedlich ruhigen Charakter der vorigen beibehielt. In die, immer lebhafter gewordenen Religionsſtreitigkeiten miſchte er ſich durchaus nicht; wohl aber beförderte er Alles, was ſeinem Lande und Volke Nutzen bringen und die wiſſenſchaftliche Bildung erweitern konnte. Zu Joachimsthal gründete er (1607) ein Gymnaſium, das ſpäter nach Berlin verlegt wurde. Da ſein Vater das, von dem Churfürſten Albrecht aufgeſtellte Erbfolgegeſetz vergeſſen und die Neumark für einen andern Sohn (Chriſtian, älteſten Sohn dritter Ehe) beſtimmt hatte, Joachim Friedrich aber auf den Grund jenes Geſetzes ſich

dieſer väterlichen Beſtimmung widerſetzte, ſo trat ſein Vetter Georg Friedrich, Markgraf von Anſpach und Baireuth, letzter Sprößling der Hohenzoller'ſchen Linie, als Vermittler auf, und es wurde (1598) zu Gera im Voigtlande ein Vertrag geſchloſſen und (1599) zu Magdeburg beſtätigt, nach welchem feſtgeſtellt wurde, daß das Recht der Erſtgeburt gelten und jeder künftige Churfürſt die Herrſchaft über die geſammten Marken erhalten, in Franken nur zwei Markgrafen herrſchen, die übrigen Prinzen aber mit beſtimmten Geldſummen abgefunden werden ſollten.

Joachim Friedrich hatte nicht das Glück, lange zu regieren, denn er ſtarb ſchon 1608, den 18. Juli, nachdem er erſt 10 Jahre die Churfürſtenwürde bekleidet hatte. Sein Nachfolger war Johann Sigismund.

Schon ſein Vater Joachim Friedrich hatte von dem genannten Markgrafen Georg Friedrich, der 1578 zum Verweſer von Preußen, das damals nur noch ein Herzogthum war, ernannt worden und kinderlos ſtarb, die Vormundſchaft über dieſes Land erhalten, und Johann Sigismund, der ihm als Churfürſt folgte, richtete ſeine ganze Thätigkeit darauf, es zu bewirken, daß er zu dem eigenthümlichen Beſitze deſſelben gelange, welches Ziel er auch 1618, ein Jahr vor ſeinem Tode, erreichte. Außer dem Erwerb des Herzogthums Preußen aber erweiterte er ſeinen Staat durch die Beſitznahme noch vieler anderen Länder, die ihm durch Erbſchaften zufielen, durch welche letztere ſeine Regierung höchſt ausgezeichnet in der Geſchichte iſt. Dieſe ererbten Länder waren die Herzogthümer Jülich, Cleve und Berg, die Grafſchaften Ravensberg und Mark und die Herrſchaft Ravenſtein.

Als er wenige Wochen vor ſeinem Ableben ſich ſehr entkräftet fühlte, übergab er ſeinem Sohne Georg Wilhelm, der damals 24 Jahr alt war, die Regierung und ſtarb den 23. Dezember 1619 zu Berlin.

Die Niederlande.

Nachdem jene Länder, die man unter dieſem Namen begreift, in den frühern Zeiten zum Reich der Franken und ſpäter zu Lothringen gehört hatten, machten die großen Vaſallen deſſelben ihre Beſitzungen erblich, die Herzoge von Burgund aus dem valeſiſchen Stamme gründeten den mächtigen Staat von Burgund. Dieſer Staat umfaßte unter Carl dem Kühnen die Franche Comté, Artois, Bourgogne, Flandern, Namur, Mecheln, Antwerpen, Brabant, Limburg, Luxemburg, Hennegau, Holland, Seeland, Friesland, Zütphen und Geldern. Nachdem Carl der Kühne bei Nancy geblieben war, zog Ludwig XI. das eigentliche Herzogthum Burgund als heimgefallenes Lehen ein; als ſich aber Carls Tochter mit dem Erzherzog Maximilian vermählte, kamen die andern burgundiſchen Länder ſämmtlich an das Haus Oeſterreich. Als der Erzherzog Philipp, ein Enkel Carls, der ſeiner Mutter in der Regierung gefolgt war, ſchon im Jahr 1506 ſtarb, kam die Herrſchaft an den noch minderjährigen Carl, der ſpäter als Kaiſer Carl V. ſo berühmt wurde. Dieſer brachte auch Ober-Yſſel und Gröningen dazu, und vereinigte das Land 1548 mit dem deutſchen Reiche, als burgundiſchen Kreis, und ſetzte deſſen untheilbare Vererbung feſt. Die Niederländer waren durch ihre Gewerbthätigkeit und Manufacturen ſchon im Mittelalter zu einer hohen Blüthe gekommen, und durch dieſe Wohlhabenheit hatte ſich ihnen ein guter Sinn für Unabhängigkeit eingeprägt. Schon unter Carl V. war man über viele ſeiner Maßregeln und Begehren unzufrieden, allein die große Thatkraft dieſes Monarchen und ſeine Staatsklugheit wußten ſich doch die Anhänglichkeit und die Achtung des größten Theils des Volkes zu erhalten, beſonders da er auch darauf bedacht war, den Wohlſtand des Landes zu fördern. Als aber der fanatiſche und hochmüthige Philipp II. an die Re-

gierung kam, mußte bald jede Anhänglichkeit an Spanien ſchwinden, und als Margaretha die Statthalterſchaft niedergelegt hatte und der Wütherich Alba kam, ſetzte dieſer durch ſeine unerhörten Gräuelthaten vollends das Land in Feuer. Oranien und Egmont erklärten ſich noch mit vielen Andern für das Volk, und der verheerendſte Bürgerkrieg brach in vollen Flammen aus. Viele der beſten Bürger wanderten aus, und in kaum ſechs Jahren wurden mehr als 18,000 Menſchen durch Alba's Blutgericht ermordet; unter ihnen waren auch die Grafen Horn und Egmont. Aber die Ausgewanderten ſammelten ſich um Wilhelm von Oranien, und bildeten ein kleines Heer in den nördlichen Provinzen, das man den Scheußlichkeiten der ſpaniſchen Bluthunde entgegenſetzte. Man bemächtigte ſich der Hafenſtädte Briel und Vließingen, und bald hatten die Spanier jene muthigen Haufen, die ſie mit dem Namen Bettler (Gueſen) beehrten, zu fürchten. Auch von England erhielten die Niederländer einige Unterſtützung. Als nun Alba gar ein neues Steuerſyſtem einführte, wozu ihn die Unterhaltung ſeiner Truppen nöthigte, da er von Spanien wenig zu erwarten hatte, wurde das Mißvergnügen und die Erbitterung immer größer. Der ihm folgende Requeſens, der ohnehin bald ſtarb, konnte trotz ſeiner beſſern Einſicht und Mäßigung dem immer mehr und mehr um ſich greifenden Uebel nicht mehr ſteuern und eben ſo wenig dem Geldmangel abhelfen. Nicht viel beſſer ging es Don Juan von Oeſterreich, als Generalſtatthalter der Niederlande, und dem Prinzen von Parma, der ihm nach ſeinem Tode im Oberbefehl folgte, und durch die Trennung der nördlichen und ſüdlichen Provinzen die letztern der Krone Spaniens zu erhalten ſuchte. Wir kennen den weitern Erfolg ſchon durch die ſpaniſche Geſchichte. Oranien fiel bald durch die Hand eines Meuchelmörders, und ſein Sohn Moritz trat an ſeine Stelle. Die junge Republik wurde durch Eliſabeth mit Geld und Truppen unter-

ſtützt, obgleich letztere, ſo wie auch Frankreich, die ihr angebotene Souverainität derſelben ablehnte. Bald erkannten mehrere Mächte die Freiheit der Niederlande an, deren Flotten es wagten, ſich nach und nach ſogar portugieſiſcher Colonien zu bemächtigen. Auf Java, Formoſa, Ceylon u. ſ. w. wurden Colonien errichtet. Spinola war zwar meiſtens ſiegreich, allein nach Moritzens Tode, der **1625** erfolgte, wurde deſſen Bruder, Heinrich, Statthalter, der ſich als Krieger auszeichnete, und nachdem Spinola **1627** abgegangen war, waren die niederländiſchen Waffen allenthalben glücklich. Der 30jährige Krieg und die engliſchen Unruhen unter Carl I. waren der Republik günſtig.

Die Schweiz.

Unterdrückung und Tyrannei ſind immer die mächtigen Hebel, welche die Völker auffordern, ihre Selbſtſtändigkeit und Freiheit zu erringen. Die Tyrannei der öſterreichiſchen Landvögte legte den Grund zu der Freiheit der Schweiz und dem Vereine der Eidgenoſſenſchaft. Die Schweizer wußten die blutig erkämpfte Freiheit gegen die fortwährenden Angriffe Oeſterreichs zu behaupten; und Carl der Kühne von Burgund, der ſeine Eroberungen längs des Rheinlaufs ausbreiten wollte, verlor drei Schlachten gegen dieſes tapfere Volk, nämlich bei Granſon, Murten und Nancy; die letztere koſtete ihm auch das Leben (**1477**). Durch dieſe Siege wurde der Verein der Eidgenoſſenſchaft immer ſtärker, muthiger und ſelbſtſtändiger; **1513** waren ſchon Freiburg, Solothurn, Baſel, Schaffhauſen und Appenzell mit im Bunde, und er zählte jetzt **13** eng verbundene Cantone. — Maximilian ſuchte die ſchweizeriſchen Eidgenoſſen mit dem ſchwäbiſchen Bunde zu vereinigen; dieſe waren aber ſo klug, hierauf nicht einzugehen, weil ſie dadurch nur

in eine neue Abhängigkeit gekommen wären, und als der Kaiſer deßhalb den ſchwäbiſchen Bund gegen ſie aufbot, da kämpften ſie abermal auf das muthigſte für ihre Freiheit, und wußten ſie zu behaupten. Oefters waren ſie die beſten Hülfstruppen oder Söldner der Könige von Frankreich bei ihren italieniſchen Feldzügen, wie unter Carl VIII. und Ludwig XII. 1510 aber verbanden ſie ſich mit dem Pabſte gegen dieſen König. Ein 20,000 Mann ſtarkes Heer der Eidgenoſſen jagte die Truppen Ludwig's XII. aus Mailand und ſetzte den Herzog Sforza wieder ein, wodurch ſie einen bedeutenden Zuwachs an Gebiet erhielten. Gegen Franz I. hatten ſie einen harten Kampf zu beſtehen, beſonders in der ſchrecklichen zweitägigen Schlacht bei Marignano, 1516 ſchloß er aber einen Bund mit ihnen, und überließ ihnen die Länder, die ſie früher erworben hatten. Was aber die Ehre und den Freiheitsſinn der Schweizer gewaltig befleckte, war, daß ſie ſich jetzt für ſchnödes Geld an alle Fürſten der Erde, die ſie bezahlen konnten, es mochten gute oder ſchlechte Landesväter oder Landestyrannen ſeyn, verkauften und zu den Gewaltſtreichen der Ungerechtigkeit und des Despotismus hingaben, nnd ſo ihr Blut für ihnen ganz fremde Dinge verſpritzten, während ſie an den Weltangelegenheiten faſt gar keinen Antheil nahmen. Nur die Reformation brachte auch großes Leben und Treiben in die Schweiz und in ihre inneren Angelegenheiten, und Calvin, Oekolompadius und Zwingli ſuchten in Zürich, Baſel und Genf das Kirchenweſen nach ihren Anſichten und Meinungen zu verbeſſern und zu ordnen. Dies war jedoch keine leichte Aufgabe; blutige Kämpfe, großer Streit und lange Zwiſtigkeiten unter den Schweizern ſelbſt blieben nicht aus. Während ein großer Theil des Landes für die Reformation und die Abſtellung der Mißbräuche im Kirchenweſen und der Religion war, hielten die andern Cantone am alten Glauben feſt. Schwiz, Uri, Freiburg, Unterwalden, Solothurn, Luzern, Zug und das Walliſerland blieben päbſtlich

und folglich römiſch katholiſch geſinnt, während Baſel, Bern, Zürich, Schaffhauſen, St. Gallen, Biel, Mühlhauſen ꝛc. ſich der Reformation günſtig zeigten; andere aber, wie Glarus, Appenzell und Bündten, getheilt waren. Welch einen Unfrieden und Unheil auch hier dieſe unſeligen Religionszwiſte in das Land und ſelbſt in das Innere der Familien brachten, iſt unglaublich. Unter allen war Calvin einer der eifrigſten, aber auch unduldſamſten Reformatoren, und manchmal bis zur Grauſamkeit hart. Viele rechtliche Männer, die nicht völlig mit ſeinen Meinungen übereinſtimmten, mußten Genf, wo er ſein Weſen trieb, verlaſſen. Den größten Tadel verdient ſein Verfahren gegen den unglücklichen Michael Servet, einen ſpaniſchen Arzt, den er, als ſich derſelbe wegen ſeinem Glauben, der in vielen Dingen mit den Reformirten übereinſtimmend war, aus Frankreich flüchten mußte, durch ſeinen Einfluß in Genf verhaften und vor Gericht ſtellen ließ, bei dem Calvin ſelbſt mit das Urtheil über ihn ſprechen half, das ihn zum Flammentod verdammte, und warum? weil er die Dreieinigkeit in den gewöhnlichen Ausdrücken als nicht der Schrift gemäß erklärte! Er hatte ſie nicht ein Mal beſtimmt geläugnet oder in Abrede geſtellt. Sein Tod war ſchrecklich; das Holz, das ihn verbrennen ſollte, war ganz naß und wollte nicht zünden; zwei Stunden lang brachte er ſo in dem qualvollſten Zuſtande hin, bis endlich mitleidige Perſonen dürres Holz herbeiſchafften, und die Flammen gen Himmel ſchlugen. Der arme Mann ſagte noch vor ſeinem Ende: „Habe ich geirrt, ſo geſchah es aus Unwiſſenheit; mein Jeſu, des ewigen Gottes Sohn, erbarme dich meiner! Keine Religion hat ſolche Schandthaten hervorgebracht, als die chriſtliche, oder vielmehr die Scheuſale, die ſich Chriſten und Diener Gottes und ſeiner Religion nannten und ſo handeln konnten. Calvin hatte zwar noch um eine mildere Todesart für Servet nachgeſucht, doch es war zu ſpät und er konnte das Uebel nicht mehr abwenden, allein

war nicht auch jeder gewaltſame Tod dieſes Menſchen ein ſcheußliches Verbrechen? Uebrigens waren es Calvins Lehren und Grundſätze, welche aus der Genfer Kirche nach Frankreich und den Niederlanden übergingen. Auch Genf ward frei und die Berner nahmen dem Herzog von Savoyen das Waadtland noch ab. Im Uebrigen beobachtete die Schweiz fortwährend eine kluge Neutralität, welche ihre Unabhängigkeit erhielt.

Ungarn.

Nachdem der tüchtige König Matthias Corvinus **1490** geſtorben und ihm der ſchwache Wladislav von Böhmen gefolgt war, gewann Oeſterreich die Länder wieder, welche Matthias beſetzt hatte, und im Preßburger Frieden von **1491** wurde ihm ſogar die Ausſicht auf die ungariſche Krone zu Theil. Unter der Herrſchaft des elenden Wladislav erhielt Johann von Zapolya, Fürſt von Siebenbürgen, immer mehr Anſehen und Gewalt, die er geltend zu machen wußte. **1516** kam Ludwig **II.**, ein Sohn des Wladislaw, auf den Thron von Ungarn, der eine Schweſter Ferdinands von Oeſterreich zur Frau hatte; unter ihm wurde aber das Wohl Ungarns nicht viel beſſer als unter ſeinem Vater bedacht. Uneinigkeiten und Parteien machten das Land unglücklich; die immer drohenden Türken hatten leichtes Spiel, verwüſteten das Reich und eroberten Belgrad; der König verlor **1526** eine große Schlacht gegen die Erbfeinde, und kam elend auf der Flucht in einem Moraſte um. Nach ihm beſtieg Ferdinand von Oeſterreich den ungariſchen Thron, allein eine Partei erwählte den mächtigen Fürſten von Siebenbürgen, Zapolya, zum König, den der gewaltige Soliman unterſtützte, während Ferdinand den Palatinus Bathory auf ſeiner Seite hatte. Soliman drang

jetzt ſogleich bis Steiermark vor, und 1536 kam endlich ein Frieden zu Stande, in welchem Zapolya der Titel eines Königs zugeſtanden wurde, indeſſen beide Prätendenten im Beſitz deſſen bleiben ſollten, was ſie bereits inne hatten, allein nach Zapolya's Tod ſollte das Ganze an Ferdinand kommen. Erſterer, der jetzt in Ofen reſidirte, heirathete die Tochter des Königs Sigismund von Polen, ſtarb aber ſchon 1540, nachdem ihm ſeine Gemahlin einen Sohn, den Prinzen Johann, geboren hatte. Dieſer wurde nun trotz dem Vertrag zum Könige ausgerufen, und Iſabella bat den mächtigen Soliman um ſeinen Schutz für ihren Sohn. Dieſer verſetzte beide nach Siebenbürgen, und beſetzte ſelbſt denjenigen Theil von Ungarn, den der verſtorbene König beherrſcht hatte. Ferdinand war nun bereit, das Land als ein Lehen vom türkiſchen Sultan anzunehmen, und noch obendrein einen Tribut zu entrichten; allein damit war Soliman nicht gedient, ſondern dieſer begehrte, daß er ganz Ungarn räumen und ihm dennoch einen Tribut wegen Oeſterreich zahlen ſollte. Ein verheerender Krieg brach nun aus, und die Ungläubigen hauſ'ten wahrhaft barbariſch in dem armen Land, und führten viele Tauſende ſeiner Bewohner in die Sclaverei.

Das Ende dieſer blutigen Gräuelſcenen war, daß Ferdinand dem Sultan Alles überlaſſen und noch überdem einen Tribut von 30,000 Dukaten jährlich bezahlen mußte. Die blutigen und grauſamen Türkenkriege entzündeten ſich jedoch bald wieder, und waren zwiſchen Oeſterreich und den Ungläubigen faſt endlos. Iſabella's Sohn, Fürſt Johann Sigismund von Siebenbürgen, maßte ſich gleichfalls den Titel eines Königs an, auf den er erſt nach Solimans Tod, bei dem Frieden von 1570, verzichtete. Unter Maximilians friedlicher Regierung war Ungarn ziemlich glücklich, und Künſte und Wiſſenſchaften fingen an, mehr Fuß zu faſſen; als aber der ſchwache Rudolph an die Regie-

rung kam, und die Jeſuiten, wie allenthalben, den Geiſt der Zwietracht und der Kabalen hervorriefen, erneuerte ſich der unſelige Krieg mit den Osmanen, und Oeſterreicher und Türken ſuchten Stücke des unglücklichen Landes an ſich zu reißen. Glücklicherweiſe wurde die Pforte unter Solimans wenig tüchtigen Nachfolgern immer ohnmächtiger, und konnte ſich ſehr wenig mehr um Ungarn bekümmern, wodurch dieſes Land eine geraume Zeit Ruhe vor ihnen hatte; dagegen aber machte der Fürſt Bethlen von Siebenbürgen Ferdinand II. während des 30jährigen Krieges viel zu ſchaffen.

Die Türkei.

Auf Muhamed II., den Eroberer von Conſtantinopel, der 1481 geſtorben war, folgte deſſen Sohn Bajazeth II. auf den Thron der Osmanen; auch er, wie ſein Vater, ſuchte Ungarn zu beſiegen, deſſen tüchtiger König Corvinus jedoch mit kräftiger Hand ſein Recht zu behaupten wußte. Unter Bajazeths nächſten Nachfolgern, nämlich ſeinem Sohn Selim I. und ſeinem Enkel Soliman I., gelangte das Reich der Osmanen zur höchſten Stufe des Glanzes und der Macht. Selim I., der von 1512 — 1519 herrſchte, bekämpfte die Perſer, und dehnte ſein Reich in Aſien bis an den Tigris aus; das mameluckiſche Reich in Syrien und Egypten zerſtörte er nach den beiden Schlachten bei Aleppo und Cairo (1517), und machte beide Staaten, ſo wie Paläſtina zu Provinzen; auch unterwarfen ſich ihm die kleineren Scheriffe von Arabien.

Noch höher ſteigerte ſein Sohn Soliman (1519 — 1566) die Größe des jungen Staates. Er eroberte (1521) Belgrad und (26. December 1522) Rhodus. Hauptſächlich waren ſeine Kämpfe

gegen Ungarn gerichtet, ob er gleich eine Seemacht hatte, durch deren Thätigkeit er das damals ſo ſehr geſchwächte Italien hätte unterjochen können. Bei Mohacz ſiegte er (29. Auguſt 1526) über den König Ludwig II. von Ungarn und Böhmen, der auf der Flucht nach dieſer Schlacht in einem Sumpfe erſtickte, und ſeinen Thron ſeinem Schwager Ferdinand von Oeſterreich hinterließ. Nun aber begannen erſt die hartnäckigen und blutigen Kämpfe, als Ferdinand's Gegenkönig, Johann von Zapolya, ſich Solimans Oberhoheit unterwarf, und von dieſem nachdrücklich unterſtützt ward. Lange ſtand ein großer Theil von Ungarn nach Zapolya's Tode (1540) unter dem mächtigen Sieger; ja Ferdinand ſah ſich genöthigt, für den ihm gebliebenen Theil von Ungarn einen Tribut von 30,000 Ducaten an Soliman zu bezahlen. Außerdem machte ſich Soliman (1529) die Moldau zinsbar; Yemen kam zu ſeinem Reiche, ſo wie Algier und Tunis. Nur den Felſen Malta konnte er nicht bezwingen.

Mit ſeinem Tode (1566) erloſch die militäriſche Macht und die darauf gegründete Vergrößerung des osmaniſchen Reiches. Seine Nachfolger waren der Mehrzahl nach ſchwache, im Serail erzogene und im Serail lebende Menſchen, deren Günſtlinge ſich unter beſtändigen Cabalen, Räubereien und Ermordungen behaupteten, oft aber auch einander ſelbſt verdrängten und ſtürzten. Die Sultane ließen nicht ſelten ihre Brüder und Verwandten und alle ſchwangere Weiber des Serails hinrichten. Eben ſo oft wurden die Großvezire gewechſelt; ja mehrmals fielen die Sultane ſelbſt als Opfer einer Verſchwörung. Die Janitſcharen verwilderten, und je mehr ihre Disciplin verfiel, deſto mehr verſank auch ihre Kraft. Dieſe elende Regierung des Reiches, welche die Paſcha's und Bey's übermächtig werden ließ, glich dem Zuſtande des perſiſchen Reichs mit ſeiner Satrapeneinrichtung kurz vor der Zertrümmerung deſſelben durch Alexander. Nur die Eiferſucht der

europäiſchen Mächte hat dieſen veralteten und entkräfteten Staat, deſſen Form und Verfaſſung wie eine traurige Ruine der Vorzeit mitten zwiſchen dem regen Leben und Treiben der übrigen europäiſchen Völker erſcheint, bis jetzt erhalten können.

In dieſem Zeitpuncte des allmähligen Niederſinkens der osmaniſchen Macht folgte auf Soliman ſein Sohn Selim II. (1566—1574), der das bereits zinsbare Cypern 1572 ganz in Beſitz nahm, und mit den Venetianern und Spaniern auf dem Mittelmeere kämpfte. Ueber Selims Flotte triumphirte bei Lepanto (1571) der kühne Don Juan d'Auſtria, Carls V. natürlicher Sohn. Von großen Folgen würde dieſer Sieg geweſen ſeyn, wenn ihn die Chriſten zu benutzen verſtanden hätten, und Don Juan, nach der Eroberung von Tunis, nicht durch die Eiferſucht ſeines Stiefbruders, des engherzigen Philipps II. von Spanien, in die empörten Niederlande geſchickt worden wäre, wo er bald ſeinen Tod, wahrſcheinlich durch Gift, fand.

Die nächſten Nachfolger Selims II. waren Schwächlinge, die in den Genüſſen des Serails untergingen, während ihre Heere größtentheils unglücklich mit den Nachbarn in Europa und Aſien kämpften. So verfloß die Regierung Murads III., des Sohnes Selim II. (1574—1595), unter Kriegen gegen Ungarn und gegen den kühnen Uſurpator Abbas in Perſien. Sein Sohn, Muhamed III. (1595—1603), mußte die empörten Woywoden der Moldau und Wallachei bekämpfen laſſen; auch ward der Krieg mit Ungarn erneuert. In dieſem Kriege gewann ſein Sohn und Nachfolger Achmed I. (1603—1617) vom Kaiſer Matthias Erland, Gran und Stuhlweißenburg. Achmed erlag frühzeitig der zu ſtarken Befriedigung ſinnlicher Lüſte. Sein Bruder und Nachfolger, Muſtapha I., ward 1618 nach einer Regierung von drei Monaten entthront.

Deutſchland.

Die Kaiſer Ferdinand I., Maximilian II., Rudolph II. und Matthias.

Carl V. hatte, wie bereits erwähnt, die Kaiſerkrone zu Gunſten ſeines Bruders Ferdinand niedergelegt; dieſer war im Jahr 1503 nach Einigen zu Medina, nach Andern zu Alcala de Henarez geboren. Nachdem er unter der Leitung der berühmteſten Männer den Grund zu verſchiedenen Wiſſenſchaften gelegt hatte, brachte man ihn nach Deutſchland, wo ihm im Jahre 1521 die oberdeutſchen Provinzen eingeräumt wurden. Er vermählte ſich hierauf mit Anna, einer Tochter Wladislav's, Königs von Ungarn und Böhmen, durch welche Heirath ihm in der Folge dieſe beiden Königreiche erblich zufielen. Im Jahr 1531 wurde er zum römiſchen König erwählt und bald darauf zu Aachen gekrönt. Pabſt Paul IV. wollte durchaus Ferdinand nicht als römiſchen Kaiſer anerkennen, was zu Zwiſtigkeiten Anlaß gab, die jedoch unter deſſen Nachfolger, Pius IV., beigelegt wurden, aber die Folge hatten, daß ſeitdem die kaiſerliche Krönung zu Rom ganz unterblieben iſt. Bald darauf hielt Ferdinand wegen den noch fortdauernden Religionsſtreitigkeiten und um eine zweckmäßige Hülfe gegen die Türken zu erlangen u. ſ. w., einen Reichstag zu Augsburg und machte daſelbſt eine Reichshofrathsverordnung bekannt, wodurch das vormalige öſterreichiſche Hofrathscollegium von den andern Kanzleien der öſterreichiſchen Erblande abgeſondert und förmlich in einen Reichshofrath verwandelt wurde. Die Krone bei ſeinem Hauſe zu erhalten, fing Ferdinand im Jahre 1561 an, die Wahl ſeines älteſten Sohnes, Maximilian, zum römiſchen König einzuleiten, und fand in ſeinen geheimen Unterhandlungen alle Churfürſten ſehr willfährig, bis auf den von der Pfalz, der ſich endlich dennoch zu einer perſönlichen Zuſammenkunft bereden ließ. Dieſem zufolge

ſchrieb der Erzbiſchof von Mainz im Jahre 1562 nach Frankfurt einen Churfürſtentag aus. Maximilian, der bereits im Jahre 1549 von ſeinem Vater, mit Genehmigung der böhmiſchen Stände, den Titel eines Königs von Böhmen erhalten hatte, empfing inzwiſchen auch die königliche Krönung zu Prag, und fand ſich ebenfalls zu Frankfurt ein. Allein der während dieſer Zeit erfolgte Tod des Erzbiſchofs von Cöln war Urſache, daß bis nach der Wahl eines neuen Erzbiſchofs auch die Königswahl auf den 24. Dezember verſchoben werden mußte. An dieſem Tage verſammelten ſich die Churfürſten in der Bartholomäuskirche, und einhellig fielen hier die Wahlſtimmen auf Maximilian, König von Böhmen. Unmittelbar darauf beſchwor dieſer neuerwählte römiſche König die Capitulation, die von den beiden vorigen etwas verſchieden war. Sechs Tage darauf erfolgte die feierliche Krönung ebenfalls zu Frankfurt; die Stadt Aachen erhielt aber einen beſondern Revers, daß ihr dadurch an ihrem alten Rechte und Herkommen nichts benommen ſeyn ſollte. Auch dießmal nahm der Pabſt aus mehreren Gründen Anſtand, der Wahl Maximilians die Beſtätigung zu ertheilen, die endlich im Jahre 1564 dennoch erfolgte. Hierauf begab ſich Ferdinand nach Inſpruck, um in der Nähe der Kirchenverſammlung zu Trient zu ſeyn; da er aber die Proteſtanten ſeinen Wünſchen aus allen Kräften entgegen arbeiten ſah, und keinen günſtigen Erfolg hoffte, ſo reiſ'te er von dort nach Wien ab, während er ſchon den Anfall eines kleinen Fiebers fühlte, das ihn unvermerkt abzuzehren anfing. Deſſen ungeachtet wollte er ſich nicht hindern laſſen, den Reichsgeſchäften zu obliegen, ſo wenig es ihm auch die Umſtände geſtatteten, denn ſeine Krankheit artete in eine Waſſerſucht aus, an welcher er den 25. Juni 1564 ſtarb, nachdem er 6 Jahre und 5 Monat Kaiſer geweſen war, und das 61ſte Jahr ſeines Alters erreicht hatte. Schon im Jahre 1554 machte Ferdinand ein Teſtament, zufolge deſſen

ſein älteſter Sohn Maximilian die Königreiche Ungarn, Böhmen und das Erzherzogthum Oeſterreich, der zweite, Ferdinand, Tyrol und die vorderöſterreichiſchen Länder, und der jüngſte, Carl, Steiermark, Kärnthen, Krain und Görz erhielt.

Maximilian, der älteſte Sohn Ferdinands, ward zu Wien im Jahre 1527 geboren, aber in Spanien mit dem Infanten Philipp erzogen, bei welcher Gelegenheit er die Gunſt Kaiſer Carls V. vollkommen gewann, der ihm auch ſeine Tochter Maria zur Gemahlin gab, nachdem er ihn vor dieſem ſowohl in dem franzöſiſchen, als in dem ſchmalkaldiſchen Kriege begleitet und im Jahre 1547 den Reichstag zu Augsburg mit einer Rede eröffnet hatte. Als hierauf Carl V. ſeinen Sohn Philipp aus Spanien kommen ließ, ward dort indeſſen Maximilian II. die Regierung anvertraut, die er ſo lange führte, bis er gewahr wurde, daß Carl V. im Sinne hatte, ſeinem Sohn Philipp die deutſche Krone zu verſchaffen, worauf er, von ſeinem Vater zurückgerufen, dieſem Vorhaben ſich aus allen Kräften widerſetzte. Maximilian, leutſelig und mild, wurde, weil ihm ſo wenig ſpaniſche Sitte und Denkungsart eigen war, von den Spaniern gehaßt, die ihm ſogar durch Gift nach dem Leben getrachtet haben ſollen. Im Jahre 1562 ward er zum König von Böhmen gekrönt, und in eben dem Jahre auch zum römiſchen König, das Jahr darauf aber empfing er die ungariſche Krone. Er hatte nach dem Tode ſeines Vaters die Regierung kaum übernommen, ſo verfiel er in einen Krieg mit den Türken, die, mit dem Fürſten von Siebenbürgen verbunden, ihres mit Ferdinand auf fünf Jahre eingegangenen Waffenſtillſtandes ungeachtet, unter dem Vorwande, als ob mit ſeines Vaters Tode auch der Waffenſtillſtand erloſchen wäre, den Krieg erneuerten. Da Maximilian von dem Reiche höchſt ſaumſelig unterſtützt ward, und die Ungarn mit der langen Abweſenheit des Kaiſers ſehr unzufrieden waren, ſo hatten die Kriegsunternehmungen anfangs nicht den

gewünſchten Fortgang, waren aber nach dem Reichstage zu Augsburg von beſſerem Erfolge. Sowohl das Glück der chriſtlichen Waffen, als die durch den Tod des Sultans Soliman II. erfolgte Veränderung, bewog ſeinen Nachfolger Selim II., mit dem Kaiſer einen Waffenſtillſtand auf acht Jahre einzugehen, dem zufolge jeder Theil behielt, was er erobert hatte, wodurch alſo das Gebiet Maximilians II. ſo ſehr erweitert wurde, daß es ſich dies- und jenſeits der Theis auf 40 Meilen weit erſtreckte. Während der Regierung dieſes Kaiſers ward die Ruhe des Reiches durch die Grumbach'ſchen Streitigkeiten geſtört, und weil die Friedensſtörer von Johann Friedrich, dem Mittleren, Herzog von Sachſen, unterſtützt wurden, ſo erklärte ihn Maximilian II. nach vorangegangenen, wiewohl fruchtloſen Warnungen in die Reichsacht, trug die Vollziehung derſelben Auguſt, Churfürſten von Sachſen, auf, ließ den Herzog Johann Friedrich zu Neuſtadt in Oberöſterreich gefangen halten, und machte dadurch dem gefährlichen Streite ein Ende.

In Böhmen wurden im Jahre 1567 die Prager Kompaktaten auf Verlangen der Utraquiſten aufgehoben, und dieſe bekannten ſich nun größtentheils zur augsburgiſchen Konfeſſion. Auch in Ober- und Niederöſterreich geſtattete Maximilian II. im Jahre 1571 den Proteſtanten die freie Religionsübung nach den Grundſätzen des augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſes, und erlaubte ihnen ſogar, insgeheim einen eigenen Superintendenten zu halten, und ein beſonderes Conſiſtorium, unter dem Namen einer Religionsdeputation, zu errichten. Endlich drang er bei dem Pabſte auf die Bewilligung des Kelches und der Prieſterehe in ſeinen Erblanden, und da ihm Letzteres durchaus nicht geſtattet werden konnte, ſo erwirkte er wenigſtens das Erſtere. Maximilian II. ward nach Erledigung des polniſchen Thrones von einer Partei für denſelben erwählt, wogegen die andere Stephan Bathory, Fürſten von Siebenbürgen, zum König beſtimmt hatte. Nur die zu lange Verzö-

gerung Maximilians II. bei der Ausfertigung der eingegangenen Verträge war Urſache, daß Stephan Bathory inzwiſchen ſeinen Bruder Chriſtoph nach Polen ſchickte, und ſich im Jahre 1576 zu Krakau krönen ließ, was einen Krieg nach ſich gezogen haben würde, wenn der Kaiſer länger gelebt hätte. Dafür war Maximilian II. glücklicher für ſeinen älteſten Sohn Rudolph in ſeinen Unterhandlungen mit den Churfürſten, bei denen er, in Rückſicht ſeiner anhaltenden Leibesſchwäche, und um den Gefahren einer Zwiſchenregierung auszuweichen, erwirkte, daß der deutſche Thron bei ſeinem Erzhauſe blieb, und alſo Rudolph, nachdem die verzögernden Punkte der Wahlkapitulation zuerſt in Ordnung gebracht waren, zu Regensburg im Jahre 1575 einſtimmig zum römiſchen König erwählt und eben daſelbſt durch den Churfürſten von Mainz gekrönt wurde. Wenige Wochen vorher hatte Maximilian II. ſeinen Sohn Rudolph auch zum König von Böhmen krönen laſſen, die ungariſche Krone aber hatte er ſchon im Jahre 1572 erhalten; doch eben dieſe Krönung nahmen die Türken zu einem Vorwande, um den mit ihm eingegangenen Waffenſtillſtand brechen zu können, weil er das Königreich einem Andern überlaſſen hätte. Dieſe neuen feindlichen Einfälle der Türken in Ungarn bewogen den Kaiſer, auf dem Reichstage zu Regensburg zugleich um eine ſchleunige und nachdrückliche Hülfe anzuſuchen, die ihm auch bewilligt ward, und in dieſer Verſammlung traf er noch mehrere andere Verfügungen zur Handhabung des Friedens. Die beſtändige Unpäßlichkeit Maximilians II. zog ihm von Zeit zu Zeit immer größere Abmattung zu, die ſeine Geſundheitsumſtände ſo ſehr verſchlimmerte, daß man für ſein Leben mit Recht beſorgt war, und befürchtete, er würde den Reichstag zu Regensburg nicht überleben. Vielleicht hätte er doch noch gerettet werden können, wenn er ſich nicht der Kur eines Weibes aus Ulm, Namens Magdalena Streicher, die wegen ihrer Wundereſſen-

zen im Rufe ſtand und ihm empfohlen war, wider den Rath ſeines Leibarztes anvertraut hätte. Maximilian II. ſtarb 1576, noch vor dem Schluſſe des Reichstags zu Regensburg, als eben der Reichsabſchied publizirt wurde, im einem Alter von 50 Jahren und nachdem er faſt 13 Jahre regiert hatte. Sein Leichnam wurde nach Prag abgeführt, und dort in der Metropolitankirche St. Veit neben dem ſeines Vaters beigeſetzt. Mit ſeiner Gemahlin Maria hatte er zwar 16 Kinder gezeugt, worunter ſechs Söhne waren, die ihn auch alle überlebten, jedoch ſämmtlich unbeerbt ſtarben. Rudolph, der älteſte, war ſein Nachfolger in den öſterreichiſchen Staaten. Der zweite Prinz, Ernſt, ward im Jahre 1593 Statthalter in den Niederlanden, ſtarb aber zwei Jahre darnach. Matthias ward in der Folge Rudolphs Nachfolger, ſowohl auf dem deutſchen Thron, als in den geſammten Erbſtaaten. Maximilian, der ſeine Wahl zum König von Polen nicht geltend machen konnte, trat in den deutſchen Ritterorden, und ward hierauf Deutſchmeiſter. Albrecht trat zwar frühzeitig in den geiſtlichen Stand, ward Cardinal, Erzbiſchof von Toledo und dann Statthalter in den Niederlanden, kehrte aber nach drei Jahren in den weltlichen Stand zurück, und heirathete Iſabella, Tochter Philipps II., Königs von Spanien, mit welcher er die Herrſchaft der Niederlande erhielt, aber unbeerbt ſtarb. Der jüngſte Prinz, Wenzel, endlich ſtarb als Großprior des Johanniterordens von Caſtilien zwei Jahre nach ſeinem Vater. Von den hinterlaſſenen Prinzeſſinnen ward die älteſte, Anna, an Philipp II., König von Spanien, die andere, Eliſabeth, an Carl IX., König von Frankreich, verheirathet, und die jüngſte, Margaretha, ſtarb, ſo wie ihre Mutter, im Kloſter der heiligen Clara zu Madrid. Maximilian II. liebte und ſchützte die Gelehrten; bei ihm hatten die geſchickteſten Männer den größten Vorzug, ſelbſt wenn ſie ſich zum proteſtantiſchen Glauben bekannten, und er zog mehrere derſelben an ſeinen Hof. Da ſein erſter Lehrmei-

ſter ein Proteſtant war, er auch einen lutheriſchen Prädikanten als Secretär in ſeine Dienſte aufgenommen, und, duldſam gegen die Proteſtanten, zur Vermeidung alles Gewiſſenszwanges ihnen freie Religionsübung geſtattet hatte, ſo ſahen die Proteſtanten ihn als ihren Glaubensgenoſſen an. In ſeinem Privatleben war Maximilian II. herablaſſend, munter und ſcherzhaft, und erwarb ſich das unbegränzte Zutrauen ſeiner Unterthanen, indem ſelbſt die Niedrigſten freien Zutritt bei ihm fanden.

Rudolph II., aus dem erzherzoglichen Hauſe Oeſterreich, der älteſte Sohn Kaiſer Maximilian's II., erblickte das Tageslicht zu Wien im Jahre 1552. In ſeiner Jugend ward er nach Spanien geſchickt, wo er einige Zeit am Hofe König Philipps II., der damals ohne Söhne war, erzogen wurde. Sobald er erwachſen war, berief ihn ſein Vater wieder nach Hauſe, lehrte ihn allmählig ſich an die öffentlichen Geſchäfte gewöhnen, worauf er zum König von Ungarn, dann von Böhmen, und endlich zum römiſchen König gekrönt wurde. Als Rudolph II. nach dem Tode ſeines Vaters die Reichsregierung angetreten hatte, ſchickte er ſogleich Bevollmächtigte nach den Niederlanden, um die dortigen Unruhen, die jedoch ſchon zu weit gediehen waren, als daß ſich etwas erwirken ließ, zu beſeitigen. Eben ſo groß waren die Religionsunruhen, welche während der ganzen Regierungszeit Rudolphs II. Deutſchland in Bewegung ſetzten.

Die Streitigkeiten zwiſchen den Katholiken und Proteſtanten hatten noch nicht aufgehört, denn die erſteren, die in ihrer katholiſchen Lehre ſich immer gleich, immer die nämlichen, auf den apoſtoliſchen Felſen geſtützt, und ihrer unfehlbaren Mutter, der Kirche, immer getreu waren, ließen ſich nicht irre machen. Ein neuer Schwung kam in die Streitigkeiten der Anhänger Luthers, ſeitdem Friederich II., Churfürſt von der Pfalz, öffentlich zu der reformirten Partei übergegangen war, und die calviniſche Lehre in

ſeinen Ländern eingeführt hatte. Die lutheriſchen Rigoriſten geriethen nun in Erbitterung, weil ſie befürchteten, einſt viel zu ſchwach zu werden, wenn mehrere Fürſten zu den Calviniſten übertreten würden, und kamen auf den Einfall, den Reformirten den Mitgenuß des Religionsfriedens zu beſtreiten, ja ſie wollten endlich gar den Religionsfrieden nur auf die Bekenner der unveränderten augsburgiſchen Confeſſion ausgedehnt wiſſen, und ihre freier denkenden Glaubensgenoſſen mit den Reformirten hinopfern. Dieſer innerliche Krieg unter den Proteſtanten ſelbſt hob ſogar das Gleichgewicht der ehedem einig geweſenen drei proteſtantiſchen Churfürſten und der drei geiſtlichen auf, und Rudolph II. ſchien die kämpfenden Parteien ihrem Streit darum überlaſſen zu haben, da er gehofft haben mochte, alle würden, müde ihrer Balgereien, am Ende deſto eher in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückkehren, weil zu dieſem Zwecke die Jeſuiten alle ihre Kräfte aufgeboten hatten. Allein je raſtloſer dieſe arbeiteten, deſto mehr rieben ſich die Proteſtanten an ihnen und an ihren katholiſchen Nachbarn, wo ſie nur immer Gelegenheit dazu fanden, und dieſer gegenſeitige Kampf zeigte ſich beim Reichstage, beim Kammergericht, und beim Reichshofrath, bald in bitteren, bald in komiſchen Auftritten. Mochte der julianiſche Kalender auch noch ſo ſichtbar fehlerhaft geweſen ſeyn, ſo daß die Aequinoctien und Solſitien gar nicht mehr auf die Tage trafen, auf welche ſie zur Zeit der nicäiſchen Kirchenverſammlung gefallen waren, ſo wollten doch die Proteſtanten lieber ihren unrichtigen Kalender behalten, als aus den Händen des Pabſtes und des Kaiſers den verbeſſerten annehmen, und beharrten hartnäckig bei dieſer Weigerung, bis die großen Verwirrungen im Handel und Wandel, im Gottesdienſte und in den Gerichtsſtuben ſie erſt am Ende des 17. Jahrhunderts davon abbrachten.

Im Jahr 1607 erklärte Rudolph II. die Stadt Donauwörth, deren lutheriſche Bürgerſchaft ſich während eines öffentlichen

Umgangs an den Katholiken vergriffen hatte, in die Acht, und übertrug die Vollziehung derſelben Maximilian, Herzog von Baiern, wodurch die Stadt ihre bisherige Reichsfreiheit verlor, die proteſtantiſchen Einwohner aber um die freie Uebung ihres Gottesdienſtes kamen. Daß der Kaiſer die Beſchwerden der Proteſtanten nicht achtete, ſchrieben ſie dem Einfluſſe des ſpaniſchen Hofes zu, und wollten deßhalb auch nicht auf dem Reichstage zu Regensburg zu der angeſuchten Hülfe gegen die Türken ſtimmen. Um es lieber auf einen offenbaren Bruch ankommen zu laſſen, errichteten ſie untereinander im Jahre **1609** zu ihrer Vertheidigung die bekannte Union, welcher die Katholiken ihre Ligue entgegenſetzten. Beide Theile warben Kriegsvölker, und es kam, wenn auch nicht zu einem förmlichen Kriege, doch hin und wieder zu Thätlichkeiten. Einen Krieg mit den Türken zu vermeiden, ließ es ſich Rudolph **II.** zwar Geſchenke koſten; er brach aber dennoch aus, und währte bis in das Jahr **1606**, und obgleich die Kaiſerlichen den Türken empfindliche Streiche verſetzten, ſo zogen ſie doch nicht die größten Vortheile davon. Ein auf **20** Jahre mit den Türken geſchloſſener Friede machte zwar dieſem Krieg ein Ende, deſſenungeachtet aber waren die letzteren Regierungsjahre des Kaiſers nicht frei von Verdrießlichkeiten. Rudolph **II.**, mehr Drechsler, Maler, Chemiker und Aſtrolog als Kaiſer, lebte in einer unthätigen Ruhe zu Prag, zuletzt gar eingeſchloſſen in ſeinem Pallaſte daſelbſt, ohne daß er einen Miniſter vorließ, und ſo unbekümmert um das Wohl ſeines Hauſes, ſeiner Staaten und des deutſchen Reichs, daß er endlich ſelbſt die Geduld ſeiner Brüder erſchöpfte. In ſeinen Gedanken immer Bräutigam, und zwar nach und nach mit allen Prinzeſſinnen von Europa, obwohl bald ein Sechziger; gegen ſeine Brüder zu geizig, um ihnen zur Vermählung ein hinreichendes Auskommen zu geben, und auch nicht zu bewegen, in Betreff der künftigen Erbfolge eine Anordnung zu Gunſten ſeiner Anverwandten feſtzuſetzen, hatte er ſich längſt

das Mißvergnügen ſeines Hauſes zugezogen. Schon im Jahre **1606** hatten ſich die Ungarn ſeinen Bruder Matthias zu ihrem Statthalter ausbedungen, und bald darnach, weil Rudolph **II.** ſich überall zur Regierung zu ſchwach zeigte, und man der Bedrückungen ſeiner Miniſter müde war, wählten auch die Oeſterreicher Matthias zu ihrem Oberherrn. Es verdroß dieſes zwar Rudolph, doch da es im Einverſtändniß der übrigen Erzherzoge geſchah, und er zugleich mit den Waffen bedroht war, ſo trat er an Matthias Ungarn und Oeſterreich ab. Um ſich den Proteſtanten für die ihm dabei geleiſteten Dienſte dankbar zu bezeigen, ertheilte ihnen Matthias in Oeſterreich Religionsfreiheit. Die Böhmen, noch immer ihres Glaubens wegen angefeindet, hielten nun auch dringend bei Rudolph **II.** um freie Religionsübung an, der ihnen dieſelbe ebenfalls im Jahre **1609** mittelſt des berühmten Majeſtätsbriefes bewilligte. Nun glaubte der Kaiſer in Böhmen und Schleſien ſich ſo viele Freunde erworben zu haben, daß er es wagen könnte, ſich an Matthias zu rächen, wenn dieſer ihn von dem Beſitze dieſer Länder ausſchließen und ſie dem Erzherzoge Leopold zuwenden würde. Schon hatte Leopold unter dem Vorwande der Erbſchaftsſtreitigkeit wegen Jülich und Berg eine Armee geworben, und war mit **16,000** Mann in Böhmen eingerückt, als Matthias noch zu rechter Zeit mit einer noch ſtärkeren Macht herbeieilte, Leopold entwaffnete, und im Jahre **1611** den Kaiſer ſowohl als den Erzherzog zwang, ihm Böhmen, Schleſien und die Lauſitz abzutreten. Aller ſeiner Länder beraubt, ließ Rudolph **II.** auf dem Churfürſtentage zu Nürnberg durch ſeine Commiſſäre die Churfürſten erſuchen, daß ſie ihn in ſeinem Alter doch nicht verlaſſen, ſondern auf Mittel denken möchten, wie er ſeiner Würde gemäß leben und mit den Seinigen ein hinlängliches Auskommen haben könnte. Trotz ihrem geäußerten Mitleiden verſchoben die

Churfürſten dieſes Anſuchen auf einen Reichstag, erſuchten den Kaiſer um Verbeſſerung der Juſtiz und Anſtellung redlicher Miniſter, zeigten ihr Mißfallen über das Betragen Matthias, ſchrieben aber doch dabei die Schuld ſeiner ſchlechten Regierungsverfaſſung zu, und fragten ihn nicht nur, wo er ſeinen Aufenthalt zu nehmen gedenke, ſondern vorzüglich der römiſchen Königswahl halber, was er ſich für einen Nachfolger wünſche. Durch dieſe letztere Anfrage in Furcht geſetzt, glaubte Rudolph **II.**, man wolle ihm die Kaiſerkrone nehmen; doch als er ſich von dem Gegentheil verſichert hielt, ſuchte er dieſes Wahlgeſchäft erſt nach einem gehaltenen Reichstage vorzunehmen. Die Churfürſten aber, mit einer weiteren Verzögerung unzufrieden, ſetzten nun, ohne den Kaiſer mehr zu fragen, die Wahlverſammlung auf den nächſten April nach Frankfurt an. Allein dieſe erlebte Rudolph **II.** nicht mehr, und konnte ſich nicht ein Mal mehr zu dem Beilager ſeines Bruders Matthias mit der Erzherzogin Anna nach Wien begeben, weil er an der Gicht litt, die in eine gefährliche Krankheit ausartete, an der er zu Prag den **20.** Januar **1612** ſtarb, nachdem er **60** Jahre gelebt und **36** regiert hatte. Die meiſten Geſchichtſchreiber ſuchen die Urſachen ſeiner Nachläſſigkeit und Unentſchloſſenheit in ſeiner allzu großen Neigung zu den aſtronomiſchen, phyſiſchen und chemiſchen Wiſſenſchaften. Im Jahre **1597** hatte er den berühmten Dänen Tycho Brahe in ſeine Dienſte genommen, mit dem er ſich in eine Menge gelehrter Unterſuchungen, Spielereien und tändelnder Verſuche einließ, worüber er ſeine Pflichten als König und Kaiſer ganz vergaß. Brahe war, bei aller ſeiner Gelehrſamkeit in den höheren Wiſſenſchaften, ein ſehr abergläubiger Aſtrolog und Nativitätſteller, der ſein und Anderer Schickſal in den Sternen erforſchen zu können glaubte, und auch dem Kaiſer in den Kopf ſetzte, daß ſeine nächſten Verwandten ihm nach dem Leben ſtreben würden. Darüber ward Rudolph ſo argwöhniſch und furchtſam, daß er ſeine

vertrauteſten Miniſter vom Hof abwies, ſich in ſeinem Schloſſe zu Prag einſchloß, faſt keinem Geſandten den Zutritt geſtattete, ſich nicht ein Mal in die Kirche zu gehen getraute und viele verdeckte Gänge mit ſchrägen und engen Fenſtern bauen ließ, worin er ohne Gefahr, erſchoſſen zu werden, ſpazieren und nach den Pferdeſtällen zu gehen pflegte. Wer ihn ſehen wollte, mußte ſich wie ein Stallknecht verkleiden, und in den Stall gehen, wohin der Kaiſer täglich zu gewiſſen Stunden kam. Bei ſeinen gewöhnlichen Beſchäftigungen war ihm troß ſeiner Kargheit nichts zu theuer. Er ſaß oft mehrere Stunden lang, ohne ſich zu bewegen, ſtill, und ſah entweder einem Maler oder Uhrmacher zu, oder vertiefte ſich in Gedanken. Wer ihn dabei unterbrach oder durch ein Geräuſch ſtörte, dem warf er das nächſte beſte Gefäß, das ihm zur Hand ſtand, nach, welches Betragen Manche auf den Gedanken brachte, als ob es mit ſeinem Verſtande nicht richtig ſey. Dies veranlaßte, daß ſeine Räthe und Günſtlinge die Regierung faſt ganz an ſich riſſen, und das Volk durch Bedrückungen nur zum Aufruhre reizten. Er war immer mit Heirathsangelegenheiten beſchäftigt, deſſenungeachtet aber, troß aller ihm gemachten dringenden Vorſtellungen, nicht zu bewegen, ſich zu vermählen. Das Benehmen ſeines Bruders Matthias, ſo wie der Böhmen gegen ihn, erregte allgemeines Mitleiden, ob er gleich ſelbſt ſchuld daran war. Er ſoll, als ihm die Nachricht von jenem Vorhaben zukam, von ſeinem Siße aufgeſprungen ſeyn, und am Fenſter den Fluch über Prag und ganz Böhmen, eines ſolchen Undanks wegen, ausgeſprochen haben. Rudolphs II. Wahlſpruch war: „Alles nach dem Willen Gottes.“

Matthias, der dritte Sohn Kaiſer Maximilians II., aus dem erzherzoglichen Hauſe Oeſterreich, ward im Jahre 1557 geboren. Nachdem er ein mannbares Alter erreicht hatte, war ihm der Gedanke unerträglich, keine eigene Regierung zu haben, und dieſes brachte ihn zu dem Entſchluſſe, ſich nach den damals ſehr

unruhigen Niederlanden zu begeben und den dortigen Staaten zum Statthalter anzubieten. Wenn er gleich anfangs ſeinen Wunſch nicht erfüllt ſah, ſo trugen ihm doch einige Jahre darnach mehrere mit dem Prinzen von Oranien unzufriedene Adelige die Regierung an, die er ſogleich annahm, und deßhalb auch im Jahre **1577** zur Nachtzeit, ohne Vorwiſſen Kaiſer Rudophs **II.**, ſeines Bruders, Wien verließ und nach Brabant eilte. Da er ohne die Zuſtimmung der Stände angekommen war, ſo wurden dieſe freilich durch ſeine Ankunft überraſcht; allein da er mit dem ſpaniſchen Hofe verwandt war, und man dieſen eben deßhalb nicht zu beleidigen glaubte, ſo nahmen ihn die Stände an, doch mußte er ſich gefallen laſſen, zuerſt **31** der ihm vorgelegten Artikel zu beſchwören, und den Prinzen von Oranien an ſeiner Seite dulden, neben welchem er bloß den Namen eines Regenten führte. Allein ſobald die Stände ſahen, daß ſeinetwegen ſich weder der Kaiſer, noch das Reich der Niederlande annahmen, riefen ſie bei der Gefahr der immer mehr überhand nehmenden Spaltungen, ohne ihn zu fragen, den Herzog von Anjou zu Hülfe, und brachten ihn endlich dahin, daß er im Jahre **1580** ſelbſt abdankte, was die Stände ſo freudig aufnahmen, daß ſie ihm ſogar einen jährlichen Unterhalt bewilligten. Obgleich Matthias in den Niederlanden unter den Befehlen des Prinzen von Oranien ſtand, ſo kam er dennoch in Verdacht, als ob er wider Spanien etwas im Sinne führte, und dieſes hatte bei dem Kaiſer eine ſo böſe Stimmung zur Folge, daß ihm bei ſeiner Zurückkunft nach Deutſchland nur die Stadt Linz zu ſeinem Aufenthalte angewieſen wurde. Da er dort ſo ſehr beſchränkt und genau beobachtet wurde, ſo erbot er ſich, gegen die kleine Herrſchaft Steier in Oeſterreich allen gegenwärtigen und künftigen Anſprüchen zu entſagen; allein auch dieſes ward ihm verſagt. Nun benutzte er die Gelegenheit, das Königreich Ungarn ſammt Oeſterreich, und endlich auch das Kö-

nigreich Böhmen auf jene Art an ſich zu ziehen, wie wir dieſes bei der Geſchichte der Regierung Rudolphs II. bereits erwähnt haben. Nach dem Tode dieſes Kaiſers wurden zwar verſchiedene Verſuche gemacht, das Erzhaus Oeſterreich von dem deutſchen Thron auszuſchließen, endlich aber fiel das Loos dennoch auf Matthias, und dieſer ward zu Frankfurt im Jahre 1612 zum römiſchen König und künftigen Kaiſer erwählt, und kurz darauf eben daſelbſt, ſammt ſeiner Gemahlin Anna, gekrönt. Seine Wahlkapitulation bekam einige neue Zuſätze, die Matthias beſchwor, und ſo groß die Freudensbezeigungen, ſelbſt der Proteſtanten, über ſeine Erhebung waren, ſo waren ſie doch nur leere Ceremonien, an denen die Gemüther keinen Theil hatten. Es zeigte ſich dieſes gleich bei dem Reichstage zu Regensburg, an deſſen Trennung die Proteſtanten, welche die Partei der Uniirten ausmachten, ſchuld waren. Dieſe ſchritten jetzt zur Ausführung deſſen, was ſie bereits im Jahre 1608 begonnen hatten.

Matthias wohnte dem Reichstag in Perſon bei, und hatte die Angelegenheit der Gerechtigkeitspflege dießmal vor allen Dingen oben angeſetzt, ſtatt, wie es bisher meiſtens der Fall war, die wegen den noch immer gefürchteten Türken zu betreiben. Allein die Uniirten weigerten ſich aus Staarköpfigkeit, den Berathſchlagungen des Reichstages beizuwohnen, wenn man nicht vor Allem ihren Beſchwerden, von denen die meiſten gerade die Juſtiz betrafen, abhelfen würde. Die Katholiken ſuchten deßhalb den Kaiſer gegen die Uniirten aufzubringen, und baten ihn, ihre zur Erhaltung des Friedens und der Religion geſchloſſene Ligue zu beſtätigen. Matthias aber wollte eben ſo wenig die Ligue, als die Union beſchützen, ſondern hoffte, beide Theile vereinigen zu können, und ſo den ihm unangenehmen Verbindungen ein Ende zu machen. Die Uniirten, welche dies ſogar wünſchten, beſtanden aber mit dem größten Eigenſinn auf ihren Forderungen, die Katholiken dagegen wurden im=

mer erbitterter und wollten von einem Vergleich gar nichts mehr hören, und ſuchten ihre Ligue immer mehr zu verſtärken. Der Kaiſer, ſchon in vorgerücktem Alter, war dieſen verworrenen Händeln nicht gewachſen, und vermochte ſie nicht zu ſchlichten. Der Erzherzog Maximilian ſchlug ihm nun vor, wegen einem Nachfolger die nöthigen Verfügungen zu treffen. Matthias nahm jetzt auch, da er keine Erben hatte, den Erzherzog Ferdinand an Sohnes Statt an, und ließ ihn **1617** zum König von Böhmen ausrufen, jedoch mit der Bedingung, daß er ſich in keine Regierungsangelegenheiten miſchen ſolle. Ein Jahr darauf wurde er auch als König von Ungarn gekrönt, und man ſuchte unter der Hand auch ſeine Wahl zum römiſchen König vorzubereiten. Die Proteſtanten boten natürlich Alles auf, eine ſolche Wahl zu hintertreiben, da ihnen Ferdinand durchaus nicht günſtig ſchien. Matthias verſuchte nun nochmals Union und Ligue gänzlich aufzulöſen, allein alle ſeine Bemühungen deßhalb waren und blieben fruchtlos. Die in Heilbronn verſammelten uniirten Stände achteten ein vom Kaiſer zu dieſem Zwecke erhaltenes Abmahnungsſchreiben kaum, obgleich ſie fühlten, daß die Union der Ligue noch bei weitem nicht gewachſen war. Schon neun Jahre ſtanden ſich dieſe beiden Verbindungen drohend gegenüber, ohne daß es zu offenbar feindſeligen Handlungen gekommen war, und aller Wahrſcheinlichkeit nach würden die Dinge noch lange in dieſem Zuſtand geblieben ſeyn, wenn nicht in Böhmen das unter der Aſche glimmende Feuer auf ein Mal in helllodernde Flammen ausgebrochen wäre, und ſo einen Krieg entzündete hätte, der das arme Deutſchland auf eine ſchreckliche, noch nie erhörte Weiſe **30** Jahre lang heimſuchte und verwüſtete, und an deſſen Folgen ein ganzes Jahrhundert noch zu leiden hatte.

Wir ſind nun in der Geſchichte aller europäiſchen Staaten zu dem Zeitpunkte gekommen, wo der furchtbare **30**jährige Krieg ſeinen Anfang nimmt, der faſt ganz Europa in Bewegung ſetzte und erhielt.

Der dreißigjährige Krieg.

Ferdinand II.

Im ſogenannten heiligen römiſchen Reich hatten ſich die Proteſtanten neuerdings vereinigt, ihre Religionsfreiheit zu ſchützen. Das Verfahren des Reichshofraths mußte ihnen zuwider ſeyn, da man ihnen hinlänglichen Grund zu Klagen gegeben hatte, und ſie begehrten gleiche Rechte mit den Katholiken. Hierauf nahm man aber keine Rückſicht; in Braunau und der Bergſtadt Kloſtergrab hatte man ihre Kirchen geſchloſſen oder niedergeriſſen, und ſuchte ſie möglichſt zu bedrücken. Man unterſagte ſogar den böhmiſchen Defenſoren Verſammlungen oder Berathungen, als zu Unruhen führend; die Defenſoren aber machten öffentlich bekannt, daß ſie nichts als die Erhaltung ihrer Religion und des Majeſtätsbriefes bezweckten, und weder gegen den Kaiſer, noch die Obrigkeit ſich auflehnen wollten. Den **21.** Mai **1618** wurden ſie nun auf die böhmiſche Kanzlei vorgeladen, wo man ihnen ein Schreiben bekannt machte, welches beſagte, daß ihre Zuſammenkünfte gegen den Kaiſer ſelbſt gerichtet ſeyen und die Wegnahme der Kirchen auf deſſen Befehl geſchehen wäre, daß ſie den Majeſtätsbrief nicht nur falſch auslegten, ſondern ihn auch mißbrauchten, um jeden Aufruhr zu beſchönigen. Der Kaiſer aber werde Jedem ſein Recht geben und zu ſchützen wiſſen; ſie ſollten ſich ſofort jeder Zuſammenkunft enthalten, keine neue Veranlaſſung zu Klagen und Aufſtänden geben u. ſ. w. Dieſe drohende Sprache und Befehle brachten die Gemüther ſehr auf, und als ſie ſahen, daß man gewiſſe Anſtalten traf, die darauf hinzudeuten ſchienen, daß man Gewalt gegen ſie gebrauchen wolle, begaben ſich die Proteſtanten bewaffnet und ſehr zahlreich auf die Kanzlei, und ihr Anführer, Paul von Titeſchin, beſchuldigte daſelbſt die Statthalter und Räthe geradezu der Verkürzung des Majeſtätsbriefes,

ſo wie, daß ſie zu jenen gewaltſamen Maßregeln gerathen, welche gegen die Proteſtanten genommen worden, und deren Leben und Religion bedroheten. Man antwortete ihnen höchſt zweideutig, ſuchte ihren Fragen auszuweichen, unter dem Vorwand, ſich wegen des bindenden Eides der Verſchwiegenheit nicht erklären zu können, und gab den Proteſtanten den Rath, ſich an den Kaiſer ſelbſt zu wenden. Das Hadern und Widerreden artete bald in einen heftigen Wortwechſel und Zank aus, der damit endigte, daß zwei kaiſerliche Räthe und ihr Schreiber aus einem 28 Fuß hohen Fenſter hinabgeworfen wurden, allein ohne andern Schaden zu leiden, als ſich zu beſchmutzen, da ſie auf weichen Dünger fielen. Man ſchoß zwar auch noch nach ihnen, ohne ſie jedoch zu verwunden, da die Kugeln nur ihre Mäntel trafen. — Die Proteſtanten beſchwerten ſich nun in einem Rechtfertigungsſchreiben am 25. Mai über die abſcheulichen Umtriebe, Drangſale und Verletzungen des Majeſtätsbriefes, ſo wie über die ſchändlichen Verläumdungen der Jeſuiten, die ſo unverſchämt ſeyen, laut zu lehren: gegen Ketzer ſey man durchaus nicht verpflichtet, ſeine Verſprechungen zu halten, ſondern man müſſe ſie ohne weiteres ausrotten und vernichten, wenn ſie ſich nicht bekehrten und zur allein ſeligmachenden Kirche zurückkehrten. Man ſuche durch Trug, Liſt und Drohungenſogenannte Bekehrungen zu erlangen, indem man nebſt Katholiken nur Abtrünnige begünſtige und befördere; proteſtantiſche Geiſtliche abſetze oder auf andere Weiſe zu verdrängen und die Defenſoren auf alle mögliche Art in ihrem Wirken zu hemmen und zu ängſtigen ſuche. Die Frage in Betreff des Kirchenbauens auf geiſtlichem Lande, ſo heißt es weiter, darf, ſofern ſie zweifelhaft ſeyn könnte, nicht einſeitig von unſern Gegnern oder vom Kaiſer entſchieden werden; vielmehr beſtimmen die Geſetze, daß, im Falle eines Rechtsſtreites, Perſonen beiderlei Bekenntniſſes zuſammentreten und Recht ſprechen ſollen. Dieſer Spruch müßte aber zu unſerm Vortheil ausfallen,

DIE KAISERLICHEN RÄTHE WERDEN ZU PRAG DEM FENSTER HINAUS GEWORFEN

weil 1) die geiſtlichen Güter unter dem Majeſtätsbriefe begriffen ſind; 2) die Proteſtanten laut deſſelben ihre Religion an allen Orten frei üben, königliche Befehle aber hierin nichts ändern dürfen, auch Niemand mit Gewalt zu einem andern Glauben gezwungen werden ſoll; 3) weil der ſchleſiſche Majeſtätsbrief hierüber noch deutlicher lautet, als der böhmiſche, und man 4) bei Abfaſſung des letzteren um ſo mehr annahm, daß die Kloſtergüter der Oberherrſchaft des Kaiſers unterworfen ſeyen, als die Geiſtlichen nach der Landesordnung in Böhmen keinen beſonderen Stand bilden und auf Landtagen nicht mitſtimmen. Nur für dieſe geſetzlich eingeräumten Rechte, fahren die Böhmen fort, haben wir ungemein große Steuern bewilligt, auf alle Beſchwerden aber erſt gar keine und dann eine Antwort erhalten, welche unſer Verfahren geſetzwidrig und gegen ſeine Majeſtät den Kaiſer gerichtet nennt, während ſie das Verfahren in Braunau und Grab billigt und uns mit Strafen bedroht. So hat man entſchieden und uns verurtheilt ohne Rechtsgang und unparteiiſches Gehör, und im Widerſpruch mit Wort und Sinn des Majeſtätsbriefes. Es ſteht geſchrieben, jeder Uebertreter deſſelben ſoll als Zerſtörer des gemeinen Weſens ergriffen, es ſoll kein Befehl gegen denſelben erlaſſen oder angenommen werden. Slavata und Martinitz haben aber jenes Schreiben geſchmiedet, Recht und Frieden zerſtört, Unſchuldige verläumdet, ihr Amt mißbraucht, ihre Pflichten verſäumt; ſie ſind eben deßhalb mit ihrem Helfershelfer Fabricius nach altem böhmiſchen Brauche zum Fenſter hinausgeworfen worden, ſo wie dieſes mit Recht der Königin Jeſabel widerfuhr und die Römer ähnliche Verräther zum tarpejiſchen Felſen hinabſtürzten. Alles, was wir gethan haben, iſt mithin nicht gerichtet gegen den Kaiſer, unſere katholiſchen Mitbürger, oder zum Angriff; ſondern zur Erhaltung des Friedens und des urkundlichen Rechts.

In der gegründeten Beſorgniß, daß dieſe und ähnliche Aus-

einanderſetzungen das Geſchehene am kaiſerlichen Hofe nicht hinreichend rechtfertigen würden, ſchritten die proteſtantiſchen Böhmen weiter vor. Sie ordneten, wie Matthias früher ſelbſt gewünſcht hatte, das Steuer- und Kriegsweſen, und übertrugen die Regierung gewiſſen aus dem Herren-, Ritter- und Bürgerſtande erwählten Directoren. Den Katholiken, dies ward ferner verkündet, wolle man nirgends zu nahe treten, hoffe aber, ſie würden das heilſame Vertheidigungswerk billigen und das gemeinſame Vaterland vertreten und ſchützen helfen. Und in der That (gegen die Erwartung Vieler) nahmen die drei Stände beider Bekenntniſſe jenes Defenſionswerk Montag nach Johannis an, und in der darüber erlaſſenen öffentlichen Erklärung klagten alle gemeinſam über Mißgriffe, böſe Rathgeber, Ränkemacher, unerträglich hohe Steuern, Anmaßung und Tyrannei der Beamten, Anſtellung von Fremden, rechtswidrige Verfügungen, Verzögerungen der Prozeſſe, Vergeudung der Gelder, Eingriffe in ſtändiſche Rechte u. ſ. w.

Schon vor dieſer Vereinigung aller Stände, am 9. Juni 1618, wurden die Jeſuiten aus Böhmen verbannt und im nächſten Jahre folgten Mähren, Schleſien und Ungarn dieſem Beiſpiele unter Anführung ähnlicher Gründe. Sie ſind (heißt es in den öffentlichen Erklärungen) höchſt eigennützig, trachten nach weltlichem Einfluſſe, ſtiften Unfrieden, mißdeuten alle Rechte, insbeſondere den Majeſtätsbrief, verketzern die Proteſtanten und üben Gewalt wider dieſelben, hegen ſchlechte moraliſche Grundſätze u. ſ. w. In ihrer Rechtfertigungsſchrift leugneten die Jeſuiten dieſe Anklage und fügten hinzu: „Wir üben nicht, ſondern leiden Gewalt und ſind ungehört von Richtern verdammt worden, die gar kein Recht haben, über uns zu ſprechen. Keineswegs wollen wir alle Obrigkeit vernichten und alles Weltliche ſchlechthin dem Pabſte unterwerfen; wohl aber möchten wir, nach der durch 15 Jahrhunderte bewährten Lehre, alle Chriſten unter den Gehorſam des Statthalters

Chriſti bringen, was Gott zu Ehren und den Menſchen zur Seligkeit gereicht. Keineswegs aber halten wir jeden Irrthum und Wahn (insbeſondere ohne Verletzung der wichtigſten Glaubenslehren) für Ketzerei; wohl aber iſt dieſe vorhanden, wenn man ſich gegen beſſere Ueberzeugung, Gründe, dargebotene Mittel und Gelegenheit aus Halsſtarrigkeit, Haß oder Neid von der römiſchen Kirche trennt. Wir meinen ferner, einem Jeden, auch dem Ketzer, ſey Glauben zu halten, ſofern das Verſprochene an ſich billig und gerecht iſt; mit Unrecht Verheißenes oder Beſchworenes brauche Niemand irgend einem Menſchen zu halten. Nach weltlichen Dingen trachten wir nicht, miſchen uns in nichts und urtheilen keineswegs über den Majeſtätsbrief; allerdings aber glauben wir, daß ohne den Pabſt über Religion, Gottesdienſt, Duldung und dergleichen nichts zu beſchließen, oder zu ändern ſey." So geſchickt dieſe Vertheidigung auch durchgeführt war, meinten die Böhmen doch, die Jeſuiten ſtellten nach ihrer Weiſe Alles auf Schrauben, ſuchten (das ſehe man deutlich durch alle künſtliche Decken hindurch) den Majeſtätsbrief zu verwerfen, hielten jeden Proteſtanten, der ſich nicht eiligſt von ihnen wolle bekehren laſſen, für einen verdammenswürdigen Ketzer, und glaubten, alles für ihren Zweck nicht Geeignete ſey rechtswidrig verſprochen, alſo nicht zu halten.

Ueber dieſe Ereigniſſe gerieth man am kaiſerlichen Hofe in die größte Sorge und Verlegenheit. Manche Uebelſtände waren unleugbar, die Macht der Böhmen, wie die Huſſitenkriege nur zu ſehr bewieſen hatten, an ſich ſchon groß und bei ähnlichen Verhältniſſen der Zutritt Oeſterreichs, Schleſiens und Mährens zu befürchten. Auch im günſtigſten Falle, wenn der Krieg ohne fremde Einmiſchung glücklich beendigt werden könnte, blieben nur zu Grunde gerichtete Landſchaften und mißvergnügte Einwohner übrig, weßhalb (ſo ſtimmte ſelbſt der ſonſt eifrige Cardinal Kleſel) man dieſe Händel auf jeden Fall in Güte beſeitigen müſſe.

Den 28. Juni 1618 ſchrieb der Kaiſer den Böhmen: nie habe er ihren Rechten zu nahe treten wollen, und die Unbilden einzelner Beamten könnten ihm keineswegs unmittelbar zugerechnet, oder von Unterthanen eigenmächtig und ohne Prüfung geſtraft werden. Ihre Maßregeln, welche größtentheils ſeine Rechte unmittelbar verletzt und mit der Religion nichts zu ſchaffen hätten, müßten aufgehoben, neue Steuern und Rüſtungen eingeſtellt und der geſetzlichen Obrigkeit Folge geleiſtet werden.— Als die Böhmen ſich in einem ſpäteren Schreiben beklagten, daß der Kaiſer fremdes Kriegsvolk in ihr Land führen wolle, was jedenfalls Aufſtände des Pöbels gegen Klöſter und Geiſtliche nach ſich ziehen würde, antwortete ihnen Matthias den 9. Juli: ſie hätten Unruhen und Werbungen begonnen, und könnten Mannſchaft aus ſeinen und den deutſchen Ländern nicht als fremd bezeichnen; nur gegen Halsſtarrige und Ungehorſame richte ſich ſeine Macht, und Furcht vor dem Pöbel dürfe ihn nicht abhalten, das Rechte zu thun und die Unſchuldigen zu ſchützen. — Hierauf entgegneten die Böhmen am 19. Juli: wenn der Kaiſer wirklich keine Rechte verletzen will, iſt eine friedliche Beilegung aller Streitigkeiten leicht möglich. Wir ſind ihm mehr zugethan als ſeine einſeitigen und ſchlechten Räthe, und wirken heilſamer als dieſe zum Beſten unſeres geliebten Vaterlandes. Nur durch böhmiſche Berathungen, Mittel und Schlüſſe dürfen böhmiſche Sachen geordnet werden, und die Einführung öſterreichiſcher und deutſcher Völker widerſpricht dem Krönungseide. Von der Abſicht, unſern katholiſchen Mitbürgern zu nahe zu treten und ihre Rechte zu verletzen, ſind wir, ſobald man nur die unſeren unangetaſtet läßt, weit entfernt. Hierauf erklärte der Kaiſer am 31. Juli: keine Unterthanen, am wenigſten die der katholiſchen geiſtlichen Herren, dürfen laut des Majeſtätsbriefes Kirchen bauen, und jede dieſer Urkunde entgegenge-

ſetzte Deutung iſt Hauptgrund des Ungehorſams, und ſomit die Religion nur Deckmantel bürgerlichen Aufruhrs.

Die Haupturſache der ſteigenden Heftigkeit und Strenge war, daß die Anſichten der Erzherzoge Maximilian und Ferdinand über die des Cardinals Kleſel obſiegten. Ja dieſer einflußreiche Rathgeber des Kaiſers ward ohne deſſen Wiſſen und zu ſeinem und ſeiner Gemahlin höchſtem Verdruſſe am 20. Juli unter dem Vorwande verhaftet, er gehe damit um, im öſterreichiſchen Hauſe Unfrieden zu ſtiften. Ob der Pabſt, wie man ſagte, in die Verhaftung gewilligt habe, bleibt ſehr zweifelhaft; gewiß war Kleſel ſpäter in Rom für unſchuldig erklärt und der bejahrte ſchwache Matthias vom Könige Ferdinand (angeblich zum allgemeinen Beſten des Hauſes Oeſterreich) eben ſo behandelt worden, wie er früher ſeinen Bruder Rudolph behandelt hatte.

Im Auguſt 1618 zogen die Kaiſerlichen nach Böhmen, wurden aber zurückgeſchlagen. Einige Monate ſpäter erklärten die proteſtantiſchen Stände Oeſterreichs: bevor man ihren gerechten Beſchwerden keine Abhülfe gewährt und die Rechte beider Religionsparteien vollkommen gleichgeſtellt habe, könnten ſie durchaus keine Hülfe bewilligen; der Kaiſer habe überdieß, ohne die Beiſtimmung der Stände, ſich mit Böhmen in einen Krieg eingelaſſen, der höchſt unpolitiſch und gefährlich ſey. Es wäre weit klüger geweſen, ſich zu vergleichen, und ſeine Kraft gegen den Erbfeind der Chriſtenheit, gegen die immer drohenden Türken, zu wenden. Eine ähnliche Sprache führten auch Schleſien und Mähren. Die Katholiken warfen dagegen den Proteſtanten vor, daß ihre ſogenannte Nothwehr nichts als Uebermuth ſey; daß ſie keine Katholiken mehr in den Rath, noch als Dienſtboten annehmen wollten, die Klöſter plünderten, deren Bewohner verjagten, die Bilder zerſchlügen u. ſ. w.

Mansfeld war indeſſen mit 4000 Söldnern den Böhmen

zu Hülfe gekommen und hatte Pilſen eingenommen. Die Sieger benahmen ſich aber ſehr wild und grauſam, und beraubten die Katholiken ihrer Güter und vertheilten ſie unter ihre Partei. Bald war faſt ganz Böhmen in ihrer Gewalt, und der Graf Thurn drang ſogar bis Oeſterreich vor. Dennoch wäre vielleicht eine Ausſöhnung noch möglich geweſen; denn Matthias ſuchte noch immer durch gütliche Unterhandlungen dem Kriege ein Ende zu machen; ſchrieb den böhmiſchen Ständen ſehr väterlich, was für Vermittler er bereits gewählt habe, und um ſie zu überzeugen, wie ernſtlich er den Frieden ſuche, und wie wenig er jemals Willens wäre, ihnen ihre Privilegien zu nehmen, ließ er durch Adam von Wallenſtein den Churfürſten von Sachſen erſuchen, nach eigenem Gutdünken einen Waffenſtillſtand zu ſchließen, ſo wie dieſer auch wirklich durch den Herrn von Grünthal bei den Direktoren zu Prag an den Friedensunterhandlungen gearbeitet hat. Allein Thurn und Fels drangen dergeſtalt auf die Fortſetzung des Krieges, daß ſie die angetragenen Unterhandlungen ſogar verdächtig machten. Die Stände erklärten ſich demnach zu einem Waffenſtillſtande zwar bereitwillig, machten aber ſo harte Forderungen und für einen Regenten ſo herabwürdigende Bedingniſſe, daß eben dieſe andererſeits Alles wieder vernichteten, was die Wiederherſtellung des Friedens zum Zwecke hatte. Gerade als über dieſe Bedingungen berathſchlagt wurde, ſtarb Kaiſer Matthias den 20. März im Jahre 1619, ſeines Alters im 63ſten, ſeiner Regierung aber im achten. Theils ſeine Betrübniß über den Tod ſeines Bruders Maximilian, theils der Kummer und Verdruß über die äußerſt traurige Lage ſeiner durch die proteſtantiſchen Unruhen übel zugerichteten Staaten, zog ihm eine Gemüthskrankheit zu, der er unterlag. Sein Nachfolger war Ferdinand II.

Die 100jährige Feier des Reformationsfeſtes im Jahre 1617 galt den Proteſtanten für eine Beſtätigung ihrer Lehre und ihres

Beſitzſtandes; während die Katholiken darin eine Aufforderung ſahen, den immer tiefer wurzelnden Irrthum und das verdammenswerthe Unrecht auszurotten. Beide Theile deuteten einen im Jahre **1618** erſcheinenden großen Kometen auf bevorſtehendes Unglück; auch ließ ſich leider ohne Weiſſagungsgabe behaupten, daß, wenn die immer höher ſteigende Gährung endlich zu offenem Bruche komme, der lang verhaltene Haß mit doppelten Kräften wüthen und auf lange Zeit alle Liebe auslöſchen werde. Nicht ungegründet war ferner die Klage, daß Hohe und Niedere in Sitten und Wandel gar mannichfach ſündigten, und ſich allmählig eine Auflöſung der Zucht und Ordnung vorbereitete. Aufwand übertriebener Art in Kleidern, Speiſen und Getränken wird Allen, den Fürſten aber noch beſonders nachgeſagt, daß Leidenſchaft für die Jagd, unnützer Hofſtaat und eine koſtſpielige Verwaltung Zeit und Kräfte vom Beſſern abzögen und in Schulden ſtürzten. König Ferdinand hatte Verſtand genug, die Zeichen der Zeit zu erkennen; Muth genug, ihnen entgegen zu treten: aber nicht Hoheit des Geiſtes und Unbefangenheit des Sinnes genug, ſie zu beherrſchen und die Gemüther zu gewinnen. Andererſeits waren die Böhmen auf ihrer Bahn ſchon ſo weit vorgeſchritten, daß ſie am wenigſten in einem Zeitpunkte umkehren wollten, wo nach ihrer Meinung nicht bloß das Recht, ſondern auch die Uebermacht ihnen zur Seite ſtand.

Am Tage nach des Kaiſers Tod, den **21.** März **1619**, beſtätigte Ferdinand alle kirchlichen und weltlichen Rechte, Begnadigungen und Einrichtungen der Böhmen; befahl, mit den Feindſeligkeiten einzuhalten, und lud Abgeordnete zu freundſchaftlichen Verhandlungen ein. Auf dieſe, wie es ſchien, höchſt billigen Vorſchläge und Verſprechungen antworteten die Böhmen: „Indem der König alle diejenigen Beamten beſtätigt, über welche wir Klage erhoben, wird dieſe von vorn herein für ungültig erklärt, und indem er ſeine Schreiben nicht an die utraquiſtiſchen Directoren,

ſondern an die von uns abgeſetzten Räthe richtet, wird unſer Benehmen verdammt. So lange ein fremdes Heer im Lande ſteht, die Werbungen fortdauern, die Jeſuiten herrſchen, iſt alle Milde nur Schein und jede Unterhandlung nur verdeckter Zwang. Erſt muß man die Kriegsmacht entfernen, eine allgemeine Amneſtie erklären, die abgeſetzten Beamten nicht wieder anſtellen, und die niedergeriſſenen Kirchen auf Koſten der Schuldigen neu erbauen. Eine bloße Beſtätigung unſerer Rechte, womit der König alles irgend Billige darzubieten meint, reicht keineswegs hin, da man jene willkürlich deutet; es bedarf einer vertragsmäßigen Auslegung und einer neuen Bürgſchaft. Niemand kann, will und darf ſich mit einer Rückkehr in den alten gefährlichen Zuſtand begnügen; auch zeigen ſich die geheimen Abſichten ſchon deutlich genug, wenn es in der Beſtätigung des Majeſtätsbriefes und der Vergleiche mit Schleſien heißt: „ſintemal dies wider die katholiſche Religion nicht gemeint ſeyn ſoll.“ Ferdinands grauſame Gegenrevolution in ſeinen älteren Beſitzungen zeigt einleuchtend, wie wenig er Geſetz und Herkommen achtet, und wie bei ihm Alles wider die katholiſche Religion gerichtet iſt, was ſeinen Beichtvätern und den Jeſuiten mißfällt.“ So war im Weſentlichen die Antwort der Böhmen. Während nun der weit geringere Theil behauptete, daß Pflicht und Klugheit vorſchriebe, ſich Oeſterreich anzuſchließen, um nicht am Ende aller Rechte verluſtig zu werden, wollten Andere einen Freiſtaat nach Art der vereinigten Niederlande errichten, noch Andere einen neuen König, und zwar entweder einen Eingebornen, oder einen Fremden erwählen. Alle Entflohenen, darüber war die Mehrzahl der Häupter einig, ſollten entfernt bleiben, ihre Güter eingezogen und allen verdächtigen Katholiken ihre Aemter genommen werden. Daß die heftigſten der Böhmen dergeſtalt den Krieg ſuchten, war Manchem in Wien willkommen, und Ferdinands überaus einflußreicher Beichtvater, La-

mormain oder Lämmermann, ſchrieb damals: „Wenn es zum Kriege kommt, hoffe ich alles Gute; niemals gab es eine beſſere Gelegenheit, den Böhmen alle Vorrechte zu entreißen." Dieſe Hoffnung trübte ſich indeſſen gar ſehr; denn die öſterreichiſchen Stände verlangten, daß Ferdinand vor der Huldigung ihren Beſchwerden abhelfe und das Kriegsvolk aus dem Lande ſchaffe; und als er unter Anführung wichtiger Gründe dieſe Forderung ablehnte, verbanden ſie ſich, gleich den beiden Lauſitzen, mit den Böhmen. Mähren und Schleſien, welches ſchon im October 1628 den Böhmen Hülfe geleiſtet hatte, folgten im Laufe des Sommers, und ſpäter auch Ungarn dieſem Beiſpiel. Die Jeſuiten, die in den Proteſtanten ihre Hauptfeinde ſahen, wurden aus allen dieſen Ländern vertrieben. In ſolcher Bedrängniß richtete der König ſeine Augen auf Deutſchland; die Hülfe jedoch, welche er von der Ligue erwartete, glaubten die Böhmen gleichmäßig bei der Union zu finden. Nicht bloß mehrere proteſtantiſche, ſondern einige katholiſche Stände waren der Meinung, jetzt ſey es der rechte Zeitpunkt, die zur Minderung deutſcher Freiheit faſt erblich gewordene Kaiſerkrone dem übermächtigen Hauſe Oeſterreich zu entreißen. Ein ohnmächtiger Fürſt wäre indeſſen außer Stand geweſen, ſie zu behaupten; denn einen Proteſtanten würden die Katholiken nie geduldet, ja Sachſen dem reformirten Pfalzgrafen, dieſer dem lutheriſchen Churfürſten ſolchen Zuwachs von Macht und Einfluß nicht gegönnt haben. Daher hielt man fürs beſte, den klügſten und mächtigſten Fürſten unter den Katholiken, Maximilian von Baiern, zu erwählen, ſobald er ſich nur irgend dazu verſtehen würde, die Rechte der Proteſtanten zu ſichern. Camerarius, einer der angeſehenſten Räthe des Pfalzgrafen, ſchrieb deßhalb nach München: „Iſt es denn ſo ſchwer, zwiſchen den Ständen des Reichs ihrer Beſchwerden halber einen Waffenſtillſtand zu ſchließen, und Bürgſchaft dafür zu ſtellen, daß

biſ zu einem endlichen Vergleiche Alles im jetzigen Zuſtande bleibe und den katholiſchen Geiſtlichen die Furcht benommen werde, als ob man ihnen mehr entziehen, und den Proteſtanten, als ob man Alles zurücknehmen wolle? Denn wenn ein Theil den andern zu ſeinem Willen und ſeinen Anſichten zwingen wollte, würden ſie ſich ſelbſt aufreiben und einem Fremden zum Raube werden."

Im Februar **1619** kam Pfalzgraf Friedrich in Perſon nach München, und betrieb die Sache mit neuem Eifer; ſelbſt Frankreichs Beiſtand ward für dieſe Plane nachgeſucht. Deſto mehr eilten Spanien und Oeſterreich, ſie zu zerſtören, und Maximilians Räthe erklärten: es ſeyen calviniſche Schliche, man wolle Baiern nur mit Oeſterreich entzweien, ein langes Zwiſchenreich herbeiführen und zuletzt wohl die Krone an Pfalz bringen. Maximilian benahm ſich zurückhaltend gegen beide Parteien, fürchtete überall Gefahr und wollte ſich den Weg nach allen Seiten offen erhalten. Ohne Zweifel reizte ihn die Krone, aber er mochte ſie nicht aus den Händen der Proteſtanten empfangen und ihnen dafür Größeres bewilligen; er wollte bei geringerer Gefahr eine unabhängigere Stellung und andern Gewinn erlangen. Unterdeſſen hatten die Böhmen eine Aushebung des **20**ſten Mannes angeordnet und, mit Ausnahme von Budweis, das ganze Königreich in ihre Gewalt gebracht. Nunmehr zog Thurn nach Oeſterreich hinab und langte den **6.** Juni **1619** vor Wien an. König Ferdinand hatte den Vorſchlag, die Stadt zu verlaſſen, in der richtigen Ueberzeugung abgelehnt, daß ſie ſich alsdann ſeinen Feinden zugeſellen werde; allein es fehlte ihm ſo ſehr an Unterſtützung und Mannſchaft, daß Abgeordnete der Verbündeten ohne Scheu in die Burg drangen und ihm ſehr harte Bedingungen, zunächſt die Forderung einer unbedingten Gleichſtellung beider Religionsparteien, zur Unterſchrift vorlegten. Auf ſeine Weigerung trat Thoradtel, ein Haupt der Mißvergnügten, kühn hervor, ergriff ihn bei den Knöpfen ſeines

Wamſes und ſprach: „Nandel, gib dich; wirſt du nicht unterſchreiben?“ In dieſem Augenblicke höchſter Bedrängniß, dieſer Gefahr perſönlicher Mißhandlung hört man plötzlich Trompetenſchall und lautes Geſchrei; dampierriſche Reuter, zu rechter Zeit in Eile nach Wien geſandt, ſprengten auf den Burgplatz. In Sorge über ihre Zahl, ſonſtigen Rückhalt und die Geſinnung der Einwohner fürchtend, zerſtreuten ſich jene Abgeordneten und Ferdinand war befreit. Er hatte den Muth eines Königs bewieſen und würde, wäre er öfter aus ſeinem Pallaſte ins Leben und an die Spitze der Heere getreten, zu beſſern Einſichten gelangt ſeyn, und oft weniger Halsſtarrigkeit gezeigt haben. Ungünſtige Witterung, Mangel an Gelde und Lebensmitteln, geringe Unterſtützung von Seiten der zum Theil katholiſchen Stände Oeſterreichs und die Nachricht, daß Mansfeld von Bouquoy geſchlagen ſey, zwangen die Böhmen am 12. Juli zum Abzuge, und wenige Tage nachher ließ Ferdinand die Bürger Wiens entwaffnen, damit während ſeiner Reiſe zur Kaiſerwahl die kaum beſeitigte Gefahr nicht in verdoppeltem Maße zurückkehren möchte. Von dem Augenblick an, wo auf eine Trennung unter den Katholiken nicht mehr zu rechnen war, wurden die meiſten Glieder der Union allen weitausſehenden Unternehmungen abhold; nur der Pfalzgraf Friedrich, der Markgraf von Anſpach und Fürſt Chriſtian von Anhalt beharrten auf dem betretenen Wege. Dieſer hatte in ſeiner Jugend einen kaiſerlichen Geſandten nach Conſtantinopel begleitet, dann Italien geſehen, ein dem König Heinrich IV. im Jahre 1591 zu Hülfe ziehendes deutſches Heer mit befehligt, die Fehde über die Wahl des Straßburger Biſchofs geführt und mehrere Geſandtſchaften, beſonders in Sachen der Union an Kaiſer Rudolph II., übernommen. Insbeſondere war er jetzt unermüdet in Planen, Vorſchlägen, Unterhandlungen, Reiſen, Briefwechſel u. ſ. w. In Böhmen, Ungarn, den Niederlanden und Venedig knüpfte er

Verbindungen an; mit dem Herzoge von Savoyen verhandelte Chriſtian im Mai 1619 perſönlich wegen Uebernahme der böhmiſchen oder der Kaiſerkrone und ſoll geſagt haben: er gönne ſie lieber einem Türken oder Teufel, als dem Ferdinand von Oeſterreich. Bei der Union war aber damals Alles mangelhaft und in ſchlechtem Zuſtande; es fehlte an Geld, Mannſchaft und Einigkeit, um etwas Großes durchzuſetzen; doch konnte die nächſte Hauptfrage nicht umgangen werden: ob Ferdinands Erhebung auf den kaiſerlichen Thron die Böhmen zum Gehorſam vermögen, oder Ferdinands Abſetzung in Böhmen die Kaiſerwahl vereiteln werde. Gewiß mußte ſich, je nachdem die Wahl oder die Entſetzung vorherging, das Nachfolgende anders geſtalten; deßhalb ſuchten die Einen auf das höchſte zu fördern, was die Andern auf alle Weiſe zu hintertreiben ſtrebten. Im Laufe des Juni ſchrieben die Böhmen an alle Churfürſten: das Recht, den römiſchen Kaiſer zu erwählen, ſey ein ſachliches und ruhe auf den Churfürſtenthümern; daher könne Ferdinand, der ſich nicht in dem Beſitze Böhmens befinde, daſſelbe auf keine Weiſe ausüben. Nach vorhergegangener Berathung antworteten die Churfürſten: Ferdinand ſey Böhmens erwählter und gekrönter König und von den Churfürſten als ſolcher anerkannt, daher müſſe man ihn zulaſſen, die böhmiſchen Abgeordneten hingegen von der Kaiſerwahl ausſchließen. Ein neues Schreiben der Böhmen an die Churfürſten vom 13. Auguſt 1619 beſagte: Ferdinands Wahl ſey nicht in freier, gebührender Form, ſondern ohne die geſetzliche Zuziehung der einverleibten Länder geſchehen, oder vielmehr mit Schmeicheleien, Verſprechungen und Drohungen durchgeſetzt worden. Irrig werde Böhmen in den Verträgen Oeſterreichs mit Spanien als ein Erbreich dargeſtellt, und rechtswidrig habe ſich Ferdinand (was ausdrücklich ſeine Wahl zum Könige vernichte) noch beim Leben des Kaiſers Matthias in die Regierungsangelegenheiten gemiſcht, wie unter An-

derem die gewaltſame Verhaftung des Cardinals Kleſel augenſcheinlich erweiſe.

Als auch dieſe Eingabe vergeblich blieb, widerſprachen die Böhmen jeder ohne ihre Zuziehung vorzunehmenden Kaiſerwahl; wogegen die Churfürſten ſich am 20. Auguſt zur Vermittlung zwiſchen ihnen und Ferdinand erboten, was dieſer auch höflich annahm. Nunmehr ſchlugen die Churfürſten von Trier und Brandenburg in Frankfurt den Herzog Maximilian und den König Ferdinand zum Kaiſer vor; Pfalz empfahl vorzugsweiſe den erſtern, erklärte ſich indeß bereit, der Mehrheit beizutreten, ſofern ſie ſich für Ferdinand ausſpräche. Als nun der Churfürſt von Cöln feierlich bezeugte: ſein Bruder, Herzog Maximilian, denke nicht daran, den Thron zu beſteigen, vereinten ſich alle Stimmen für Ferdinand, und er ward am 28. Auguſt zum Kaiſer erwählt. Aus ſeiner Wahlkapitulation, welche einige Zuſätze bekam, erwähnen wir in Hinſicht auf ſpätere Ereigniſſe nur Folgendes: die Rechte und Beſitzungen der Stände werden, gleich wie der Religionsfriede, beſtätigt. Der Kaiſer ſoll nicht eigenmächtig Steuern ausſchreiben, Ausländer anſtellen, oder Bündniſſe mit fremden Mächten ohne Zuſtimmung aller oder der meiſten Churfürſten eingehen. In Geſchäften gebraucht man nur die deutſche oder lateiniſche Sprache. Niemand wird unverhört geächtet, ſondern nach gehörigem Prozeßgange und den in der Kammergerichtsordnung enthaltenen Vorſchriften gemäß.

In dem Augenblicke, als die Churfürſten hervortraten und verkündeten, daß Ferdinand zum Kaiſer gewählt ſey, traf die Nachricht ein, daß Ferdinand von den Böhmen am 19. Auguſt des Königthums entſetzt worden wäre. Hätten die Churfürſten dieſe, oder die Böhmen jene Kunde früher gehabt, vielleicht wäre die Kaiſerwahl oder die Abſetzung unterblieben; jetzt traf

beides der Zeit nach faſt zuſammen und rief Furcht, Hoffnung und Parteiung von neuem in gränzenloſem Maße hervor.

Die Union und die Böhmen proteſtirten vergebens; letztere erklärten Ferdinand ihres Throns verluſtig und wählten das Haupt der Union, Churfürſt Friedrich V. von der Pfalz, Schwiegerſohn Jacobs I. von England, zu ihrem Könige. Dafür gewann Ferdinand das Haupt der Ligue, ſeinen Jugendfreund Maximilian von Baiern, und außer dem Pabſte und Spanien auch den Churfürſt Johann Georg von Sachſen, den Feind des neuen calviniſchen Böhmenkönigs. Friedrich ſah in Böhmen die ihm drohende Gefahr vor lauter Feſtlichkeiten nicht, und wähnte ſich ſicher, da die Union wenigſtens ſeine Unterpfalz vertheidigen wollte, die aber bald darauf von dem ſpaniſchen Heere unter Spinola beſetzt wurde. Als aber Maximilian mit Ferdinands Feldherrn Bouquoy gegen Prag heranzog, entſchied die Schlacht am weißen Berge (8. November 1620) vor Prags Thoren in einer Stunde Friedrichs und der Böhmen Schickſal. Friedrich ſtand zeitig genug von der Tafel auf, um von den Wällen der Stadt die völlige Niederlage der Seinigen mit anzuſehen, und floh alsdann nach Schleſien und Holland. In einer eigenmächtigen Achtserklärung des Kaiſers wurden ihm alle ſeine Länder abgeſprochen, Prag und faſt ganz Böhmen wurde wieder eingenommen, und die Union löſ'te ſich ganz auf. In Böhmen wurden viele der Vornehmſten, unter denen auch der Rector der Univerſität, Johann Jeſenius, hingerichtet, oder des Landes verwieſen und ihrer Güter beraubt, die proteſtantiſchen Prediger verjagt, und viele der gleichgeſinnten Unterthanen aus dem Lande vertrieben, während die Jeſuiten triumphirend in ihre Collegien einzogen und ihren unbeſchränkten Einfluß wieder erlangten; mehr als 30,000 Familien verließen Böhmen. Der Majeſtätsbrief wurde vernichtet, und die ſtändiſchen Vorrechte aufgehoben. Zwar

ſchlugen ſich noch Mansfeld, Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach und Herzog Chriſtian von Braunſchweig für die proteſtantiſche Sache, ohne aber dem Ganzen eine andere Wendung geben zu können. Maximilian nahm nun auch die Oberpfalz (wie der Spanier Spinola die Unterpfalz), und Ferdinand übertrug ihm beide Pfalzen nebſt der Churwürde, und dem Churfürſt von Sachſen, für die in den Lauſitzen und Schleſien dem Kaiſer geleiſtete Hülfe, die beiden Lauſitzen anfangs unterpfändlich (1623), dann auf immer (1635).

Der erſte Act des Krieges war für Ferdinand glorreich beendet; Gewalt und Willkür blieben Sieger. Da aber die übrigen deutſchen Proteſtanten ein gleiches Schickſal erwarten konnten, die Ligue unter Tilly gerüſtet ſtehen blieb, und König Carl I. von England ſeines Schwagers Friedrichs Reſtitution wünſchte, ſo trat König Chriſtian IV. von Dänemark als Vertheidiger der Proteſtanten auf (1625 — 1629), wurde aber von Tilly bei Hannover, von Wallenſtein bei Lutter am Barenberge (27. Auguſt 1626) ſo geſchlagen, daß der ganze niederſächſiſche Kreis, an deſſen Spitze Chriſtian ſtand, und das feſte Land von Dänemark in des Siegers Hände fielen, die Herzoge von Mecklenburg (deren Land Wallenſtein erhielt) als Feinde geächtet wurden, und Chriſtian endlich zu Lübeck Frieden ſchließen mußte (1629). Obgleich Wallenſtein das feſte Stralſund und damit die Herrſchaft über die Oſtſee nicht gewinnen konnte, ſo hatte er doch den Krieg für die kaiſerlichen Waffen ſehr rühmlich geführt.

Albert Wenzel Eugenius von Waldſtein oder Wallenſtein war den 15. September 1583 auf einem Gute, Namens Hermanic, geboren, und zwar von evangeliſchen Eltern. Zehn Jahre alt, hatte er ſchon ſeine Mutter und im 12ten ſeinen Vater verloren. Sein Onkel, ein gewiſſer Johann von Ricam, der ein eifriger Katholik war, brachte ihn nun nach Ollmütz zu einem Je-

ſuiten, der den Knaben bald zum Abſchwören des proteſtantiſchen Glaubens brachte. Nachdem Wallenſtein ſeine Studien beendigt hatte, ging er auf Reiſen, und beſuchte Holland, Frankreich, England und Italien. In dieſem letztern Lande, namentlich in Padua, legte er ſich mit großem Fleiß auf die ſo nichtige als lächerliche Kunſt der Sterndeuterei, der er von nun an ſein ganzes Leben lang anhing und die ihn ohne Zweifel gar manche verkehrte Handlung begehen ließ, und überhaupt einen großen Einfluß auf alle ſeine Handlungen hatte. Von ſeinen Reiſen endlich zurückgekehrt, heirathete er eine ſchon bejahrte, dagegen aber ſehr reiche Wittwe, Lucretia Nikeſſin genannt, welche, um den viel jüngern Mann, der ſie doch wohl nur des Geldes wegen geheirathet hatte, recht innig an ſich zu feſſeln, ihm einen Liebestrank eingab, der ihn faſt in die andere Welt ſpedirt hätte, und ſeine Geſundheit auf längere Zeit untergrub. Wallenſtein machte nun mehrere Feldzüge gegen die Venetianer mit, und zeichnete ſich auch unter Thurn gegen die Ungarn aus, wodurch ihm der Graf Harrach ſo gewogen wurde, daß er den Kaiſer auf ihn aufmerkſam machte und ihm, nachdem ſeine erſte Frau ſchon 1614 geſtorben war, ſeine Tochter zur Gattin gab.

Die Böhmen ſuchten jetzt Wallenſtein für ſich zu gewinnen, jedoch vergeblich; dieſer führte in der Schlacht auf dem weißen Berge ein Regiment an, und wurde ſodann Commandant in Prag. Durch ſeine beiden Weiber, auch die zweite war ſehr reich geweſen, war er in den Beſitz eines ſehr großen Vermögens gekommen, das er noch außerordentlich vermehrte, indem er viele eingezogenen Güter äußerſt billig und ganz unter dem Werth kaufte, und ſie außerdem noch mit ganz ſchlechter Münze bezahlte, die damals nur die Noth in Gang gebracht hatte und faſt aus lauter Kupfer beſtand, auch bald darauf ganz verrufen wurde, wodurch die Leute ungeheuren Verluſt erlitten. — Wallenſtein ſoll

ein damals ungeheures Vermögen von beinahe 20 Millionen Gulden in liegenden Gründen und Gütern beſeſſen haben.

Als ſich der Kaiſer nun veranlaßt fand, ihm den Oberbefehl eines Heeres zu übertragen, da wußte Wallenſtein, von ſeinen außerordentlichen Mitteln unterſtützt, bald ein ſolches zuſammenzubringen, allein er wußte auch eben ſo gut auf Koſten des armen Deutſchlands ſich für die gemachten Auslagen wieder reichlich zu entſchädigen, und hielt eine Hofhaltung, welche die eines Königs weit übertraf. Für ſeine Perſon lebte er jedoch ſehr einfach und mäßig. Dabei war er immer ſehr ernſt, karg mit Worten, und der Ehrgeiz war ſein Götze; nur durch dieſen, glaubte er, könne man große Handlungen verrichten. Um der Religion willen liebte und haßte er Niemand und die, damals für ſo ungemein wichtig gehaltene Verſchiedenheit der Bekenntniſſe war ihm gleichgültig. Auf Empfehlungen und Fürbitten nahm er ſelten Rückſicht, aber jeder Tapfere fand bei ihm günſtige Aufnahme, und mit großem Scharfſinn wußte er Perſonen und Dinge zu beurtheilen und zu benutzen, ſofern ſterndeutender Aberglaube ihn nicht irre führte. Seine Belohnungen und Strafen überſtiegen oft das richtige Maß; dort, um anzureizen; hier, um abzuſchrecken. Wenn man auch bezweifeln muß, daß er wirklich einen Bedienten hängen ließ, weil er ihn zu früh weckte, oder Edelleute vom Heere ſchimpflich wegjagte, weil ſie ohne Stiefeln erſchienen, ſo offenbarte ſich doch in vielen andern Dingen die Härte eines Kriegsfürſten jener Zeit. Wallenſtein ſetzte etwas darein, ſich auffallend, überraſchend, überhaupt geheimnißvoll zu benehmen, als habe ſein Thun überall höhern Grund und Bedeutung; er wollte in Allem außerordentlich ſeyn. Ein ſo erkünſteltes Weſen führte jedoch kaum in die Vorhöfe, viel weniger in das Allerheiligſte der wahren Größe. Was bei Heinrich IV., Wilhelm von Oranien und Wallenſteins größerem Gegner, Gu-

ſtav Adolph, aus dem unerſchöpflichen Reichthum ihres Geiſtes und Herzens wie ein klarer unverſiegbarer Quell hervorbricht, mit ſich fortreißt und an ſie kettet, iſt etwas viel Edleres und Groß-artigeres, als das Eindruckmachen bloß durch vereinzelte Mittel, oder als die liebloſe Kraft, welche Alles nur für eigene Zwecke benutzt und eine Welt in Trümmern ſchlägt, um in der Wüſte ſich einſam einen Thron zu erbauen. Schon im Jahre 1623 hatte der Kaiſer Wallenſtein zum Herzoge von Friedland erhoben; und jetzt erklärten ſeine Freunde, daß eine ſolche Belohnung für ſo unermeßliche und unſchätzbare Dienſte viel zu gering ſey. Um die Größe kaiſerlicher Macht und Dankbarkeit zu zeigen und für immer von Aufruhr und Widerſetzlichkeit abzuſchrecken, ſollte Ferdinand ſeinem ſiegreichen Feldherrn das Land der abtrünnigen Herzoge von Mecklenburg überlaſſen. Dieſem Vorſchlage ſetzten Andere die erheblichſten Gründe entgegen und ſprachen: wenn wir auch die Frage umgehen wollen, ob Wallenſtein wirklich im Kriege ſo viel als irgend möglich für den Kaiſer gethan, und nicht vielmehr in Schleſien und Ungarn und bei der Verfolgung Mansfelds andere Rückſichten genommen, ob er alſo große Belohnungen verdient hat; ſo kann doch die vorgeſchlagene ſchlechthin nicht für angemeſſen gelten. Denn die Herzoge von Mecklenburg gehören zu einem alten, mit vielen hohen Häuſern verwandten Geſchlechte, haben nicht mehr gefehlt als manche Andere und ſind in der allgemein ertheilten Verzeihung mitbegriffen. Sie jetzt ungehört verdammen und alle Verwandten, Berechtigten und Mitbelehnten bei Seite ſchieben, wäre nicht bloß ungerecht, ſondern würde auch Sachſen und Brandenburg beleidigen, Guſtav Adolph (ihren Verwandten) zur Theilnahme an dem deutſchen Krieg reizen, und allerwärts neue Unruhen und Gefahren herbeiziehen. Ueberdies hat ſich Wallenſtein verlauten laſſen: „Man bedürfe keiner Churfürſten und Fürſten mehr, es ſolle, wie in Spanien und Frankreich, nur ein König ſeyn;“ was,

wie ſein Benehmen überhaupt, alle Stände mißmuthig macht, und den Vorwurf erzeugt, der Kaiſer habe ihm mehr Macht verliehen, als die Wahlcapitulation erlaubt. In Wahrheit iſt es auch unverſtändig, einem Diener zu ſolcher Unabhängigkeit zu verhelfen, und wenn man jeden Feldherrn ſo belohnen wollte, würde bald das ganze römiſche Reich nicht dazu genügen. Dieſen Einreden widerſprechend, vergrößerten Wallenſteins Freunde die Schuld der Herzoge, nannten ſeine Dankbarkeit gränzenlos und meinten, daß von den ohnmächtigen deutſchen Fürſten, dem geſchlagenen Könige von Dänemark und dem in Polen beſchäftigten Guſtav Adolph gar nichts zu befürchten ſey. Gleichzeitig machte Wallenſtein, um allen Widerſprüchen der Ligue vorzubeugen, den Vorſchlag, man ſollte dem Grafen Tilly für verſchiedene Anſprüche das Fürſtenthum Kalenberg geben; und der Herzog von Braunſchweig mußte froh ſeyn, daß dieſer ſich vorläufig mit einigen Aemtern begnügte. Vor Allem aber wirkten einige Geiſtliche für Wallenſteins Plane, denn er hatte ihnen die Herſtellung der Kirchengüter und die Gründung neuer Stifter und Klöſter in den ihm zufallenden Ländern verſprochen. So belehnte dann der Kaiſer ihn und ſeine Erben am 1. April 1628 mit Mecklenburg, wie es hieß, zur Belohnung für geleiſtete Dienſte und um ſich des Landes beſſer zu verſichern, endlich als Schadenerſatz, bis der große Aufwand Wallenſteins völlig erſtattet ſey. Auf Einreden, Rechtfertigungen und flehentliche Bitten der Herzoge und der Stände ward keine Rückſicht genommen; die letztern mußten ihm huldigen, und wer nicht erſchien, oder nach Stralſund oder zu Guſtav Adolph flüchtete, ward geächtet und ſein Beſitzthum in Beſchlag genommen. Die Erhebung Wallenſteins zu einem deutſchen Herzoge änderte ſeine Verhältniſſe in manchen weſentlichen Punkten. Einerſeits konnte er als kaiſerlicher Oberfeldherr über die Gränzen Mecklenburgs hinausgreifen und in Wahrheit noch

mehr Länder beherrſchen, andrerſeits war ihm als Herzog ein unbedingtes Uebergewicht des Kaiſers nicht mehr willkommen und die Nothwendigkeit einleuchtend, ſeine eigene Macht zu vergrößern oder die Gunſt mancher Nachbarn zu gewinnen. Dieſe doppelte Richtung erklärt ſein weiteres Benehmen, insbeſondere gegen Stralſund und Dänemark.

Auf die Weigerung jener Stadt, Mannſchaft einzunehmen, kam es zu einem Vertrage, wonach ſie für die Befreiung 30,000 Thaler zahlen und den ſogenannten Dänholm unter der Bedingung räumen ſollte, daß daſelbſt keine neuen Schanzen angelegt würden. Als ſich der Herzog nach Empfang des Geldes hieran nicht kehrte und die Stadt ringsum einſchloß, beſetzten die Stralſunder den Dänholm von neuem, trafen unter ihrem tüchtigen Bürgermeiſter Steinwig die ernſteſten Vertheidigungsmaßregeln und ſuchten Hülfe und Vermittlung in Brandenburg, Pommern, Lübeck, Dänemark und Schweden, ja beim Kaiſer ſelbſt. Die beiden erſten Fürſten bemühten ſich, einen Vergleich zu bewirken, aber Wallenſteins Forderungen waren ſo hart, daß man ſie verwarf. Deſto mehr Hoffnung ſchöpfte die Stadt, als ihre Abgeordneten am 10. Juni 1628 ein kaiſerliches Schreiben an Wallenſtein zurückbrachten, welches die Weiſung enthielt, daß er Stralſund mit einer Beſatzung verſchonen und Alles in Güte beilegen ſollte. Statt ſich daran zu kehren, ſprach er im höchſten Zorne: „Und wenn dieſe Feſtung mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, ſo müßte ſie doch herunter.“ Drohungen dieſer Art erhöhten nur die Standhaftigkeit der Bürger, auch erhielten ſie Geld aus Hamburg und ſchloſſen, nachdem Dänemark anfangs einige Mannſchaft geſchickt hatte, den 25. Juni mit Guſtav Adolph einen Vertrag, wonach ſie ſich auf 20 Jahre, jedoch unbeſchadet der Reichsverbindung und der Reichspflichten, in ſeinen Schutz begaben. 600 Schweden, welche die Stadt beſoldete, kamen nach Stralſund, jedoch nur zur Ver-

theidigung, nicht zum Angriff, ſofern dieſer nicht nothwendig aus jener folgte. Die allergrößten Anſtrengungen Wallenſteins ſcheiterten an der bewundernswerthen Tapferkeit der Vertheidiger, mehrere Stürme wurden abgeſchlagen, und nachdem die Kaiſerlichen durch das Schwert, Hunger und Krankheiten 10,800 Fußgänger und 1200 Reuter bei der Belagerung verloren hatten, mußten ſie dieſe am 3. Auguſt 1628 aufheben. Wallenſtein hatte bei dem ganzen Unternehmen mehr an ſich und die Vergrößerung ſeines Herzogthums, als an ſeine Verpflichtung gegen den Kaiſer gedacht. Brandenburg und Pommern waren beleidigt, Schweden gereizt und verletzt, und den Hanſeaten in der Mißhandlung einer verbündeten Stadt ein Wink gegeben, was ſie, ſelbſt gegen den Willen des Kaiſers, von einem kaiſerlichen Feldherrn zu erwarten hatten. Stralſunds Widerſtand ward als ein großartiges Vorbild, als eine heldenmüthige Aufopferung betrachtet. Ihren vielen Leiden, ſelbſt nach Aufhebung der Belagerung, trat noch ein entſetzlicher Verluſt hinzu; 300 Frauen, die ſich nach Schweden geflüchtet hatten, ertranken ſämmtlich auf der Rückfahrt. Gleichzeitig mit der Belagerung Stralſunds dauerte der Krieg gegen Dänemark fort. Der Kaiſer ließ den Hanſeaten vorſtellen, daß ſie ſich mit ſeiner Hülfe von dem Alleinhandel der Engländer und dem Sundzolle der Dänen befreien ſollten; aber ſie wollten aus triftigen Gründen weder auf Krieg eingehen, noch Rüſtungen in ihren Häfen geſtatten, noch Beſatzungen einnehmen. Ob nun gleich dieſe Weigerung dem Könige von Dänemark mittelbaren Vortheil brachte, er im Bunde mit England, Holland und Schweden war und ſeine Flotte das Meer beherrſchte, ſo verlor er doch allmählig gegen Tilly und Wallenſtein ganz Schleswig und Holſtein, und Ferdinand forderte von ihm Holſtein, Schleswig, Ditmarſchen, Jütland (dies angeblich für Sachſen, um es wegen anderer Eingriffe zu beruhigen), ferner die Be-

zahlung der Kriegskoſten, und die Sperrung des Sundes für Oeſterreichs Feinde. Mehrere Umſtände trafen allmählig zuſammen, dieſe Forderung herabzuſtimmen. Erſtens dachte Chriſtian bei der Unmöglichkeit, ſie zu bewilligen, auf den hartnäckigſten Widerſtand; zweitens erſuchten die Churfürſten den Kaiſer, einen billigen Frieden zu ſchließen; drittens wünſchten ihn Ferdinand und der König von Spanien ihrer italieniſchen Angelegenheiten halber; endlich beförderte ihn Wallenſtein, weil ſein Heer ſehr zuſammengeſchmolzen und keine Flotte zur Hand war, und er den König von Dänemark ganz von den Herzogen von Mecklenburg trennen, auch auf jeden Fall dieſen Krieg beendigen wollte, bevor etwa von Schweden eine neue Gefahr hereinbrechen würde. Nach langen Verhandlungen, von denen die ſchwediſchen Geſandten auf Wallenſteins Betrieb und gegen den Willen der übrigen Bevollmächtigten ausgeſchloſſen wurden, kam am 6. Juni 1629 in Lübeck der Frieden mit Dänemark zu Stande. Vermöge deſſelben entſagte der König allen deutſchen Bündniſſen (wodurch auch Mecklenburg preisgegeben war), ſo wie allen Anſprüchen auf deutſche Stifter und das Amt eines niederſächſiſchen Kreisoberſten; verlor dagegen nichts von ſeinen angeſtammten Ländern.

Man hoffte und glaubte nun den Krieg ſo gut wie beendigt, und den Frieden hielt man für nahe und gewiß. Ferdinand aber war den Jeſuiten viel zu ſehr ergeben, und wußte ſich im Glück nicht zu mäßigen. Die Feinde erſtanden von neuem und der Krieg mit ihnen. 1629 erſchien ſein berühmtes Reſtitutionsedict, welches verordnete, daß alle ſeit dem Paſſauer Vertrag von den Proteſtanten eingezogenen geiſtlichen Güter, 12 Bisthümer, 2 Erzbisthümer und ſehr viel Klöſter und Stifter, wieder an die Geiſtlichkeit zurückgegeben werden ſollten; auch ſollten die Reformirten vom Religionsfrieden ausgeſchloſſen und alle proteſtantiſchen Unterthanen katholiſcher Fürſten wieder katholiſch werden. Dieſes

Edict wurde in mehreren deutſchen Gebieten auf das grauſamſte vollzogen, wodurch die Proteſtanten aufs neue in die größte Unruhe und Verzweiflung geſetzt wurden und ſich zur entſchloſſenſten Gegenwehr bereiteten. Zu gleicher Zeit aber beging Ferdinand die Albernheit, in dieſem entſcheidenden Moment den ihm faſt unentbehrlichen Wallenſtein ſeines Oberbefehls zu entſetzen. Daß er dieſes durch ſeine willkürlichen, grauſamen und abſcheulichen Handlungen wohl verdiente, iſt keine Frage; allein jetzt war gewiß nicht der Augenblick gekommen, einen ſolchen Menſchen zu verabſchieden, der faſt unentbehrlich, wenigſtens für des Kaiſers und ſeiner Räthe Pläne war. Auf einem Fürſtentag zu Regensburg wurde Wallenſtein förmlich von der Oberbefehlshaberſtelle des Heeres abgeſetzt und ſein Heer zum Theil entlaſſen, zum Theil unter Tilly's Befehle geſtellt.

Guſtav Adolph.

Der Augenblick war gekommen, wo entweder der Proteſtantismus ſiegen oder auf ewig untergehen mußte, wenigſtens war ſeine Exiſtenz in großer Gefahr. Aber es ſandte die Vorſehung aus dem eiſigen Norden einen Helden und gewaltigen Mann zu deſſen Heil und Rettung.

Guſtav Adolph, König von Schweden, Enkel des berühmten Guſtav Waſa, ſtand bereits in großem Anſehen, und hatte die Angelegenheiten Deutſchlands mit großer Aufmerkſamkeit und vielem Scharfſinn beobachtet und verfolgt. Schon im Jahre 1614 hatten mehrere deutſche Fürſten, namentlich auch der Landgraf von Heſſen, den Schwedenkönig für die Union zu gewinnen geſucht. Dieſe Bemühungen waren jedoch erfolglos geblieben, ſo wie Guſtav Adolph auch dem König von Dänemark, Chriſtian IV.,

die Führung des deutſchen Krieges (1625) überließ. Allein die argen Bedrückungen der Proteſtanten durch Ferdinand II., die Vertreibung des Herzogs von Mecklenburg, der mit Guſtav Adolph verwandt war, ſo wie die Anſprüche, welche Wallenſtein auf die Provinzen an der Oſtſee machte, und noch manches Andere machten, daß der König von Schweden allmählig ſeine Geſinnungen änderte, auf den Gang der Dinge aufmerkſamer und mancherlei Beſorgniß in ihm rege wurde. Da indeſſen der Krieg mit Polen noch alle ſeine Kräfte zu ſehr in Anſpruch nahm, ſo konnte er vorerſt nur Stralſund, das von Wallenſtein belagert wurde, unterſtützen.

Dieſer ſchickte im Frühjahr 1629 den General Arnim von Boitzenburg mit 7000 Mann, unter denen 2000 zu Pferde, den Polen zu Hülfe und als ſich Guſtav Adolph deßhalb beſchwerte, gab er zur Antwort: der Kaiſer brauche die Truppen nicht mehr, und der König von Polen habe ſie in Dienſte genommen. Bald wurden jedoch die Deutſchen und Polen uneins, indem jene ſich nicht für Undankbare opfern, dieſe den Verhaßten keinen Dank ſchuldig ſeyn wollten; und während Einige klagten, daß Arnim, einverſtanden mit dem Churfürſten von Brandenburg, unthätig ſey (weßhalb erſt Herzog Heinrich Julius von Lauenburg, dann Philipp Graf von Mansfeld an ſeine Stelle kam), fürchteten Andere, der König von Polen werde ſich jener fremden Truppen zur Unterdrückung der Landesfreiheit bedienen. Den Wünſchen des kaiſerlichen Hofes gemäß, wollte Sigismund den Krieg wider Schweden fortſetzen; wogegen der Senat den Frieden aus mehrfachen Gründen und aus Furcht vor einem ruſſiſchen Kriege ſuchte. Uebereinſtimmend mit dieſer Anſicht wirkten der brandenburgiſche, engliſche und beſonders der franzöſiſche Geſandte Charnacé, ſo daß endlich am 25. September 1629 ein Waffenſtillſtand auf ſechs Jahre zwiſchen Polen und Schweden zu Stande kam, wo-

durch Guſtav Adolph im einſtweiligen Beſitze eines Theils der Eroberungen blieb und freie Hände zu andern Unternehmungen bekam, die er auch beabſichtigte, was ſchon daraus hervorgeht, daß er ſeine Truppen nicht abdankte, ſondern viele der von ſeinen Gegnern entlaſſenen Söldner in ſeine Dienſte nahm.

Schon vor Abſchluß dieſes Waffenſtillſtandes hatte Guſtav Adolph Bevollmächtigte nach Lübeck geſandt, um an den dortigen Unterhandlungen Theil zu nehmen; denn laut einer früheren Uebereinkunft ſollte Dänemark nicht ohne Schweden Frieden ſchließen, und es ſchien rathſam, alle Streitpunkte zwiſchen dieſer Macht und dem Kaiſer unverzüglich auszugleichen. Dieſelbe Anſicht hatten die kaiſerlichen Bevollmächtigten; nur Wallenſtein verlangte vor der Zulaſſung ſchwediſcher Geſandten die völlige Räumung Stralſunds, und veranlaßte aus Eigenſinn und Hochmuth, daß man ſie unhöflich behandelte und abwies. Jetzt, nach Abſchluß des Waffenſtillſtandes und der Werbung polniſcher Völker, ward Wallenſtein gegen Guſtav Adolph ſo höflich und zuvorkommend, als er früher das Gegentheil geweſen war; ja der Kaiſer ſoll dem Könige für völliges Aufgeben aller Kriegsplane die Räumung der oſtſeeiſchen Küſtenländer angeboten und ſelbſt Hoffnung gemacht haben, daß Mecklenburg für eine Geldſumme zurückgegeben werden ſollte. Allein Oeſterreich ging nur darauf aus, Zeit für eine günſtige Beendigung des italieniſchen Krieges und ſeiner Reformationsplane zu gewinnen, und meinte es durchaus nicht ehrlich. König Chriſtian IV. von Dänemark, der als Vermittler zwiſchen dem Kaiſer und dem König von Schweden aufgetreten war, durfte, obwohl er Guſtav Adolph beneidete, ihm doch nicht zu ſchaden ſuchen, indem er mit Recht fürchten mußte, über kurz oder lang von neuem in eine Fehde verwickelt und eine Beute Oeſterreichs zu werden.

Wichtiger als die im Januar **1630** mit dem Kaiſer mehr zum Scheine denn ernſtlich angeknüpften Unterhandlungen waren die zwi-

ſchen Frankreich und Schweden. Innere Unruhen, Streit mit den Hugenotten, Hofränke und dergleichen hatten Richelieu bisher verhindert, nachdrücklicher in die deutſchen Angelegenheiten einzugreifen; jetzt mußte es ihm, der italieniſchen halber, doppelt wichtig ſeyn, den Kaiſer im Norden zu beſchäftigen, ohne daſelbſt unmittelbar am Kriege Theil zu nehmen. Ueberhaupt betrachtete er dieſen weit mehr von dem Standpunkte der Politik, als der Religion; und gleichzeitig waren die italieniſchen Staaten, ja ſelbſt der Pabſt nicht unzufrieden, wenn die kaiſerliche Macht irgendwo gehemmt und verringert würde.

Guſtav Adolph forderte: daß Frankreich im Falle des Krieges fürs erſte Jahr **600,000**, und für jedes folgende Jahr **400,000** Thaler, oder überhaupt ein Dritttheil der Kriegskoſten übernehme. Charnacé erwiederte: es ſey leicht, in Deutſchland Heere zu unterhalten, wie der Aufenthalt der Holländer in Berg, Münſter und andern bereits erſchöpften Ländern zeige. Guſtav Adolph komme in beſſere Gegenden, habe das fruchtbare, unbetretene Schleſien vor ſich, finde überall Freunde, und werde vom Kriege Gewinn, der König von Frankreich aber nur das Vergnügen haben, ſeinen Freund in der ganzen Welt bewundert zu ſehen; er möge daher aus dieſen und andern ihm vorgelegten Gründen ſeine Forderungen herabſtimmen. Guſtav Adolph (erzählt Charnacé) antwortete hierauf wie gewöhnlich mit großer Klugheit und vielem Scharfſinn: „Heere laſſen ſich nur leicht ernähren, wenn kein Feind gegenüber ſteht, welcher Mittel und Wege beſchränkt; jetzt aber iſt der Kaiſer übermächtig, die Ligue feindlich, Sachſen und Brandenburg unentſchloſſen oder abgeneigt, Dänemark eiferſüchtig, die meiſten befreundeten deutſchen Fürſten zu Grunde gerichtet oder weggejagt, und die Völker in äußerſter Armuth.“ Dies und Aehnliches ſuchte Charnacé zu widerlegen, und den König insbeſondere in Bezug auf Dänemark und die Ligue zu beruhigen;

er aber beharrte unter Aufſtellung neuer Gründe dabei: der Churfürſt von Baiern betrüge Frankreich und ſey einig mit dem Kaiſer, nie werde Schweden ohne beträchtlichen Beiſtand Krieg anfangen. Wenn jedoch Ludwig XIII. verſpreche, den italieniſchen Krieg nicht ohne ſeine Zuſtimmung zu beendigen, ſo wolle er ſogleich ein Bündniß eingehen und gar kein Geld von ihm verlangen. Als Charnacé, weil er hierzu keine Vollmacht hatte, Gründe zur Ablehnung des Vorſchlags ſuchte, ſprach Guſtav Adolph: „So mag Ludwig durch die Champagne in Deutſchland einbrechen." Hiervon, antwortete Charnacé, halte ihn die Rückſicht auf die Ligue ab, welche man möglichſt von Oeſterreich unterſcheiden und nicht beleidigen müſſe. „Ich ſehe," erwiederte Guſtav Adolph, „wer nicht Baierns Freund iſt, iſt nicht der Eure; wir werden zu keinem Schluſſe kommen, wenn Ihr nicht anders redet." Dennoch verſtändigte man ſich vorläufig dahin, daß Guſtav Adolph im nächſten Jahre ein Heer nach Deutſchland führen und der Ligue die Neutralität zugeſtehen ſollte; die Religionsſachen ſollten nach den Reichsgeſetzen entſchieden und die vertriebenen Fürſten wieder eingeſetzt werden.

Guſtav Adolph überlegte nun erſt gründlich mit ſeinen Räthen, was das Wohl Schwedens erfordere, deren Anſichten jedoch verſchieden waren, endlich aber behielt die kriegsluſtige Partei die Oberhand. Rührend und feierlich war des Königs Abſchied von den ſchwediſchen Ständen und ſeiner Tochter Chriſtine. Mit edler Beredtſamkeit entwickelte er nochmals die Gründe ſeines Beſchluſſes, forderte Jeden zu treuer Erfüllung ſeiner Pflichten auf und empfahl Alle dem Schutze Gottes. Die Ungewißheit der dunkeln Zukunft konnte den Muth und die Hoffnung nicht mehr niederſchlagen, nur diejenige Wehmuth war in den Gemüthern, welche edle Beſchlüſſe und große Unternehmungen immerdar begleiten und Kraft und Demuth wechſelſeitig verſchmelzen und verklären ſoll. Ein großes, heiteres Feſt folgte der ernſteren Scene, wo Alle einſtimmig riefen, daß der

Krieg gerecht, fromm und glorreich ſey. Schon am 30. Mai ging Guſtav Adolph zu Schiffe, aber widrige Winde hielten ihn faſt vier Wochen lang in den Scheeren feſt; endlich konnten die Anker gelichtet werden, und nachdem der König erfahren, daß Rügen von Stralſund aus durch ſeine Truppen ganz in Beſitz genommen ſey, landete er den 24. Juni 1630 alten Styls Uſedom gegenüber, gerade 100 Jahre nach Uebergabe des augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſes. Sobald Guſtav Adolph das Land betreten, fiel er unter freiem Himmel auf ſeine Knie nieder und betete: „O Gott! der du über Himmel und Erde und Wind und Meer herrſcheſt, wie ſoll ich danken, daß du mich auf dieſer gefährlichen Reiſe ſo gnädig beſchützet haſt? Ja, ich danke dir vom innerſten Grunde meines Herzens und bitte dich, da du weißt, daß dieſer Zug nicht zu meiner, ſondern allein zu deiner Ehre und deiner armen bedrängten Kirche Troſt und Hülfe abgeſehen iſt, du wolleſt mir auch fernerhin Gnade und Segen verleihen!" Als Guſtav Adolph's Begleiter ſo inbrünſtige Worte hörten, ging es ihnen zu Herzen und viele konnten ſich des Weinens nicht enthalten, worauf der König ſagte: „Weinet nicht, ſondern betet von Grund eures Herzens inbrünſtig; je mehr Betens, deſto mehr Sieg; denn fleißig gebetet, iſt halb geſtritten und geſiegt."

Sehr vorſichtig verſchanzte Guſtav ſein mit allen Bedürfniſſen reich verſehenes Lager bei Penemünde, nahm Wolgaſt und dehnte ſich allmählig rechts und links immer weiter aus. Herzog Bogislav mußte einen Entſchluß faſſen, ob er dem Kaiſer (deſſen Heer in Pommern dem ſchwediſchen an Zahl noch immer weit überlegen war) treu bleiben oder ſich dem König anſchließen wollte. Schon in Schweden hatten pommerſche Geſandten dieſen erſucht, daß er ihr Vaterland nicht zum Schauplatze des Krieges machen möchte, aber die Antwort erhalten, daß er allerdings in Pommern landen und von da aus Krieg führen würde. Der Herzog, wel-

cher ſich ſeither eben nicht freundlich gezeigt hatte, ſollte wählen, ob er die Schweden, oder diejenigen zu Freunden behalten wollte, die ihn um ſein Zeitliches und Ewiges bringen würden. Unterdeſſen war Guſtav Adolph nach Stettin vorgerückt, und benahm ſich gegen die ihm entgegengeſandten Bürger ſo freundlich und herablaſſend, daß ſie ſeinen beredt vorgetragenen Gründen nachgaben und ihm den 20. Juli die Thore öffneten. Eben ſo wußte er den furchtſam zögernden Herzog zu einem Vertrag zu bereden, welcher nicht gegen Kaiſer und Reich gerichtet ſeyn ſollte, dem König aber weſentlichen Vortheil brachte, indem es darin hieß: man bezwecke die Erhaltung der Reichsgeſetze und des Religionsfriedens, kein Theil ſchließe ohne den andern Frieden, und für den Fall kinderloſen Todes und ſtreitiger Erbſchaft werde Schweden das Land bis zur Entſcheidung und zum Erſatze der Kriegskoſten verwalten. Später bewilligten die Stände auch Geld, und beſchloſſen, 10,000 Mann zu werben, welche dem Könige, dem Herzoge und ihnen ſchwören ſollten. Während dies geſchah, Guſtav Adolph ſich in Pommern und Mecklenburg immer mehr ausdehnte, und Oxenſtierna in Preußen ein neues Heer zuſammenbrachte, konnte man am kaiſerlichen Hofe und im Reiche ſich über die zu ergreifenden Maßregeln nicht vereinigen. Viele, ſelbſt Katholiken, meinten, man ſollte in Hinſicht der Religion billiger verfahren, die Gemüther beruhigen, Sachſen und Brandenburg gewinnen und hierdurch die Schweden entfernen; auch Tilly hielt es für rathſamer, den Krieg zu beendigen, als ſich in neue Gefahren zu ſtürzen, und ſprach von beſorglichem Wechſel des Glücks, als habe er geahnt, welch Schickſal ihn von dem neuen Gegner bedrohe. Die Eifrigſten hingegen beharrten dabei, daß Macht, Recht und Glück auf ihrer Seite ſey, und man ſich durch Furcht oder Gleichgültigkeit nicht abhalten laſſen dürfe, das Gewonnene unverkürzt zu behaupten. Ein weiſerer Mann als Kaiſer Ferdinand würde Ordnung und Einigkeit durch Mäßigung

hergeſtellt haben; ihn allein trifft die Schuld, daß die Kriegsflamme von neuem emporloderte. Die Geſuche der Churfürſten: Guſtav Adolph möge das Reich verlaſſen und ſich nicht in die deutſchen Angelegenheiten miſchen, wurden von ihm zwar umſtändlich beantwortet, blieben aber ohne allen Erfolg, und dem Kaiſer ſchrieb er, daß er den Inhalt ſeiner Briefe überlegen und darauf antworten werde, ſobald er von der Wunde, die ihm ein Adler in Liefland geſchlagen habe, wieder hergeſtellt ſey. In einer, wenn auch nicht unter ſeinem Namen erlaſſenen, doch auf ſeinen Befehl von Salvius entworfenen Erklärung ſetzte er die Gründe des Angriffs nochmals auseinander. Die Deutſchen, ſo hieß es daſelbſt unter Anderem, haben den König wiederholt aufgefordert, ſie gegen des Kaiſers Tyrannei zu unterſtützen, und dieſer hat Schweden unmittelbar beleidigt, indem er den Polen ſchon im Jahre 1625 unter der Führung des Herzogs von Holſtein und dann wieder unter Arnim Hülfe ſandte, ſchwediſche Werbungen in Deutſchland unterſagte, Schiffe wegnahm, königliche Abgeordnete von den Unterhandlungen zu Lübeck ausſchloß, in Danzig die Verſtändigung in Betreff der Streitpunkte mit Vorſatz verzögerte, und was der einzelnen Punkte mehr waren, die ſich nach Erzählung aller Hauptereigniſſe übergehen laſſen. Dem Kaiſer fehlte es in Bezug auf das Einzelne nicht an Gegengründen, z. B. Schweden habe durch Unterſtützung des ungehorſamen Stralſunds die Feindſeligkeiten begonnen und die Ausſchließung ſeiner Geſandten in Lübeck, bis zur Räumung jener Stadt, ſelbſt herbeigeführt. Mit Unrecht behaupte es ein ausſchließliches Recht auf die Beherrſchung der Oſtſee, ſperre den Handel mit kaiſerlichen Städten, ſtehe in Verbindung mit allen Feinden Oeſterreichs u. ſ. w. Mehr als dieſe Erörterungen wirkten die kaiſerlichen Befehle an alle Stände und alle Einzelne, bei Leibes- und Lebensſtrafen unter den Schweden keine Dienſte zu nehmen, und ihnen in keiner Weiſe Vorſchub zu leiſten. Doch ward die Furcht vor dieſen

Drohungen weder durch die Noth, noch den Haß überwogen, welche das Benehmen des Kaiſers in Norddeutſchland nach ſich ziehen mußte. Die Kaiſerlichen und die Liguiſten befehligte als Generaliſſimus Johannes Serklaes, ſeit 1623 durch Ferdinands Erhebung Graf Tilly. Er ſtammte aus einer adeligen Familie in Lüttich, lernte den Krieg in den Niederlanden und in Ungarn, und galt für den erſten, unbeſiegten Feldherrn jener Zeit. Sein durch ſonderbare Kleidung noch auffallenderes Aeußere erinnerte an den Herzog Alba; er war ſehr mager, hatte eine lange Naſe, ſpitziges Kinn, hohle Backen, hervortretende Backenknochen, breite runzliche Stirn, große Augen, einen ſtarken Schnurrbart und kurze graue Haare. Der Ruhm, er habe nie ein Weib berührt und ſich nie betrunken, zeigt allerdings von Selbſtbeherrſchung, ſtand aber gewiß mit Härte und Kälte des Gemüths in Verbindung. Was einzelne Schriftſteller über ſeine Uneigennützigkeit berichten, wird ſehr zweifelhaft, da er von Maximilian und der Ligue große Geſchenke nahm und gern die Hand nach dem Herzogthume Kalenberg ausſtreckte; nur im Vergleiche mit dem hierin Alles überbietenden Wallenſtein mag er jenes Lob verdienen. Wenn es ferner heißt: er habe mehr Vater als Herr der Soldaten ſeyn wollen, ſo muß dies (wie leider zu viele Beiſpiele erweiſen) ſo verſtanden werden: er feſſelte die Soldaten an ſich, indem er ihren Lüſten und Begierden auf Koſten der Länder und Einwohner freien Lauf ließ. Daß er jeden Tag zwei Meſſen hörte, kann endlich nicht ein Mal den Katholiken, wie viel weniger einem Andern als Beweis ächter Frömmigkeit gelten; ihm war das Chriſtenthum mehr eine Religion der Verfolgung als der Liebe.

Guſtav Adolph, von ungewöhnlicher Größe und edlen Geſichtszügen, wirkte ſchon durch ſein Aeußeres wie ein König, und brauchte nicht durch Sonderbarkeit erſt Eindruck und Bedeutung herbeizukünſteln. Er ſprach lateiniſch, deutſch, ſchwediſch, nie-

derländiſch, franzöſiſch, italieniſch, polniſch und ruſſiſch und verſtand auch die ſpaniſche und engliſche Sprache. Wohl unterrichtet, beſonders in der Geſchichte, bewies er zu einer Zeit, wo ſich Alles zur Barbarei hinneigte, daß Liebe zu den Wiſſenſchaften mit Feldherrngröße, wie bei dem erſten der Cäſaren, wohl vereinbar ſey. Unzählige Kriege waren ſeit dieſem, ſeit 1600 Jahren, geführt worden; von hergeſtellter Kriegskunſt darf man jedoch erſt wieder ſeit den Oraniern und Guſtav Adolph ſprechen; ſeine Gegner lernten höchſtens, was der letzte Brauch vorſchrieb, er allein erſcheint durch die Kraft ſeines überlegenen Geiſtes als Erfinder. Während er die ſtrengſte Mannszucht übte, ehrten ihn die Soldaten (ſo berichtet ein katholiſcher Gegner) nicht wie einen König, ſondern gleichſam wie einen Gott. Die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes trieb ihn bisweilen zu raſch vorwärts, doch beherrſchte er ſich ſogleich wieder, und wie ſeinem Luther Melanchthon, ſo ſtand ihm Axel Oxenſtierna zur Seite. „Du biſt," ſagte Guſtav Adolph dieſem, „zu kalt und hemmſt den Laufenden in allen Geſchäften." — „Aber wenn ich," antwortete Oxenſtierna, „Dein Feuer nicht bisweilen löſchte, wäreſt Du ſchon ganz verbrannt!"

Leicht entwirrte Guſtav Adolphs Scharfſinn das Verwickeltſte; Schwierigkeiten ſchienen ſeinen Geiſt und ſeine Kraft nur zu erhöhen, und nichts konnte ihm die großartige, unverwüſtliche Heiterkeit rauben, welche ſchwächeren Seelen unbegreiflich, ja geringhaltig erſcheint, aber die beglückendſte Eigenſchaft der edelſten Gemüther iſt.

So viel zuſammen treffende Gründe auch die Gemüther zu Guſtav Adolph hinwenden mußten, ſchien es den proteſtantiſchen Fürſten, insbeſondere den Churfürſten von Sachſen und Brandenburg, doch bedenklich, gegen den Befehl des übermächtigen Kaiſers ſich mit ihm einzulaſſen, und die Hülfe nicht vielmehr in der

Heimath ohne Herbeiziehung fremder Völker zu ſuchen. Dieſe löbliche Anſicht führte zu dem Leipziger Fürſtentage im Februar **1631.** Churfürſt Johann Georg von Sachſen hatte dem Kaiſer die Landung Guſtav Adolphs nach Regensburg gemeldet, und gleich andern Proteſtanten mehrere Male um Aufhebung des Reſtitutionsedikts gebeten. Als dies vergeblich blieb, traten viele Fürſten in Leipzig zuſammen und beſchloſſen unter Wiederholung aller alten Klagen: daß ſie in Frieden mit den Katholiken leben, nirgends um ſich greifen und zu jeder Unterhandlung die Hand bieten wollten. Da aber die jetzige Noth und Kriegsbedrängniß nicht länger zu ertragen wäre, und der jetzige Zuſtand den Geſetzen, der Ehre und der Klugheit zuwiderliefe, ſo ſollte der Kaiſer dringend um Abſtellung und Hülfe gebeten werden. Endlich müßte einſtweilen ein erwählter Ausſchuß die Geſchäfte leiten und jeder Theilnehmende ſich rüſten, jedoch nur zur Vertheidigung, nicht zum Angriff, ſey es wider Kaiſer, Reich, Mitſtände und Geſetze.

Obgleich dies Alles ſehr gemäßigt abgefaßt war, die Verſammlung ſich mit Guſtav Adolphs nach Leipzig geſandten Bevollmächtigten nicht einließ, und die Katholiken ſeit Jahren immerdar zur Ausführung ihrer Plane ein Kriegsheer unterhielten, ſo erhoben dieſe dennoch laute Klagen, und Ferdinand vernichtete aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit jene Beſchlüſſe und gebot die Entwaffnung aller Proteſtanten. Statt zu gehorchen, gaben ſie deutlich zu verſtehen: ſie würden ſich dem Reſtitutionsedikte nicht unterwerfen und Gewalt mit Gewalt zurücktreiben. Indeß ſtimmten die Anſichten ihrer Gegner nicht überein; während nämlich die Ligue die Vertreibung der Kaiſerlichen aus Mecklenburg und Pommern eher wünſchte, als fürchtete, und die vernünftigſten der Räthe des Kaiſers auf eine völlige Ausſöhnung aller Deutſchen drangen, wünſchten thörichte Eiferer ihm hingegen Glück, daß er einen Vorwand bekommen habe, die Proteſtanten ganz zu unterwerfen. Und in der That, ehe

dieſe ihre angekündigten Rüſtungen zu Stande gebracht hatten, überzogen des Kaiſers zum Theil aus Italien zurückkehrenden Truppen Schwaben, Franken, ja ganz Oberdeutſchland, und zwangen alle Proteſtanten, dem Leipziger Bunde zu entſagen. Bei ſolchen Verhältniſſen, bei der Unfähigkeit einiger und der Abgeneigtheit anderer deutſchen Fürſten, würde Guſtav Adolph den Krieg wohl ganz aufgegeben haben, wenn nicht Richelieu aus Furcht vor der öſterreichiſchen Uebermacht endlich allen bisherigen Zweifeln und Zögerungen entſagt hätte. Am 23. Januar 1631 ſchloß der franzöſiſche Bevollmächtigte Charnacé mit Guſtav Adolph einen Vertrag, wonach dieſer ein Heer von 36,000 Mann halten und fünf Jahre lang von Frankreich 1,200,000 Livres empfangen ſollte. Baiern und der Ligue ward, ſofern ſie ihrerſeits darauf eingingen, die Neutralität zugeſichert und den Katholiken ungeſtörter Gottesdienſt nach den Reichsgeſetzen verſprochen. Gleichzeitig ſuchte auch der Churfürſt von Brandenburg die Neutralität, erhielt aber zur Antwort: er müſſe alsdann den Schweden eben ſo viel an Steuern, Lebensmitteln und Ortſchaften geben und einräumen, als den Oeſterreichern, oder dieſe zum Lande hinausſchaffen und keinen von beiden aufnehmen. Dieſe Forderung ſchien aber dem Churfürſten und ſeinem erſten Beamten, dem Grafen Schwarzenberg, höchſt drückend oder gar unausführbar und ſo kam man, ungeachtet der für Schweden günſtigen Bemühungen Charnacé's, zu keinem Beſchluſſe. Nachdem Graf Schwarzenberg lange für einen Verräther ſeines Herrn gegolten hatte, iſt in unſern Tagen ſeine Schuldloſigkeit aus ächten Quellen ſiegreich dargethan worden. Auch äußerte ſchon damals der Cardinal Richelieu, es ſey glaublicher, daß er treu geweſen; wenigſtens hätten ihn die Kaiſerlichen in der Ueberzeugung unfreundlich behandelt, es hänge lediglich von ihm ab, den Churfürſten ganz für Ferdinand zu ſtimmen.

Ein Mann von größerer Kraft des Geiſtes und Characters, als Georg Wilhelm, hätte allerdings in dieſen entſcheidenden Zeiten eine andere Rolle ſpielen können. Bei ſeiner Natur fürchtete er gleichmäßig den Kaiſer und den König, welcher in der That durch ſein früheres Benehmen in Preußen und durch die jetzt mit dem Herzog Bogislav über die künftige Beſitznahme Pommerns eingegangenen Verträge Brandenburgs Anſprüche verletzt und Eroberungspläne an den Tag gelegt hatte. Während all dieſer Unterhandlungen hatte Guſtav Adolph den Krieg mit eben ſo viel Kraft als Vorſicht geführt, Demmin, Neubrandenburg und andere Orte beſetzt, in Kolberg, welches ſich (März **1631**) aus Mangel an Lebensmitteln ergeben, große Vorräthe gefunden und den **3.** April Frankfurt an der Oder beſtürmt. Als er in Folge dieſer Siege anfangs Mai mit ſeinem Heere vor Berlin anlangte, zeigte ſich der Churfürſt ſehr ängſtlich und ſchwermüthig, worauf der König äußerte: „Ich kann ihm keineswegs verdenken, daß er traurig geworden, denn daß ich bedenkliche und gefährliche Sachen begehre, iſt außer allem Streit. Doch thue ich es nicht mir zu gute, ſondern dem Churfürſten, ſeinen Ländern und Leuten, ja der ganzen Chriſtenheit zum Nutzen.“ Und dem Herzoge von Mecklenburg, der ſich zur Wiedereinnahme ſeines Landes eingefunden hatte, ſagte er: „Will mir Niemand beiſtehen, ſo gehe ich nach Schweden zurück und werde vom Kaiſer für mich ſchon einen vortheilhaften Vertrag erhalten, aber die Evangeliſchen werden in jener Welt, ja ſchon in dieſer dafür geſtraft werden; denn iſt Magdeburg weg und ich ziehe, ſo ſehet zu, wie es euch ergehen wird.“ Die verwittwete Pfalzgräfin und ihre Tochter, die Churfürſtin, erneuerten die Verhandlungen in Guſtav Adolphs Lager, und am **5.** Mai ward zufolge eines Vertrags Spandau den Schweden eingeräumt; doch ſchwur die Beſatzung auch dem Churfürſten. Den **6.** Mai ging Guſtav

Adolph nach Potsdam, ſeine Vorpoſten ſtreiften ſchon bis Zerbſt, und die Kaiſerlichen zogen ſich ganz vom rechten Elbufer zurück.

Seitdem die Schweden in den Beſitz der Meeresküſte von Hinterpommern bis Mecklenburg gekommen waren, ließ Tilly den Plan, die Oder zu decken, nothgedrungen fallen und ſammelte alle Kräfte, um die Elbe zu halten, und vor Allem das wichtige Magdeburg zu erobern. Dieſe Stadt hatte früher den Kaiſerlichen zu Liebe gar viel gethan und bezahlt; als ſie aber den willkürlichen immer ſteigenden Forderungen nicht genügen und aus gerechter Furcht keine kaiſerliche Beſatzung aufnehmen wollte, belagerte ſie Wallenſtein im Jahr 1629, 28 Wochen lang, jedoch vergebens. Durch dieſen Erfolg aufgemuntert, widerſprach die Bürgerſchaft der Ernennung des Herzogs Leopold zum Erzbiſchofe von Magdeburg, nahm den eine Zeit lang vertriebenen Verwalter des Stiftes, Chriſtian Wilhelm von Brandenburg, wieder auf, und vertraute bei ſteigender Gefahr den eigenen Kräften, wie fremder Hülfe. Jene erſchienen aber, ſeitdem Tilly alle ſeine Macht vereinigt hatte, ſehr unzureichend, und die in Leipzig verſammelten proteſtantiſchen Fürſten waren unentſchloſſen oder ungerüſtet; Guſtav Adolph endlich glaubte, daß die Eroberung Kolbergs und Frankfurts, die Befeſtigung von Stettin und Spandau, ſo wie die Ausſöhnung mit Brandenburg erſt ſtattfinden müſſe, bevor er über die Elbe gehen dürfe. Jetzt waren dieſe Hinderniſſe gehoben, allein Sachſen wollte (ungeachtet aller dafür dargelegten Gründe) dem Könige weder Unterſtützung, noch den Durchzug geſtatten, und hoffte irrig, es könne zu gleicher Zeit ihn und den Kaiſer zum Freunde haben und den Krieg ganz von ſeinen Gränzen abhalten. Auf die von Potsdam aus dringend wiederholten Anträge: der Churfürſt möge ſeine Truppen zum ſchwediſchen Heere ſtoßen laſſen, oder dieſem wenigſtens freien Durchzug durch Sachſen und über die Deſſauer Brücke geſtatten, bekam Guſtav Adolph ablehnende, ungenü-

gende Antworten. Während auf dieſe Weiſe Unentſchloſſenheit, Furcht, Neid und Hoffnung vermiſcht wirkten, ging die koſtbare Zeit verloren, und die Noth ſtieg in Magdeburg aufs höchſte. Trotz der heldenmüthigſten Vertheidigung, wobei ſelbſt Weiber und Kinder thätig waren, eroberte Tilly die Außenwerke; die wenigen Schweden, welche unter des tapfern Falkenberg Anführung in die Stadt gekommen waren, erhöhten mehr den Muth, als die Macht, und die Sehnſucht, mit der man Guſtav Adolph und das ſchwediſche Heer erwartete, ward täglich, ja ſtündlich getäuſcht. Seither hatten die Belagerten, ohne Rückſicht auf Tilly's Warnungen und Drohungen, jede Verhandlung zurückgewieſen; jetzt mußten ſie hierzu die Hand bieten und ſehnten ſich nach einem billigen Abſchluſſe. Damit aber war dem wilden Heere der Belagerer, die ſich ſchon lange auf Plünderung, Raub und Mord freuten, nicht gedient, und Graf Pappenheim, einer der Heerführer der kaiſerlichen Söldner, welcher den meiſten Einfluß hatte, bereitete heimlich und ganz in der Stille einen Angriff auf das unglückliche Magdeburg vor, während die Einwohner der Stadt, ſich auf die Unterhandlungen, die bereits im Gange waren, verlaſſend, der höchſt nöthigen Ruhe pflegten; denn ſie waren durch den anſtrengenden Dienſt, das nächtliche Wachen und Unruhen aller Art äußerſt erſchöpft. Als man es nun am wenigſten vermuthete, da drangen die Kaiſerlichen in die Stadt, fanden aber dennoch großen Widerſtand, und wurden faſt zurückgeworfen, als unglücklicherweiſe Falkenberg getödtet und hierdurch die Seinen entmuthigt wurden. Jetzt drangen die Feinde von allen Seiten ein; Pappenheim hatte ein Haus in Brand ſtecken laſſen, deſſen Feuer ſo raſch um ſich griff, daß bald ein großer Theil der Stadt in Flammen war und die Unordnung und der Tumult aufs höchſte ſtiegen, und bald ward die Stadt erobert, wo nun unbeſchreibliche Greuelthaten verübt wur-

den, die ſich kaum wieder erzählen laſſen. Eine alte Chronik beſchreibt dieſes furchtbare Ereigniß folgendermaßen:

„Es hatte Magdeburg einen Erz-Biſchof aus dem Hauſe Brandenburg, der hieß Chriſtianus Wilhelmus: wie nun demſelben ein Coadjutor ſollte geſetzt werden, ſo empfohl aufs beſte Kaiſer Ferdinandus II. ſeinen Sohn Erz-Herzog Leopoldum Wilhelmum dazu, welcher von der römiſch-katholiſchen-Religion war; das Dom-Capitul aber poſtulirte Auguſtum, den älteſten Prinzen des ſächſiſchen Churfürſten Georgie, darzu, der ein guter Lutheraner war."

„Es hatte alſo zum Anfang des dreyßigjährigen Krieges die Magdeburgiſche Jungfer auf einmal drei Freier, aus den drei mächtigen Häuſern Oeſterreich, Sachſen und Brandenburg, und dieſer Streit ſollte nunmehr durch die Waffen ausgemacht werden."

„Es war aber dieſe Braut nicht ſo geputzt, wie ſie billig hätte ſein ſollen. Denn unter den Bürgern war die alte Eintracht nicht mehr zu finden. Von guten Verfaſſungen wurde zwar viel geſprochen, wenns aber zum Geldgeben kam, ſo war niemand zu Hauſe. Die Garniſon war in allem nicht ſtärker, als 2050 Mann, und das waren auch eben keine große Eiſenfreſſer. Die Fortification war an vielen Orten nicht ausgebeſſert, und im Zeughauſe war nicht einmal Pulver genug. Zu geſchweigen der vielen Sünden, die in der Stadt bisher im Schwange gegangen waren und endlich freilich einmal dem Faſſe den Boden ausſtoßen mußten."

„Bei ſolcher ſchlechten Verfaſſung rückte der Kaiſerliche General Tilly den 30. Mart. vor die Stadt, und in ſechs Wochen wurde ſie mit Sturm erobert."

„Es gab ein alter Oberner den Rath, daß man es nur auf einen General-Sturm ſollte laſſen ankommen. Das wollte nun Tilly nicht gerne wagen, weil im Walle noch nicht Breſche geſchoſſen, und auch kein Graben ausgefüllet war. Endlich verſprach er

den Soldaten eine dreitägige Plünderung, und machte ihnen weiß, als wenn in der Stadt ſo viel Reichthum wäre, daß man ſieben Königreiche damit bezahlen könnte."

„Sie brauchten aber eine Krieges=Liſt, und hielten ſich im Lager ganz ſtille, machten auch allerhand Blendwerke, als wenn ſie die Belagerung aufheben wollten. Damit begaben ſich die abgematteten Bürger guten Theils zur Ruhe, und in der Frühpredigt frohlockte ſchon ein Prieſter mit dieſen Worten: „Strick iſt entzwei und wir ſind frei." Als er aber noch auf der Kanzel ſtund, ſo nahm der General=Sturm um 7 Uhr ſeinen Anfang, und in einer Stunde war die Stadt überſtiegen."

„Da iſt nun mit keiner Feder zu beſchreiben, was die Kaiſerlichen Soldaten vor Grauſamkeit ausübten. In der Catharinen=Kirche fand man 50 ſchöne Frauenzimmer=Körper ohne Köpfe, die hatten die Croaten erſtlich geſchändet und darnach geköpft. Eine vornehme Dame hatten ſie zu Tode ſtupriret, hernach geſpieſet, und als ein Bierzeichen oben an einem Giebel herausgeſteckt. Etliche zwanzig Jungfern, welche dieſen Greuel ſahen, gaben einander die Hände, und ſprungen in die Elbe. Die kleinen Kinder ſpieſeten ſie mit Partiſanen an, als wenn es Fröſche oder Reit=Kroten wären. Als die Schul=Knaben über den Markt gingen und ſungen: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort;" ſo wurden ſie alle wie die Kinder zu Bethlehem in Stücken zerhauen."

„Als dieſe Raſerei zwei Stunden gewährt hatte, ſo gerieth die Stadt um 10 Uhr in Brand, und man wußte nicht, ob die Feinde oder die Bürger das Feuer angelegt hatten. Des Abends um 10 Uhr lag die große und herrliche Stadt nebſt ſechs ſchönen Kirchen in der Aſche; und es blieb nichts davon als die prächtige Domkirche und 134 geringe Fiſcherhäuschen an der Elbe. Des andern Tages, als das Feuer niedergebrannt war, ſo kamen die Würg=Engel wieder in die Stadt, ſchleppten große Haufen todter

Körper zuſammen, ſetzten ſich oben drauf, ſoffen einander Geſundhei- ten zu, und nannten das die Magdeburgiſche Hochzeit. Als auch keine Weibsbilder mehr vorhanden waren, die ſie hätten ſchänden können, ſo brauchten dieſe Croaten die todten Körper dazu. Das aller erbärmlichſte Spektakul waren die kleinen Kinder, die an den Brüſten ihrer todten Mütter ſaugen wollten; oder wenn ſie ein wenig erwachſen waren, vor Hunger und Durſt ſchrieen: „Ach lieber Vater! Ach liebe Mutter!"

„Am dritten Tag kam endlich der General Tilly ſelber in die Stadt, und ging vor allen Dingen in die Dom-Kirche, darinnen ohngefähr tauſend Menſchen eingeſperret waren, die in drei Tagen keinen Biſſen Brods geſehen hatten. Vor denſelben lag der be- kannte Theologus D. Bacrius auf den Knien, und redte den Ge- neral Tilly, der ein Jeſuit geweſen war und alſo Latein verſtunde, mit dieſen Worten an:

Venit Summa dies & ineluclabile fatum
Magdburgo! Fuimus Troes! fuit Ilium
& inges
Gloria Parthenopes!

„Worauf das Tedeum Laudamus geſungen und die Kano- nen gelöſet wurden."

„Die Anzahl der todten Körper belief ſich auf 30,000, davon ward keiner begraben, ſondern ſie wurden in die Elbe geworfen und ſchwammen nach der See zu. Viel ſolche todte Körper wur- den auf den hohen Thürmen und Kirch-Gewölbern gefunden, die wurden herabgeſtürzet, und mit Miſt- und Heugabeln auf Karren geladen, und nach dem Strome zugeführt."

„Tilly hat damals geſagt: Er hätte zu Magdeburg eine Jungfrau zur Braut bekommen, die wollte er zu Leipzig kleiden, zu Wittenberg vermählen, und zu Dreßden Beilager mit ihr hal- ten: er wußte aber nicht, daß er noch in dieſem Jahre in der

Schlacht bei Leipzig würde geſchlagen, und im folgenden Jahre bei Ingolſtadt tödtlich bleſſiret werden.“

Der Fall Magdeburgs verbreitete bei allen proteſtantiſch Geſinnten Angſt und Schrecken; viele behaupteten ſogar, der König von Schweden habe die herrliche Stadt abſichtlich im Stiche gelaſſen, damit ſich die Proteſtanten gezwungen ſähen, ſich ihm unter jeder Bedingung in die Arme zu werfen. Dies war jedoch nicht an dem und grundfalſch, Guſtav Adolph legte die Schuld der Zögerung, der Stadt zu Hülfe zu kommen, lediglich den Churfürſten von Sachſen und Brandenburg zur Laſt. Wahrſcheinlich iſt es jedoch, daß ein Marſch gegen die Elbe den Tilly genöthigt haben würde, die Belagerung von Magdeburg aufzugeben; allein auch dieſer beging einen großen Fehler, daß er nach dem Falle Magdeburgs nicht den König von Schweden angriff, ſondern gegen den Landgraf von Heſſen zog, um dieſen zur Unterwürfigkeit zu bringen. Guſtav Adolph zog ſich nun auf Spandau zurück, da Georg Wilhelm, der ihm dieſe Feſtung nur auf ſo lange übergeben hatte, bis Magdeburg entſetzt ſeyn würde, ſie zurück verlangte. Der König von Schweden hielt jedoch Wort und übergab ihm Spandau, marſchirte dagegen mit ſeinem Heere nach Berlin, welches er umzingelte; hierdurch kam ſchnell ein Vertrag zu Stande, durch welchen ihm nicht nur Spandau abermals eingeräumt werden, ſondern auch noch Küſtrin für den Fall der Noth offen ſtehen ſollte, ſo wie ihm zugleich 30,000 Thaler monatlich und andere Vortheile für den Unterhalt des Heeres zugeſtanden wurden.

Jetzt wurde den Kaiſerlichen auch die letzte Stadt, die ſie in Pommern noch beſetzt hielten, Greifswalde, abgenommen, worauf die Schweden über die Elbe gingen und bei Werben ein feſtes Lager bezogen. Hierdurch wurde Tilly gezwungen, Heſſen und Thüringen, wo ſeine Truppen gleich Räuberbanden gehauſ't hatten, ſchnell zu verlaſſen, und nach dem zerſtörten Magdeburg zu mar-

ſchiren. Die Schweden überfielen den 16. Juli drei von ſeinen Reuterregimentern und vernichteten ſie faſt gänzlich. Tilly, darüber erboſ't, ging nun auf Werben los, um das ſchwediſche Lager daſelbſt einzunehmen, mußte aber unverrichteter Sache wieder nach dem unglücklichen Magdeburg zurückkehren, deſſen Ruinen ihn gleich blutig gemordeten Schatten an die hier verübten Frevel zu mahnen ſchienen. In der That ſchien es auch, als ſey in dieſem Augenblick alles Selbſtvertrauen und alle Willenskraft von ihm gewichen. Der König von Schweden erhielt neue Verſtärkungen und ſchloß ein Bündniß mit Heſſen, während Tilly's Räuberhorden in dem Lande des Churfürſten von Sachſen auf das unmenſchlichſte hauſ'ten, die Bewohner marterten und barbariſch mißhandelten, und er ſelbſt begehrte, daß Johann Georg ſeine Soldaten entwaffnen, oder mit Tilly's Heere vereinigen ſollte, was ſo unpolitiſch als gefährlich war.

Da viele der deutſchen Fürſten durch dieſen langen blutig grauſamen Krieg ihr und ihrer Länder Wohl und Exiſtenz bedroht ſahen und das Aeußerſte fürchteten, ſo beſtimmten ſie eine Tagſatzung nach Frankfurt am Main, welche den 5. September 1631 eröffnet wurde. Die proteſtantiſchen Fürſten hatten vorgeſchlagen, ſie wollten den geiſtlichen Vorbehalt zugeſtehen, und allen weiteren Anſprüchen entſagen, wenn man ſie dagegen ungeſtört in ihrem jetzigen Beſitzthume laſſen und dieſes anerkennen wollte. Der Kaiſer verwarf jedoch dieſes Anerbieten und beſtand feſt auf der ſtrengen Beibehaltung des Reſtitutionsedicts. Später aber, als ihm ſein geiſtlicher Rathgeber geſagt hatte, er könne, ohne ſein Gewiſſen zu verletzen, um große Gefahr und den Untergang der katholiſchen Religion zu verhüten, Zugeſtändniſſe machen, war es zu ſpät.

Der Churfürſt von Sachſen, über die ſchändlichen Ausſchweifungen und Gräuel, welche Tilly's Barbaren in ſeinem Lande und an deſſen armen Bewohnern verübten, mit Recht aufgebracht,

beſchloß endlich, ſich ganz an Guſtav Adolph anzuſchließen und ſeine Truppen unter deſſen Befehl zu ſtellen. Der König ging jetzt nach Wittenberg, wo er zu den ihm entgegen kommenden Studenten ſagte: „Von Euch, Ihr Herren, und aus dieſem Ort iſt das Licht des Evangeliums zu uns gekommen; da es aber die Feinde wieder bei Euch verdunkeln wollen, ſo müſſen wir zu Euch kommen, um es nächſt Gott wieder anzuzünden.“

Jetzt vereinigten ſich bei Düben die Sachſen mit den Schweden, wodurch deren Heer faſt noch ein Mal ſo ſtark wurde, und man berieth ſich, ob eine Schlacht zu wagen ſey. Der König entgegnete, man dürfe es nicht wagen, den Tilly, der eine feſte Stellung bei Leipzig genommen hatte, aus dieſer zu vertreiben, ſondern müſſe ihn durch verſtellte Märſche dahin bringen, daſſelbe zu verlaſſen, und ihm die Lebensmittel abzuſchneiden ſuchen, auch Halle und Merſeburg beſetzen. Hierbei ſey keine Gefahr, während man bei einer Schlacht Alles auf das Spiel ſetze, und wenn ſie verloren ginge, Alles verloren ſey. Der Churfürſt war jedoch anderer Meinung, indem er ſagte, ſein Land könne unmöglich länger ſo viele Truppen erhalten, ohne zu Grunde zu gehen; es müſſe eine Schlacht gewagt werden, und er hoffe mit der Hülfe Gottes zu ſiegen. Guſtav Adolph gab ohne große Schwierigkeiten dem Willen des Churfürſten nach, vielleicht hatte er ihm nur nicht die Annahme einer Schlacht aufdringen wollen, und beide Heere rückten jetzt bis auf drei Stunden von Leipzig vor. Tilly war unſchlüſſig, was er thun ſollte; er wollte noch Succurs abwarten, ſich noch mehr befeſtigen u. ſ. w., allein Pappenheim und noch andere Anführer wollten von einer Zögerung nichts wiſſen, ſondern drangen mit Ungeſtüm auf eine Schlacht, und meinten, es ſey eine Schande, mit ihrem ſiegreichen und weit ſtärkern Heer, die Schweden und Sachſen zählten zuſammen an **24,000** Mann Infanterie und etwa **14,000** Reuter, die gewiß ermüdeten Feinde nicht anzugreifen. Auch

glaubten ſie, daß die Sachſen und Schweden ſich noch gar nicht vereinigt hätten. Tilly erlaubte endlich dem Pappenheim, mit 2000 Mann eine Recognoscirung zu machen, befahl ihm jedoch ausdrücklich, ſich in kein Gefecht einzulaſſen. Pappenheim meldete nun dem Tilly, daß er es vor Gott, dem Kaiſer und dem Churfürſten von Baiern nicht verantworten könne, wenn er dieſe herrliche Gelegenheit des Sieges verſäume. Dieſes bewog den Feldherrn zum Nachgeben, während Andere hinzufügen, Pappenheim gerieth, vielleicht weil er kurzſichtig war, zu nahe an die Feinde und forderte, damit er ſich zurückziehen könne, eine Unterſtützung von noch 2000 Mann. Um nun dieſe 4000 nicht preiszugeben, entſchloß ſich Tilly zur Schlacht, rief aber aus, indem er die Hände über dem Kopf zuſammen ſchlug: „Dieſer Menſch wird mich um Ehre und Ruhm und den Kaiſer um Land und Leute bringen!“ Ohne dieſe nächſte Veranlaſſung zur Schlacht anzugeben, beſtätigen Andere: Tilly ſey durch Pappenheims falſche Berichte faſt zur Schlacht gezwungen worden, und habe lange geglaubt, nur mit den Sachſen und nicht mit den Schweden in Kampf zu gerathen. Ueber die Stärke der Heere ſind die Angaben verſchieden. Wenn ſie zuſammen nur etwas über 70,000 Mann zählten, würden nach obigen Mittheilungen die Schweden und Sachſen wohl ſtärker als die Kaiſerlichen geweſen ſeyn, ja, laut eines Berichts war Tilly's Heer, obgleich Fürſtenberg eiligſt aus Italien Truppen herbeigeführt hatte, nur 24,000 Mann ſtark, weil an 6000 auf Beutemachen, das heißt um zu rauben, im reichen Sachſen umherzogen.

Nach einer nochmaligen Berathung ſtellte Tilly am Morgen des 7. Septembers 1631 ſein Heer in Schlachtordnung, und gewann den Vortheil des Windes und der Sonne. Pappenheim befehligte den rechten, der Graf von Fürſtenberg den linken Flügel, Tilly das Mitteltreffen. Daß deſſen letzte Bera-

thung in dem Hauſe eines Todtengräbers gehalten ward, hielten Manche für eine böſe Vorbedeutung.

Ungehindert gingen unterdeſſen die Schweden und Sachſen über einen Bach, und jene ſtellten ſich zur Rechten, dieſe zur Linken auf. Beide Feldherren, Guſtav Adolph und Tilly, hielten Anreden an ihre Heere. Jener ſprach: „Ich habe eure Tapferkeit oft erprobt und ſehe jetzt euren freudig guten Willen, ſo daß viel Ermunterungen und Worte unnöthig ſind. Doch will ich die Gefahr nicht verkleinern, oder die Aufgabe leichter darſtellen, als ſie iſt. Unſere Feinde ſind geübt und des Sieges gewohnt, deſto größer aber wird euer Ruhm ſeyn, wenn ihr ſie in die Flucht ſchlagt. Wir ſind der Zahl nach nicht geringer, wir vertreten die gute Sache, und wenn die Sachſen auch wenig Kriegsübung haben, ſo fechten ſie doch heute für Vaterland und Eigenthum. Daher wird Gott, der uns ſo lange begünſtigte, auch hier Hülfe leiſten, und die Grauſamkeit und Ungerechtigkeit, welche unſere Gegner an Magdeburg, ja an ganz Deutſchland verübt haben, angemeſſen beſtrafen. Ihr habt ſonſt geſagt: unter meiner Führung würde man wohl ſelig, aber nicht reich. Auch war hierzu in verödeten oder Freundesländern allerdings keine Gelegenheit; jetzt aber wird ein Sieg uns zunächſt reiche Beute im Lager geben, dann aber die ganze Pfaffengaſſe eröffnen, wo ihr den Lohn eurer Mühe und Arbeit, nächſt Gott, mir werdet zu danken haben.“

So ſprach im Weſentlichen Guſtav Adolph; Tilly hingegen erinnerte an alle Siege über Friedrich von der Pfalz, Mansfeld, Braunſchweig und Chriſtian von Dänemark. Sie möchten ſich freuen, daß endlich die Gelegenheit zu neuem Ruhm ſich darbiete. Nicht durch Flüſſe, feſtes Lager und dergleichen wäre der Feind, wie wohl ſonſt, geſichert oder verſteckt; nicht von Betrügen oder Ueberraſchen ſey die Rede, ſondern ein offener Kampf

ſtehe auf offenem Felde bevor, wo dem Tapfern, dem Tüchtigern der Sieg verbleibe. Sie kämpften für Kaiſer, Reich und Religion, und brauchten neugeworbene, herausgeputzte Sachſen und matte, halbverhungerte Schweden nicht zu fürchten; auch wäre durch die Geiſtlichen beobachtet worden, daß Ketzer noch nie in einer Feldſchlacht geſiegt hätten. „Jeſus Maria!" war das Feldgeſchrei der Kaiſerlichen; „Gott mit uns!" das der Schweden. Um 12 Uhr begann die Schlacht mit einem Kanonenfeuer, das zwei Stunden dauerte, während welcher Zeit Guſtav Adolph ſich rechts hin bewegte, um allmählig den Wind zu gewinnen, was, des verfinſternden Staubes wegen, nicht ohne Wichtigkeit war. Tilly hingegen wandte ſich wider die Sachſen, deren Reuterei und Geſchütz ſich anfangs auszeichnete. Als aber die beſten Kanoniere erſchoſſen waren, ließen die übrigen davon, und bald folgte in größerer Zahl das Fußvolk, überall verkündend, das Treffen ſey ganz verloren, ſo daß der den Nachzug anführende Churfürſt ſich nach Eilenburg rettete.

Während aber Tilly mit dem Verfolgen der Sachſen Zeit verlor, hatte Guſtav Adolph den linken Flügel der Kaiſerlichen geſchlagen, und wandte ſich nun gegen den rechten, bis jetzt ſiegreichen. Seine in zwei Linien mit nöthigem Rückhalt aufgeſtellten Truppen waren leichter und beweglicher als die tiefgeſtellten Schaaren Tillys, und ſo wie die macedoniſche Phalanx der römiſchen Legion nicht widerſtand, ſo erlagen auch jene den Grundſätzen einer neuen, mit Muth und Geiſtesgegenwart durchgeführten Taktik.

Vergebens ſuchte Tilly die Ordnung herzuſtellen, er gerieth in Lebensgefahr und ward verwundet. Am Abend war die Schlacht völlig für die Schweden gewonnen und ihr Verluſt an Todten und Verwundeten weit geringer, als der ihrer Gegner. 70 Fahnen, 27 Kanonen, das reiche Lager, alles Gepäck und die Kriegskaſſe

fiel in die Hände der Sieger. Vor Allem verſchwand der Glaube an die Unüberwindlichkeit der Kaiſerlichen, während das Vertrauen auf Guſtav Adolph plötzlich dergeſtalt ſtieg, daß viele von jenen auf der Flucht durch die Bauern erſchlagen wurden, und des Königs Heer wenige Tage nach der Schlacht durch neue Werbungen um 5000 Mann ſtärker war als vorher. Nach der Schlacht bei Leipzig zog Tilly, überall ſchlecht hauſend, nach Halberſtadt, Hildesheim und Paderborn; Guſtav Adolph hingegen über Erfurt, Königshofen und Schweinfurt bis Würzburg. Ueberall legte er ſeine Plane und Zwecke dar und verſprach den Katholiken, ihren kirchlichen Rechten auf keine Weiſe zu nahe zu treten; wogegen die Bürger und nicht minder die Geiſtlichen und Mönche verſprechen mußten, daß ſie ihm nirgends zuwider, ſondern in allen Dingen behülflich ſeyn wollten. In Würzburg, deſſen Biſchof ſich entfernt hatte, ſtellte Guſtav Adolph eine eigene Regierung an und gewann allmählig Frankfurt (den 27. November), Mainz (den 23. December), Mannheim, Speier, Worms, den größten Theil der Pfalz und den ganzen Elſaß. Nur in wenigen einzelnen Orten blieben ſpaniſche oder baieriſche Beſatzungen. Auch in Heſſen und Mecklenburg ward gleichzeitig der Krieg mit großem Erfolge geführt und mit manchem Fürſten, der erſt ängſtlich gezögert, ein vortheilhafter Vertrag geſchloſſen. Tilly hingegen wagte, obgleich er ſich unterdeſſen wieder ſehr verſtärkt hatte, keinen Kampf, ſondern ging im Rücken des Königs nach Süddeutſchland, wo ihn Mangel an Geld und Lebensmitteln ſehr drückte, und Furcht vor neuen Unfällen ſeine Thätigkeit hemmte.

Mittlerweile waren die Sachſen Ende Octobers in Böhmen eingebrochen, und hatten Prag (am 11. November), ſo wie allmählig den größten Theil des Reiches erobert. Ueberall hielten ſie anfangs gute Mannszucht, gaben in Prag den Prote-

ſtanten nur vier Kirchen zurück und überließen die der vertriebenen Jeſuiten an die Mönche des heiligen Franz von Paula. Graf Thurn befahl, die Häupter der Hingerichteten vom Brückenthore herunter zu nehmen und ſetzte ſich, gleich wie die übrigen Ausgewanderten, wieder in den Beſitz aller früher eingezogenen Häuſer und Güter, welche ſie oft in beſſerem Stande fanden, als ſie dieſelben verlaſſen hatten. Als die Kunde nach Wien kam, daß Leipzig durch Tilly eingenommen worden ſey, zweifelte Niemand an weitern, ſehr glücklichen Fortſchritten, und die Nachricht, daß die Sachſen in der Schlacht geflohen, beſtärkte die kühnſten Hoffnungen. Deſto größer war der Schrecken über die gleich folgende Trauerbotſchaft, obgleich Keiner die unglaublich großen Folgen der erſten Niederlage ahnte. „Ich kann nicht glauben,“ rief ein vornehmer Mann, „daß Gott ein Lutheraner geworden;“ und Andere klagten, daß man Guſtav Adolphs Fortſchritte lediglich ſeiner Trefflichkeit zuſchreibe, während Verſprechungen, Drohungen, Gewalt, Uebereilung, Verrath und Treuloſigkeit überall mitwirkten, und das wandelbare Glück ihm zur Seite ſtände. Die Furchtſamſten riethen, der Kaiſer ſollte nach Grätz fliehen; die Muthigſten, er ſolle ſich ſelbſt oder ſeinen Sohn an die Spitze der Heere ſtellen. Jener Vorſchlag erſchien ihm zu feig, dieſen nannten Manche zu gefährlich, denn es ſey beſſer, die Majeſtät aus der Ferne wirken zu laſſen, oder ſie für den letzten Nothfall aufzuſparen, und daher rathſam, daß der Krieg jetzt durch Andere geführt werde.

Ferdinand ſtimmte dieſer Anſicht bei, weniger vielleicht weil er ſich und ſeinen Sohn für untaugliche Feldherren hielt, als weil ihm unmittelbares Wirken auf zahlreiche Maſſen, ſo wie raſches perſönliches Hervortreten unangenehm war; und doch, welcher Gewinn wäre vielleicht daraus entſtanden, wenn er den Krieg ein Mal recht in der Nähe geſehen und einen tiefen, gegründeten Widerwillen gegen ihn gefaßt hätte! Auf jeden Fall, darin ſtimm-

ten Alle überein, müſſe, der täglich ſteigenden Gefahr halber, ein Mann zum Feldherrn ernannt werden, deſſen Tüchtigkeit über jeden Zweifel erhaben ſey. Ein ſolcher Mann, vom Himmel zur Rettung auserkoren (ſo ſprachen ſeine Freunde), iſt Wallenſtein. Er iſt (entgegneten ſeine Feinde) in Deutſchland aufs äußerſte verhaßt und ſeine Wiederanſtellung eine ſchwere Beleidigung der Fürſten und Stände. Alle Mittel, die er anwenden könnte, ſtehen dem Kaiſer und ſeinem Sohne noch beſſer zu Gebote; ſie genießen weit höheres Anſehen, und ſelbſt diejenigen werden ſich gern für ſie aufopfern, welche das Schwert vielmehr wider Wallenſtein erheben möchten. Bei ſeinem hochfahrenden Weſen gedenkt er noch immer der erlittenen Zurückſetzung und wird ſie nie verſchmerzen. Deßhalb gingen Botſchaften zwiſchen ihm, den Schweden, Holländern und Sachſen hin und wieder, und die letztern ſonſt nichts Verſchonenden haben ſeine Güter nirgends beläſtigt. Hierauf entgegneten Wallenſteins Freunde: Botſchaften der Feinde hat er nur angehört, um nützlich für den Frieden zu wirken; die neue Erhebung vertilgt das Andenken an frühere Beleidigungen, er kann Zwangsmittel anwenden, die der Kaiſer und ſein Sohn verſchmähen müßten, und es iſt unſinnig, zu zweifeln, ob man den an die Spitze ſtellen ſolle, der allein dazu fähig iſt.

Um der Sache näher zu treten, ſchickte der Kaiſer den Grafen Maximilian Wallenſtein, des Feldherrn Neffen, ab, um ihn nach Wien einzuladen und vorläufig Unterhandlungen zu eröffnen. Die Reiſe nach Wien lehnte er unter mancherlei Vorwänden ab, ſey es nun, um ſich mehr ſuchen zu laſſen, oder, wie Andere wollen, aus Beſorgniß, man werde ihn nicht als Herzog von Mecklenburg aufnehmen und ehren. Die Feldherrnwürde ferner lehnte er ab, wegen Krankheit, Abneigung der deutſchen Fürſten, Mangel an Geld und dergleichen. Erſt, als es hieß, König Ferdinand werde noch über ihn geſtellt werden, ſprach er offener: und wenn er

den Oberbefehl mit Gott theilen ſolle, werde er ihn nicht annehmen. Hieran reihten ſich allgemeinere Klagen: „Durch thörichte Rathgeber verführt, entließ Ferdinand ein Heer von 100,000 Mann, wodurch er alle Feinde zurückſchlagen und Herr von Deutſchland werden konnte. Das Reich iſt preisgegeben, und der treueſte, nützlichſte Diener des Kaiſers durch boshafte Verläumder geſtürzt worden, bloß damit der Baier ſeinen Tilly erhebe und Spanien Caſale erobere. Beſſer, ich bleibe von neuen Laſten, von Neidern und Feinden fern, als daß ich mich noch ein Mal mit Schmach von der Höhe des Glücks hinabſtürzen laſſe. Halte man ſich in der Noth nun an diejenigen, die ſich früher hochmüthig rühmten, ſie wollten gar leicht die Schweden verjagen, die Sachſen bändigen und die Proteſtanten vernichten.“

Churfürſt Maximilian, von dieſen Unterhandlungen benachrichtigt, ſchickte ſeinen Kanzler Donnersberg nach Wien und ließ Wallenſteins einſeitiger Anſtellung und der etwaigen Verlegung des Heeres nach Baiern widerſprechen; er verlangte Oeſterreich ob der Ens für die verlorne Pfalz, rechtfertigte ſein Benehmen und erbot ſich fernerhin zu jeder Hülfsleiſtung.

Dies konnte jedoch, bei täglich wachſenden Gefahren, von dem eingeſchlagenen Wege nicht zurückſchrecken. Selbſt die Spanier erklärten ſich zuletzt in der Angſt für die Anſtellung ihres Feindes, und der Fürſt Eggenberg, Ferdinands Liebling und des Herzogs Freund, ſtellte ihm vor: der Kaiſer habe gewußt und geſehen, was er an ihm gehabt und verloren, aber der Fürſten halber in ſeine Entlaſſung willigen müſſen. Jetzt ſey nicht Zeit, über das Vergangene zu grollen und aus Unmuth und Verdrießlichkeit das Vaterland preiszugeben; vielmehr ſollte der Herzog daſſelbe befreien, und ſich zugleich an ſeinen und des Kaiſers Feinden rächen. Es verdiene Erwiederung, daß man ihm in höchſter Noth unbegränztes Zutrauen ſchenke, und der Andern Ungeſchick-

lichkeit und Unglück würden ſeine Verdienſte und ſeinen Ruhm nur erhöhen. Endlich gab Wallenſtein nach: er wolle bis zum März **1632** ein Heer zuſammen bringen, es aber nicht gegen den Feind führen, ſondern man möge alsdann einen Feldherrn erwählen, oder, was das Beſte ſey, Frieden ſchließen. Neue Steuern, freiwillige Gaben, Hülfsgelder von Spanien, dem Pabſte, Toscana, Lucca und Modena erhöhten die Mittel. Der Fürſt Eggenberg gab **100,000** Thaler, Dietrichſtein **50,000**, der Erzbiſchof von Wien **80,000**, der König Ferdinand **100,000** u. ſ. w. Das Meiſte beruhte indeſſen auf Wallenſteins Vermögen, Ruf und Feldherrngröße. Von allen Seiten ſtrömte dem reichlich Belohnenden Mannſchaft zu. Ohne Rückſicht auf Glaubensverſchiedenheit nahm er Lutheraner und Calviniſten in ſeine Schaaren auf, ja er würde (wenn ſein Beichtvater und die Jeſuiten es nicht gehindert hätten) allgemeine Gewiſſensfreiheit verkündigt haben, um die Proteſtanten von den Schweden zu trennen und dieſe als Feinde Deutſchlands zu vereinzeln. Es ſchien, ruft ein Schriftſteller aus, als hatte er nur nöthig, mit dem Fuße auf die Erde zu ſtampfen, um Heere von Bewaffneten hervor zu zaubern. Daß er aber den Werth der Macht und des Reichthums kannte und geltend machte, ergiebt ſich aus den Bedingungen, unter welchen er im April endlich den Oberbefehl übernahm. Sie lauten: Wallenſtein iſt unumſchränkter Generaliſſimus des ganzen öſterreichiſchen Hauſes und der Krone Spaniens. Der Kaiſer oder König Ferdinand wird ſich nicht beim Heere befinden und noch weniger es befehligen. Als Belohnung erhält Wallenſtein eine kaiſerliche Verſicherung auf ein öſterreichiſches Erbland in beſter Form, und als weitere außerordentliche Entſchädigung das höchſte Regal in allen beſetzten Ländern. Deßgleichen ſteht ihm im ganzen Reiche das Confiscations-, ſo wie das Be-

gnadigungsrecht zu, ſo daß das Kammergericht und der Reichshofrath darüber nichts zu entſcheiden haben. Ja, ohne Wallenſteins Unterſchrift kann der Kaiſer keine Gnade ergehen laſſen; denn ſonſt bliebe bei deſſen Milde nichts, um Officiere und Soldaten zu belohnen. Beim Friedensſchluſſe wird man des Feldherrn Rechte auf Mecklenburg wahrnehmen und ihm alle Mittel und Geld zur Führung des Kriegs geben. — Man kann zweifeln, ob Wallenſtein die Bedingungen aus Ehrgeiz und Anmaßung ſo hoch ſtellte, oder ob ſie, um das vorgeſteckte Ziel zu erreichen, in dieſer Art nothwendig waren; ſehr richtig fühlte jedoch Richelieu, der damals Frankreich beherrſchte, daß ſie gar leicht ihrem übermäßig begünſtigten Urheber Gefahr bringen könnten.

Was nun aber Frankreich thun ſollte, nachdem ſich das Kriegsglück ſo überaus günſtig für Guſtav Adolph erklärt hatte, und Mainz, Trier, Cöln, Würzburg und andere gegen ihn Hülfe ſuchten, dies beurtheilte Richelieu nach ſeiner Weiſe eben ſo ruhig als gründlich. Nach reiflicher Ueberlegung beſchloß er, die Neutralität zu fördern, Guſtav Adolph vom Elſaſſe und dem Rheine wegzulenken, die katholiſchen und proteſtantiſchen Fürſten zu einigen, damit ſie nöthigen Falls Oeſterreich und Schweden gleichmäßig zügeln könnten u. ſ. w.

Während deſſen waren durch Mainz allgemeine Friedensunterhandlungen zwiſchen Oeſterreich und Schweden eingeleitet worden. Guſtav Adolph forderte Aufhebung des Reſtitutionsedicts, aller Orten freie Uebung der verſchiedenen Bekenntniſſe, Herſtellung Böhmens, Schleſiens und Mährens und des Pfalzgrafen in den vorigen Stand, Rückberufung der Verbannten und Zulaſſung der Proteſtanten zu allen geiſtlichen Stellen. Als Oeſterreich dieſe Bedingungen verwarf, ſuchte Richelieu alles Ernſtes eine Ausſöhnung zwiſchen Guſtav Adolph und der Ligue zu Stande zu bringen. Sie ſollte, dies verlangte der König, alle ſeit 1618 weg=

genommenen Güter herausgeben, ihre Truppen auf **10,000** Mann verringern, aus allen proteſtantiſchen Ländern hinwegziehen und den Durchmarſch keinem Theile oder beiden bewilligen. Die Niederpfalz, Trier und Köln wollte er räumen, Bamberg aber und Speier behalten, und den Streit zwiſchen Baiern und Pfalz unter franzöſiſcher und engliſcher Vermittlung beendigen.

Der franzöſiſche Geſandte Charnacé verſprach dem Churfürſten von Baiern Ehre und Ruhm, wenn er gerüſtet und entſcheidend zwiſchen die Parteien trete; und für die Neutralität der Ligue führte man an, daß Guſtav Adolph ſich alsdann durch Eroberung anderer Länder nicht verſtärken könnte, und der gehaßte Wallenſtein nicht die öſterreichiſchen Erbſtaaten überſchreiten dürfte. Andererſeits fürchtete Maximilian: Oeſterreich, welches lebhaft der Neutralität widerſprach, werde, ſofern es ſiege, den Abfall ſtrafen, oder ſofern es unterliege, werde den übrigen katholiſchen Fürſten keine Sicherheit des Daſeyns bleiben, und auf jeden Fall die Entſcheidung nicht in ſeine und der Ligue Hände, ſondern in die der Franzoſen kommen. Deßhalb wollte Maximilian ſich in den Verträgen mit Frankreich und Schweden ſeine Pflicht gegen Kaiſer und Reich vorbehalten, was Guſtav Adolphs Mißtrauen erweckte und Zögerungen herbeiführte, während deſſen der Krieg mit neuer Kraft ausbrach und die Lage der Dinge veränderte.

Am 28. Februar erſchien Tilly mit ſolcher Macht vor Bamberg, daß Guſtav Adolph, der den Pfalzgrafen Friedrich und den Kanzler Oxenſtierna in Frankfurt empfangen hatte, mit ſeiner Macht vom Rheine nach Franken aufbrach. Maximilian meinte, es ſey am beſten, wenn Tilly vor ihm nach Böhmen entweiche, den Krieg dahin ziehe und ſich mit Wallenſtein vereinige. Andere dagegen hielten es für zu gefährlich, Baiern ganz bloß zu ſtellen, und hofften, Wallenſtein werde bei ſtei-

gender Gefahr leicht Hülfe leiſten und den König auf der linken Seite anfallen.

Den 21. März 1632 ward Guſtav Adolph in Nürnberg mit Freuden, Ehre und Geſchenken empfangen; denn von ihm erwartete man Herſtellung der Religionsfreiheit, und der alte Haß gegen das liguiſtiſche Heer war noch dadurch geſteigert, daß Tilly in der Umgegend Alles hatte ausplündern, zerſchlagen und niederbrennen laſſen, und daß er die vornehmſten Einwohner als Geiſeln mitnahm. Guſtav Adolph ermahnte die Bürgerſchaft zur Standhaftigkeit und wiederholte wahrſcheinlich ſeine ſchon früher gegen nürnbergiſche Geſandte gemachten Aeußerungen. Wenn dieſe Aeußerungen, gleich wie die Fortſchritte Guſtav Adolphs, selbſt bei Proteſtanten Beſorgniſſe erweckten und den Gedanken erzeugten, mit dem Kaiſer auf gute Bedingungen abzuſchließen, oder ein eigenes Heer zu bilden und ſich als mächtige Vermittler zwiſchen beide hinzuſtellen, ſo geriethen die Katholiken in noch viel größere Sorge. Ehe aber von irgend einer Seite ein Beſchluß gefaßt werden konnte, war Guſtav Adolph über Schwabach nach Donauwörth vorgerückt, hatte am 16. April den Uebergang über den Lech erzwungen, wobei Tilly ums Leben kam, und zog den 25. ſiegreich in Augsburg ein. Der Proteſtantismus ward ſogleich hergeſtellt und von der Bürgerſchaft ein Eid geleiſtet, daß ſie des Königs Nutzen und Beſtes befördern, Schaden verhüten und überhaupt Alles thun und leiſten wollten, was Unterthanen ihren natürlichen Herren und Obrigkeiten ſchuldig wären. Die Vorwürfe, welche man den Schweden über dieſe bedenkliche Eidesformel machte, beantworteten ſie dahin: dieſelbe enthalte nichts, als was Erfurt und andere beſetzte Städte im Weſentlichen auch beſchworen hätten, und ſie ſey den Augsburgern mit dem Bedeuten vorgelegt worden, wer etwas dagegen einzuwenden wiſſe, möge ſich melden, was aber weder von Katholiken, noch von Proteſtanten geſchehen ſey.

Im Lager vor Ingolſtadt, wohin ſich Guſtav Adolph jetzt gewendet hatte, erſchien nochmals ein franzöſiſcher Botſchafter, St. Etienne, um, wo möglich, für Baiern die Neutralität auszuwirken. Der König antwortete: „Ich kenne den Herzog von Baiern und ſeinen Pfaffenſchwarm; er trägt eine doppelte Kaſſake und wendet bald das Blaue, bald das Rothe heraus. Wenn man eine Laus loben will, kann man wohl Zwanzigerlei ſagen, was es für ein getreues und dem Menſchen nützliches Thier ſey, welches ihm das böſe Blut aus dem Leibe ſauge. Allein diesmal wird er mich nicht betrügen, weil ich ſein falſches Gemüth ſchon erfahren habe. Soll ich ſeiner ſchonen, ſo lege er die Waffen ab; ſchwöre, drei Jahre nicht wider mich zu kriegen; ſtelle meinen Freunden zu, was er ihnen abgenommen, und öffne mir den Paß von Ingolſtadt, daß ich meine Feinde verfolgen kann. Maximilian lehnte dieſen Antrag ab, und obgleich Ingolſtadt hartnäckig widerſtand, nahm Guſtav Adolph Landshut, ohne jedoch (es war der Jahrestag des Sturmes von Magdeburg) niederer Rachſucht freien Lauf zu laſſen. Den **17.** Mai erreichte er München. Auch hier fürchteten die Einwohner das Aeußerſte; aber zwei Stunden nach dem Einzuge des Königs waren alle Läden bereits wieder geöffnet, und Frauen und Mädchen luſtwandelten (nach jeſuitiſchen Berichten) unbeſorgt mit Schweden Arm in Arm. Ueberall zeigte ſich Guſtav Adolph höchſt einnehmend und herablaſſend, und äußerte, Raub und Plünderung verbietend: „Ich will nicht den Gothen nachahmen und mein Andenken ſo verhaßt machen als das ihre.“ — Er duldete keine Schmähungen wider Katholiken, und wohnte ſelbſt ihren kirchlichen Feſtlichkeiten mit Anſtand und Theilnahme bei. Doch mußte die Stadt eine anſehnliche Kriegsſteuer bezahlen und **140** heimlich vergrabene, wieder entdeckte Kanonen wurden als gute Beute betrachtet. „Erſtehet von den Todten“, ſagte Guſtav Adolph, „und kommet zu Gericht!“

Anders geſtalteten ſich die Dinge auf dem platten Lande. Die baieriſchen Bauern, welche, während andere Länder das äußerſte Elend erfuhren, gleichſam in Roſen und Violen geſeſſen, wurden über ungewohnte Belaſtungen und einzelne Mißbräuche ungeduldig, und meinten, durch Gewaltthaten ſich und ihrem Vaterlande Recht und Rache zu verſchaffen. Alle Schweden, deren ſie habhaft werden konnten, ſelbſt die Schutzwächter (Sauvegarden) mißhandelten ſie aufs ſchändlichſte, hieben ihnen Ohren, Naſen oder Beine ab, ſtießen ihnen die Augen aus, und was der Frevel mehr waren. Daran reihten ſich nun harte Strafen, viele Dörfer wurden niedergebrannt, Unſchuldige mit den Schuldigen ins Elend geſtürzt und von jedem Theile dem andern der Anfang des Uebels und das Uebermaß der Rache vorgeworfen.

Guſtav Adolph breitete ſeine Macht in Süddeutſchland immer weiter aus, unterdeſſen wuchs auch Wallenſteins Heer von Tag zu Tage; denn ein gemeiner Soldat bekam täglich zwei Pfund Brod, ein Pfund Fleiſch, zwei Maß Bier oder ein Maß Wein und monatlich vier Gulden. Im April **1632** hatte er bei Znaim bereits **40,000** Mann verſammelt. Guſtav Adolph ließ, die ſteigende Gefahr würdigend, dem Churfürſten die zweckmäßigſten Vorſchläge über die Kriegführung zukommen, auf welche dieſer indeſſen keine Rückſicht nahm, vielleicht weil Wallenſtein günſtige Anerbietungen erneute, oder weil beſchränkte Menſchen im Ablehnen ſelbſt des Beſſeren ihre eigenthümliche Kraft darzulegen meinten, oder weil er und ſein Feldherr Arnim die ſchwediſche Uebermacht mehr als die kaiſerliche fürchteten. Nochmals rieth Guſtav Adolph, der Churfürſt ſollte gegen den pilſener Kreis ziehen und die Oberpfalz ſo decken, daß ſein und das ſchwediſche Heer leicht zuſammenſtoßen könnten. Auf alle mündlichen und ſchriftlichen Vorſtellungen antwortete er endlich am **5.** Mai, daß,

DIE ZERSTÖRUNG VON MAGDEBURG

wenn man Sicherheitsmaßregeln beachten müſſe, der Friede dennoch nicht zurückgeſetzt werden dürfe. Der König komme als ein treuer Bundesgenoſſe allerdings in Betracht, eben ſo auch die Reichsgeſetze, die deutſche Freiheit u. ſ. w. Dieſe und ähnliche, im jetzigen Augenblicke ganz inhalts- und zweckloſe Redensarten füllten das Schreiben; wogegen von Stellung und Vereinigung der Heere, Kriegsplanen und Kriegsgefahren nicht ein Wort geſagt war. Noch ein Mal wiederholte der ſchwediſche Geſandte, Graf Solms, ſeine dringenden Vorſtellungen und Warnungen ohne Erfolg und zu ſpät, denn Wallenſtein brach, nach vorſichtigem Sammeln einer, ſeinen Gegnern weit überlegenen Macht jetzt plötzlich hervor, eroberte Prag um dieſelbe Zeit, wo der Churfürſt jene unnützen Schreiben entwerfen ließ (den 4. Mai), gab ſeinen Soldaten als Lockſpeiſe die kleine Seite, wo die meiſten Kaufleute wohnten, zur Plünderung preis, ließ ſich von den andern Theilen der Stadt ſehr große Summen bezahlen, verjagte die Sachſen aus ganz Böhmen, und ſtand den 11. Juni bei Eger, dem Churfürſten von Baiern, welcher ſich mit dem Ueberreſte ſeiner Macht nach Regensburg gezogen hatte, die Hand reichend.

Guſtav Adolph, der in Memmingen die Nachricht von Prags Eroberung und dem Rückzuge der Sachſen erhielt, gerieth dadurch in eine Lage, welche Kriegskundigen zur Wiederholung mancher Vorwürfe Gelegenheit gab. Er hätte, ſo ſprachen ſie, dem unfähigen Churfürſten nie die Eroberung Böhmens allein anvertrauen ſollen, ſondern ſich nach dem Siege bei Leipzig ſelbſt ſogleich gegen die Erbſtaaten des Kaiſers wenden ſollen; dann würden die geiſtlichen Staaten neutral geblieben ſeyn; dann hätte Wallenſtein nie ein Heer geſammelt, und der Kaiſer, wie Oxenſtierna laut behauptete, in Wien einen ehrenvollen Frieden bewilligen müſſen.

Jetzt blieb für den König um ſo weniger eine Wahl, da auch

am Rheine und in Niederſachſen durch Pappenheims unermüdliche Thätigkeit ein bedenklicher Seitenkrieg ausbrach und die Gefahr entſtand, daß der König ringsum von Feinden eingeſchloſſen werden könnte. Deßhalb eilte er aus Baiern nach Franken und bezog, da er die Vereinigung Maximilians und Wallenſteins nicht mehr hindern konnte, den 19. Juni bei Nürnberg ein Lager, welches er mit höchſter Eile und Anſtrengung befeſtigen ließ. Am 30. Juni erſchienen auch die Kaiſerlichen und Baiern vor Nürnberg, der Anzahl nach den Schweden ſo überlegen, daß Viele auf eine Schlacht drangen. Wallenſtein entgegnete: „Wenn Guſtav Adolph beſiegt wird, hat er an Nürnberg einen ſichern Zufluchtsort, wir hingegen wiſſen nicht, ob wir Baiern oder Böhmen decken ſollen. Unſere Truppen ſind überdieß neu und ungeübt, oder vom Könige ſchon ein Mal geſchlagen worden. Ein Sieg öffnet ihm unfehlbar den Weg bis Wien, und die öſterreichiſchen Bauern würden ohne Zweifel auf ſeine Seite treten; ihn hier dagegen in ſeiner Bahn aufhalten, mindert ſchon ſeinen und gründet unſern Ruhm.“ — Eben ſo wenig als Wallenſtein wollte Maximilian Alles aufs Spiel ſetzen, und ſo blieben die Heere, ohne daß etwas Entſcheidendes geſchah, bis Mitte Auguſt in befeſtigten Lagern einander gegenüber ſtehen, und litten gleichmäßig durch Hunger, Krankheiten und Noth aller Art. Am 6. Auguſt führten Oxenſtierna, Banner, Bernhard von Weimar und Andere dem Könige ſo bedeutende Verſtärkungen zu, daß Einige ſein Heer auf 50,000, Andere gar auf 75,000 Mann ſchätzten, und er, ohne Rückſicht auf Warnungen, beſchloß, das befeſtigte Lager ſeiner Feinde am 24. Auguſt anzugreifen. Ein zehnſtündiger Sturm, wo die Schweden mit höchſter Tapferkeit vordrangen, die Kaiſerlichen widerſtanden und beide Theile bedeutenden Verluſt hatten, führte nicht zur Entſcheidung. Den Herzogen von Friedland und Weimar wurden Pferde unter dem Leibe, dem Könige ein Theil

der Sohle ſeines Stiefels weggeſchoſſen. Davon, daß man keins der beiden feſten Lager erobern, aber auch nicht länger in dieſen ringsum verwüſteten Gegenden ausdauern konnte, mußten ſich alle Feldherren überzeugen. Am 8. September brach Guſtav Adolph, nachdem er in Nürnberg eine hinreichende Beſatzung gelaſſen, unter Trompetenſchall und Trommelſchlag in guter Ordnung auf und führte ſein Heer nach Neuſtadt an der Aiſch. Bald nachher finden wir ihn und ſeinen Gegner in den ſonderbarſten Stellungen. Während er nämlich nach Nördlingen und Donauwörth hinabzog, gingen Wallenſtein und Maximilian nach Koburg; dann wandte ſich dieſer über Bamberg und die Oberpfalz nach Regensburg, jener durch das Voigtland nach Meißen. Die Abtheilung, welche Guſtav Adolph unter Bernhard von Weimar zur Deckung des Mains und Sachſens zurückgeſchickt hatte, war außer Stande, den überlegenen Gegnern die Spitze zu bieten. Am 10. October vereinigte ſich Wallenſtein in Plauen bei Altenburg mit den aus Böhmen hervorbrechenden Gallas und Holk, und Pappenheim, welcher in den Gegenden von Paderborn, Hildesheim und Braunſchweig gehauſ't hatte, richtete ſeinen Zug ungehindert nach derſelben Stelle. Sobald Wallenſtein ſehr geſchickt faſt alle liguiſtiſche und kaiſerliche Macht um ſich verſammelt hatte, beſetzte er den 22. October Halle und Leipzig.

Zum zweiten Male mußte Guſtav Adolph, eigener Sicherheit halber, und auf den Hülferuf des Churfürſten von Sachſen, das ſüdliche Deutſchland verlaſſen. Ueber Dünkelsbühl, Kitzingen und Schweinfurt kam er nach Arnſtadt, vereinigte ſich hier mit Bernhard von Weimar, ließ gleichzeitig Abgeordnete der vier obern Kreiſe in Ulm verſammeln, um eine allgemeine und feſte Verbindung zu Stande zu bringen, und ſchloß einen Vertrag mit Friedrich von der Pfalz, des Inhalts: Er wird in ſeine Lande hergeſtellt, doch leiten die Schweden den Krieg und die

Werbungen in der Pfalz, und beſetzen einige Orte bis zum Frieden. Zur Verſtärkung und Beſoldung der ſchwediſchen Heere trägt der Pfalzgraf bei, bleibt mit dem Könige in engem Bündniſſe und bewilligt auch den Lutheranern freien Gottesdienſt. — Als Friedrich hierüber, und beſonders über den letzten billigen Punkt mit thörichter Unduldſamkeit Klage erhob, antwortete Guſtav Adolph den 28. Oktober 1632, 14 Tage vor der Schlacht bei Lützen: Da er ohne Hülfe des Pfalzgrafen das Land vom Feinde erobert, habe er wohl, auf ähnliche Weiſe wie die Churfürſten von Sachſen und Baiern, einen Theil behalten, oder für die Kriegskoſten fordern können. Er verlange aber nichts als Beiſtand, beſtändige Treue, Freundſchaft und Religionsfreiheit für ſeine eigenen Glaubensgenoſſen. Er würde es gegen dieſe, gegen ſich ſelbſt und nirgends verantworten können, wenn er eine ſo billige Bedingung nicht gemacht hätte. Der Pfalzgraf möge die Sache der ganzen Welt vorlegen, und man werde ſolch Verfahren überall billigen; doch ſey er bereit, Unterhandlungen über zweifelhafte Punkte zu eröffnen. Weder dies Geſchäft, noch die Verſammlung in Ulm ward jetzt weiter geführt, ſo ſehr drängten ſich die kriegeriſchen Angelegenheiten.

Nach dem Abzuge aus Böhmen hatten ſich die Sachſen nach Schleſien gewendet und im Auguſt, vereint mit einer ſchwediſchen Heeresabtheilung, einen ſehr glücklichen Feldzug begonnen und Breslau eingenommen. Bald aber geriethen die Befehlshaber in Zwiſt, und dem ſächſiſchen, Arnim, wird die Schuld beigemeſſen, daß die Fortſchritte unterbrochen wurden und Wallenſtein ungehindert in Sachſen eindringen konnte. Vergebens rief der Churfürſt ſeinen Feldherrn zurück, erſt den 28. October kam er mit einigen tauſend Mann nach Dresden, wandte ſich dann nach Torgau und zog endlich, ohne etwas zu thun, wieder nach Schleſien. Eben ſo hatte Herzog Georg von Lüneburg, der mit einer ſchwediſchen Heeresabtheilung in Torgau ſtand, verſäumt, ſich vor

der Beſitznahme von Halle und Leipzig mit Guſtav Adolph zu vereinigen, ſo daß dieſer auf ſein aus Süddeutſchland herbeigeführtes Heer beſchränkt und Wallenſtein ihm der Zahl nach gewiß überlegen war. Dennoch behauptete Holk und der durch die Leipziger Schlacht gewarnte Pappenheim, man ſolle den König nicht angreifen, denn er ſtehe bei Naumburg in einem ſicheren Lager, der Winter ſey vor der Thür und höchſt nothwendig, das durch den Grafen Heinrich von Berg belagerte Köln zu entſetzen. Es ward demnach beſchloſſen: Pappenheim ſolle wieder nach Weſtphalen ziehen, Wallenſtein aber ſein Heer für den Winter in die Städte, jedoch ſo vertheilen, daß ſich die einzelnen Schaaren zu Hülfe kommen könnten.

Sobald Guſtav Adolph von dem Abmarſche Pappenheims nach Halle Kundſchaft bekommen hatte, brach er den **16.** November von Naumburg auf und zog über Weißenfels nach Lützen. Unterwegs fingen die Schweden einen kaiſerlichen Rittmeiſter, der beharrlich ausſagte: Pappenheim habe ſich wieder mit Wallenſtein vereinigt. Hieran knüpfte ſich eine neue Ueberlegung, ob man angreifen ſolle oder nicht, wodurch einige koſtbare Stunden verloren gingen, während deſſen Wallenſtein einen Eilboten über den andern an Pappenheim ſchickte und ihn zur ſchnellſten Rückkehr aufforderte. Doch gewann Guſtav Adolph einen wichtigen Engpaß bei Rippach und ſtellte ſein Heer, etwa **25,000** Mann ſtark, in der Gegend von Lützen in Schlachtordnung. Auf den Seiten ſtand die Reuterei, in der Mitte das Fußvolk; den rechten Flügel befehligte er, den linken Herzog Bernhard, den ſtarken Rückhalt Kniphauſen. Das ganze Heer war ſo voller Zutrauen und erhob den König dergeſtalt, daß dieſer drei Tage vor der Schlacht ſeinem Hofprediger Fabricius geſagt hatte: „Ich fürchte, mein lieber Doctor, es ſteht uns ein großes

Unglück bevor; Gott wird uns ſtrafen, denn ihr macht zu viel aus mir armen Menſchen, ihr vergöttert mich!“

Guſtav Adolph, dem Worte und Beredſamkeit zu Gebote ſtanden, feuerte ſeine Truppen durch eine kurze, kräftige Rede an. „Ihr lieben Spießgeſellen (ſo ſprach er), zielt recht und ſchießt gewiß, ich verlaſſe mich auf eure Tugend und Tapferkeit; mit dreier Stunden Werk und Arbeit werdet ihr mich zum erſten Könige der Welt machen.“ Wallenſtein ſtellte ſein Heer nach älterer Weiſe in tiefe Haufen, hielt aber keine Anrede an daſſelbe. Sein Blick und die Strenge ſeines Schweigens gab deutlich zu verſtehen, daß er Alle nach Maßgabe ihres Benehmens reich belohnen oder ſtreng beſtrafen werde. Die ſchwediſchen Trompeter blieſen nach des Königs Befehl: eine feſte Burg iſt unſer Gott; drauf ſang er den 67ſten Pſalm: es wolle Gott uns gnädig ſeyn. Um 11 Uhr, als der dichte Nebel einigermaßen verſchwand und den Geſichtskreis erhellte, ritt er vor und ſagte: „Nun wollen wir dran, das walt' der liebe Gott!“ Mit lauter Stimme rief er jetzt: „Herr Jeſu, Jeſu, hilf mir heute ſtreiten zu deines heiligen Namens Ehre!“ Nun begann die Schlacht.

Obgleich Wallenſteins vordere Seite durch einen Hohlweg und tiefen Graben gedeckt war, und ſeine Truppen tapfer widerſtanden, ſiegten die Schweden dennoch unter Guſtav Adolphs Führung. Bedenklich hingegen ſtanden die Sachen auf dem andern Flügel, weßhalb ihm Guſtav Adolph zu Hülfe kommen wollte. Mit wenigen Begleitern eilte er den Seinen voraus; da ward ſein Pferd durch den Hals und er durch den Arm geſchoſſen. In dem Augenblicke, als Herzog Franz von Lauenburg, der zu ſeiner Seite ritt, ihn aus dem Gefechte hinwegführen wollte, ſprengte ein kaiſerlicher Ritter, den Niemand für feindlich hielt (es war der Obriſtlieutenant Falkenberg), bis auf zehn Schritte heran, und ſchoß den König durch den Rücken, daß er zu Boden ſtürzte. Während

GUSTAV ADOLPH'S TOD

der Stallmeiſter des Herzogs Franz den Oberſtlieutenant mit dem Degen verwundete und Lasbelfin, einer von Guſtav Adolphs Edelleuten, ihm vergeblich aufzuhelfen ſuchte, kamen drei andere kaiſerliche Reuter herzu, welche forderten, Lasbelfin ſolle ihnen den Gefallenen nennen. Unzufrieden mit der Antwort: es ſey ein Officier, trafen ſie Lasbelfin ſo, daß er fünf Tage darauf ſtarb. Der König aber ward von ihnen rein ausgeplündert, nachdem er mit Degen und Piſtolen noch mehrere tödtliche Wunden empfangen hatte.

Als Bernhard von Weimar und Kniphauſen, der den Rückhalt befehligte, von dem ſchrecklichen Unfall Nachricht erhielten, äußerte dieſer, die Truppen ſeyen in ſo guter Ordnung, daß der Herzog einen ſchönen Rückzug machen könne; dieſer antwortete aber zürnend: nicht an ſo feigen Ausweg, an Sieg und Rache müſſe man denken. Er übernahm, Alle ermuthigend, den Oberbefehl des ganzen Heeres, ſtach einen Oberſtlieutenant, der nicht gehorchen wollte, zu Boden und ſchlug den zweiten Flügel Wallenſteins aus dem Felde. In dieſem Augenblicke brach indeß Pappenheim mit ſeinen Schaaren hervor und eine dritte Schlacht begann, nicht minder heftig, als die vorigen. Erſt nachdem dieſer erſchoſſen worden, ward die Flucht der Kaiſerlichen allgemein, ihr Geſchütz und Gepäck ging verloren, und binnen wenigen Tagen räumten ſie ganz Sachſen. So entſcheidend wichtig erſchien aber Guſtav Adolphs Tod in Wien, München, Brüſſel, Madrid und Rom, daß man Gott für Sieg und Befreiung vom gefährlichſten Feinde dankte und der alten Pläne ſchon wieder gedachte. Auch das ſchwediſche Heer, welches erſt in Weißenfels allgemein mit Sicherheit des Königs Tod erfuhr, hielt dieſen Verluſt für unendlich größer, als den Gewinn der Schlacht. Doch gingen Schmerz und Trauer nicht in Verzagtheit über; vielmehr beſchwor Bernhard von Weimar Alle, bei dem Ruhme, den ſie unter Guſtav Adolphs

Führung gewonnen, daß ſie auf der glorreichen Bahn beharren, ſeinen Tod rächen, ſeine Pläne durchführen und der ganzen Welt beweiſen ſollten, daß ſie den König unüberwindlich gemacht hätten, und er noch nach ſeinem Tode das Schrecken aller Feinde ſey. Das ganze Heer rief: „Wir wollen dir folgen bis ans Ende der Welt!“

So verſchieden auch Freunde und Feinde über Guſtav Adolph urtheilten, darin waren ſie einig: mit ihm ſey die Seele des proteſtantiſchen Bundes geſchwunden und Niemand im Stande, ihn zu erſetzen. „Er war (ſagt ein katholiſcher Mönch, Riccius) in ſeines Aberglaubens Unfrömmigkeit der Frömmſte, verachtete die katholiſche Religion nicht und nannte die ſtrengen Kapuziner ihre Stütze.“ Gewiß hätte er bei längerem Leben und Glück nicht verſucht, Millionen von Katholiken mit Gewalt zum Proteſtantismus zu bringen, wohl aber zu ſeiner und ſeines Volkes Ehre in Deutſchland ein eigenes Reich zu ſtiften. Dafür zeugen, abgeſehen von dem Wichtigſten, der Natur der Dinge und des menſchlichen Gemüths, unter Anderem ſeine eigenen Aeußerungen, ſein Anſpruch auf Huldigung und bürgerliche Verwaltung in den eroberten, beſonders geiſtlichen Staaten, ſein Verſchenken von Gütern, Stiftern und Klöſtern an Freunde und Waffenbrüder. Er ſtarb, ſagten deßhalb Manche, in dem glücklichſten Augenblicke, denn bei längerm Leben würde ſich der Retter in einen Eroberer, der Ruhm und die Theilnahme in Schande und Haß verwandelt und Deutſchland (ſo endet jeder Bürgerkrieg) in ihm einen ſtrengen Herrn gefunden haben.

Wie dem auch ſey, nie wäre er ein Herrſcher wie Ferdinand und Maximilian, nie proteſtantiſchen Eiferern oder verfolgungsſüchtigen Jeſuiten unterthan geworden. Die Einwirkung der letztern hintertrieb auch gewiß den Antrag Wallenſteins, man ſolle dieſen Augenblick des Schreckens benutzen, um eine all-

WALLENSTEIN'S TOD

gemeine Amneſtie zu erklären und Frieden zu ſchließen. Noch waren Furcht und Hoffnung auf beiden Seiten ſehr groß und Keiner im Klaren, wie ſich die Verhältniſſe nunmehr zum Vortheile oder Schaden geſtalten würden. Einige hielten nach Guſtav Adolphs Tode Alles für gewonnen, Andere für verloren; Einige meinten, man könne der Schweden ſogleich ganz entbehren; Andere, man müſſe ſich ihrer einſtweilen noch zu Erreichung eigener Zwecke bedienen.

Guſtav's Werk führten nun zwei Männer in ſeinem Sinne fort, Bernhard von Weimar im Feld, Axel Oxenſtierna der Kanzler im Cabinet. Doch gingen aus Guſtav's Kriegsſchule noch andere Helden, wie Wrangel, Banner, Horn, Torſtenſon, Königsmark u. ſ. w., hervor. Aber die Einheit des Ganzen mangelte; die deutſchen Fürſten wurden lauer, und am wenigſten wollte Sachſens Churfürſt von einem ſchwediſchen Edelmanne abhängig ſeyn. Wallenſtein hatte in Böhmen ſein Heer geſtraft, dann ergänzt, that aber nichts für die allgemeine Sache. Im Gegentheil unterhandelte er mit den Sachſen und Schweden, bot ihnen Frieden und Bündniß an, und forderte für ſich nur Mähren und Oberöſterreich. War es Ernſt oder Täuſchung? Wollte er ſeine Truppen nur verſuchen, oder die Feinde in die Falle locken? Genug, in Wien ahnte man Verrath; mehrere ſeiner Generale verklagten ihn, und ſollten ihn nun gefangen nach Wien liefern. Dies war ſchwerer, als ihn zu tödten. Darum wurde er zu Eger (den 25. Februar 1634) von einigen ſeiner Leute ermordet; ob ſchuldig oder unſchuldig, iſt unausgemittelt geblieben; im letztern Falle büßte er wenigſtens die Schuld eines ſehr unklugen zweideutigen Benehmens, als ein wilder Zögling einer wilden, rohen Zeit. Den Heerbefehl übernahm des Kaiſers Sohn, der Erzherzog Ferdinand. Er vertrieb die Schweden aus Baiern, und ſtieß mit Gallas bei Nörd-

lingen in Franken auf die Schweden unter Guſtav Horn und Bernhard von Weimar. Die Schlacht daſelbſt, am 7. Sept. 1634, war mörderiſch; Horn wurde gefangen und Herzog Bernhard floh an den Rhein. Dieſer wichtige Sieg verſchaffte ſchnell den Katholiken das verlorne Uebergewicht wieder. Sachſen ſchloß einſeitig und viel getadelt deßwegen zu Prag Frieden und Bündniß mit dem Kaiſer (1635), und andere Fürſten folgten nach. Die Sache der Schweden und der Proteſtanten lag darnieder; da aber griff, egoiſtiſch-hülfreich, Richelieu oder Ludwig XIII. ein, in der Hoffnung, ſich am Rhein reichlich zu vergrößern, und ſchloß mit Oxenſtierna einen neuen Bund, erklärte auch an Spanien den Krieg, und gab ſomit, ſtatt des anfänglichen religiöſen Zweckes, dem Kriege eine ganz veränderte und rein politiſche Richtung. Herzog Bernhard trat als Eroberer am Rheine auf, und ſuchte ſich den Elſaß zu gewinnen; allein kaum ſah er ſich am Ziele, kaum war mit dem ausgehungerten feſten Breiſach der Elſaß in ſeinen Händen, als auch Richelieu ihm heimlich ſein tapferes Heer abwendig machte, und Bernhard in der Blüthe ſeiner Jahre eines bedenklich ſchnellen Todes ſtarb (1639). Doch dieſes Gegners Tod hatte Ferdinand II. ſelbſt nicht mehr erlebt, aber wohl noch geſehen, wie Sachſen von den ſchwer erbitterten Schweden (geweſenen Freunden) unter Banner, auf das furchtbarſte geplagt und gezüchtigt wurde, und wahre Kreuz- und Marterjahre hatte. Aber wenn Ferdinand auch viele bittere Erfahrungen gemacht hatte, viele ſchöne Hoffnungen vereitelt ſah, ſo ließ ihn doch die heilige Maria, die er ſeine Generaliſſima nannte, wenigſtens noch die Freude erleben, daß ſein Sohn Ferdinand zum römiſchen König erwählt wurde, der nun auch dem am 15. Februar 1637 verſtorbenen Vater als Kaiſer Ferdinand III. (1637—1657) folgte.

Mit ihm und Frankreichs offener Einmiſchung in dieſen Krieg

beginnt zwar ein neuer Act des großen kriegeriſchen Trauerſpiels; doch zeigte ſich in Ferdinands geringerer Abhängigkeit von Spanien und den Jeſuiten von einer Seite wenigſtens eine Friedensausſicht, und ſeit **1640** trat auch der große Churfürſt von Brandenburg unabhängiger von Oeſterreich auf, als ſein Vorgänger und deſſen Miniſter Schwarzenberg. Auch fing, ſeitdem die Franzoſen in dem Elſaß, die Schweden ſich in Pommern feſtgeſetzt hatten, im Ganzen ein rechter Zweck des Kriegs zu fehlen an, zumal da doch eine Art von Gleichgewicht wieder hergeſtellt war und keine religiöſe Partei auf einen entſchiedenen Sieg über die andere in kirchlicher Hinſicht mehr rechnen konnte. Der Krieg fing an, im Kriege aufzuhören, und wenn noch Feindſeligkeiten und Schlachten vorfielen, ſo war es mehr, um neue Länder auszuſaugen, auf fremde Koſten die Armeen zu unterhalten, und wo möglich durch einige entſcheidende Schläge bei einer Friedensunterhandlung eine nachdrücklichere Sprache führen zu können. In dieſem Sinne geſchah es, daß der Franzoſe Guebriant und Banner (**1640**) Regensburg, wo Ferdinand ſo eben Reichstag hielt, zu überrumpeln ſuchten, aber es wegen eingetretenen Thauwetters nur bei einer Kanonade bewenden laſſen mußten; daß der am Podagra leidende und doch blitzſchnelle Torſtenſon, Banners Nachfolger, in Schleſien und Mähren eindrang, Olmütz nahm und Wien bedrohte; hierauf aber auf dem blutigen Boden von Breitenfeld (**2.** Nov. **1642**) den Erzherzog Leopold, Ferdinands Bruder, und Piccolomini beſiegte und damit Leipzig gewann; dann aufs neue durch Mähren bis vor Wien ſtreifte, und auf ein Mal wieder, wie durch ein Wunder, **100** Meilen davon an den Oſtſeeküſten und in Holſtein und Schleswig ſtand, um Dänemarks Eiferſucht auf die ſchwediſchen Siege zu beſtrafen (**1643**—**1644**). Den nachrückenden Gallas ſchlug Torſtenſon, und bald auch eine andere öſterreichiſch-baieriſche Armee unter Hatzfeld bei Janko-

witz. Selbſt des ſchwer gedrückten Sachſens Waffenſtillſtand mit Schweden machte wenig Aenderung (1645), und wenn der treueſte Freund des Kaiſers, Maximilian, durch Wrangel und Turenne zu einem Waffenſtillſtand (1647) gezwungen wurde, ſo brach er ihn doch bald zu ſeines Landes großen Leiden wieder. Dem Kaiſer fehlte es endlich ſo ſehr an guten Generalen, daß er ſogar einem Calviniſten, Melander von Holzapfel, ſein letztes Heer anvertrauen mußte. Aber der Krieg ſollte da enden, wo er angefangen hatte. Am 25. Juli 1648 nahm Königsmark die Prager Kleinſeite und wollte dann die Hauptſtadt ſelbſt beſtürmen, als endlich das 30 Jahre lang erſehnte Friedenswort von Weſtphalen her erſcholl. Schon 1641 hatte ſich Ferdinand zur Eröffnung der Friedenspräliminarien in Hamburg und zu einer, wenigſtens ſo genannten, allgemeinen Amneſtie verſtanden, allein erſt 1645 konnte der Friedenscongreß ſelbſt zu Münſter und Osnabrück eröffnet werden. Nach unglaublichen Schwierigkeiten (oft über große Kleinigkeiten) brachte der öſterreichiſche Graf Trautmannsdorf den ſogenannten weſtphäliſchen Frieden zu Münſter zwiſchen Ferdinand und Frankreich, zu Osnabrück zwiſchen Ferdinand und Schweden, zu Stande. Leider waren es zwei nicht deutſche Kronen, welche den Frieden dictirten, und ſich dabei auf Deutſchlands Koſten wohl bedachten. Frankreich bekam den Elſaß, ſo weit er Oeſterreich gehörte, die Feſtung Breiſach und den Sundgau, damit aber ein offenes Thor nach Deutſchland; Schweden: Vorpommern nebſt der Inſel Rügen und einen Theil von Hinterpommern, Wismar, Bremen und Verden, nebſt dem Recht der Reichsſtandſchaft; Brandenburg: die ſeculariſirten (oder weltlich gemachten) Stifter Magdeburg, Halberſtadt, Camin und Minden; Mecklenburg: Schwerin und Ratzeburg u. ſ. w. In Hinſicht der Religion wurde der augsburgiſche Religionsfrieden beſtätigt und auf die Reformirten ausgedehnt, mit völliger Gewiſſensfreiheit und Gleichheit aller politiſchen Rechte;

wegen der geiſtlichen Güter und der Religionsübung ſollte Alles bleiben, wie es im Jahre 1624 als Normaljahr gehalten worden wäre. In Anſehung der anderen politiſchen Verhältniſſe wurde feſtgeſetzt, daß eine allgemeine Amneſtie und Reſtitution ſtattfinden ſollte, jedoch nicht in Böhmen, und im pfälziſchen Hauſe nur ſo, daß Carl Ludwig, der Sohn des unglücklichen und gleich nach Guſtav Adolph geſtorbenen Friedrich V., die Unter- oder Rheinpfalz zurück und eine achte Chur bekommen, Maximilian von Baiern aber die ehemalige pfälziſche Chur und die Oberpfalz behalten ſollte. Außerdem wurde den deutſchen Ständen die längſt geübte Landeshoheit beſtätigt, wohin auch das Recht, Bündniſſe unter einander und mit Fremden (nur nicht zum Schaden des Reiches) zu ſchließen, gehörte. Auch die Freiheit und Unabhängigkeit der Schweiz vom deutſchen Reiche und der Niederlande von Spanien wurde förmlich anerkannt. So war ein Krieg beendet, welcher unſägliche Leiden 30 Jahre lang über Deutſchland brachte und gewaltſame Veränderungen herbeiführte, die man vor demſelben kaum für möglich gehalten hatte. Faſt zwei Dritttheile der Einwohner Deutſchlands waren zu Grunde gegangen, weniger durch Schlachten, als durch Seuchen, Peſt, Hungersnoth, Martern und Verzweiflung. Schreckliche Belege dazu bietet die Geſchichte der einzelnen Staaten dar. Wenn auch kein Kriegsvolk viel humaner als das andere war, und beſonders das Wallenſtein'ſche, heimathlos zuſammengerafft, faſt kein Vaterland zu ſchonen hatte, ſo gaben doch die Schweden, beſonders in dem von ihnen abhängigen Sachſen ſchreckliche Beweiſe der Unmenſchlichkeit. Um verſteckte Schätze zu erfahren, goß man den Eigenthümern Miſtgauche in den Hals, ſprang ihnen dann auf dem aufgeſchwellten Leibe herum, nagelte kleine Kinder an die Thore und ſchoß nach ihnen, wie nach Scheiben, und was man ſonſt Unmenſchliches erſann. Iſt doch der Menſch in nichts erfindungsreicher geweſen, als in Martern für

ſeine Nebenmenſchen! Ganze große Strecken waren verödet, Menſchen zum Handdienſt und Ackerbau auch für ſchweres Geld nicht mehr zu haben. Tauſende von Dörfern, Flecken und Städten lagen nieder in Schutt und Aſche, und ein ſterbender Schwedengeneral konnte weit und breit keinen Geiſtlichen finden, der ihm das Abendmahl gereicht hätte. Die Felder lagen unangebaut, Handel und Gewerbe ſtockten, Schulen und Univerſitäten verwilderten oder gingen ein; dagegen mehrten ſich die wilden Thiere und drangen bis in die Städte, wo ausgehungerte Einwohner ſchon aus todten Hunden und Katzen Leckerbiſſen gemacht und Eltern die Leichname ihrer Kinder verzehrt hatten. Nicht minder wirkte dieſe Noth auf den verwilderten Geiſt des Menſchen zurück. Deutſchland wimmelte von Marodeurs, Räubern und Gaunern; eine ganze Generation entſtand, die des Friedens ſchöne Segnungen nicht kannte; viele konnten, viele wollten keine rechtliche Beſchäftigung mehr treiben. Trotz dieſer Noth konnten die Fürſten ihre ausgeſaugten Unterthanen mit neuen Steuern nicht verſchonen, da theils die Caſſen auch für die nöthigſten Bedürfniſſe geleert waren; theils die 5 Millionen, welche die ſchwediſche Armee zu ihrer beſonderen Abfindung verlangte, beim letzten Pfennig bezahlt werden mußten, um dieſe Krieger nur aus Deutſchland zu bringen; theils endlich das ſtehende Militär, das jetzt jeder Stand des Reiches zu halten anfing, neue große Summen forderte.

Wie wenig war es alſo gegen dieſe Opfer, was man in dieſem Frieden gewonnen hatte! Dem Auslande war jetzt Thür und Thor nach Deutſchland offen; ja Frankreichs und Schwedens (außer der Reichsſtandſchaft) Einmiſchung in Deutſchlands Angelegenheiten war ſogar geſetzlich, da beide Kronen die Gewährleiſtung des Friedens übernommen hatten. Schöne Länder waren damit verloren gegangen, und Deutſchlands Einheit war zerriſſen!

Nur in Religionsſachen war jetzt eine feſte Norm gewonnen; beide Parteien waren einander völlig gleichgeſtellt worden. Selbſt das Reichskammergericht erhielt aus beiden eine gleiche Zahl Beiſitzer. Der praktiſch anerkannte Grundſatz der Seculariſation, wegen welcher aber der Pabſt den ganzen Frieden nicht anerkannte, verminderte die Zahl der Gebiete und wurde erſt für die Folgezeit von hoher Wichtigkeit. Dagegen war die kaiſerliche Macht ſo ſehr beſchränkt worden, daß ſie faſt nur noch in der Idee der Einheit Deutſchlands feſt hielt. Dem Kaiſer blieb nichts als die Oberlehnsherrlichkeit, einige ſogenannte Reſervate, das Recht der Standeserhöhungen und die oberſtrichterliche Gewalt. Schon im Lauf des Krieges hatte der ſchwediſche Hiſtoriograph Chemnitz in einer heftigen Parteiſchrift gegen Oeſterreich, die in Wien verbrannt, gerade deſto eifriger geleſen wurde, die kaiſerliche Macht gegen die Macht der Chur- und anderer Fürſten herabzuſetzen geſucht. Uebrigens wurde jetzt die Zahl der Churfürſten um einen vermehrt, und der Unterſchied zwiſchen den reichsunmittelbaren und mittelbaren Ständen, wodurch die Zahl der Fürſten immer mehr vermindert wurde, immer genauer gezogen. Die mittelbaren Stände hingen nämlich nach den Oberhoheits- und Regierungsrechten erſt von unmittelbaren ab; dieſe aber ſtanden bloß unter dem Kaiſer und dem Reiche.

Wie ganz anders waren jetzt die Kaiſerwahlen und die Reichstage geworden! Sonſt hatte das ganze freie Volk gewählt; jetzt wählten nur ſieben bis acht Fürſten; ſonſt hatten alle Freien Recht und Pflicht, zur Reichsverſammlung ſich zu ſtellen; jetzt kamen nicht ein Mal die Fürſten und Reichsſtände ſelbſt mehr, ſondern ſchickten meiſtens Deputirte oder ihre Meinung ſchriftlich ein. Was ſonſt in Tagen abgemacht war, dauerte jetzt Jahre. Dabei fing aller lebendige Gemeingeiſt an, in den Formen zu erſticken,

und Nebendinge, z. B. mit wie viel Pferden ein Geſandter auffahren, auf welchem Seſſel, ob auf ſammtnem oder ledernem, er ſitzen dürfe, wurden wichtige, oft höchſt ſtörende Angelegenheiten. Dabei ſpaltete ſich der Reichstag, der ſeit **1663** zu Regensburg ganz permanent oder immerwährend wurde, in beſondere, für ſich berathende Collegien: in ein churfürſtliches, ein fürſtliches und ein reichsſtädtiſches, deren endlicher gemeinſamer Beſchluß zum Reichsabſchied wurde. Eine neue Spaltung brachte die Reformation hinein. Die traurigſte Erſcheinung aber war, daß ſeit der Reformation und den Religionskriegen, als der letzten allgemeinen Nationalangelegenheit, der lebendig kräftige Volksgeiſt immer unſichtbarer, das Volk ſelbſt durch die Fürſten und die Umſtände immer mehr in den Hintergrund zurückgedrängt wurde. Selbſt die bis zu Carl V. ſo herrlich blühenden Städte, früher Mittelpunkte des Handels und des Geldes, der Induſtrie, der Gelehrſamkeit und Kunſt, ſchwanden immer mehr als ſolche dahin; und von der einſt ſo blühenden Hanſe blieben nur noch drei Städte, Hamburg, Bremen und Lübeck übrig. Nicht minder litt der Bauernſtand, indem ſeine Reife, trotz der Reformation, durch politiſche Beſchränkung des Volksgeiſtes aufgehalten und durch Kriege, wie der Huſſiten-, Bauern-, ſchmalkaldiſche- und 30jährige Krieg waren, verſpätet wurde. Dagegen war es eine tröſtende Erſcheinung, wenn anders ein Mal Deutſchland in eine locker zuſammengehaltene Menge von Staaten zerfallen ſollte, daß nun dieſe einzelnen Länder wetteifernd ſich neben einander, äußerlich und innerlich auszubilden trachteten, beſonders Brandenburg, Baiern und Sachſen; und wenn auch in den allgemeinſten Formen nach dem Reiche ſelbſt gebildet, doch nicht ſeine Unbehülflichkeit und langſame Entwicklung oder gar rückſchreitende Bewegung theilten. Denn ſchneller bildeten ſich hier die einzelnen Stände zu einer ſogenannten landſchaftlichen Verfaſ-

ſung heran, mit Antheilnahme an Beſteuerung und Verwaltung; kräftiger entwickelte ſich hier die Geſetzgebung und Gerechtigkeitspflege; und ſtatt einer einzigen, die ganze Cultur des Volkes repräſentirenden und verſchlingenden Hauptſtadt, gaben eine Menge Höfe und Reſidenzen den Künſten und Wiſſenſchaften, dem Handel und Gewerbe neues Leben. Durch ſie ging ſchneller, als es ſonſt geſchehen wäre, der veraltete Geiſt des Ritterthumes unter, und Erſcheinungen, wie der edle Götz von Berlichingen mit ſeiner eiſernen Hand, wie der kühne Franz von Sickingen, ſind nur noch ein ſchwacher Nachhall jenes mittelalterlichen Treibens. Statt der Turniere, die mit dem weichenden Geiſte des Ritterthums allmählig zu Tand und Spielerei herabſanken, weil die Waffengattung immer ungebräuchlicher, der Adel aber immer vermiſchter und unreiner wurde, trat beſonders die Jagd als Hauptvergnügen ein. Auch hörte bei den ſtehenden Heeren und dem Kriege durch Pulver ſeine kriegeriſche Thätigkeit auf; er zahlte lieber für ſein Kriegslehen dem Fürſten einen Geldbeitrag. Die Kriegsmanier war gleichfalls ſehr verändert; das Schießgewehr verdrängte allmählig die Lanze und den Bogen, die Reihen der aufgeſtellten Maſſen wurden lichter, die Glieder hintereinander weniger zahlreich, die Haufen ſelbſt kleiner, und damit zu raſcherer Bewegung geſchickter. Das gar zu ſchwere Geſchütz, das ſonſt täglich nicht mehr als 14 Mal (die Handbüchſe 36 Mal) abgefeuert werden konnte, verkleinerte ſich, und Guſtav Adolph, der große Verdienſte um die Taktik überhaupt hatte, wußte es auch paſſender aufzuſtellen, ja ſchnell von einem Platz zum andern zu bewegende, lederne Kanonen mit eiſernen Ringen anzuwenden. So ging man vom Schweren und Schwerfälligen zum Leichtern und Beweglichern über, und die folgende Zeit beſonders hat aus der Handbüchſe, die auf die Gabel gelegt und mit der Lunte abgefeuert wurde, die kleinere Flinte mit dem Spießchen oben dar-

auf (von Bayonne, wo es **1670** aufkam, Bayonnet genannt), aus dem Helm den leichtern Hut oder den Tſchako, aus dem langen Schlachtſchwerte den leichtern Degen oder Säbel, aus dem ſchweren Harniſch den Ringkragen, aus der Halsberge oder dem Schulterſtück das Epaulet gemacht.

Spanien und Frankreich bis zu Ende der Regierung Ludwigs XIII.

Dem ſo ſehr entvölkerten Spanien fehlte es ſo ſehr an Arbeiter zum Bebauen des Landes, daß der König Philipp **III.** **1620** ein beſonderes Geſetz ergehen ließ, durch welches denjenigen, die ſich mit Fleiß auf den Ackerbau legen würden, nicht nur Befreiung vom Soldatenſtand, ſondern auch noch manche Vorrechte des Adels zugeſichert wurden. Das fruchtete indeſſen wenig, da der Adel ſelbſt ſtupid genug war, den Landbau zu verachten. Dieſer große Mangel an thätigen und arbeitſamen Menſchen kam theils von der unſinnigen Vertreibung der Mauren aus dem Land, theils von der Intoleranz und den Scheußlichkeiten der Inquiſition, welche die fleißigſten Einwohner als Ketzer verfolgte, und endlich von dem zahlreichen Heer der privilegirten Faullenzer, Mönche genannt, ſo wie das Pfaffenweſen überhaupt Spaniens Mark aufzehrte und der Trägheit und Faulheit den größten Vorſchub leiſtete.

Der ſchwache Philipp wurde endlich ein Opfer der ſo lächerlichen als unſinnigen Etikette, die beim ſpaniſchen Hof eingeführt war. Noch krank, ſaß er vor einer außerordentlich ſtark brennenden Kohlpfanne, um ſich zu wärmen; der Dunſt und der Rauch dieſer Kohlen ſtieg ihm ſo zu Kopf, daß ihm bald ganz wehe davon ward; allein da von den anweſenden Hofherren, der

Etikette gemäß, keiner es wagen durfte, etwas an dem Feuer zu ſchüren, um die Flamme kleiner zu machen, oder die Pfanne wegzurücken, und derjenige, dem dieſes Amt zuſtand, gerade nicht gegenwärtig, auch nicht gleich zu finden war, ſo mußte der arme König ſo lange warten, bis er faſt ſchon bewußtlos fortgetragen werden mußte, doch nicht eher, bis diejenigen da waren, denen wieder dieſe Verrichtung oblag, und Philipp III. hauchte bald (1621) ſeinen letzten Athemzug aus.

Sein Nachfolger war ſein erſt 16 Jahr alter Sohn, Philipp IV., dem er noch vor ſeinem Tod dringend anempfohlen hatte, doch ja keine Veränderung mit den Miniſtern vorzunehmen, woran ſich dieſer jedoch nicht kehrte, ſondern eine ſeiner erſten Handlungen war, das Miniſterium ſogleich zu verändern. Graf Gusman, ſein Günſtling, der ſpätere Herzog von Olivarez, wurde faſt unumſchränkter Miniſter, und beherrſchte bald das Reich wie ſeinen König, indeſſen war er nicht ohne Talente und Geſchicklichkeit.

Der Mangel an Bevölkerung war in Spanien noch immer ſo fühlbar und drückend, daß man zum Theil ſehr lächerliche und ſo ſchädliche als unnütze Verordnungen erließ, dieſem Uebel abzuhelfen. Man erlaubte unter andern allen jungen Leuten, ſich ohne Erlaubniß ihrer Eltern zu verheirathen; allen Neuvermählten geſtattete man vier Jahre lang die Befreiung von öffentlichen Aemtern; wer 6 Söhne erzeugte, wurde auf Lebenszeit von Abgaben befreit, als wenn dies in dem Willen und der Macht der Eltern geſtanden hätte! Den Bewohnern der Provinzen wurde bei ſchwerer Geldſtrafe verboten, nach Madrid und Sevilla zu reiſen, wenn ſie nicht die dringende Nothwendigkeit dazu nachweiſen konnten. Fremden katholiſchen Bauern, Handwerkern und Künſtlern, die ſich in Spanien niederlaſſen würden, wurde Befreiung von Abgaben zugeſagt. Die Infanten ſollten nicht mehr als 18 ledige Domeſtiken halten u. ſ. w. Zugleich hielt man auch für nöthig, Geſetze

gegen den übermäßigen Aufwand zu geben, und das Land, das Amerikas Schätze erbeutet hatte, war Noth und Mangel preisgegeben. Gold und Silber, als Schmuck und Putz, durfte nur noch beim Gottesdienſt gebraucht werden, ſogar die ſeidenen Mäntel wurden als eine zu koſtſpielige Tracht verboten. In den Klöſtern und Kirchen aber befanden ſich unermeßliche Reichthümer, und waren ungeheuere Schätze aufgehäuft, von denen die eheloſen Geiſtlichen und Mönche im Ueberfluß ſchwelgten und durch Frömmelei und Scheinheiligkeit ihr lüderliches Leben zu verbergen ſuchten; ihr ganzes Geſchäft beſtand in gedankenloſem Herplappern der Gebete, Müßiggang und durch dieſen erzeugte Sinnesluſt und Schwelgerei. Auch die Großen und der Hof machten es nicht beſſer, und verpraßten viel in verderblicher und lächerlicher Pracht. Der ungeheure Umfang der ſpaniſchen Monarchie, deren Beſitzungen ſo weitläufig und zum Theil ſo entlegen waren, daß die Aufſicht über deren Verwaltung höchſt ſchwierig war, ſo wie ſie denn auch größtentheils ſehr ſchlecht verwaltet wurden, war eher dazu geeignet, den Staat zu ſchwächen, als ihm Stärke zu verleihen, und der weltliche und geiſtliche eherne Despotismus, der auf der Nation ruhte, ließ dies ehemals ſo energiſche Volk in eine Trägheit und Abſpannung verſinken, die ſeine politiſche Exiſtenz ſo gut wie vernichten mußte. So mußte die Nation auch mit den beſten Anlagen, mit all ihrem Muth und ihren Fähigkeiten in den bejammernswertheſten Zuſtand verſinken und aller Wohlſtand mußte endlich zu Grunde gehen, wozu beſonders noch die unſinnige Vertreibung der Mauren, der fleißigſten Einwohner Spaniens, das Meiſte beigetragen hatte. Die Niederlande hingegen, nachdem ſie ſich der ſpaniſchen Tyrannei entledigt hatten, und für frei erklärt waren, nahmen bald an Wohlſtand zu, während Philipp IV., trotz allem Golde der neuen Welt, falſche Münzen ſchlagen ließ. Hätte man Spaniens Gefilde angebaut, ſtatt die Goldminen Ame-

rikas auszubeuten, ſo würde das Land nie in ein ſolches Elend verſunken ſeyn.

In Frankreich machte der Biſchof von Luçon, Richelieu, der ſchon längſt nach der Herrſchaft geſtrebt hatte, eine der berühmteſten Epochen in der Geſchichte dieſes Landes. Er war mit in Concinis Fall verwickelt geweſen, hatte aber durch eine verſtellte Frömmigkeit, große Schlauheit und ſcheinbare Indifferenz Jedermann ſo zu täuſchen gewußt, daß man ihn für gar nicht ehrgeizig und herrſchſüchtig hielt. Als er aber im Jahr 1619 eine Ausſöhnung oder den Frieden zwiſchen Ludwig XIII. und der Königin Mutter zu Stande brachte, wußte er ſich auch den Cardinalshut zu verſchaffen. Als ein Mann von nicht gewöhnlichen Fähigkeiten gründete er bald ein neues Staatsſyſtem, gängelte den ſchwachen Regenten, verſtand es, die Großen im Zaume und die Calviniſten in den Schranken zu halten, und verblendete den großen Haufen durch ungewöhnliche Pracht und Glanz. Man fürchtete, haßte ihn und war über ihn erſtaunt. Mit eiſerner Ruthe ſetzte er ſeinen Willen durch und machte Frankreich — unglücklich.

Nachdem die Königin Mutter, Maria von Medicis, wieder an den geheimen Rathsverſammlungen Theil nehmen durfte, hatte ſie es auch zu veranſtalten gewußt, daß, trotz dem, daß ihn der König davon ausſchließen wollte, ihm der Zutritt geſtattet wurde, denn Ludwig gab der Königin Mutter nach, obgleich er den Cardinal ſeiner Intriguen, ſeinem Ehrgeiz und ſeiner Ueberlegenheit wegen fürchtete und ihm keine große Gewalt anvertrauen wollte. Richelieu wußte ſich aber ſo zu verſtellen, indem er vorgab, daß ſeine ſchwache Geſundheit ihm gar keine ſchwierigen Arbeiten erlaubte, daß man ihn wieder nicht für gefährlich hielt. Bald aber fielen zwei Miniſter, von denen er wußte, daß ſie ihm entgegen waren, und er war es, der ihnen Ungnade und ſchnellen Sturz zu bereiten gewußt hatte. Von dieſem Augenblicke an

wuchs ſein Einfluß außerordentlich, und bald fand er es nicht mehr nöthig, ſich zu verſtellen, ſondern warf die Maske der Demuth und Ergebenheit ab. 1629 wurde er erſter und zugleich unumſchränkter Miniſter, und alle Regierungsgeſchäfte gingen durch ſeine Hände. Daß unter ſeinem Miniſterium die franzöſiſche Regierung mit Energie und Umſicht zu Werke ging, iſt nicht zu läugnen, wenigſtens verſchwand jene Schwäche, durch welche man ſich nur zu oft Blößen gegeben und verächtlich gemacht hatte. Man ſah ein, daß Frankreich an den Angelegenheiten von Europa einen thätigen Antheil nehmen müſſe; kam wieder auf den Plan Heinrichs IV., die Macht des Hauſes Oeſterreich, die unter Ferdinand II. immer furchtbarer ward, einzuſchränken; trat mit den Höfen in Unterhandlung, und rüſtete ſich zu lebhaften Unternehmungen. Durch eine kluge Sparſamkeit hätte man die Ausführung ſichern können; aber Richelieu war ganz das Gegentheil von Sully. Hochmüthig, ungerecht, zur Tyrannei geneigt, vernachläſſigte er beſtändig die vornehmſten Hülfsquellen des Staates, diejenigen nämlich, die eine weiſe Regierung in dem Glücke und in der Liebe der Unterthanen findet. Jakob I. ließ ſich von Richelieu's Staatsklugheit leiten. Jener ſchwache Monarch ſtand, um ſeinen Eidam, den Churfürſten von der Pfalz, wieder herzuſtellen, ſchon längſt in Unterhandlung wegen ſeines Sohnes, Carls I., Vermählung mit der ſpaniſchen Infantin, ſo groß auch der Abſcheu der Engländer vor einer Verbindung mit Spanien war. Des langen Zögerns überdrüſſig, war der junge Carl, auf Anrathen Buckinghams, und in Begleitung des verwegenen Günſtlings, als ein Abenteurer auf Reiſen gegangen, um der Prinzeſſin perſönlich ſeine Achtung zu bezeigen. Er hatte ſich Beifall und Hochachtung erworben; und ſchon ſchien die Sache beendigt zu ſeyn, als der Herzog von Buckingham, der ſich durch ſein unverſchämtes Betragen und durch ſeine Ausſchweifungen

bei den Spaniern verhaßt gemacht hatte, dem Prinzen von Wales eine Abneigung gegen die Infantin beibrachte, ihn mit ſich wegnahm, alle Unterhandlungen abbrechen ließ, und einen Krieg unvermeidlich machte, an den der Gedanke allein dem Könige Jacob unerträglich war. Der franzöſiſche Hof benutzte dieſen Umſtand; man gab dem Prinzen von Wales die Schweſter Ludwigs XIII., Henriette, mit einem Brautſchatze von 800,000 Thalern zur Gemahlin, und nun war England ein erklärter Feind des Hauſes Oeſterreich.

Mitten unter dem Verdruſſe, den ſowohl dieſer Bruch als die inneren Unruhen in ſeinen eigenen Staaten dem Könige Jacob verurſachten, ſtarb derſelbe im folgenden Jahre (1625). Ein neues Parlament hatte ſo eben alle Monopole aufgehoben. In der Bill ward feſtgeſetzt: daß jeder Bürger mit aller Freiheit leben könne, wie er wolle, wenn er nur Niemand beleidige; und daß dieſes Recht durch keine andere Gewalt, als durch die Gewalt der Geſetze eingeſchränkt werden könne. Carl I., der die Grundſätze ſeines Vaters geerbt hatte, und ſich, wie dieſer, ganz von Buckingham leiten ließ, ob er ſchon übrigens ein Fürſt von liebenswürdigen Eigenſchaften war, trat unter ſolchen Unruhen eine unglückliche Regierung an, die er auf dem Schaffote endigte.

Unterdeſſen hatte der Krieg über das Veltlin dem franzöſiſchen Miniſterium ſchon Gelegenheit gegeben, ſeine Stärke zu zeigen. Dieſe kleine, den Graubündtern unterworfene Provinz hatte ſich wider dieſelben empört, und bei Spanien Hülfe geſucht. Da die Veltliner katholiſch, die Graubündtner hingegen Proteſtanten waren, ſo wollte der Hof zu Madrid, unter dem Vorwande der Religion, ein Land, das den Verwüſtungen der Ketzerei bloß geſtellt ſey, in Schutz nehmen; und der Statthalter zu Mailand legte daſelbſt Feſtungen an, durch deren Hülfe man ſich einen Weg nach

Deutſchland eröffnete. Bald nach dieſer Unternehmung, im Jahre **1621**, machte ſich Spanien durch einen Vertrag mit Frankreich anheiſchig, Veltlin den Graubündtnern zurück zu geben, was jedoch nicht geſchah, worauf neue Unterhandlungen angeknüpft wurden, die ſich damit endigten, daß die Feſtungen dieſer Provinz dem Pabſte, ſie zu ſequeſtriren, überlaſſen wurden. Aber nachdem Richelieu Miniſter geworden war, machte er den Streitigkeiten ein Ende. Er trat in Verbindung mit Venedig und dem Herzoge von Savoyen. Eine franzöſiſche Armee vertrieb die Beſatzungen Urbans **VIII.**, und ſetzte Alles in den vorigen Zuſtand. Ein anderes Bündniß ward mit Holland geſchloſſen, das, nachdem im Jahre **1621** der Waffenſtillſtand zu Ende gegangen war, aufs neue angegriffen ward. Dem Spinola gelang es indeſſen, die Stadt Breda, nach einer zehnmonatlichen Belagerung, zur Uebergabe zu zwingen.

Die Hugenotten, die immer gekränkt wurden, und immer ſich empörten, ſtanden wieder unter den Waffen, Richelieu aber, der ſie zu unterdrücken beabſichtigte, wurde von den Umſtänden noch daran gehindert. Sie wurden zwar zur See geſchlagen und von der Inſel Rhe vertrieben, erhielten jedoch Friedensbedingungen, die eben ſo vortheilhaft als die vorigen waren. Der Cardinal glaubte, er müſſe, wie er ſich ausdrückte, der Welt noch ein Mal ein Aergerniß geben, um wider das Haus Oeſterreich wirkſamer verfahren zu können. Man ſchwärzte ihn in bittern Pasquillen an, und nannte ihn den Patriarchen der Atheiſten. So ſehr ihn auch dieſe Beleidigungen kränkten, ſo befolgte er deſſen ungeachtet ſeinen Plan mit Eifer. Schon ſetzte er die Großen des Reichs in Schrecken, indem er ſich beſtrebte, ſie der königlichen Gewalt zu unterwerfen; er trotzte dem Haſſe Gaſtons, Herzogs von Orleans, des Königs Bruder, und ward nicht allein ein Ziel der Ränke, ſondern auch der Verſchwörungen. Nie hatte ein Miniſter

ſolche Schwierigkeiten zu überwinden; doch ſein ausgezeichneter Verſtand ſchärfte ſich dadurch immer mehr, und der Ehrgeiz, der ihn verzehrte, flößte ihm einen Muth ein, dem Alles weichen mußte.

Die Bewegungen der Hugenotten konnten ſeine unermeßlichen Staatsentwürfe vereiteln. Ein plötzlicher Bruch zwiſchen England und Frankreich beſchleunigte ihr Unglück. Seit der Vermählung Carls I. mit Henriette erregte der unüberlegte Eifer der Katholiken, die dem Dienſte der Königin ergeben waren, den geheimen Unwillen der Nation. Aber ſie brach in lauteres Murren aus, als Buckingham ſich von einer thörichten Leidenſchaft verleiten ließ, das Königreich in die Streitigkeiten der franzöſiſchen Calviniſten zu verwickeln. Dieſer tollkühne Miniſter wünſchte, die Königin von Frankreich, Anna von Oeſterreich, in welche er ſich verliebt hatte, wieder zu ſehen. Er bediente ſich des Vorwandes, daß er ein Bündniß wider Spanien unterzeichnen ſolle. Der Cardinal, der von ſeinen Geſinnungen unterrichtet war, ließ ihm den Hof verſagen. Dadurch aufgebracht, und voll Eiferſucht gegen Richelieu, brachte er ſeinen Herrn dahin, ſich der Hugenotten anzunehmen, die auf eine neue Empörung dachten. In ſehr kritiſchen Umſtänden, und während das Parlament ſich der königlichen Macht ernſtlich widerſetzte, unternahm Carl dieſen Krieg ohne Urſache. Er vertraute das Commando ſeinem Miniſter, durch deſſen Untüchtigkeit gleich der erſte Feldzug eine nachtheilige Wendung nahm.

Nun führte Richelieu eine der glorreichſten Unternehmungen ſeiner Staatsverwaltung aus. Er wagte einen Angriff auf Rochelle, dieſe Vormauer der Hugenotten, verſchloß den Engländern den Hafen durch einen erſtaunenswürdigen Damm, der in den Ocean aufgeworfen ward, und commandirte ſelbſt die Truppen mit der Tapferkeit und Klugheit eines vollkommenen Feldherrn. Umſonſt hatte der Maire Guiton, indem er einen Dolch hervorzog

und ihn auf die Tafel legte, an welcher der Stadtrath verſammelt ſaß, erklärt, daß dieſer Dolch den erſten, der von Uebergabe der Stadt ſprechen würde, durchbohren ſolle. Vergebens ermunterten die beiden Herzoginnen von Rohan durch ihr Beiſpiel den ſchwärmeriſchen Muth der Belagerten. Buckingham, der mit einer Flotte abgehen wollte, ward ermordet; die Engländer kamen zu ſpät an, und wurden von dem Damm zurück geſchlagen. Nach elfmonatlichem Widerſtande wurden die Rocheller, nachdem ſie alle Schreckniſſe der Belagerung und des Hungers erduldet hatten, ſich zu unterwerfen genöthigt. Sie verloren ihre Privilegien, ihre Feſtungswerke wurden niedergeriſſen; man ließ ihnen indeſſen wenigſtens ihr Eigenthum und ihre Gewiſſensfreiheit. Dieſe Eroberung koſtete 40 Millionen; Ludwig XIII. wohnte der Belagerung viele Monate perſönlich bei.

Im folgenden Jahre (1629) endigte ſich der Religionskrieg. Der Herzog von Rohan erhielt, wie bisher immer, vortheilhafte Bedingungen. Die Calviniſten behielten die öffentliche freie Religionsübung. Mit ihren Feſtungen verloren ſie die Stütze zur Unterhaltung des Bürgerkrieges.

Noch vor Beendigung dieſes Krieges fing man einen andern in Italien an, um Carl Gonzaga, Herzog von Nevers und rechtmäßigen Erben des im Jahre 1627 verſtorbenen letzten Herzogs von Mantua, Vincenz, in den Beſitz dieſes Herzogthums zu ſetzen. Er hatte den Kaiſer, den König von Spanien, den Herzog von Savoyen, Carl Emanuel, und faſt alle Italiener gegen ſich; aber Frankreich triumphirte. Ludwig ging an der Spitze einer Armee ab, überwältigte den feſten Paß Suſa; zwang den Herzog von Savoyen, ſich mit ihm zu vereinigen; nöthigte die Spanier, die Belagerung von Caſal aufzuheben, und kam zurück, die Hugenotten zu bekriegen. In dem zweiten Feldzuge (1629) gab Richelieu, der mit unbegränzter Macht zum erſten

Miniſter ernannt war, viele Beweiſe ſeiner kriegeriſchen Talente. Carl Emanuel, der ſeinem Vertrage entgegen gehandelt hatte, ward von allen Seiten in die Enge getrieben. Man nahm ſeine Feſtungen ein, und er ſtarb vor Kummer. Mantua wurde gegen das Ende des Jahres 1630 von den Kaiſerlichen, die ſich dieſes Herzogthums bemeiſtert hatten, geräumt.

Indem Richelieu die Tapferkeit des Königs in dem italieniſchen Kriege beſchäftigte, hatte er ſich vor den Ränken des Hofes Ruhe zu ſchaffen geglaubt. Als aber Ludwig in Savoyen krank geworden, und nach Lyon, wo ſeine Krankheit äußerſt gefährlich ward, zurück gekommen war, bedienten ſich die beiden Königinnen, Maria von Medicis und Anna von Oeſterreich, ſeiner Schwäche, und brachten ihn zu dem Entſchluſſe, den Cardinal zu ſtürzen. Doch nach der Wiedergeneſung des Königs zerſtreute Richelieu das Ungewitter, das er übrigens bald mit vergrößerter Gewalt gegen ſich aufſteigen ſah. Schon dachte er auf ſeine Entfernung vom Hofe, und wie er ſeine Schätze in Sicherheit bringen könne. Aber er fand glücklicherweiſe ein Mittel, vor Ludwig gelaſſen zu werden; und gleich bei der erſten Zuſammenkunft mit dem Könige änderte ſich Alles.

Die Rache des Miniſters glich ſeiner Macht. Er ließ den Siegelbewahrer Marillac, ſo wie auch den Marſchall Marillac, der damals die Armee in Piemont commandirte und ein Mann von großen Verdienſten war, in Verhaft nehmen. Er ſetzte eine Commiſſion nieder, den Letztern zu richten, die höchſt leidenſchaftlich verfuhr, ohne im geringſten auf Recht zu ſehen. Der Prozeß betraf Mißbräuche des Commandos, woran man längſt gewöhnt war, und der Marſchall ſtarb auf dem Schaffote. Sogar die Königin Mutter mußte der Rache des Cardinals zum Opfer dienen. Sie ward zu Compiegne als eine Gefangene gehalten, und entwich nach Brüſſel, wo es ihr ſelbſt an dem Nöthigſten mangelte.

Gaſton, des Königs Bruder, entfernte ſich nach Lothringen, um ſich, wie er ſagte, vor der Tyrannei in Sicherheit zu ſetzen. Man erklärte diejenigen, die in ſeinem Gefolge waren, des Verbrechens der beleidigten Majeſtät ſchuldig. Er griff bald darauf zu den Waffen, und vermochte den Marſchall von Montmorenci, an ſeiner Empörung Theil zu nehmen. Richelieu übte neue Rache. Der brave Montmorenci, der kurz vorher bei Vegliana die Kaiſerlichen, die Spanier und die Truppen des Herzogs von Savoyen geſchlagen hatte, der von Jedem geliebt ward, um deſſen Gunſt ſich Jedermann bewarb, und deſſen Reue Begnadigung verdiente, ward ohne Erbarmen dem Henker überliefert.

Zu der Zeit, da in Frankreich ſo viele ſchreckliche Hinrichtungen die Zeiten der Regierung Ludwigs XI. wieder hervorzurufen ſchienen, nährte Richelieu den Krieg in Deutſchland. Um ſich unentbehrlich zu machen, und von Verſchwörungen und Unruhen geängſtigt, beſchloß nun Richelieu, Krieg gegen das geſammte Haus Oeſterreich zu führen, als das einzige, wenn auch etwas gewagte Mittel, ſich auf der Höhe ſeiner Macht zu erhalten. Die Umſtände waren äußerſt günſtig, um Spanien mit Erfolg angreifen zu können. Noch in Krieg mit den Niederlanden verwickelt, deren Flotten ſich nicht nur vieler portugieſiſcher Colonien in Oſtindien, ſondern auch Braſiliens bemächtigten, hatte es mit dieſer Republik genugſam zu thun. Moritzens Nachfolger, der Prinz Friedrich Heinrich von Oranien, hatte ſich gegen die Spanier furchtbar genug zu wehren gewußt, er hatte mehrere Städte, unter denen Maſtricht, eingenommen, und den kaiſerlichen Feldherrn Pappenheim geſchlagen. Spanien war ſo ſehr gedemüthigt, daß es den Niederlanden einen ſo vortheilhaften als ehrenvollen Frieden anbot, ohne daß dieſe ſich nur in Unterhandlungen einzulaſſen für gut fanden. Richelieu ging nun einen Vertrag mit dieſem Staat ein, in welchem man ſchon die Ver-

theilung ſeiner Provinzen feſtſetzte, ſo gewiß ſchien man ſeiner Sache. Er kündigte dem Statthalter, Cardinal-Infanten, den Krieg an, wozu er den Vorwand an einem Unternehmen fand, welches die Spanier gegen den mit Frankreich verbündeten Churfürſten von Trier gemacht hatten. Da jedoch die franzöſiſchen Finanzen ſich in ſehr ſchlechtem Zuſtande befanden, und Richelieu ſich ungeheuere Verſchwendungen zu Schulden kommen ließ, und für ſich jährlich mehr als vier Millionen gebrauchte, eine enorme Summe zu jener Zeit, ſo wußte er ſich nicht anders zu helfen, als durch die ſogenannten **edits bursaux**, Verordnungen, außerordentliche Geldbeiträge in die Schatzkammer zu liefern, ein Mittel, das eben ſo ſchädlich als bei der Nation verhaßt war. Es wurde dieſerhalb ein ſogenanntes **lit de justice** gehalten, bei welchem man die Parlamentsverſammlung zwang, 42 dieſer **edits bursaux**, ohne ſie unterſucht, ja ohne ſie auch nur geleſen zu haben, zu regiſtriren! Dabei litten die Heere in Flandern und Deutſchland bittern Mangel, und außer im Veltlin war man im erſten Feldzuge überall unglücklich. Der Marſchall von Crequi vermochte in Italien nichts auszurichten, obgleich er die Herzoge von Savoyen und Parma zu Bundesgenoſſen hatte. Die Niederländer, welche einerſeits die Franzoſen fürchteten, bewieſen ſich auch nicht ſehr thätig, denn ſie glaubten, Frankreichs Macht würde ihrer Freiheit gefährlich werden, und außerdem hielten es die Flamänder noch mit den Spaniern, weil dieſe ihre Privilegien ehrten und ſie ſchonten.

Richelieu ſollte aber noch weit mehr ins Gedränge kommen, denn der Cardinal-Infant drang mit dem Herzoge von Lothringen und mit Johann von Werth bald in Frankreich und die Picardie ein; die Feinde gingen über die Somme, nahmen Corbie, und ſchon zitterte man in Paris ſelbſt, wo ſich beſonders bei Hof Furcht und Schrecken verbreiteten. Jetzt griffen die Spanier Guienne an und verwüſteten Burgund, wußten aber ihre errungenen

außerordentlichen Vortheile nicht zu benutzen, und mußten ſogar die Belagerung der kleinen burgundiſchen Stadt St. Jean de Lone, die ſich auf das äußerſte vertheidigte, wieder aufheben, und ſo hatte der Einfall der Spanier faſt gar keine andere Folge, da ſie ihr außerordentliches Glück nicht zu benutzen verſtanden, als daß ſich der Haß und der allgemeine Unwille gegen Richelieu außerordentlich ſteigerte, indem man dieſem allein die erfolgten Unglücksfälle zuſchrieb. Das Volk, ſo wie die Großen haßten den Miniſter gleich ſtark; erſteres erdrückte er mit Steuern, und die andern erbitterte ſeine Herrſchſucht im höchſten Grade; ſie ſpannen unaufhörlich Ränke, um ſeinen endlichen Sturz herbeizuführen, und ſeine Lage wurde mit jedem Tage gefährlicher.

Der Herzog von Orleans und der Graf von Soiſſons, denen er doch das Commando über das Heer in der Picardie gegeben hatte, verſchworen ſich ſogar zum Untergange des Cardinal-Miniſters, und beſchloſſen, ihn in den Zimmern des Königs ſelbſt ermorden zu laſſen, denn ſie glaubten, ſich ſeiner nicht anders entledigen zu können. Als aber der Moment der Ausführung gekommen war, da befiel den Herzog von Orleans eine ſolche Bangigkeit und Furcht, daß er es nicht wagte, das verabredete Zeichen zu dem Meuchelmorde, das von ihm ausgehen ſollte, zu geben, und die Sache unterblieb, während die Verſchwörer ihr Heil in der Flucht ſuchten. Hierauf verſuchte der Pater Cauſſin, ein Jeſuit und Beichtvater des Königs, das auszuführen, was dem Herzog von Orleans und ſeinen Mitverſchwornen nicht geglückt war. Cauſſin galt Alles bei Ludwig XIII., war aber weder ſehr klug, noch beſaß er große Talente. Er ſuchte ſein königliches Beichtkind zuerſt möglichſt gegen den Miniſter aufzubringen, indem er dieſen dem König als einen Beſchützer der Ketzer, als einen, der alle Gewalt unrechtmäßigerweiſe an ſich geriſſen, darſtellte, und ihn als einen Tyrannen und Unterdrücker des Staats und der Königin Mut-

ter ſchilderte, und den König aufmunterte, den verhaßten Cardinal zu ſtürzen. Allein der überſchlaue Richelieu wurde bald gewahr, woher der ſchlimme Wind kam, und ſtatt, daß er geſtürzt wurde, mußte der etwas einfältige Beichtvater weichen und wurde verwieſen. Er war ohnehin nicht ſehr gut auf die Jeſuiten zu ſprechen, da er ſie für die geheimen Verfaſſer der Schmähſchriften hielt, welche gegen ihn und ſeine Verwaltung erſchienen und allenthalben ausgetheilt wurden. Als aber gar eine aufrühriſche Schrift des Jeſuiten Santarelli erſchien, wollte er den ganzen Orden aus Frankreich verbannen, allein das große Anſehen, in welchem derſelbe ſtand, und die ſchlangenglatte Gewandtheit der Jeſuiten wußten das Ungewitter wieder abzuwenden.

Der Krieg wüthete indeſſen fort, troß aller Bemühungen des Pabſtes Urban VIII., der die Mächte gerne auszuſöhnen wünſchte, und troß aller, freilich nicht ſehr aufrichtig gemeinten Unterhandlungen. Auch das Veltlin ging wieder verloren, weil man den dort commandirenden Herzog von Rohan nicht hinlänglich unterſtützte. An den Küſten der Provence wurden jedoch die Inſeln St. Margret und St. Honoret, welche die Spanier 1635 eingenommen hatten, wieder erobert. Der Prinz von Condé konnte Fontarabia nicht erobern, und Richelieu bediente ſich dieſes Mißgeſchicks zum Vorwand, um ſich an dem ihm verhaßten Herzog von Valette zu rächen, den man beſchuldigte, den Prinzen nicht gehörig unterſtützt zu haben. Es wurde deßhalb eine Art Kriegsgericht niedergeſetzt, das der König ſelbſt präſidirte, und welches den Herzog verurtheilte, im Bildniß hingerichtet zu werden.

So glücklich auch anfänglich Spanien im 30jährigen Kriege war, der für dieſes Land 25 Jahre dauerte, ſo verlor es doch faſt am meiſten bei demſelben. Eine große Flotte, die gegen Schweden zu ſegeln beſtimmt war, richtete der niederländiſche Admiral Tromp an den Küſten von England zu Grund; bald dar-

auf eroberte die Republik auch Malacca in Indien, und wurde auf ſpaniſche Koſten immer mächtiger.

Die unglücklichen Caſtilianer hatten faſt ausſchließlich die Laſten und Auflagen zu tragen, da ſich die andern ſpaniſchen Provinzen weigerten, zu denſelben gehörig beizutragen, indem ſie ihre Privilegien vorſchützten, weßhalb der Herzog von Olivarez, der gerne eben ſolche Willkür in Spanien wie Richelieu in Frankreich ausübte, von dieſen Provinzen mit Gewalt erzwingen wollte, was man bedurfte; dies war jedoch unklug genug, da man auf dem Weg der Güte und der Nachgiebigkeit weit eher was erlangt haben würde. Olivarez befahl den Cataloniern, Soldaten und Geld zu liefern, dieſe aber ſandten Abgeordnete an den Hof, um dagegen zu proteſtiren, und da ſie nun daſelbſt eine kühne Sprache führten, ſo ließ man ſie in Verhaft nehmen.

Noch andere in der Provinz begangene Gewaltthätigkeiten brachten dieſes von Natur unlenkſame Volk auf; man entweihte, man raubte daſelbſt geheiligte Geräthe. Der Biſchof von Gironne ſchleuderte Bannſtrahlen gegen die Kirchenräuber. Dies war das Zeichen zum Aufruhre. Barcelona empörte ſich, und der Aufruhr ward allgemein. Die Catalonier wollten eine Republik errichten, weil ſie aber zu ſchwach waren, um es mit der Macht Philipps IV. aufnehmen zu können, ſo unterwarfen ſie ſich im Jahre 1641 der Krone Frankreichs.

Noch ſeltſamer war die Revolution in Portugal. Voll Kummer über ſo manchen erlittenen Verluſt, in der äußerſten Schwäche tief gedemüthigt, von dem ſchweren ſpaniſchen Joche gedrückt, und vom Nationalhaſſe aufgebracht, dachten die Portugieſen ſeit langer Zeit darauf, wie ſie ihre Ketten zerbrechen könnten. Eine Verordnung, die dem Adel bei Strafe der Einziehung der Lehen anbefahl, zur Bezwingung Cataloniens die Waffen zu ergreifen, erfüllte das Maß der Erbitterung. Seit drei Jahren war eine

geheime Verſchwörung zum Beſten des Herzogs von Braganza angeſponnen, deſſen Familie von Philipp II. ihrer Rechte auf die Krone beraubt worden war. Plötzlich führten die Verſchwornen ihre Abſicht aus. Zwei Männer wurden ihr Opfer, der Miniſter Vasconcellos, dieſer Unterdrücker des Vaterlandes, und deſſen Secretär. Der furchtſame Herzog von Braganza ließ ſich endlich, ermuntert von ſeiner Gemahlin, einer Spanierin, unter dem Namen Johannes IV. krönen. Liſſabon überließ ſich ruhig der Freude; außerhalb Liſſabon widerſetzte ſich Johann IV. faſt nichts mehr; die Spanier verſchwanden, und Portugal hatte bloß einen andern Herrn erhalten.

Philipp wußte bei ſeiner ſchimpflichen Fühlloſigkeit noch von nichts, während ganz Europa mit dem Gerüchte von dieſem außerordentlichen Ereigniß angefüllt war. Man mußte es ihm doch endlich bekannt machen. „Sire,“ ſagte Olivarez zu ihm, „der Herzog von Braganza hat die Thorheit begangen, ſich zum Könige von Portugal erwählen zu laſſen; Sie werden dadurch zwölf Millionen an confiscirten Gütern gewinnen.“ Der König antwortete: „Man gebe dazu Befehl!“ und fuhr in ſeinen Beluſtigungen fort. Durch ſolche Beiſpiele ermuthigt, dachten auch die Neapolitaner auf eine Empörung; die Verſchwornen wollten das Königreich Neapel Frankreich unterwerfen. Der Aufruhr über die neue Obſt- und Fruchtacciſe brach 1647 unter Anführung des Fiſchers Maſaniello aus. Als dieſer wahnſinnig geworden war, nöthigte das Volk den Toraldo, Prinzen von Maſſa, Generalcapitän zu werden, der bei aller im Herzen behaltenen Liebe für ſeinen König dadurch unglücklich ward. Der Büchſenmacher, Gennaro Anneſi, der das Haupt des Volkes geworden war, ſuchte Hülfe bei den Franzoſen. Heinrich II., Herzog von Lothringen und Guiſe, beſetzte Neapel, und ward Generaliſſimus. Don Innigo Velez de Gonvara, Comte de Ognata, kam 1648

als neuer Vicekönig zu Neapel an, welches durch einen Generalſturm, und noch mehr durch Einverſtändniß mit den bisherigen Häuptern des Volkes, an ſeinen alten Herrn kam. Der Herzog von Guiſe kam in ein hartes Gefängniß.

Ehe Philipp IV. Catalonien und Portugal einbüßte, hatten zwei ruhmvolle Feldzüge die Ehre der franzöſiſchen Waffen wieder hergeſtellt. Der Graf von Harcourt eilte, nach einem über den Marquis von Leganez bei Caſal erfochtenen Sieg, Turin zu belagern. Der Prinz Thomas von Savoyen, der Meiſter von der Stadt war, belagerte die Citadelle, und Harcourt ſelbſt ward in ſeinem Feldlager von dem Marquis von Leganez belagert. Er hielt eine 22tägige Hungersnoth aus, und erreichte, ſo vieler Hinderniſſe ungeachtet, ſeinen Zweck. „Ich möchte lieber General Harcourt als Kaiſer ſeyn,“ ſagte Johann von Werth, indem er dieſe Heldenthat bewunderte. Auf einer andern Seite eroberten drei franzöſiſche Marſchälle die Stadt Arras, die nach einem alten Sprüchworte unüberwindlich ſeyn ſollte; vier zur Rettung derſelben von dem Cardinal-Infanten gelieferte Schlachten dienten nur, dieſe Eroberung noch mehr zu verherrlichen.

Alles ſchmiegte ſich jetzt unter die Gewalt des Cardinals Richelieu, aber Alles beſchuldigte ihn der Ungerechtigkeit und Tyrannei. Er trat die Großen des Reiches eben ſo gut als das Volk mit Füßen. In Anſehung der Finanzen bediente er ſich der gehäſſigſten und ſchädlichſten Hülfsmittel. Vermöge einer in einem lit de justice bekannt gemachten Erklärung ward befohlen, alle die Regierungsgeſchäfte betreffenden Edicte ohne alle Berathſchlagung des Parlaments zu regiſtriren, und was die Finanzedicte betraf, ſie zu regiſtriren, ſobald der König nach vernommenen Gegenvorſtellungen ſolches befehlen würde. Der Miniſter ſchaltete mit Allem, wie es ihm einfiel. Unter einer ſolchen Regierung gab es der Unzufriedenen viele, die unaufhörlich Empörung athmeten.

DER TEMPEL

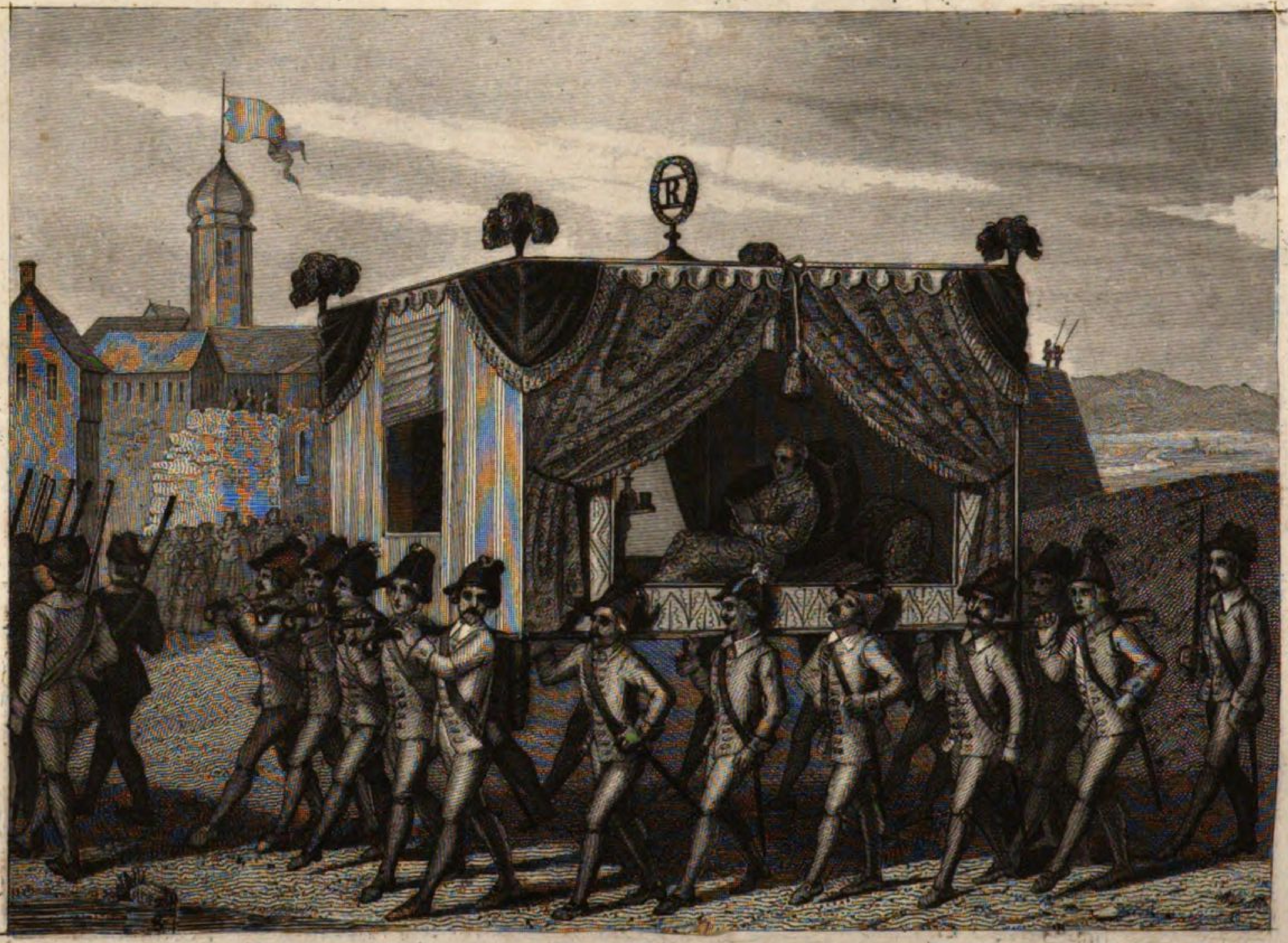
gest. von J. Kirchenhein in Offenbach a/m. 1

Der Graf von Soiſſons hatte ſich, um ſich zu retten, im Jahre 1636 vom Hofe entfernt. Nachdem er nach Sedan geflüchtet war, mit den Herzogen von Bouillon und von Guiſe ſich vereinigt und mit Spanien einen Vergleich getroffen hatte, brachte er Truppen zuſammen, und fing den Bürgerkrieg an. Er gewann eine Schlacht über den Marſchall von Chatillon, der ſich durch die Eroberung der Stadt Arras den größten Ruhm erworben hatte. Wäre er nicht in dem Treffen getödtet worden, ſo hätte ſein Sieg von wichtigen Folgen ſeyn können. Bouillon, regierender Herr von Sedan, trat eiligſt in Unterhandlung, behielt aber die Geſinnungen eines Empörers.

Kaum war dieſer Sturm vorüber, als ſich ein neuer erhob. Der König konnte nicht ohne einen Günſtling leben. Er ließ ſeine verdrießliche Laune in jenen vertraulichen Zuſammenkünften aus, in welchen ſich ein ſchwacher Geiſt furchtſam wegen des Zwanges rächt, den er außer denſelben erdulden muß. Dem Miniſter, der ſich immer in Gefahr ſah, war es gelungen, die Gunſt des Königs dem jungen Cinqmars, Sohn des Marſchalls von Effiat, zuzuwenden, in der Hoffnung, daß derſelbe ſich dafür erkenntlich beweiſen und ſich völlig von ihm würde leiten laſſen. Er irrte ſich jedoch.

Cinqmars, der, zum Oberſtallmeiſter erhoben, viele lange Weile beim Könige fand, und noch mehr eiferſüchtig über die Macht des Miniſters war, beſchloß, Richelieu zu ſtürzen. Er ſchmiegte ſich daher gänzlich nach dem Geſchmacke und nach den Launen Ludwigs, mit dem er früher zu zanken und ihm zu widerſprechen kein Bedenken getragen hatte. Es koſtete ihm keine Mühe, die Herzoge von Orleans und Bouillon zur Empörung geneigt zu machen. Vermöge eines in des Erſtern Namen mit Spanien geſchloſſenen Vergleiches ſollten die Spanier in das Königreich rücken, um der Regierung eine andere Geſtalt zu ge-

ben. Man hatte die größte Macht des Kriegs gegen Rouſſillon gewandt. Die Wiedervereinigung dieſer Provinz mit der Krone war eine des Miniſteriums würdige Unternehmung. Ludwig, der jetzt mehr als jemals für ſeinen Liebling eingenommen war, führte dabei in Perſon das Commando. Richelieu's Fall war beſchloſſen, und aller Wahrſcheinlichkeit nach ſo gewiß, daß man laut davon redete. Krank und voll der bängſten Beſorgniſſe, erwartete er zu Tarascon das Aeußerſte, als er durch ein ſonderbares Glück das Bündniß der Aufrührer mit Spanien entdeckte, und den König ſogleich davon benachrichtigte. Dieſer war anfangs zweifelhaft, und wußte nicht, was er glauben ſollte, bis er ihm endlich die Augen öffnete. Cinqmars ward in Verhaft genommen, ſo auch der Herzog von Bouillon, dem man unvorſichtiger Weiſe eine Armee anvertraut hatte, zu Caſal, wo er das Commando führte. Ihr Vertrauter, de Thou, Sohn des berühmten Geſchichtſchreibers, konnte der Rache nicht entgehen. Richelieu triumphirte über ſeine Feinde, und ließ ihnen eiligſt den Proceß machen. Der Oberſtallmeiſter und de Thou wurden zu Lyon unter den Augen und nach dem Willen des Cardinals zu gleicher Strafe verurtheilt; ſie wurden enthauptet. Der Letztere war nur deßwegen ſtrafbar, weil er eine Verſchwörung, die er mißbilligte, nicht entdeckt hatte. Der Herzog von Bouillon erkaufte ſich die Begnadigung, indem er das Fürſtenthum Sedan der Krone abtrat; doch erhielt er nachmals dagegen tauſchweiſe anſehnliche Ländereien. Der ſchwachſinnige Herzog von Orleans, Gaſton, der ſeine Freunde auf das Schaffot brachte, gab die Beweiſe an, wodurch das Verbrechen der Andern außer Zweifel geſetzt ward, und ließ es ſich gefallen, von nun an als ein Privatmann zu leben. Man erzählt, daß Ludwig XIII. nach ſeiner Rückkunft in Paris, indem er an dem Tage, da ſein geweſener Liebling hingerichtet werden ſollte, nach ſeiner Uhr ſah, ge-



RICHELIEU'S REISE NACH PARIS.

ſagt habe: „In einer Stunde wird es dem Herrn le Grand, dieſen Titel hatte Cinqmars bei ſeiner Erhebung zum Oberſtallmeiſter erhalten, übel gehen." Der Cardinal verbarg ſeine Leidenſchaften wenigſtens mit einem Schein der Größe. Er ſchrieb nach der Hinrichtung an den König: „Eurer Majeſtät Feinde ſind in der Gruft und Ihre Truppen im Beſitze von Perpignan." Dieſe wichtige Stadt war nämlich von den franzöſiſchen Waffen erobert worden. Richelieu näherte ſich jetzt dem Grabe, aber ſeine Prachtliebe und Herrſchſucht ſtarben nicht. Erſchöpft von Krankheit, begab er ſich nach Hofe, reiſ'te von Lyon nach Paris in einer ungeheuer großen Sänfte, die alle Bequemlichkeiten eines Schlafzimmers hatte, auf Stangen ruhte, und von **18** Perſonen auf den Schultern getragen ward. Da ſie ſo groß war, daß ſie durch die Thore der Städte und Feſtungen, wodurch der Weg ging, nicht hätte kommen können, ſo wurden die Mauern derſelben eingeriſſen. Er glaubte den Monarchen zu überleben, und dachte darauf, wie er ſich der vormundſchaftlichen Regierung verſichern könnte. Eine eitle Erwartung. Der Tod überfiel ihn im **57**ſten Jahre ſeines Alters. Ludwig **XIII.** ſtarb im folgenden Jahre (**1643**). Seine Mutter, Maria von Medicis, war ſo eben zu Cöln als eine Verwieſene und in großer Dürftigkeit geſtorben.

England.

Carl I.

Wir kommen jetzt zu einem hochwichtigen Zeitpunkt in der engliſchen Geſchichte, in welcher die Freiheit dieſes Volkes tiefe Wurzeln ſchlug.

Jakob **I.** hatte auf eine unkluge Weiſe die Grundſätze des Despotismus und der Willkür geltend zu machen geſucht, und da-

durch das Volk nicht nur erbittert, ſondern auch den Thron ſelbſt den gefährlichſten Angriffen des Parlaments ausgeſetzt, wodurch eine allgemeine Gährung entſtanden war.

Carl I. ſuchte die Grundſätze ſeines Vaters, die zu den Zeiten der Tudors freilich nicht beſtritten wurden, ebenfalls in Ausübung zu bringen, wodurch ſeine ſonſtige Liebenswürdigkeit nicht nur ſehr in Schatten geſtellt wurde, ſondern er auch ſeinem unfehlbaren Untergang entgegen ging. Das Unterhaus klagte ſchon **1626**, im zweiten Jahre ſeiner Regierung, ſeinen Günſtling und Miniſter Buckingham an. Der König aber unterdrückte die Anklage, verbot die fernere Erwähnung derſelben und begehrte ſchleunigſt Subſidien, gab zugleich zu verſtehen, daß, wenn man ſich unterſtände, ihm dieſelben zu verweigern, er andere nachdrückliche Maßregeln zu ergreifen und den ihm ungünſtigen Verſammlungen ein Ende zu machen wiſſe. Bei dieſer Drohung ließ er es aber nicht bewenden, ſondern ließ ſogar zwei Parlamentsglieder ins Gefängniß werfen. Das Unterhaus aber erklärte, bevor dieſe beiden Gefangenen in Freiheit ſeyen, ſich auf nichts einlaſſen zu können. Carl war nun gezwungen, die beiden Männer wieder frei zu geben, jedoch ohne allen Nutzen für ihn, denn nun begannen die Debatten wieder mit weit größerer Erbitterung und Widerſpenſtigkeit gegen ſeine Anträge. Er löſ'te nun das Parlament auf, und trieb die ihm nöthigen Gelder mit Gewalt ein, wodurch das Volk immer unzufriedener wurde, und der König deſſen Liebe immer mehr verſcherzte.

Zu Gunſten der Rocheller hatte man ſich mit Frankreich in Krieg verwickelt, wodurch Carl I. genöthigt war, **1628** abermals das Parlament zuſammenzurufen. Allein dieſes Parlament zeigte ſich noch weit widerſpenſtiger als das vorhergehende. Das Unterhaus entwarf die berühmte „Bitte um Recht,“ wodurch es verlangte, daß fernerhin Niemand mehr ohne Bewilligung des

Parlaments zu irgend einer Steuer, Abgabe oder Auflage, unter welchem Titel ſie auch nur immerhin gefordert werde, gezwungen werden könne; auch kein Bürger deßhalb gedrückt oder auf königlichen Befehl verhaftet werden ſolle. Das Oberhaus ſuchte zwar die Faſſung der Bill zu mäßigen, allein das Unterhaus gab nicht nach, und der König war gezwungen, ſie anzuerkennen, um die ihm ſo wichtigen Subſidien zu erhalten.

Unterdeſſen war ſein Günſtling und Miniſter, der verhaßte Herzog von Buckingham, ermordet worden. An dem Tage, an welchem man ihn im Unterhaus für die Urſache der Drangſale, welche das Volk belaſteten, erklärte, wurde ſein Arzt von einem Volkshaufen in den Straßen ermordet, und bald darauf las man an einer Mauer eine Schrift, welche Folgendes enthielt:

Frage. Wer regiert das Reich?

Ant. Der König.

Fr. Wer regiert aber den König?

Ant. Der Herzog.

Fr. Wer aber den Herzog?

Ant. Der Teufel. Der Herzog aber ſehe zu, ſonſt wird er eben ſo bedient werden, wie ſein Doctor.

Bald darauf war dies auch in der That der Fall. Ein Mann, Namens Felton, ein geweſener Officier, der aus dem Dienſt getreten war, weil ihm neuerdings Andere vorgezogen worden waren, erſtach ihn mit einem Meſſer in die linke Bruſt, welches er in der Wunde ſtecken ließ. Er ſagte aus, daß er geglaubt, mit deſſen Mord Gott, dem Land und der unglücklichen Nation einen Dienſt zu leiſten. Buckingham war erſt 36 Jahr alt, als er auf dieſe Weiſe um ſein Leben kam. Wahrſcheinlich aber würde er durch Henkershand umgekommen ſeyn, wäre er nicht ermordet worden; er ſollte eben mit der Flotte nach La Rochelle abgehen.

Nach Buckinghams Tod ließ die Unzufriedenheit keines-

wegs nach, ſondern wuchs noch nach der Einnahme von La Rochelle. Das Parlament verbot **1629**, der Krone das Wag- und Tonnengeld zu bezahlen, welches von den ein- und ausgehenden Kaufmannsgütern erhoben wurde, und bisher, ſeit den Zeiten Heinrichs **IV.**, noch immer den Königen bei dem Antritt ihrer Regierung war bezahlt worden. Carl **I.** hieß das Parlament jetzt abermals auseinander gehen, und machte Frieden mit Frankreich und Spanien, um nicht mehr in dem Fall zu ſeyn, Geldbewilligungen verlangen zu müſſen. Den Grafen von Strafford ernannte er nun zu ſeinem Miniſter. Indeſſen konnte der König nicht ohne Subſidien bleiben, und ſchrieb deßhalb neben den gewöhnlichen Krongeldern noch das Schiffsgeld aus. Ein gewiſſer Hambden weigerte ſich aber, daſſelbe zu bezahlen, und wurde deßhalb vor die Königsbank geführt, wo ihn die Richter, trotz dem, daß ſeine Advokaten behaupteten, das Schiffsgeld ſtreite gegen die Rechte der Nation, für ſchuldig erklärten. Einige andere Handlungen der Willkür, die ſich der König erlaubte, erbitterten die Gemüther immer mehr. Außerdem brachte Carl **I.** auch noch die Schwärmer gegen ſich auf, namentlich die Puritaner und Presbyterianer, die erſteren beſonders, welche auch jeden Schatten von Pabſtthum als ein Satanswerk betrachteten. Carl wollte gewiſſe Ceremonien beim Gottesdienſt wieder einführen, unterſtützte die Biſchöfe zu dieſem Zwecke, und gab beſonders den Vorſchlägen Lauds, Erzbiſchofs von Canterbury, Gehör, der einen übertriebenen religiöſen Eifer zeigte und ſehr unternehmend war. Dieſer hatte in England wieder Ceremonien eingeführt, die dem katholiſchen Gottesdienſt ſehr ähnlich waren, und dabei viel geiſtlichen Despotismus verriethen. Carl wollte nun auch Schottland dem engliſchen Kirchengebrauche unterwerfen, und befahl die Ausübung deſſelben in dieſem Reiche. Als aber der Dechant von Edinburg dieſem Befehle nachkommen wollte, ſchrie das Volk: „Der Antichriſt,

der Pabſt, ſtürzt ihn!“ und ganz Schottland gerieth in Aufruhr. Man verpflichtete ſich durch Eide, die Religion gegen das abſcheuliche Pabſtthum zu ſchützen, und machte zu dieſem Zweck ein Bündniß, das man den Covenant nannte, das bald ſo furchtbar wurde, daß der König für gut fand, die befohlene Liturgie wieder abzuſtellen, wenn man nur dem Covenant entſagen wollte. Aber vergeblich, die Leute erklärten, eher ihrem Taufbund entſagen zu wollen, und ſchafften in einer General-Synodal-Verſammlung nicht nur die Liturgie, ſondern auch die biſchöfliche Würde ab. Man rüſtete ſich nun zum Bürgerkrieg, befeſtigte Leith, und eine Prophetin begeiſterte die ganze Nation, ſo daß ſelbſt Frauen die Hände zur Befeſtigung mit anlegten.

Dem König blieb nun freilich nichts Anderes übrig, als ſeine Unterthanen zu bekriegen, und die Katholiken ſchafften ihm Geld zu dieſem Zwecke. Die Schotten unterwarfen ſich ſcheinbar, als Carl nahte, der einen fruchtloſen Vergleich mit ihnen ſchloß; denn kaum war dieß geſchehen, als ſie ſich von neuem empörten. Da Carl keine andere Hülfsquellen, ſich Mittel zu verſchaffen, mehr beſaß, ſo berief er endlich nach 11 Jahren wieder das Parlament, fand es aber wo möglich noch tauber und unempfindlicher für ſein Anſuchen als früher, und entließ es abermals. Es gelang ihm jedoch mit Hülfe Lauds, Straffords und einiger andern Großen, die ſeine Abſichten begünſtigten, wieder ein Heer zuſammenzubringen, was jedoch nicht verhindern konnte, daß die Schotten in England eindrangen und New-Caſtle wegnahmen. Carl, der ſich anfänglich kühn und ungeſtüm bewies, zeigte ſich bald eben ſo furchtſam und ſchwach. Er hatte Jedermann gegen ſich aufgebracht, und mußte bald darauf in Allem nachgeben, wodurch ſein Anſehen ſo ſehr litt, daß man ihn faſt noch mehr verachtete als haßte. Vier Parlamente hatte er bereits aufgelöſ't, und berief nun ein fünftes.

Dieſe Verſammlung, in der die Schwärmerei der Puritaner

der republikaniſchen Denkart freien Lauf ließ, fing mit einem kühnen und entſcheidenden Schritt an. Das Unterhaus klagte Laud und Strafford des Hochverrathes an. Das Oberhaus ließ die beiden Angeklagten in Verhaft nehmen. Man ſchaffte das Schiffsgeld ab, tadelte die Regierung, und tobte wider die Kaholiken.

Der unbeſonnene Eifer der Königin, der Prieſter, der Jeſuiten, ſo wie ein päbſtlicher Nuntius, den ſie am Hofe hielt, gaben Anlaß zu Beſchwerden und Verfolgungen.

Carl gab nach. Man bewog ihn ſogar, zu bewilligen, daß das Parlament alle drei Jahre ſich verſammeln ſolle, und, einmal verſammelt, binnen 14 Tagen, ohne Bewilligung beider Häuſer, weder prorogirt, noch aufgelöſ't werden könne. Der größte Fehler des Königs war der, daß er ſeinen Miniſter aufopferte. Nach einem langen Prozeſſe ward Strafford, unter dem Vorwande einiger eigenmächtigen Handlungen, welche die alte Gewohnheit und die Nothwendigkeit genugſam rechtfertigten, zum Tode verurtheilt. Die Empörer belagerten den königlichen Pallaſt, um den König zur Unterzeichnung des Bluturtheils zu zwingen. Der rechtſchaffene Strafford bat den König ſchriftlich, ſein Urtheil zu unterzeichnen; als ſolches aber von dem Könige geſchehen war, gerieth er in Erſtaunen, und rief voll Unwillens: „Verlaſſet euch nicht auf Fürſten, denn bei ihnen iſt keine Hülfe.“

Carls Einwilligung in die Hinrichtung ſeines Miniſters, hieß ſeinen eigenen Kopf dem Beile bloßſtellen. Laud ward erſt drei Jahre nachher hingerichtet. Sein Verbrechen beſtand darin, daß er ſeine Staatsvorurtheile mit einem blinden und gewaltthätigen Eifer geltend zu machen geſucht hatte.

Ein ſo außerordentlicher Sieg über die königliche Gewalt riß bald zu andern Unternehmungen hin. Zur Verſicherung eines glücklichen Erfolges derſelben ging eine Bill durch, des Inhalts: „daß das Parlament nicht anders als mit Bewilligung beider Häuſer

könne aufgehoben, prorogirt oder adjournirt werden," wodurch es denn zum Gebieter des Königs gemacht ward. Das hohe Gericht und die Sternkammer wurden abgeſchafft. Die ſchottiſche Armee, die noch beiſammen war, machte die Empörer überaus furchtbar; daher wurde ſie auch mit engliſchem Gelde beſoldet. Man verabſchiedete ſie endlich mit einem vom Parlamente bewilligten Geſchenke von 300,000 Pfund Sterling. Die Unternehmung der Schottländer ward ſogar in dem Friedens-Tractate als eine That gerühmt, welche die Ehre und den Vortheil des Königs zur Abſicht gehabt hätte.

Durch ein beklagenswürdiges Unglück brach auch in Irland die Flamme des Bürgerkrieges wieder aus. Jakob I. hatte daſelbſt die engliſche Polizei und andere Geſetze eingeführt. Unter des Grafen Strafford Regierung war Irland nicht nur der Barbarei entriſſen worden, ſondern man ſah auch daſelbſt den Ackerbau, die Induſtrie und das Seeweſen blühen. Als Katholiken gehorchten die Irländer den Engländern, deren Religion ſie verabſcheueten, äußerſt ungern; und ihr Wunſch war, das Joch der Ketzer abzuſchütteln.

Einige kühne Anführer benützten die Unruhen, von denen die Monarchie erſchüttert ward, und errichteten eine der Pariſer Bluthochzeit ähnliche Verſchwörung. 40,000 Proteſtanten wurden ermordet. Weiber und Kinder machten Männern das grauſame Vergnügen, oder, wie ſie ſich einbildeten, das Verdienſt, das Blut der Opfer vergoſſen zu haben, ſtreitig. Beinahe wäre Dublin in die Gewalt dieſer Rebellen gerathen. Zur Beſchönigung ihres Verbrechens gaben ſie vor, von dem Könige und der Königin zur Ergreifung der Waffen aufgefordert worden zu ſeyn. Sie zeigten ein untergeſchobenes und mit dem von einem andern Patente abgeriſſenen Siegel bekräftigtes königliches Patent vor; und ſchämten ſich nicht, ihren Eifer für die katholiſche Religion mit dem ſchwärzeſten Betruge zu verbinden.

Carl war damals in Schottland, und ließ ſich daſelbſt die

Wiederherſtellung der Ruhe angelegen ſeyn. Hier ward er von dem Blutbade benachrichtigt, und verlangte Beiſtand wider die rebelliſchen Irländer. Des Nationalhaſſes wider die Katholiken ungeachtet bewilligte ihm das ſchottiſche Parlament doch nur ſehr wenige Hülfsgelder. Das engliſche Parlament ergriff ein unüberlegtes Anerbieten des Königs, und übernahm gänzlich das Geſchäft des Krieges. Unter dem Vorwande, ihm beizuſtehen, mehr aber, um ihn ſelbſt zu unterdrücken, erhob es Geld, und brachte Truppen zuſammen. Während er ſich anſchickte, die Rebellen zu beſtrafen, erklärte das Parlament ihn öffentlich für den Stifter der Empörung. Die Puritaner verdoppelten ihre beleidigende Aeußerungen. Die Gemeinen gaben eine Schilderung von dem Zuſtande des Königreiches heraus, welche eine heftige Satyre auf das ganze Betragen des Königs enthielt. Sie erklärten die gewaltſamen Werbungen der öffentlichen Freiheit zuwider, beſchuldigten die Biſchöfe des Hochverraths, weil ſie, beſchimpft von dem Pöbel, ihr Amt im Oberhauſe niedergelegt und gegen Alles, was das Parlament während ihrer Abweſenheit vornehmen würde, feierlich proteſtirt hatten. Ueber das Betragen der Gemeinen aufgebracht, wollte Carl ein abſchreckendes Beiſpiel geben. Er begab ſich perſönlich in das Unterhaus, um fünf Mitglieder des Hochverraths anzuklagen. Der ſeltſame Entſchluß ward verrathen; er fand ſie nicht. Nun ging er ohne Wache auf das Rathhaus, und verlangte, daß man ſie einer geſetzlichen Verfolgung nicht entziehen ſollte. Der Pöbel gerieth in Wuth. Alle Straßen, in welchen ſich der König ſehen ließ, erſchollen vom Geſchrei des Aufruhrs. Bald darauf wurden die fünf Angeklagten wie im Triumphe in das Unterhaus geführt. Bittſchriften, die an das Parlament gerichtet waren, zeigten von einer allgemeinen Empörung; und die Gemeinen nahmen Vorſtellungen von Laſtträgern, von Weibern und ſelbſt von Bettlern an.

Carl verließ London, weil er daſelbſt nicht mehr ſicher war. Die Königin ward von Schwärmern beſchimpft, und nun dachte man von beiden Seiten auf einen unvermeidlichen Krieg. Die Gemeinen gaben durch einen ganz neuen Eingriff in die königlichen Rechte zu dieſem Kriege die Loſung. In der Abſicht, den König zu entwaffnen, und unter der Vorausſetzung, daß die Papiſten mit einer Verſchwörung umgingen, entwarfen ſie eine Verordnung, in welcher ſie die Feldherren und Commandanten in den Feſtungen ernannten, und zugleich feſtſetzten, daß dieſe, ihres Benehmens wegen, allein dem Parlamente Rechenſchaft abzulegen hätten. Man ſchickte Deputirte an den König, bat ihn aufs dringendſte, zu dieſer Verordnung ſeine Einwilligung zu geben, und drohete ihm ſogar; er aber verweigerte ſolches. Alsbald verfügten die Gemeinen das Commando über die Kriegsmacht, und verpflichteten die Befehlshaber, den von beiden Kammern bekannt gemachten Befehlen Seiner Majeſtät Gehorſam zu leiſten. Der Name des Fürſten ſollte den Befehlen des Unterhauſes bloß zum Deckmantel dienen. Der Krieg ward in Manifeſten öffentlich angekündigt. Carl ließ mit den Seinigen zugleich die feindlichen austheilen, ſo ſehr rechnete er auf die Gerechtigkeit ſeiner Sache. Das Parlament hingegen ließ ſich die Unterdrückung der königlichen Manifeſte äußerſt angelegen ſeyn, ſo ſehr fürchtete es die Gründe des Königs, die mit viel Mäßigung abgefaßt waren. In einem dieſer königlichen Manifeſte ward die engliſche Reichsverfaſſung als eine Vermiſchung von monarchiſcher, ariſtokratiſcher und demokratiſcher Regierung dargeſtellt, deren eine der andern das Gegengewicht halte. Dies hatte der Hof noch nie geſagt. So ſchwach er ſich bisher bewieſen hatte, ſo groß war nun ſein Muth. Faſt der ganze hohe Adel, die Vornehmſten zweiten Ranges, und die Anhänger der engliſchen und katholiſchen Kirche ergriffen ſeine Partei. Das Parlament hatte dagegen die meiſten großen Städte und

die Puritaner auf ſeiner Seite. Es hatte die Häfen, die Flotte und die Einkünfte der Nation in ſeiner Gewalt. Inzwiſchen fielen die erſten Feindſeligkeiten zum Vortheile des Königs aus. Man ſiegte in verſchiedenen Schlachten wider die Rebellen, nahm Briſtol ein, belagerte Gloceſter, und verbreitete Schrecken bis nach London. Doch Gloceſter vertheidigte ſich mit unüberwindlicher Hartnäckigkeit. Das Parlament brachte 14,000 Mann zuſammen, und ſchickte jener wichtigen Feſtung den Grafen Eſſex zu Hülfe. Carl mußte die Belagerung aufheben, und das Treffen bei Newbury war eher verloren als gewonnen. Jetzt nahmen auch die Schotten Partei, ſchloſſen einen Bund mit dem engliſchen Parlament, und verpflichteten ſich, das Pabſtthum, ſammt was ihm anhing, ſchonungslos zu verfolgen und beide Reiche zu reformiren. Ein Heer von mehr als 20,000 Schotten ſetzte ſich in Bewegung. Carl ſchloß einen Waffenſtillſtand mit Irland, das ihm einige Truppen gab. Man warf ihm nun vor, die rebelliſchen Katholiken zu ſchonen. Er berief nun diejenigen Parlamentsglieder, von denen er glaubte, daß ſie ihm zugethan ſeyen, nach Oxford, in der Hoffnung, daß die neue Verſammlung eben ſo viel, als die alte, über das Volk vermögen würde. Dieſes Parlament, das der Zahl nach in Anſehung des Oberhauſes viel größer, in Anſehung der Gemeinen hingegen viel geringer, als das Parlament zu London war, verſchaffte ihm bloß einige Hülfsgelder. Das Weſtminſter'ſche Parlament, obſchon es für unrechtmäßig erklärt war, vermehrte unabläſſig diejenige Gewalt, welche es ſo furchtbar machte. Ein gefährlicher Mann, Olivier Cromwell, fing an, in demſelben eine große Rolle zu ſpielen. Er zeichnete ſich unter den Independenten aus, die unter dem großen Haufen der Puritaner vermiſcht waren, und dieſelben an Schwärmerei und Verwegenheit eben ſo ſehr übertrafen, als die Sechzehner die große Ligue in Frankreich. Dieſe Leute, die ihrem Vorgeben nach Eingebungen des heiligen Geiſtes hatten,

die trunken waren von dem Eifer für das Syſtem einer vollkommenen Gleichheit unter allen Menſchen, und ſich nicht begnügten, Prieſter, Biſchöfe und Kirchen=Ceremonien zu verbannen, wollten die königliche Würde gänzlich aufgehoben wiſſen, deren Vorrechte die Puritaner bloß einzuſchränken ſuchten. Cromwell, der zugleich ein Heuchler und ein Schwärmer, unerſchrocken und verſchmitzt, kühn und klug war, der gleiche Fähigkeiten hatte, einen Propheten zu ſpielen, eine Armee anzuführen und einen Staat zu beherrſchen, und der vornehmlich einen bei Marſtan über den Prinzen Robert erfochtenen Sieg bewirkt hatte, Cromwell fing an, ſich zum Herrn des Parlaments und des Königreichs zu machen. Er beklagte ſich über die Langſamkeit ſeines Generals, des Grafen von Mancheſter, und einige Prediger hielten laute Strafreden über die verdorbenen Sitten der Anführer. Cromwell und ſeine Freunde drangen im Parlament auf die Nothwendigkeit einer Reformation. Man machte eine Verordnung der Selbſtverläugnung, wie man ſie nannte, wodurch die Parlamentsglieder, eine ſehr kleine Zahl ausgenommen, von allen Civil= und Kriegsämtern ausgeſchloſſen wurden. Dem zufolge legten Mancheſter, Eſſex und andere Großen ihre Aemter nieder.

Der zum General ernannte Ritter Fairfax bat um Erlaubniß, ſich Cromwells zu bedienen. Dieſer, der ſich wohl in Acht nahm, die Selbſtverläugnungsacte auch auf ſich zu deuten, führte folglich im Namen eines Andern das Commando. Fairfax, ein ehrlicher Mann, aber von ſchwachem Verſtande, ließ ſich immer von den Ränken Cromwells hintergehen. Von nun an ward bei der Armee die ſtrengſte Kriegszucht eingeführt; ſie athmete nichts als presbyterianiſchen Eifer und Schlachtſucht; kannte keine anderen Vergnügungen, als das Gebet und ihre Pflichten; und machte ſich durch dies Alles weit furchtbarer, als die Royaliſten, die über dieſe Scheinheiligkeit ſpotteten, und ſich zu=

gleich einer heilloſen Zügelloſigkeit überließen. Der Prinz Robert, der ſich durch ſeine ungeſtüme Tapferkeit ſchon zu verſchiedenen fehlerhaften Maßregeln hatte verleiten laſſen, beredete den König, eine Schlacht zu wagen, ohne die Hülfstruppen, die nächſtens eintreffen mußten, abzuwarten. Die Rebellen erfochten bei Naſeby, Oxford gegenüber, einen vollkommenen Sieg. Sie erbeuteten das Gepäcke und die Chatulle des Königs, und fanden Abſchriften von ſeinen Briefen an die Königin, welche das Parlament drucken ließ.

Die muthige Königin, eine Tochter Heinrichs IV., war nach Frankreich geflüchtet, nachdem ſie ihrem Gemahle von Holland aus zwei Mal Hülfstruppen zugeführt hatte. Die Gemeinen hatten dieſe Fürſtin des Hochverraths angeklagt. Nach dem Treffen bei Naſeby hatte Carl I. unaufhörlich alle Arten von Drangſalen zu erdulden. Da er in Gefahr ſtand, in Oxford belagert zu werden, ſo ergab er ſich den Schotten, die Newark belagert hielten. Nach einer ſcheinbar ehrerbietigen Aufnahme erpreßte man von ihm einen Befehl an die Commandanten, ihre Feſtungen zu übergeben. Bald darauf verkaufte man ihn für 400,000 Pfund Sterling an das engliſche Parlament. So lange das Parlament den König zum Gefangenen hatte, vermochte es Alles. Dieſe anmaßlichen Vertheidiger der Freiheit waren Unterdrücker der Nation und der Geſetze geworden. Der Despotismus des Parlaments war ärger als der, den man dem Könige vorgeworfen hatte. Die Armee wollte einer ſo haſſenswürdigen Tyrannei abhelfen, um dagegen auf ihrer Seite gleichfalls zu tyranniſiren. Sie bemächtigte ſich der Perſon des Königs, rückte nach London, drang in die Stadt, ſpielte daſelbſt den Herrn und unterdrückte das Parlament. Doch in der Armee ſelbſt erhob ſich die Rotte der Gleichmacher (Levellers), die ſich aus dem Grunde wider die Officiere empörten, weil der heilige Geiſt wolle, daß unter den Auserwählten eine vollkommene Gleichheit ſeyn ſolle.

Cromwell drang plötzlich an der Spitze ſeines Regiments in die Verſammlung der Gleichmacher, machte ihnen heftige Vorwürfe, tödtete zwei mit eigener Hand, ließ verſchiedene auf der Stelle aufhängen, ſchickte andere gefangen nach London und zerſtreute alle.

Carl war nach der Inſel Wight entwichen, und ward von dem dortigen Befehlshaber angehalten. Er fing an, mit dem Parlamente in Unterhandlung zu treten. Die Noth brachte ihn zu der äußerſten Demüthigung, wodurch ſich die Rebellen gleichwohl nicht beruhigen ließen. Er erbot ſich vergeblich, ſowohl dem Oberbefehle über die Armee, als der Ernennung der hohen Officiere zu entſagen, wenn dieſe Vorrechte nur nach ſeinem Tode wieder an die Krone zurückfallen ſollten. Vergeblich fügte er noch andere Bewilligungen hinzu, und erbot ſich ſogar, zu erklären, das Parlament habe zu ſeiner rechtmäßigen Vertheidigung die Waffen ergriffen. Man verlangte von ihm, er ſolle ſeine Anhänger als Verbrecher von ſich weiſen; in die Abſchaffung der biſchöflichen Würde willigen; und die ſeinem Gemüthe eingewurzelten Grundſätze der Religion aufopfern. Während dieſer Unterhandlung war der Bürgerkrieg wieder ausgebrochen. Schottland ergriff die Waffen zum Vortheile des Königs, den es ſo verrathen hatte.

Viele Haufen engliſcher Truppen gaben Beweiſe ihres Eifers für den König. Aber Cromwell drang in Schottland ein, und unterwarf ſich Alles mit reißender Gewalt. Fairfax eroberte Gloceſter, nachdem ſich dieſe Stadt mit großer Tapferkeit vertheidigt hatte. In kurzer Zeit waren die Royaliſten zerſtreut und überwunden. Um ſo viele Siege zu krönen, war nichts mehr übrig, als den König zur Todesſtrafe zu verurtheilen.

Die Armee befürchtete, der König möchte ſich endlich zu ihrem Nachtheile mit dem Parlamente ausſöhnen, wenn ſie ihn länger in deſſen Gewalt ließe. Schon zum Königsmorde geneigt, bemächtigte ſie ſich Carls, und ließ ihn von der Inſel Wight nach

einer Feſtung und endlich nach Windſor bringen. Dieſe Vorſicht war noch nicht hinreichend. Das Parlament beſchwerte ſich, widerſetzte ſich der Armee, und zeigte ſich geneigter zu einem gütlichen Vergleiche mit dem Könige. Endlich belagerte Pride, der aus einem Kärrner Oberſter geworden war, das Unterhaus, und nahm **41** Parlamentsglieder in Verhaft. Man ſchloß über **160** andere Glieder aus, die den Independenten verdächtig ſchienen. Dieſe wurden nunmehr unumſchränkte Herren, und fingen an, dem Könige den Prozeß zu machen. Jetzt erklärten die Gemeinen den König des Hochverrathes ſchuldig, weil er das Parlament bekriegt habe; ſie ernannten einen Gerichtshof, und legten demſelben die Macht bei, den König zu verurtheilen. Fairfax, Cromwell und deſſen Eidam, Ireton, waren Mitglieder dieſes Gerichtshofes. Nachdem die Lords dieſe Bill verworfen hatten, ſo erklärte man: „das Volk ſey der Urſprung aller rechtmäßigen Macht, folglich gebühre den Gemeinen, die von dem Volke gewählt wären und daſſelbe repräſentirten, die höchſte Gewalt der Nation, und folglich habe Alles, was dieſe für Recht erkennen würden, auch ohne Einwilligung des Königs und der Lords, Geſetzeskraft."

Carl **I.** ſah ſich von dem Oberſten Harriſon, Sohn eines Schlächters, vor dieſes Tribunal geführt. Er ſprach mit ihnen in dem Tone eines guten Königs; weigerte ſich, auf die vorgebrachten Anklagen zu antworten; erklärte feierlich, daß er die gegenwärtige Verſammlung nicht für einen rechtmäßigen Richter erkenne, vor dem er ſich zu verantworten hätte, und erbot ſich gleichwohl, die Gerechtigkeit ſeiner Sache, wenn er dazu auf eine anſtändige Weiſe eingeladen ſeyn würde, darzuthun. Drei Mal ward er vor Gericht geſtellt, und blieb immer gleich ſtandhaft. Ohne Rückſicht auf die nachdrücklichſten Vorſtellungen von Seiten Schottlands, Frankreichs und Hollands; ohne auf die großmüthige Erklärung von vier der angeſehenſten Großen zu achten, daß, da der König

HINRICHTUNG CARL I.

ihnen ſein Vertrauen geſchenkt hätte, die Strafe der Fehler, die man ihm Schuld gäbe, auf ihre Köpfe fallen müſſe; und mit Hintanſetzung aller Rechte der bürgerlichen Geſellſchaft verurtheilte man den König von England, Irland und Schottland zum Tode. Er ward auf einem Schaffote vor ſeinem Pallaſte enthauptet.

Als Carl zum letzten Male vor ſeinen unwürdigen Richtern ſtand, drangen Einige aus dem Pöbel mit lautem Geſchrei auf ſeine Hinrichtung, und ein Nichtswürdiger hatte ſogar die Verwegenheit, ihm in das Geſicht zu ſpeien. Dies Alles ertrug er mit der größten Geduld. Ein Soldat bezeigte unter lauten Segenswünſchen ſein Mitleid für den König, und ward dafür von einem Officier dergeſtalt geſchlagen, daß er vor dem König auf die Erde fiel. Carl ſagte mit vieler Faſſung des Geiſtes: „Die Strafe iſt ärger, als das Verbrechen.“ In der Nacht vor ſeiner Hinrichtung ſchlief der König ruhig und feſt, des Getöſes ungeachtet, das die Aufrichtung des Blutgerüſtes verurſachte, welches der König am folgenden Tage in Begleitung ſeines Freundes, des Biſchofs Juron, betrat. Er legte ſich auf den Block, und auf ein von ihm gegebenes Zeichen ſchlug ihm ein Scharfrichter mit einem Hiebe den Kopf ab, worauf ein anderer denſelben in die Höhe hielt, dem Volke zeigte und rief: „Das iſt der Kopf eines Verräthers.“

Die italieniſchen Staaten bis zur Mitte des 17ten Jahrhunderts.

In Italien waren gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts, Genua, Toscana, das Herzogthum Mailand und die Republik Venedig in großem Wohlſtande, und letztere beſonders mächtig. Unter den Mediceern blühten die Künſte und Wiſſenſchaften in Florenz, und im Kirchenſtaate hielten ſich die Päbſte oder wollten

für die Herren der chriſtlichen Welt gehalten werden, was ihnen auch zum Theil mit ziemlichem Erfolg ſo lange gelang, bis Luther dem gewaltigen Popanz einen gewaltigen Stoß verſetzte. Auch Neapel zog beſonders die Blicke der Feinde auf ſich, und Spanien und Frankreich ſtrebten, einen mächtigen Einfluß in Italien zu erlangen. Carl VIII. von Frankreich hatte zwar Neapel gegen das Ende des 15. Jahrhunderts erobert, allein ſpaniſche Liſt wußte ihn mit Hülfe Venedigs und des Herzogs von Mailand bald ganz aus Italiens Gefilden zu vertreiben. Carls Nachfolger, Ludwig XII. und Franz I., machten jedoch ihre Anſprüche auf das Herzogthum Mailand gültig, weil ſie aus dem Hauſe Visconti, das erloſchen war, abſtammten, was oft erneute Kriege herbeiführte, bis endlich Carl V. ſeinen Sohn Philipp mit Mailand belehnte, wodurch der ſpaniſche Einfluß in Italien die Oberhand erhielt. Cardinal Richelieu aber wußte ſeit 1630 Frankreich wieder das Uebergewicht in Italien zu verſchaffen.

In Savoyen und Piemont, wo ein altes Geſchlecht herrſchte, welchem der Kaiſer Sigismund ſchon 1416 die herzogliche Würde ertheilt hatte, mußte man ſich ſchon wegen der Lage des Landes mit Frankreich halten, wodurch man freilich oft in große Bedrängniß gerieth, wie unter Carl VIII. und Ludwig XII. von Frankreich, wo das Land von den Schweizern hart mitgenommen wurde. Unter dem Herzog Carl III., der ſich zwiſchen Carl V. und Franz I. neutral halten wollte, ward das Land die Beute der kriegführenden Theile, die im Frieden von Crespy (1544) beſchloſſen, was ſie davon in Beſitz hatten, zu behalten. Carl III., Sohn Emanuel Philipps, blieb auch bis 1559 ſeiner Länder beraubt, die er erſt wieder erhielt, nachdem er für Spanien tapfer gegen Frankreich gekämpft hatte, wofür ihm Erſteres die von ihm beſetzten Länder im Frieden von Chateau Cambreſis zurückgab; was aber Frankreich hatte, erhielt er erſt 1574

im Vertrag von Turin wieder. Unter Carl Emanuel, der 1630 ſtarb, kam das Land abermals unter franzöſiſche Botmäßigkeit; deſſen Sohn, Victor Amadeus, erhielt es jedoch 1637 ſchon wieder zurück, mußte aber franzöſiſche Garniſon in der Feſtung Pignerol aufnehmen. Allein als Richelieu während dem 30jährigen Kriege auch Italien zum Kriegsſchauplatz machte, um die öſterreichiſche und ſpaniſche Macht zu ſchwächen, kam Savoyen unter dem noch minderjährigen Franz Hyacinth von neuem ins Gedränge. Dieſem, der ſchon 1638 ſtarb, folgte ſein Bruder, Carl Emanuel II., unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter, welche ihr Mazarin gegen die Anſprüche der Oheime des jungen Herzogs, der Prinzen von Carignan, zu erhalten wußte. Pignerol ward beim Frieden förmlich an Frankreich abgetreten.

Nachdem der Mannsſtamm der Visconti 1447 ausgeſtorben war, kam Franz Sforza, der eine natürliche Tochter des letzten Herzogs zur Gattin hatte, an die Regierung von Mailand. Dieſem folgte ſein Sohn Galeazzo Maria, der 1476 ſtarb, worauf deſſen noch unmündiger Sohn, Johann Galeazzo, Herzog wurde, den aber ſein Vormund und Oheim, Ludovico Moro, als er majorenn wurde, vergiftete und ſo den mailändiſchen Thron an ſich riß; auch beſtätigte ſogar Kaiſer Maximilian, obgleich ein Schwager des Gemordeten, den Mörder in deſſen Beſitz, der Carl VIII. von Frankreich 1494 zu einem Zug gegen Neapel bewog, weil er fürchtete, daß deſſen König, Alphons, Schwiegervater des Vergifteten, dieſen rächen würde. Als aber der ſchändliche Uſurpator ſich in dem Beſitz des Herzogthums nicht ſicher glaubte, und befürchtete, der ſiegreiche Carl werde auf ſeinem Rückzuge ſeine Anſprüche auf Mailand geltend machen wollen, da brachte er ein Bündniß gegen dieſen zu Stande, wodurch er ihn zwang, nach Frankreich zurückzukehren, und zwar mit Aufgebung ſeiner gemachten Eroberungen. Allein ſein Nachfolger,

Ludwig XII., erneuerte ſeine Anſprüche auf das Herzogthum Mailand, welche von einer Verwandtſchaft des Hauſes Orleans mit den Visconti herrührten, um ſo kräftiger, und bald mußte der in Mailand allgemein gehaßte Wütherich Ludovico ſein Heil in der Flucht ſuchen, und Ludwig führte einen noch lebenden 9jährigen Sohn des Johann Galeazzo, Franz Sforza, 1499 nach Frankreich ab. Als der König fort war, nahm Ludovico ein Heer von Schweizer Miethlingen in Sold, die ſich jedoch weigerten, gegen die in franzöſiſchem Sold ſtehenden Schweizer zu kämpfen, und Ludovico Moro wurde gefangen nach Frankreich abgeführt, wo er 1510 ſein ſchändliches Leben verdientermaßen im Gefängniß endigte. Kaiſer Maximilian belehnte nun Ludwig XII. mit Mailand, was jedoch dem Pabſt Julius II. zu gefährlich ſchien, ſo daß er die Triebfeder der Ligue gegen Frankreich wurde. Mit Hülfe der Schweizer ward nun ein Sohn Ludovico's, Maximilian Sforza, zum Herzoge von Mailand erklärt, und Ludwig XII. mußte bald darauf das Herzogthum aufgeben. Sein Nachfolger aber, Franz I., machte ſein Recht wieder geltend, und die Schweizer wurden 1515 in der Schlacht bei Marignano von den Franzoſen überwunden und Maximilian wurde des Königs' Gefangener. Carl V. aber war ſo wenig, als dem Pabſt Leo damit gedient, daß Mailand unter franzöſiſcher Herrſchaft ſtand, und er ſprach das Herzogthum dem Franz Sforza zu, und Franz I. mußte nach vielfachem Kampf ſeine Anſprüche aufgeben. Franz Sforza ſtarb 1535 und Carl V. ſah Mailand jetzt als ein erledigtes Reichslehen an, mit dem er 1540 ſeinen Sohn Philipp belehnte, wodurch es wieder an die ſpaniſche Linie des Hauſes Oeſterreich kam, bei der es auch bis 1700 blieb.

In Mantua, wo die Familie Gonzaga von Kaiſer Sigismund ſchon im Jahre 1432 die markgräfliche Würde erhalten hatte, war Friedrich II. 1530 von Carl V. zum Herzoge

erhoben worden, dem ſein Sohn, Franz I., der 1550 ſtarb, folgte, und dieſem ſein jüngerer Bruder, Wilhelm, unter dem auch Montferrat zum Herzogthume erhoben wurde. Nach deſſen Tod, der 1587 erfolgte, kam ſein Sohn, Vincenz I., zur Regierung, und dieſem, der 1612 ſtarb, folgten drei Enkel Franz I., von denen der letzte, Vincenz II., 1627 ſtarb. Eine Seitenlinie dieſes Hauſes, zu Guaſtalla, machte nun Anſprüche auf Mantua, allein das franzöſiſche herzogliche Haus Nevers hatte gegründetere und nähere Rechte auf daſſelbe, und Richelieu ließ den Herzog, Carl I. von Nevers mit einem Heer in Mantua einrücken, als Oeſterreich daſſelbe als erledigtes Lehen in Beſitz nehmen wollte, und Ferdinand II. ertheilte ihm 1631 die Belehnung.

Modena und Reggio waren ſchon im 13ten Jahrhundert an das Haus Eſte gekommen, dem auch Ferrara gehörte. Ein natürlicher Sohn, den der Markgraf Nicolaus III. hinterließ, und Borſo hieß, erhielt von dem Kaiſer Friedrich III. 1452 die herzogliche Würde, und wurde dem rechtmäßigen Erben Herkules vorgezogen, der ihm jedoch nach deſſen 1471 erfolgtem Tod in der Regierung folgte. Deſſen Nachfolger und Sohn, Alphons I., der 1505 auf den Thron kam, hatte gewaltige Kämpfe gegen Venedig und den heiligen Stuhl zu beſtehen, um ſich zu behaupten, weil er Ludwig XII. bei ſeinem Angriffe auf Italien unterſtützt hatte. Nach dem Tod ſeines Enkels, Alphons II., der 1597 ſtarb, folgte ihm ſein Vetter Cäſar aus einer Nebenlinie des Hauſes Eſte, da mit jenem der Mannsſtamm der Hauptlinie erloſchen war, dem aber Clemens VIII. Ferrara entriß, um es zum päbſtlichen Kammergut zu machen. Deſſen Sohn, Alphons III., ward 1629 Capuciner und übergab die Regierung ſeinem Sohn Franz I., den Ferdinand II. 1635 auch noch mit dem Fürſtenthum Correggio belehnte.

Parma und Piacenza hatten im Mittelalter zum lombardiſchen Städtebund gehört. Die Gibellinen hatten ſie dem Kaiſer, und die Welfen dem Pabſte zu unterwerfen geſucht; endlich erhielt der Herzog von Galeazzo Visconti die Oberlehnshoheit über dieſe Städte. Ludwig **XII.** ererbte ſie **1499**, **1511** aber beſetzte ſie der Pabſt Julius **II.**, indem er ſie als ehemaliges Eigenthum der Kirche in Anſpruch nahm. Nach dem Sieg bei Marignano **1515** fielen ſie aber wieder den Franzoſen zu, bis Carl **V.** ſie daraus vertrieb, worauf ſie ſich Leo **X.** als Entſchädigung für gehabte Kriegskoſten ausbedungen. Paul **III.** erhob **1545** Parma und Piacenza zu Herzogthümern, und belehnte ſeinen natürlichen Sohn Pietro Aloiſius Farneſe damit, der jedoch ſchon **1547** als Opfer einer Verſchwörung fiel. Deſſen Sohn Ottavio behielt Parma, allein Piacenza beſetzte der kaiſerliche Gouverneur von Mailand. Philipp **II.** gab jedoch auch Piacenza an den Herzog Ottavio zurück, deſſen Sohn Alexander Farneſe, der ſich in den Niederlanden als Feldherr ſo ſehr hervorthat, es nach ſeinem Tode erhielt. Deſſen Nachfolger und Sohn Rainutius **I.** verpfändete die Ländereien im Kirchenſtaate, die Paul **III.** dem Herzog Peter zugetheilt hatte; er ſtarb **1622**, und **1649** wurden dieſe Ländereien ganz zu dem Kirchenſtaate gezogen.

Venedig, welches durch ſeinen großen Handel ungeheure Schätze erworben hatte und unermeßlich reich war, ſpielte lange Zeit in Italien mit die erſte Rolle. Allein die Entdeckung, daß man das Cap der guten Hoffnung umſchiffen könne, und dann die von Amerika, gab dem Welthandel eine andere Richtung. Dennoch ſuchte die Republik lange Zeit nachher ihre Eroberungen in Italien auszudehnen, und brachte mehrere der reichſten Städte der Lombardei an ſich. Sie war im Beſitz der joniſchen Inſeln und Candia's, und hatte viele feſte Orte im neapolitaniſchen Gebiete pfandweis in den Händen; auch hatte ſie Dalmatien von Ungarn

getrennt. Allein die Ligue von Cambray (1508) bedrohte die politiſche Exiſtenz der Republik. Es gelang Julius II., den Kaiſer Maximilian, Frankreich und Spanien gegen Venedig aufzubringen, da deren Intereſſe mit Venedig in Colliſion war; auch viele der kleinen Staaten Italiens, wie Mantua, Modena und Savoyen, nahmen Partei gegen die von ihnen gehaßte Republik, und man beſchloß die Theilung des venetianiſchen Gebietes, allein zum Glück für Venedig zerſchlug ſich die Coalition wieder, und der Pabſt war der erſte, der ſich mit der Republik verſöhnte, da dieſe ihm die meiſten von den Venetianern beſetzten Plätze im Kirchenſtaate zurückgab, und ſich auch die andern Staaten mit dem, was man ihnen einräumte, begnügten. Der Pabſt verband ſich bald darauf ſogar mit den Venetianern gegen Frankreich, als die heilige Ligue gegründet wurde, wodurch letztere nach der Vertreibung der Franzoſen die verlornen Plätze in der Lombardei wieder erhielten. Der Pabſt machte jedoch jetzt wieder große Forderungen an die Republik, und der Kaiſer Maximilian drohte, dieſelbe zu befehden; da ſchloß Venedig ein Bündniß mit Frankreich, und Franz I. Sieg bei Marignano befreite ſie von ihren Feinden, nur Roveredo mußte ſie an den Kaiſer abtreten, 1529 überließ ſie aber auch noch Ravenna und Cervia dem heiligen Stuhle.

Venedig vermied jetzt ſo viel wie möglich, an den Händeln und Kriegen der übrigen europäiſchen Staaten Theil zu nehmen, um ſeine politiſche Exiſtenz nicht zu compromittiren, und ſeine Regierung im Innern unangetaſtet zu erhalten. Im Jahr 1570 verlor die Republik aber das herrliche Cypern an Selim II., und mußte darauf Verzicht leiſten, obgleich ſie einen Sieg zur See bei Lepanto im Verein mit den Spaniern gegen die Osmanen erkämpft hatte.

Oefters war die venetianiſche Regierung in große Zwiſte mit dem heiligen Stuhl verwickelt, da ſie die Geiſtlichkeit durchaus

ihren Geſetzen unterwarf, und ihr nicht die geringſten Eingriffe in dieſelben geſtattete.

Den härteſten Strauß hatte ſie dieſerhalb mit Paul V. zu beſtehen. Im Anfang des 17. Jahrhunderts war die Geiſtlichkeit der Republik Venedig im Beſitz eines Dritttheils alles Grundeigenthums dieſes Staates, obgleich ſie noch nicht den hundertſten Theil der Bevölkerung ausmachte. In manchen Provinzen, wie in Padua, beſaß ſie noch weit mehr, und in Bergamo ſogar über die Hälfte. — Dies Alles hatten die Geiſtlichen und Mönche mit der Zeit durch Schenkungen, die ſie ſich von frommen Leuten machen ließen, durch Erbſchaften, bei denen ſie die Teſtamente abfaßten, durch Ankauf u. ſ. w. an ſich zu bringen gewußt. Ihre jährlichen Einkünfte hatte man nahe an zwei Millionen Zechinen in Gold berechnet, eine zu jener Zeit ungeheure Summe. Hierzu kam noch, daß die Geiſtlichkeit weder Abgaben, noch Zehnten an den Staat entrichtete, ſondern im Gegentheil noch den Zehnten von den ihr nicht zugehörigen Gütern erhob, während der Reſt der Bevölkerung allein alle Laſten des Staates zu tragen hatte, und während, ſelbſt in den ſchwerſten Kriegszeiten, die Geiſtlichkeit nur ſelten etwas zu den Koſten beitrug, wozu dann außerdem noch jedes Mal um die beſondere Erlaubniß der Päbſte nachgeſucht werden mußte, die ſie nicht ſelten verweigerten. — Hätte ein ſolcher Zuſtand der Dinge fortgedauert, oder hätte man dieſen Anmaßungen nicht Einhalt gethan, ſo würde das Volk und die Regierung zuletzt der Laſt unterlegen ſeyn und die Geiſtlichkeit den Ruin des Staates herbeigeführt haben. Da ferner die Güter der Kirche und Klöſter unantaſtbar und unveräußerlich waren, ſo würden dieſelben, ihren Grundbeſitz fortwährend vermehrend, am Ende Herren des ganzen Landes geworden und dem Reſt der Bevölkerung nichts anders übrig geblieben ſeyn, als ſich, um leben zu können, der Geiſtlichkeit zu verdingen; und da endlich die Gü-

ter, ſobald ſie ein Mal geiſtlich waren, keine Abgaben mehr zahlten, würde ſich der Staat am Ende ohne alle Einkünfte befunden haben.

Um dieſem drohenden Uebel zu begegnen und Schranken zu ſetzen, erließ die Signoria, die ſchon öfters der päbſtlichen Gewalt und ihren Kirchenſtrafen zu einer Zeit Trotz geboten hatte, wo ſich alle Völker unter deren Joch ſchmiegten, im Jahr **1603** eine Verordnung, welche verbot, ohne Einwilligung der Regierung ferner neue Klöſter oder Kirchen zu bauen, da deren ſchon eine Unzahl vorhanden waren, in Venedig ſelbſt zählte man allein über **200** Kirchen und Klöſter; im Jahr **1605** aber gab ſie ein noch weit wichtigeres Geſetz, welches für immer jede Veräußerung, jede Schenkung oder Vermachung in Güter an geiſtliche Stiftungen und Kirchen verbot. Venedig gab durch dieſe Verordnungen den andern Staaten ein treffliches Beiſpiel, wie man den immer größer werdenden Anmaßungen des Pfaffenthums widerſtehen müſſe, und das Volk in Venedig, welches ſchon lange den berühmten Wahlſpruch: **siamo Veneziani poi christiani** (wir ſind erſt Venetianer und dann Chriſten) im Munde führte, ſtimmte den Maßregeln der Regierung vollkommen bei.

In demſelben Jahr (1605) hatte Camillo Borgheſe als Paul V. den päbſtlichen Thron beſtiegen, und in den römiſchen Grundſätzen auferzogen, bildete er ſich ein, der Pabſt ſey Herr der Welt, und von Gott eingeſetzt, alle Völker zu beherrſchen, könne nach Gutdünken alle weltlichen Fürſten und Regenten ſtrafen, abſetzen und den Unterthan vom Gehorſame entbinden, da die Kirche über alle weltliche Herrſchaft erhaben ſey und allen Königen zu befehlen habe, die ſelbſt in ihren Staaten auch nicht die geringſte Macht über Perſonen und Sachen, die der Kirche angehören, hätten, und der päbſtlichen Unfehlbarkeit einen blinden und unbedingten Gehorſam ſchuldig ſeyen.

Die Regierung von Venedig war ganz anderer Meinung

und hatte während der ganzen Dauer ihrer Exiſtenz, im Unglück ſowohl als im Glück, dem römiſchen Hof keine Gewalt bei ſich eingeräumt, beſtand unerſchütterlich darauf, die Geiſtlichkeit in politiſcher Hinſicht in einer totalen Nichtigkeit zu erhalten, und machte ſelbſt mit dem gefährlichſten und furchtbarſten aller Orden, mit den Jeſuiten, ſo wenig Umſtände, daß ſie dieſelben mit Schimpf und Schande fortjagte und alle ihre Güter einzog, wie wir bald ſehen werden.

Kaum war Paul V. mit der dreifachen Krone geſchmückt, ſo ging ſein ganzes Dichten und Trachten auch dahin, den Widerruf der von der Signoria von Venedig erlaſſenen Geſetze zu bewirken, und er hoffte um ſo eher zu ſeinem Zweck zu gelangen, als er mit weit wichtigeren Staaten wenig Umſtände machte. Der päbſtliche Nuntius zu Venedig ging ſo weit, dem Dogen öffentlich in der Verſammlung des großen Raths zu ſagen, daß ohne eine völlige, unbedingte und blinde Unterwerfung für den Willen des römiſchen Stuhles, es weder Tugenden, noch wahre Frömmigkeit gebe, und beklagte ſich, daß Beides in Venedig nicht zu Hauſe ſey. Bald darauf ließ die Regierung von Venedig einen Kanonikus zu Vicenza, Namens Saraceno, verhaften und einkerkern, weil er ſich gröblich gegen die Gattin eines Patriziers vergangen und ſogar die Siegel an der biſchöflichen Canzlei, während der biſchöfliche Stuhl erledigt war, abgeriſſen hatte. Als die Nachricht von dieſer Verhaftung nach Rom kam, ließ Paul V. ſogleich den venetianiſchen Geſandten vor ſich kommen, und erklärte ihm, daß ihm die Republik den Gefangenen unverzüglich auszuliefern habe, denn er habe die Schlüſſel Petrus empfangen, um die Rechte der Kirche zu handhaben, und würde ſelbſt ſein Leben opfern, dieſe in ihrer ganzen Kraft zu erhalten. Zugleich verlangte er mit Heftigkeit, daß die beiden Verordnungen, welche die Schenkungen an geiſtliche Inſtitute und neuen Begründungen von Kir-

chen und Klöſtern verböten, widerrufen würden. Der Geſandte erwiederte ihm trocken, daß ſich die Republik von jeher das Recht vorbehalten habe, Verbrecher ſelbſt zu beſtrafen, und daß in der Hauptſtadt allein ſchon über **200** Kirchen und Klöſter vorhanden ſeyen, mehr als zu viel für die Bevölkerung und Größe, da dieſe Gebäude ſchon die Hälfte der ganzen Stadt einnähmen, folglich der Gottesdienſt und die Religion durchaus nicht durch dieſe Verordnungen litten. Das Verbot, Schenkungen an die ohnehin ſchon übermäßig reiche Geiſtlichkeit zu machen, ſey keine Neuerung, ſondern ſchon ſeit beinahe drei Jahrhunderten erlaſſen, und nur, wie dies auch in den Jahren **1459**, **1536** und **1561** geſchehen ſey, erneuert worden, und es ſey ein Recht, welches allen Regierungen zukomme, die Aufſicht darüber zu führen, wie die Unterthanen über ihr Eigenthum verfügten. Er führte dabei das Beiſpiel mehrerer Päbſte an, die ſelbſt Aehnliches verordnet hätten, wie z. B. Clemens **VIII.**, welcher verboten hatte, der Kirche von Loretto neue Schenkungen zu machen, und fügte noch hinzu, daß dies Geſetz um ſo nothwendiger ſey, da, wenn ſich die Güter der Geiſtlichkeit in dem Maße wie bisher vermehrten, der Staat zuletzt ohne Einkünfte ſeyn würde, und ihm alſo die Pflicht der Selbſterhaltung ſchon geböte, feſt auf dieſen Verordnungen zu beharren.

Statt ſich durch dieſe Vorſtellungen beſänftigen zu laſſen, wurde Se. Heiligkeit nur noch heftiger, und behauptete, den Unterthanen zu verbieten, Kirchen zu bauen und ſie zu verhindern, zu Gunſten derſelben über ihr Vermögen zu verfügen, ſey Ketzerei, Einmiſchung in die Rechte der Kirche, eine tyranniſche Verfolgung, die eben ſo viel hieße, als den armen Sündern zu unterſagen, das Heil ihrer Seele zu erringen, indem ſie ſich von ihren Sünden durch Gott gefällige Werke loskauften; ja ein ſolches Verbot ſetzte die Cleriſei noch unter die ehrlos und infam gemachten Perſonen, da es Niemand verwehrt ſeyn dürfe, ſein Vermögen oder Schenkungen zu verma-

und hatte während der ganzen Dauer ihrer Exiſtenz, im Unglück ſowohl als im Glück, dem römiſchen Hof keine Gewalt bei ſich eingeräumt, beſtand unerſchütterlich darauf, die Geiſtlichkeit in politiſcher Hinſicht in einer totalen Nichtigkeit zu erhalten, und machte ſelbſt mit dem gefährlichſten und furchtbarſten aller Orden, mit den Jeſuiten, ſo wenig Umſtände, daß ſie dieſelben mit Schimpf und Schande fortjagte und alle ihre Güter einzog, wie wir bald ſehen werden.

Kaum war Paul V. mit der dreifachen Krone geſchmückt, ſo ging ſein ganzes Dichten und Trachten auch dahin, den Widerruf der von der Signoria von Venedig erlaſſenen Geſetze zu bewirken, und er hoffte um ſo eher zu ſeinem Zweck zu gelangen, als er mit weit wichtigeren Staaten wenig Umſtände machte. Der päbſtliche Nuntius zu Venedig ging ſo weit, dem Dogen öffentlich in der Verſammlung des großen Raths zu ſagen, daß ohne eine völlige, unbedingte und blinde Unterwerfung für den Willen des römiſchen Stuhles, es weder Tugenden, noch wahre Frömmigkeit gebe, und beklagte ſich, daß Beides in Venedig nicht zu Hauſe ſey. Bald darauf ließ die Regierung von Venedig einen Kanonikus zu Vicenza, Namens Saraceno, verhaften und einkerkern, weil er ſich gröblich gegen die Gattin eines Patriziers vergangen und ſogar die Siegel an der biſchöflichen Canzlei, während der biſchöfliche Stuhl erledigt war, abgeriſſen hatte. Als die Nachricht von dieſer Verhaftung nach Rom kam, ließ Paul V. ſogleich den venetianiſchen Geſandten vor ſich kommen, und erklärte ihm, daß ihm die Republik den Gefangenen unverzüglich auszuliefern habe, denn er habe die Schlüſſel Petrus empfangen, um die Rechte der Kirche zu handhaben, und würde ſelbſt ſein Leben opfern, dieſe in ihrer ganzen Kraft zu erhalten. Zugleich verlangte er mit Heftigkeit, daß die beiden Verordnungen, welche die Schenkungen an geiſtliche Inſtitute und neuen Begründungen von Kir=

chen und Klöſtern verböten, widerrufen würden. Der Geſandte erwiederte ihm trocken, daß ſich die Republik von jeher das Recht vorbehalten habe, Verbrecher ſelbſt zu beſtrafen, und daß in der Hauptſtadt allein ſchon über **200** Kirchen und Klöſter vorhanden ſeyen, mehr als zu viel für die Bevölkerung und Größe, da dieſe Gebäude ſchon die Hälfte der ganzen Stadt einnähmen, folglich der Gottesdienſt und die Religion durchaus nicht durch dieſe Verordnungen litten. Das Verbot, Schenkungen an die ohnehin ſchon übermäßig reiche Geiſtlichkeit zu machen, ſey keine Neuerung, ſondern ſchon ſeit beinahe drei Jahrhunderten erlaſſen, und nur, wie dies auch in den Jahren **1459**, **1536** und **1561** geſchehen ſey, erneuert worden, und es ſey ein Recht, welches allen Regierungen zukomme, die Aufſicht darüber zu führen, wie die Unterthanen über ihr Eigenthum verfügten. Er führte dabei das Beiſpiel mehrerer Päbſte an, die ſelbſt Aehnliches verordnet hätten, wie z. B. Clemens **VIII.**, welcher verboten hatte, der Kirche von Loretto neue Schenkungen zu machen, und fügte noch hinzu, daß dies Geſetz um ſo nothwendiger ſey, da, wenn ſich die Güter der Geiſtlichkeit in dem Maße wie bisher vermehrten, der Staat zuletzt ohne Einkünfte ſeyn würde, und ihm alſo die Pflicht der Selbſterhaltung ſchon geböte, feſt auf dieſen Verordnungen zu beharren.

Statt ſich durch dieſe Vorſtellungen beſänftigen zu laſſen, wurde Se. Heiligkeit nur noch heftiger, und behauptete, den Unterthanen zu verbieten, Kirchen zu bauen und ſie zu verhindern, zu Gunſten derſelben über ihr Vermögen zu verfügen, ſey Ketzerei, Einmiſchung in die Rechte der Kirche, eine tyranniſche Verfolgung, die eben ſo viel hieße, als den armen Sündern zu unterſagen, das Heil ihrer Seele zu erringen, indem ſie ſich von ihren Sünden durch Gott gefällige Werke loskauften; ja ein ſolches Verbot ſetzte die Cleriſei noch unter die ehrlos und infam gemachten Perſonen, da es Niemand verwehrt ſeyn dürfe, ſein Vermögen oder Schenkungen zu verma-

und hatte während der ganzen Dauer ihrer Exiſtenz, im Unglück ſowohl als im Glück, dem römiſchen Hof keine Gewalt bei ſich eingeräumt, beſtand unerſchütterlich darauf, die Geiſtlichkeit in politiſcher Hinſicht in einer totalen Nichtigkeit zu erhalten, und machte ſelbſt mit dem gefährlichſten und furchtbarſten aller Orden, mit den Jeſuiten, ſo wenig Umſtände, daß ſie dieſelben mit Schimpf und Schande fortjagte und alle ihre Güter einzog, wie wir bald ſehen werden.

Kaum war Paul V. mit der dreifachen Krone geſchmückt, ſo ging ſein ganzes Dichten und Trachten auch dahin, den Widerruf der von der Signoria von Venedig erlaſſenen Geſetze zu bewirken, und er hoffte um ſo eher zu ſeinem Zweck zu gelangen, als er mit weit wichtigeren Staaten wenig Umſtände machte. Der päbſtliche Nuntius zu Venedig ging ſo weit, dem Dogen öffentlich in der Verſammlung des großen Raths zu ſagen, daß ohne eine völlige, unbedingte und blinde Unterwerfung für den Willen des römiſchen Stuhles, es weder Tugenden, noch wahre Frömmigkeit gebe, und beklagte ſich, daß Beides in Venedig nicht zu Hauſe ſey. Bald darauf ließ die Regierung von Venedig einen Kanonikus zu Vicenza, Namens Saraceno, verhaften und einkerkern, weil er ſich gröblich gegen die Gattin eines Patriziers vergangen und ſogar die Siegel an der biſchöflichen Canzlei, während der biſchöfliche Stuhl erledigt war, abgeriſſen hatte. Als die Nachricht von dieſer Verhaftung nach Rom kam, ließ Paul V. ſogleich den venetianiſchen Geſandten vor ſich kommen, und erklärte ihm, daß ihm die Republik den Gefangenen unverzüglich auszuliefern habe, denn er habe die Schlüſſel Petrus empfangen, um die Rechte der Kirche zu handhaben, und würde ſelbſt ſein Leben opfern, dieſe in ihrer ganzen Kraft zu erhalten. Zugleich verlangte er mit Heftigkeit, daß die beiden Verordnungen, welche die Schenkungen an geiſtliche Inſtitute und neuen Begründungen von Kir=

chen und Klöſtern verböten, widerrufen würden. Der Geſandte erwiederte ihm trocken, daß ſich die Republik von jeher das Recht vorbehalten habe, Verbrecher ſelbſt zu beſtrafen, und daß in der Hauptſtadt allein ſchon über **200** Kirchen und Klöſter vorhanden ſeyen, mehr als zu viel für die Bevölkerung und Größe, da dieſe Gebäude ſchon die Hälfte der ganzen Stadt einnähmen, folglich der Gottesdienſt und die Religion durchaus nicht durch dieſe Verordnungen litten. Das Verbot, Schenkungen an die ohnehin ſchon übermäßig reiche Geiſtlichkeit zu machen, ſey keine Neuerung, ſondern ſchon ſeit beinahe drei Jahrhunderten erlaſſen, und nur, wie dies auch in den Jahren **1459**, **1536** und **1561** geſchehen ſey, erneuert worden, und es ſey ein Recht, welches allen Regierungen zukomme, die Aufſicht darüber zu führen, wie die Unterthanen über ihr Eigenthum verfügten. Er führte dabei das Beiſpiel mehrerer Päbſte an, die ſelbſt Aehnliches verordnet hätten, wie z. B. Clemens **VIII.**, welcher verboten hatte, der Kirche von Loretto neue Schenkungen zu machen, und fügte noch hinzu, daß dies Geſetz um ſo nothwendiger ſey, da, wenn ſich die Güter der Geiſtlichkeit in dem Maße wie bisher vermehrten, der Staat zuletzt ohne Einkünfte ſeyn würde, und ihm alſo die Pflicht der Selbſterhaltung ſchon geböte, feſt auf dieſen Verordnungen zu beharren.

Statt ſich durch dieſe Vorſtellungen beſänftigen zu laſſen, wurde Se. Heiligkeit nur noch heftiger, und behauptete, den Unterthanen zu verbieten, Kirchen zu bauen und ſie zu verhindern, zu Gunſten derſelben über ihr Vermögen zu verfügen, ſey Ketzerei, Einmiſchung in die Rechte der Kirche, eine tyranniſche Verfolgung, die eben ſo viel hieße, als den armen Sündern zu unterſagen, das Heil ihrer Seele zu erringen, indem ſie ſich von ihren Sünden durch Gott gefällige Werke loskauften; ja ein ſolches Verbot ſetzte die Cleriſei noch unter die ehrlos und infam gemachten Perſonen, da es Niemand verwehrt ſeyn dürfe, ſein Vermögen oder Schenkungen zu verma-

chen, und daß, wenn dies je geſchehen wäre, dies nur mit der Erlaubniß des heiligen Stuhles geſchehen ſey, der allein das Recht habe, und daß, wenn die Republik dergleichen für nothwendig erachte, ſie um die Erlaubniß dazu in Rom bitten müſſe, ſich aber niemals ſo etwas eigenmächtig erlauben könne. Perſonen von der Geiſtlichkeit vor das weltliche Gericht ziehen, hieße, die geiſtliche Gerichtsbarkeit umſtoßen, wozu keine Urſachen, gleichviel welche, je ermächtigen könnten. Die Freiheiten der Geiſtlichkeit ſeyen ein göttliches Recht; alle Verordnungen ſeyen null und nichtig, und es bliebe den Venetianern nichts anders übrig, als zu gehorchen, Buße zu thun, und das Beiſpiel ſo mancher andern Regierung zu befolgen, die ſich gefügt hätte.

Während Paul V., als Antwort auf ſein Begehren, die unbedingte Unterwerfung des Senats erwartete, kam ſtatt derſelben die Nachricht nach Rom, daß der Rath der Zehn wieder einen andern Geiſtlichen, den Abt von Nerveſe, habe einkerkern laſſen, der, bei abſcheulicher Aufführung, einen ſeiner Feinde durch einen Mönch hatte ermorden laſſen, und dann dieſen und noch mehrere Perſonen und zuletzt ſogar ſeinen eigenen Vater vergiftet hatte. Bald darauf, als der Pabſt erfuhr, daß der Senat unerbittlich bei ſeinen gefaßten Beſchlüſſen beharre, verſammelte er die Cardinäle, theilte ihnen ſeinen Beſcheid mit, und ohne auf ihren Rath zu warten, kündigte er ihnen an, daß er ſeinem Nuntius zu Venedig zwei Breve. geſandt habe, um ſie dem Dogen zu übergeben, in Bezug auf die Auslieferung des gefangenen Prieſters und auf die Widerrufung der letzten Decrete des Senats.

Der Tod des Dogen Grimani, welcher den 5. December 1605 erfolgte, verhinderte die ſchnelle Ueberreichung der beiden Breves, und als Paul V. dieſes Ereigniß erfuhr, befahl er dem Nuntius, ſich ſofort der Wahl eines neuen Dogen mit aller Macht zu widerſetzen, indem Handlungen von Perſonen, die bereits den

Kirchenbann verwirkt hätten, gänzlich ungültig ſeyen. Als ſich aber der Nuntius anſchickte, ſich ſeines Auftrags zu entledigen und gegen eine neue Dogenwahl zu proteſtiren, wurde ihm ein für alle Mal die Audienz unter dem Vorwand verweigert, daß man, während der herzogliche Stuhl vacant ſey, keine ertheilen könne. Man betrieb nun die Dogenwahl mit deſto mehr Eifer, und der Prokurator Donato, der ſieben Mal in Rom Geſandter geweſen war, und der den päbſtlichen Hof ſehr genau kannte, wurde zum Dogen erwählt. Alle Proteſtation war nun vergeblich, und als die Breve's überreicht wurden und man darin fand, daß alle Perſonen, welche Theil an jenen Beſchlüſſen, ſo wie an der Verhaftnehmung der Geiſtlichen gehabt, im Kirchenbann, ſo wie, daß alle Handlungen der Regierung als nichtig zu betrachten, und daß die Gefangenen ſogleich dem Nuntius zu übergeben ſeyen, beſchloß die Signoria, bevor ſie etwas entſchied, zuerſt die größten Gelehrten Italiens zu Rath zu ziehen, und wandte ſich deßhalb an die damals hoch berühmte Univerſität zu Padua, wo ſie ihren eigenen Theologen im öffentlichen Amt hatte, den man um Rath fragte, wenn es ſich darum handelte, wie weit das Recht der Kirche gehen könne. Dieſes Amt bekleidete damals der durch ſeine Geſchichte des tridentiniſchen Conciliums ſo berühmt gewordene Paul Sarpi, vom Orten der Serviten, ein denkender und hellſehender Kopf. Die Gelehrten entſchieden die Sache zu Gunſten der Republik, und der Senat, auf dieſe Autorität geſtützt, erklärte in ſehr ehrfurchtsvollen, aber auch ſehr beſtimmten Ausdrücken, daß, da in ſeinen Handlungen durchaus nichts gegen die Rechte der Kirche enthalten ſey, er auf ſeinen Verordnungen beſtehen müſſe, und hoffe, daß ein ſo erleuchteter Pontifex, wie Paul, dieſelbe gutheißen würde. Dieſer aber, hierüber höchſt aufgebracht, erklärte ſeine Sache für die Sache Gottes, über welche die Pforten der Hölle nicht ſiegen würden. Dennoch machte er den Vorſchlag zur Verſöhnung, wenn

man die Decrete widerrufen und ihm nur den Kanonikus Saraceno ausliefern wolle, den Abt von Nerveſe wolle er dann in Gottesnamen, ſeiner entſetzlichen Verbrechen wegen, dem Arm der weltlichen Obrigkeit überlaſſen. Venedig erbot ſich zwar, den Kanonikus auszuliefern, allein erklärte zugleich, die Decrete müßten in ihrer vollen Wirkung bleiben. Der Pabſt hatte dem Senat einen Termin zur Bedenkzeit feſtgeſetzt, als dieſer vergeblich verfloſſen war, verſammelte er abermals die Cardinäle, um deren Meinung über ein von ihm abgefaßtes Monitorium (Ermahnungsſchrift) zu hören. Die Cardinäle pflichteten Sr. Heiligkeit in allen Punkten bei, und mehrere gingen ſogar noch weiter. Ein einziger Cardinal, Vallieri, ein Venetianer von Geburt, wagte es, Mäßigung zu empfehlen, indem er die vielen Dienſte in Erinnerung brachte, welche Venedig ſchon dem heiligen Stuhl geleiſtet hätte, und namentlich, daß es am meiſten zu dem Sieg beigetragen habe, den Alexander III. über Barbaroſſa erfochten habe, den Baronius ſehr am unrechten Orte citirt hatte.

Statt aller Antwort machte Paul V. ſein Monitorium bekannt, welches alle Klagen, die er gegen Venedig zu haben glaubte, enthielt, und unter Androhung des großen Kirchenbannes die Aufhebung der Verordnungen und die Auslieferung der verhafteten Geiſtlichen verlangte, wozu er in ſeiner chriſtlichen Langmuth noch 24 Tage Bedenkzeit geſtattete. Das Monitorium ſchloß mit den Worten:

„Durch die Macht des allmächtigen Gottes, der heiligen Apoſtel Petrus und Paulus und der unſerigen, erklären wir von aller Gemeinſchaft mit der Kirche ausgeſchloſſen und in Bann derſelben den Dogen und die Senatoren von Venedig, ſo wie ihre Räthe, Helfer, Anhänger und Alle, die ihnen beiſtimmen, hier genannt oder nicht. Weder ſie, noch ihre Angehörigen, können durch Andere als durch uns ſelbſt und unſere Nachfolger davon abſolvirt

werden, es ſey denn auf dem Todbette. Sollte aber einer unter ihnen wieder geneſen, erliegt er von neuem dem ſchweren Gewicht des Bannes."

„Wenn drei Tage nach der 24tägigen Bedenkzeit, welche dem Dogen und den Senatoren aus übergroßer Gnade bewilligt iſt, die Herzen derſelben verſtockt und verhärtet bleiben, wofür wir Gott bitten, daß er ſie bewahren möge, ſo erklären wir außerdem die ganze Stadt Venedig, ſo wie das ganze ihr zugehörige Gebiet dem geiſtlichen Interdikt verfallen; kein Gottesdienſt darf mehr gehalten, keine Meſſe u. ſ. w. mehr geleſen werden, ohne Anſehen des Orts, noch der Perſonen, und ohne alle Rückſicht für Privilegien. Außerdem ſind der Doge und alle Senatoren von dieſem Augenblick jedes Lehens oder Gutes für jetzt und in Zukunft beraubt, das ſie in der Kirche haben, ſo wie des Rechts, das ihnen von uns und unſeren Vorgängern gegeben wurde, bürgerliche oder geiſtliche Vergehungen zu richten."

Dieſe fulminante Bulle wurde den 17. April 1608 zu Rom bekannt gemacht und ſchnell in ganz Italien und der ganzen Chriſtenheit verbreitet, fand aber wenig Anklang und noch weniger Beifall, ja die Geſandten von Frankreich und Toscana gingen ſo weit, ſich öffentlich zu dem venetianiſchen Geſandten zu begeben, um dieſem ihr Beileid wegen ſolchen Verfolgungen zu bezeigen.

Sobald die Bulle in Venedig bekannt wurde, rief man den außerordentlichen Geſandten zurück, verbot der ſämmtlichen Geiſtlichkeit Venedigs, irgend eine Zuſchrift aus den römiſchen Kanzleien anzunehmen, zu entſiegeln oder gar bekannt zu machen, und der Regierung alle von daher kommende Pakete uneröffnet einzuhändigen. Dem Volk machte man bekannt, daß der Pabſt eine Bulle gegen die Republik erlaſſen habe, und erſuchte alle Wohlgeſinnten, was ihnen davon zu Geſicht käme, an die Regierung abzuliefern. Dieſe freimüthige Bekanntmachung hatte den beſten Erfolg,

und Jedermann beeilte ſich nicht nur, die ihm zugekommenen Exemplare von der Bulle abzuliefern, ſondern alle Bürger, die nur etwas vermögend waren, trugen dem Staat Beiträge an Geld und Materialien aller Art zu, und die Unvermögenden boten im Fall eines Krieges ihre Dienſte an. Der Gemeingeiſt aller Bürger Venedigs äußerte ſich bei dieſer Gelegenheit auf eine ſo vortheilhafte Weiſe, daß Doge und Senat Alles, was da kommen würde, ruhig erwarten und gewiß ſeyn konnten, daß die gerechte Sache obſiegen würde. Sogar der reiche Orden des heiligen Bernhards ſtellte dem Senat bei dieſer Gelegenheit **150,000** Ducaten zur Verfügung. Indeſſen mußte man ſich der Geiſtlichkeit verſichern, damit dieſe nicht den Gottesdienſt einſtellte, und ſo allerdings große Verwirrung anſtiften könnte, um ſo mehr, da der Nuntius Himmel und Hölle aufbot, dies zu bewirken, und den Senat beſchwor, dem Pabſt Genugthuung zu geben, um das Unglück des Bannfluchs zu beſchwören. Der Senat blieb aber unerſchütterlich bei ſeinem Vorſatz, und der Doge ließ dem Nuntius ſogar mit nicht undeutlichen Worten merken, daß es wohl dahin kommen könnte, daß das Volk von Venedig das Beiſpiel ſo mancher andern Völker befolgen könnte, die ſich durch Annahme des Lutherthums von dem römiſchen Joch losgemacht hätten, und empfahl ihm, dieſe Gefahr dem heiligen Vater wohl bemerkbar zu machen, damit er friedlichen und vernünftigen Rathſchlägen Gehör gebe. Hierauf wurde ſogleich auch noch der ordentliche venetianiſche Geſandte von Rom abgerufen und der Nuntius verließ Venedig; aber noch vor ſeiner Abreiſe hatte er den Verdruß, nicht verhindern zu können, daß eine in ſtarken Ausdrücken abgefaßte Proteſtation gegen das Monitorium des Pabſtes an den Thüren ſeines Pallaſtes angeſchlagen wurde, worin geſagt war, daß die Bannbulle null und nichtig ſey, und dies von Rechtswegen, denn ſie ſey ungeſetzlicher Weiſe und angeblich gegen die Republik geſchleudert, weßhalb man vor

Gott und der Menſchheit dagegen proteſtire, und der Senat ſey gewiß, daß weder die Geiſtlichkeit, noch die Unterthanen der Republik davon Notiz nähmen; indeſſen würden die Venetianer der römiſch katholiſchen Religion treu bleiben und in derſelben verharren, in der Erwartung, daß Se. Heiligkeit zu väterlicheren Geſinnungen zurückkommen würden. Zu gleicher Zeit wurde ein Manifeſt an alle Behörden und Städte der Republik erlaſſen und dem Volk mitgetheilt, in welchem das Benehmen, die Anſprüche und Forderungen Roms klar auseinander geſetzt waren, und worin es unter andern hieß: „Daß es ſchon ein großes Unglück für die Bürger ſey, alle Staatslaſten allein tragen zu müſſen, während ein Dritttheil und mehr aller Güter in den Händen der Geiſtlichkeit ſey, die nichts zu den allgemeinen Koſten beiſteuerte, im Gegentheil noch den Zehnten von allen weltlichen Gütern erhielte; daß man nicht die Heere von Pfaffen füttern müſſe, die ſogar vom Ausland kämen, um ſich in den venetianiſchen Klöſtern zu mäſten, und wenig Patriotismus zeigten, weßhalb es nöthig ſey, deren Vermehrung einen Damm entgegen zu ſetzen, ſtatt ſie zu ermuthigen, noch ausgelaſſener und anmaßender zu werden, und ihre Stellung zu mißbrauchen, um zu intriguiren und auf die Erbſchaftsjagd auszugehen; und man müſſe ſie doch wohl verhindern, Stahl und Gift zu gebrauchen, ihre teufliſchen Abſichten zu erreichen.“ Eigene Ausdrücke des Manifeſts. — Einer Regierung zu verbieten, dergleichen Unordnungen Einhalt zu thun und ſolche Verbrechen zu beſtrafen, wenn ſich die Geiſtlichen deren ſchuldig machten, hieße eben ſo viel, als ihr zu verbieten, ihre Unterthanen zu beſchützen. Ein Land, wo es hinreichend ſey, ein geiſtliches Amt zu bekleiden, um ſtraflos und über alle bürgerliche Geſetze erhaben zu ſeyn, werde endlich nur noch von Geiſtlichen bevölkert ſeyn, und folglich weder mehr beſchützt, noch vertheidigt werden können. Der Rath der Zehn ließ nun an alle Geiſtlichen die beſtimmteſten

anders, die Pforte ließ Faſten, Gebete und Dankſagungen anordnen, damit Allah die unter den Chriſten ausgebrochene Zwietracht vermehre, und bot ſogar Venedig ihre Hülfe gegen den Pabſt an. Dieſer hatte einen großen Kriegsrath gebildet, aus lauter Cardinälen beſtehend, verſtärkte ſein Heer durch Anwerbungen, ſetzte die römiſchen Feſtungen in beſten Vertheidigungsſtand, und plünderte ſogar den Schatz von Loretto, um die Kriegskoſten damit zu beſtreiten. Dennoch kam es zu keinem andern Krieg, als mit Worten oder Schriften. Paul drohte, den Dogen als Ketzer von der Inquiſition richten und verurtheilen zu laſſen, hatte ihn aber nicht in ſeiner Gewalt. Der ganzen Chriſtenheit zum Heil verkündete er ein Jubiläum, an dem die ſich im Bann befindlichen Venetianer keinen Theil hatten, und die Jeſuiten hetzten an allen Höfen und in allen Ländern gegen Venedig, ohne viel auszurichten, obgleich ſie ganze Fuhren von Schmähſchriften gegen den Senat vertheilten und ihn auch von allen Kanzeln herab als eine Bande von Ketzern und Tyrannen bezeichneten, und erklärten, daß, ſo lange Venedig im Bann ſey, die daſelbſt gehaltenen Meſſen nur Götzendienſt und Gotteslaſterung ſeyen. Allein den Schriften, die von Rom ausgingen, ſetzte Venedig die der ihm ergebenen Gelehrten mit dem beſten Erfolg entgegen. In Krakau hatten die Franziskaner zwei Venetianer, die zum Gefolge des venetianiſchen Geſandten gehörten, als Excommunicirte aus der Kirche gejagt. Auf Befehl des Königs mußten ſie aber dieſelben um Verzeihung bitten. In Wien hatten die Jeſuiten den Geſandten der Republik gebeten, doch bei einer feierlichen Prozeſſion nicht zu erſcheinen, bei der ſich alle fremden Geſandten in der Regel einfanden. Der Geſandte achtete aber nicht auf dieſe Bitte, und der päbſtliche Nuntius mußte eine Krankheit vorſchützen, um nicht bei derſelben Prozeſſion mit einem Excommunicirten zuſammen zu treffen. In Madrid kündigte der päbſtliche Nuntius an, daß, wenn

DIE JESUITEN WERDEN AUS VENEDIG GEJAGT

Befehle ergehen, daß er verlange, daß der Gottesdienſt auch nicht die mindeſte Störung oder Unterbrechung im ganzen Gebiete der Republik erleide, daß auch Niemand das Gebiet der Republik ohne beſtimmten Befehl oder Erlaubniß verlaſſen könne.

Faſt alle Geiſtlichen, mit einigen Ausnahmen, gehorchten ohne Widerrede der weltlichen Obrigkeit, ohne ſich an die Breve's Pauls V. zu kehren, und die wenigen, welche einige Schwierigkeiten machten, wußte die Regierung durch ſehr energiſche Mittel gar bald zur Ordnung zu bringen, wie folgende Beiſpiele zeigen.

Als der Podeſta von Padua dem Groß-Vicarius daſelbſt den Befehl der Regierung inſinuirte, antwortete dieſer: er müſſe ſich noch bedenken, und würde jedenfalls das thun, was ihm der heilige Geiſt eingeben würde. Der Podeſta erwiederte ganz trocken: „Der heilige Geiſt hat bereits dem Rath der Zehn eingegeben, alle Widerſpenſtigen unfehlbar hängen zu laſſen.“ Und der Groß-Vicarius fügte ſich ſchnell. — Der Pfarrer der Marienkirche hatte es ſogar gewagt, ſeine Kirche zu ſchließen. Als er den andern Morgen erwachte, erblickte er einen Galgen, der in der Nacht vor ſeinem Fenſter errichtet worden war. Er beeilte ſich, ſchnell ſeine Kirche aufzuſchließen, um Meſſe in derſelben zu leſen, und der Galgen verſchwand in der nächſten Nacht wieder.

Die Jeſuiten, die nach ihrer löblichen Gewohnheit die Kunſt ihrer Doppelzüngigkeit probiren wollten, und dem Senat ihre Ergebenheit verſichert hatten, weigerten ſich dennoch, Meſſe zu leſen, indem ſie ſagten, ſie hätten zwar verſprochen, mit der Ausübung des Gottesdienſtes fortzufahren, und würden das auch halten, allein die Meſſe, in Betracht ihrer großen Heiligkeit, hätten ſie in dieſem allgemeinen Ausdruck nicht mit einbegriffen, und daß ihr Gewiſſen, ſo wie der Gehorſam, den ſie dem heiligen Vater ſchuldig ſeyen, ihnen nicht erlaube, dieſelbe öffentlich zu feiern. Statt aller Antwort erhielten ſie einen Befehl, noch denſelben Tag Be-

nedig zu verlaſſen, und ſofort alle Staaten der Republik; ein Vicarius des Patriarchen nahm auch ſogleich Beſitz von ihren Beſitzungen und ihrer Kirche, und ließ die guten Väter zur ſchnellen Einſchiffung an den Hafen bringen. Hier angekommen, fielen ſie erſt auf die Knie, baten um des Himmels Segen, der ſich doch ſeiner bedrängten und mißhandelten Knechte annehmen möge, allein das Volk, welches ſie begleitet hatte, ſpottete dieſer Comödie, und ziſchte und höhnte ſie, bis ſie vom Ufer abfuhren.

Auch die Franziskaner hatten, auf Anſtiften der Jeſuiten, der Regierung erklärt, daß ſie eher entſchloſſen ſeyen, Alles zu erleiden, als ſich dem päbſtlichen Willen nicht zu unterwerfen, und auch ſie wurden ohne Umſtände fortgejagt. Ein Dekret des Senats erklärte die widerſpenſtigen Mönche auf alle Zeiten aus den Staaten der Republik verbannt und alle ihre Güter für confiscirt. Die der Jeſuiten warfen in Venedig allein eine jährliche Rente von 30,000 Dukaten ab.

Als Paul V. ſah, daß ſeine Blitze, ſtatt der Republik Verlegenheiten zu bereiten, nichts als die Verjagung der Mönche bewirkten und die Revenüen des Staats noch dadurch vergrößert wurden, auch der Gottesdienſt nicht die geringſte Unterbrechung erlitt, ſuchte er bei allen katholiſchen Potentaten Hülfe gegen die gottloſen Venetianer, und ſetzte Alles in Bewegung, dieſe zur thätigen Mitwirkung zur Beſtrafung der gottvergeſſenen Republik zu bringen. Allein vergeblich, er konnte wenig mehr als Anerbietungen, die Sache zu vermitteln, erhalten. Der König von Spanien und der Statthalter von Mailand machten zwar Anſtalten zu einer thätigen Mitwirkung, allein das Ganze beſchränkte ſich darauf, daß die Spanier die Stadt Durazzo angriffen, welche den Türken gehörte, um dieſe dadurch zu bewegen, die Venetianer anzugreifen, denn ſie hofften, die Ungläubigen würden ſich nur an denjenigen Chriſten rächen, die ihnen zunächſt ſeyen. Die Sache kam aber ganz

anders, die Pforte ließ Faſten, Gebete und Dankſagungen anordnen, damit Allah die unter den Chriſten ausgebrochene Zwietracht vermehre, und bot ſogar Venedig ihre Hülfe gegen den Pabſt an. Dieſer hatte einen großen Kriegsrath gebildet, aus lauter Cardinälen beſtehend, verſtärkte ſein Heer durch Anwerbungen, ſetzte die römiſchen Feſtungen in beſten Vertheidigungsſtand, und plünderte ſogar den Schatz von Loretto, um die Kriegskoſten damit zu beſtreiten. Dennoch kam es zu keinem andern Krieg, als mit Worten oder Schriften. Paul drohte, den Dogen als Ketzer von der Inquiſition richten und verurtheilen zu laſſen, hatte ihn aber nicht in ſeiner Gewalt. Der ganzen Chriſtenheit zum Heil verkündete er ein Jubiläum, an dem die ſich im Bann befindlichen Venetianer keinen Theil hatten, und die Jeſuiten hetzten an allen Höfen und in allen Ländern gegen Venedig, ohne viel auszurichten, obgleich ſie ganze Fuhren von Schmähſchriften gegen den Senat vertheilten und ihn auch von allen Kanzeln herab als eine Bande von Ketzern und Tyrannen bezeichneten, und erklärten, daß, ſo lange Venedig im Bann ſey, die daſelbſt gehaltenen Meſſen nur Götzendienſt und Gottesläſterung ſeyen. Allein den Schriften, die von Rom ausgingen, ſetzte Venedig die der ihm ergebenen Gelehrten mit dem beſten Erfolg entgegen. In Krakau hatten die Franziskaner zwei Venetianer, die zum Gefolge des venetianiſchen Geſandten gehörten, als Excommunicirte aus der Kirche gejagt. Auf Befehl des Königs mußten ſie aber dieſelben um Verzeihung bitten. In Wien hatten die Jeſuiten den Geſandten der Republik gebeten, doch bei einer feierlichen Prozeſſion nicht zu erſcheinen, bei der ſich alle fremden Geſandten in der Regel einfanden. Der Geſandte achtete aber nicht auf dieſe Bitte, und der päbſtliche Nuntius mußte eine Krankheit vorſchützen, um nicht bei derſelben Prozeſſion mit einem Excommunicirten zuſammen zu treffen. In Madrid kündigte der päbſtliche Nuntius an, daß, wenn

DIE JESUITEN WERDEN AUS VENEDIG GEJAGT

ſich der venetianiſche Geſandte während des Gottesdienſtes in der Kirche einfände, er dieſen ſogleich unterbrechen laſſen würde.

Die Inquiſition verfolgte auch mit der äußerſten Wuth alle zu Gunſten der Republik erſcheinenden Schriften, ſogar bis in das Innerſte von Spanien, deſſen König ſelbſt Mühe hatte, zu verhindern, daß daſelbſt die Proteſtation des Senats von Venedig nicht auf Befehl der heiligen Inquiſition durch Henkershand verbrannt wurde. Dagegen ließ die Regierung von Venedig alle Schriften, und ſelbſt die Libella, ihrer Gegner frei circuliren, welche dieſelben zu ihrem Nachtheil verbreiteten; ein vorzügliches Mittel, dieſelbe unſchädlich zu machen, wenn man ſich rein weiß und das Recht auf ſeiner Seite hat, als es im entgegengeſetzten Fall unberechenbar ſchädlich wäre. Es ſchien, als ſey jetzt zum erſten Mal Denk- und Schreibfreiheit in Venedig eingekehrt. Unter allen dieſen Schriften war beſonders eine von Paolo Sarpi ſehr merkwürdig, der ankündigte, daß er dieſes Werk zur Beruhigung des Gewiſſens der Zehnmänner und zur Niederſchlagung der Unruhen, welche ihnen die römiſchen Vorwürfe machen könnten, geſchrieben habe. Er unterſuchte in derſelben die von den Päbſten aufgeſtellten Maximen mit einer bis jetzt noch unerhörten Freiheit. Die Folgen davon waren, daß der arme Mönch, deſſen Ideen ſo hoch über ſeinen Stand und über den Vorurtheilen ſeiner Zeit waren, durch von Rom beſoldete Meuchelmörder verfolgt und angefallen wurde. Der Cardinal Bellarmini, der Gegner des Bruder Paolo, war rechtlich genug, um ihn zu benachrichtigen, daß man es auf ſein Leben abgeſehen habe, weßhalb er ein Panzerhemd unter der Kutte trug, und ſich von einem Mönch ſeines Kloſters, der mit einer Muskete bewaffnet war, begleiten ließ. Drei Mal wurde er von den mit römiſchem Gold bezahlten Banditen angefallen, und eines Abends von fünf Meuchelmördern, die mit ihren Stileten 23 Stiche nach ihm führten, und ſich dann mit Hülfe einer von

dem Nuntius bereit gehaltenen Barke in den Kirchenſtaat flüchteten. Keine der Wunden war gefährlich, und da es ſeinen Feinden nicht gelingen wollte, ihn zu tödten, ſo verſuchten ſie es, ihn als Ketzer verurtheilen zu laſſen, indem ſie ihn beſchuldigten, der reformirten Lehre zu huldigen; auch wurde behauptet, es wäre eine geheime Geſellſchaft von mehr als 1000 Proteſtanten in Venedig ſelbſt, welche bereit ſey, ſich unter günſtigen Umſtänden ſogleich öffentlich und gegen den Pabſt zu erklären. Einem Agenten, Namens Link, den der Churfürſt von der Pfalz zu Venedig hatte, ſollte dieſe wichtige Entdeckung von einem dortigen Advocaten, Namens Poſſenti, mitgetheilt werden, und die Sache durch einen unterſchlagenen Brief des Sarpi entdeckt worden ſeyn. Paul V., dem die Sache immer bedenklicher zu werden anfing, brachte es endlich bei der franzöſiſchen Regierung dahin, daß ſich dieſelbe bemühte, Venedig zu bewegen, die für die Republik ſtreitenden Theologen im Stich zu laſſen, welche der Pabſt zwingen wollte, Buße zu thun und zu widerrufen, und der Geſandte Heinrich's IV. bemühte ſich, den Dogen dahin zu bringen, daß er dem Pater Fulgenzio, einem Schüler Sarpi's, verbieten möge, am Advent in der herzoglichen Kapelle zu predigen. Die Mordverſuche gegen die venetianiſchen Theologen wiederholten ſich, und Sarpi wurde endlich zu Rom als Ketzer verurtheilt und daſelbſt zu erſcheinen vorgeladen, hütete ſich aber wohl, der Vorladung zu folgen. Nach ſeinem Tode wollten ihm die Venetianer ein Denkmal errichten, und ein berühmter Bildhauer hatte ſehr fleißig daran gearbeitet, als der damals auf Petri Stuhl ſitzende Urban VIII. der Republik erklären ließ, er würde es eher auf das äußerſte treiben, als ſolchen Skandal dulden, und die Regierung war jetzt wirklich ſchwach genug, das bereits weit vorgerückte Monument deſſen, der ſein Leben und ſeine Talente ihren Rechten gewidmet hatte, zurückzunehmen.

Indeſſen trieb des Senats Feſtigkeit den heiligen Vater immer mehr in die Enge. Bereits war ſchon mehr als ein Jahr ſeit der Bekanntmachung der Bannbulle verfloſſen, welche ganz unſchädlich geblieben war, und man fing an, ſie ganz zu vergeſſen, der Gottesdienſt ging ſeinen ruhigen Gang fort, und Niemand dachte daran, daß er dem Allmächtigen nicht eben ſo wohlgefällig ſey, als vor dem Erlaß der Bulle. Man heirathete, taufte, beichtete, begrub, las Meſſe, Alles wie früher, und die Autorität Sr. Heiligkeit, ſo wie die päbſtlichen Meſſen erhielten dadurch einen gewaltigen Stoß. Ja die Signoria, die Alles für nichtig erklärt hatte, wollte von einer Abſolvirung gar nichts wiſſen, eben ſo das Volk. Alle Vermittler, welche ſich nach Venedig wandten, um dieſe fatale Sache beizulegen, erhielten keine andere Antwort, als ſie möchten ſich nur an den Urheber dieſes Streites wenden, der in ſeinen Händen die Mittel habe, ihn ſchnell zu endigen, indem er die ſo ungerechte als ganz unnütze Bulle widerrufe.

Ein Brief des Königs von Spanien, Philipp's V., worin derſelbe dem Pabſt endlich wirkſame Hülfe verſprach, gab dieſem nun Muth, ſo daß er jetzt von keinem Nachgeben etwas wiſſen wollte; als aber eine Zeitlang verfloſſen war, und Paul ſah, daß es bei bloßen Verſprechungen blieb, da ſuchte er Alles aufzubieten, um nur einiges Nachgeben von dem Senat zu erhalten, und wandte ſich nochmals auf das dringendſte an Frankreich, als diejenige Macht, die allein noch etwas über das ſtolze Venedig vermochte. Er erklärte dem Geſandten Heinrichs IV., daß er bereit ſey, den Venetianern ſein väterliches Wohlwollen wieder zu ſchenken, wenn ſie ſich nur entſchließen wollten, ihm eine billige Genugthuung zu geben, und bat ihn, ſich doch in dieſer Sache auf das beſte zu verwenden.

Die Hauptſache war, zu erfahren, was Paul V. unter einer billigen Genugthuung verſtand.

Nach vielen unnöthigen Verſöhnungsprojecten wurde endlich von römiſcher Seite ein Plan entworfen, nach welchem der franzöſiſche Geſandte den Pabſt im Namen Venedigs bitten ſollte, die Kirchenſtrafen aufzuheben; die beiden eingekerkerten Geiſtlichen ſollten, aus Achtung für den König von Frankreich, nicht dem Pabſt, ſondern Sr. Majeſtät dem allerchriſtlichſten Könige übergeben werden; das Interdict ſollte wenigſtens vier bis fünf Tage in Ausübung, alſo der Gottesdienſt ſo lange eingeſtellt werden; man ſollte wegen dem Tag übereinkommen, an welchem Se. Heiligkeit die Kirchenſtrafen aufheben würden, und daß zu gleicher Zeit auch Venedig ſein Monitorium zurücknehmen ſollte; die aus dem Gebiete der Republik gejagten Mönche ſollten zurück berufen werden, und endlich die Vollziehung der beiden Geſetze wegen Kirchen, Klöſter und Schenkungen bis zur gänzlichen Verſöhnung ausgeſetzt werden.

Von all dieſen Vorſchlägen nahm die Signoria keinen andern an, als daß ſie ſich dazu verſtehen wollte, die beiden Gefangenen, jedoch nur aus eigenem Antrieb, dem König von Frankreich zu übergeben, und zwar aus Achtung und Ehrfurcht für einen ſo großen Fürſten, ohne ſich deßhalb nur im mindeſten etwas von ihrem Rechte zu vergeben. — Was den Artikel anbelange, den Pabſt um Aufhebung der Kirchenſtrafen zu bitten, ſo ſähe ſie hievon durchaus die Nothwendigkeit nicht ein, da ſie ihm keinen Grund gegeben hätte, dergleichen über ſie zu verhängen; ſie wollte zwar ohne Schwierigkeit die gegen das Monitorium erlaſſene Proteſtation zurücknehmen, allein erſt wenn die Kirchenſtrafen aufgehoben ſeyen; ihre Geſetze zu ſuspendiren, könnte ſich die Republik nicht verpflichten, allein man könne darauf zählen, daß ſich bei ihrer Anwendung die Regierung nicht von ihrer gewöhnlichen Billigkeit entfernen würde; was das Interdict beträfe, ſo könnte man ſich nicht dazu verſtehen, daſſelbe auch nur eine Stunde anzuerken-

nen, da man es ein für alle Mal als nichtig erklärt habe; und was endlich die Zurückberufung der Mönche anbelange, ſo ſey dies eine Sache, die für ſich erſt ſpäter würde verhandelt werden müſſen, auf jeden Fall aber ſeyen die Jeſuiten davon ausgeſchloſſen.

Dieſe Antwort brachte Paul V. in Verzweiflung. Als er, von der Standhaftigkeit der Signoria immer mehr überzeugt, ſah, daß er alle Hoffnung, daß ſich dieſelbe nach ſeinem Willen fügen würde, aufgeben müſſe, wandte er ſich unter den feierlichſten Verſicherungen ſeiner friedlichen Geſinnungen abermals nach Frankreich, um durch deſſen Vermittlung die fatale Sache nur einigermaßen leidlich für den heiligen Stuhl beendigt zu ſehen. Heinrich IV. ſandte den Cardinal Joyeuſe mit der ausgedehnteſten Vollmacht zur endlichen Verſöhnung Venedigs mit dem römiſchen Stuhl ab. Alles, was dieſer aus Rückſicht für ſeinen ehrbaren Gebieter von der Signoria erlangen konnte, war, den Pabſt um die Aufhebung der Kirchenſtrafen bitten zu dürfen, da ſich der Senat ſchlechterdings weigerte, das durch ſeinen Geſandten thun zu laſſen. Er wollte nicht ein Mal zugeben, daß dies der Geſandte ſchriftlich thäte. Endlich begehrte er, daß dieſe Aufhebung nicht in Rom, wie dies gebräuchlich war, ſondern in Venedig ſelbſt ſtattfinden ſollte, und zwar mündlich und nicht ſchriftlich, weil man fürchtete, daß Paul V. in der deßhalb zu erlaſſenden Bulle etwas von der Bitte durch den franzöſiſchen Geſandten einfließen laſſen könnte.

Als der Cardinal Joyeuſe mit dieſem Ultimatum nach Rom kam, fand er den Pabſt gefaßter, als er geglaubt hatte, ja Paul V. geſtand ihm, daß ihm dieſe fatale Sache in der letzten Zeit ſo viel Schwulität gemacht, daß er geglaubt habe, am Kreuze zu hängen, und nachdem er noch vergeblich verſucht hatte, einige unbedeutende Conceſſionen zu erhalten, unterwarf er ſich gänzlich den von der Republik gemachten Bedingungen.

Mit der Vollmacht des heiligen Vaters verſehen, kehrte der Cardinal Joyeuſe den **10.** April nach Venedig zurück.

Um den Wünſchen des Pabſtes nachzukommen, ſtellte er ſich zuerſt, als ſey es ihm nicht vollkommen gelungen, dieſen zur gänzlichen Annahme aller Bedingungen zu bewegen, und machte noch einen letzten Verſuch zu Gunſten der Jeſuiten, verlangte auch, daß noch vor dem Widerruf des Interdicts ein venetianiſcher Geſandter nach Rom geſchickt werden ſollte. Als er aber die Signoria nicht dazu bringen konnte, ſchlug er vor, daß ſich dieſelbe mit ihm und dem Dogen in die St. Markuskirche begeben möge, wo er nach der Meſſe die gebräuchliche Benediction ertheilen würde, welche ſo viel als die Aufhebung des Interdicts beſage. Auch dieſer Vorſchlag wurde verworfen, weil man dieſe Benediction für eine Abſolution halten könne, deren man nicht bedürfe.

Endlich kam man dahin überein, daß ſich den **21.** April ein Sekretär mit den beiden gefangenen Geiſtlichen zu dem Cardinal verfügen ſolle, bei dem ſich auch der bei der Republik accreditirte franzöſiſche Geſandte einfinden würde, und zu dieſem ſprechen ſolle: „Gnädiger Herr, hier ſind die beiden Gefangenen, welche der Durchlauchtigſte Doge, laut getroffener Uebereinkunft, Ew. Excellenz aus Achtung für Se. Majeſtät den König von Frankreich überliefert, ſich dabei feierlich verwahrt, daß dieſe Handlung nicht im mindeſten das Recht beeinträchtige, welches die Republik hat, die Geiſtlichkeit in ihrem Staat zu richten." Der Geſandte erwiederte, das er ſie in dieſem Sinne in Empfang nähme, und ſtellte darüber eine Beglaubigung aus.

Die Gefangenen wurden nun von dem Geſandten einem geiſtlichen Commiſſair des Pabſtes übergeben, welcher die Gerichtsboten des Raths der Zehn, welche ſie gebracht hatten, einlud, ſie fort zu bewachen. Hierauf begab ſich der Cardinal und der Geſandte in die Signoria, wo der Cardinal Joyeuſe zu dem Do-

gen und den Mitgliedern der Verſammlung mit vernehmlicher Stimme ſagte: „Ich ſchätze mich überaus glücklich, Ew. Durchlaucht und Excellenzen ankündigen zu können, daß alle Kirchenſtrafen aufgehoben ſind, und in der That nicht mehr beſtehen. Ich freue mich dieſes für die ganze Chriſtenheit und für Italien insbeſondere ſo glücklichen Ereigniſſes.“ Der Doge übergab ihm nun den Widerruf der Proteſtation, welche im Weſentlichen beſagte:

„Leonhard Donato, durch die Gnade des Allmächtigen Doge von Venedig, den hochwürdigſten Patriarchen, Erzbiſchöfen, Biſchöfen u. ſ. w. Da ſich durch Gottes Gnade endlich ein Mittel gefunden hat, dem heiligen Vater Paul V. unſere Ehrfurcht zu bezeigen, und da derſelbe bereit iſt, die Urſachen aller zwiſchen der Republik und dem heiligen Stuhl obwaltenden Streitigkeiten zu entfernen, ſo melden Wir Euch hiemit, daß, da Se. Heiligkeit die Kirchenſtrafen aufgehoben hat, wir uns auch dazu verſtanden haben, daß die Proteſtation als nicht erlaſſen angeſehen werden ſoll.“

Als dieſe Ceremonie beendigt war, begab ſich der Cardinal in die Kirche, um eine Meſſe daſelbſt zu leſen, wohin ihn jedoch der Doge und die Signoria nicht begleitete.

Der römiſche Hof ſuchte nun in der ganzen Chriſtenheit die Meinung zu verbreiten, daß der Cardinal dennoch dem Senat die Abſolution ertheilt habe, was aber um ſo unglaublicher war, als weder der Doge, noch die Senatoren aufgeſtanden waren, als der Cardinal in den Saal trat, ja nicht ein Mal ihr Haupt entblößt hatten. Die römiſche Geiſtlichkeit gab dies zu, behauptete aber, der Cardinal habe der Signoria bei ſeinem Eintritt die Abſolution unter ſeinem Biſchofsmantel gegeben, indem er unter demſelben das Kreuz mit ſeiner Hand machte, ohne daß man es bemerkt habe. Als dieſe Sache ruchbar wurde, murrte man in Venedig allgemein dagegen, indem man auch nicht ein Mal unter dem Mantel und wider Wiſſen und Willen geſegnet ſeyn wollte. Die Folge

davon war, daß alle bereits angeordneten Freudenbezeigungen wegen dieſer Ausſöhnung in Venedig unterblieben, der Pabſt ſich dagegen rächte, indem er den neuen Patriarchen Venedigs, den der Senat nach dem Ableben des alten in dieſem Jahr ernannt hatte, in Rom durch einen Jeſuiten examiniren ließ.

Der Cardinal Joyeuſe ſagte in einem ſeiner Briefe an den König, von der Abſolution ſprechend, die noch dem Dogen und dem Senat zu ertheilen übrig bliebe: „Ew. Majeſtät können gar nicht glauben, wie trotzig dieſe Leute in dieſer Hinſicht ſind; ſie wären im Stande, eher Alles rückgängig zu machen, als dieſe anzunehmen.“ Dies war das Ende des Streits, der damals in ganz Europa ein unglaubliches Aufſehen gemacht hatte.

Als ſpäter auch die Regierung die Rückkehr der Jeſuiten erlaubte, ſo geſchah dies nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Erlaubniß zu ihrem Aufenthalte im Gebiete von Venedig alle drei Jahre erneuert werden müſſe, gerade alſo, wie man es mit den Juden hielt. Bei den Proceſſionen wurde den Jeſuiten die Stelle zwiſchen dem Banner des heil. Marcus und dem des heil. Theodor angewieſen, welche die Sinnbilder der beiden Säulen auf der Pinzetta waren, zwiſchen denen die Verbrecher hingerichtet wurden.

Es kam zuletzt ſo weit, daß allen Familienvätern verboten wurde, ihre Kinder durch die Jeſuiten erziehen zu laſſen, wenn ſie und ihre Nachkommen nicht ihrer Würden und Aemter verluſtig ſeyn wollten.

So wußte ſich die Republik fortwährend gegen den zu großen Einfluß der römiſchen Geiſtlichkeit zu ſchützen, und da ſie in allen andern Dingen der Ausgelaſſenheit ihrer Geiſtlichkeit ſehr durch die Finger ſah, ſo war ihr der größte Theil derſelben immer ſehr ergeben. Die moraliſche Verderbtheit derſelben war aber oft ſo groß, daß ſie öffentliches Aergerniß verurſachte, und Gele-

genheit gab, daß die Regierung Forderungen von Rom zu ihren Gunſten oft mit Verachtung zurückwies.

Noch ein anderes Ungewitter drohte bald darauf Venedig den Untergang, wurde aber noch zu rechter Zeit entdeckt und deſſen Ausbruch abgewandt.

Der Vicekönig von Neapel, Herzog von Oſſona, der Gouverneur von Mailand, Peter von Toledo, und der ſpaniſche Geſandte zu Venedig, Bedmar, waren die furchtbaren Häupter einer Verſchwörung, die der Regierung Venedigs ein Ende machen ſollte. Mailändiſche Truppen und neapolitaniſche Schiffe ſollten **1618** die Stadt zugleich angreifen, die zu gleicher Zeit von mehreren Mitverſchwornen an verſchiedenen Orten in Brand geſteckt werden ſollte, und dieſem Attentate ſchwerlich würde haben widerſtehen können. Die wachſame Regierung entdeckte das Vorhaben jedoch noch gerade zu rechter Zeit, um es vereiteln zu können. Bedmar ergriff die Flucht, und die meiſten Verſchwornen wurden ſogleich und ganz in der Stille erſäuft, ſo daß das Volk faſt gar nichts von der Sache erfuhr, oder ſich doch kaum getraute, davon zu reden.

Genua, lange Zeit Venedigs Nebenbuhlerin, ſtand ſeit **1464** unter den Herzogen von Mailand; unter Ludwig **XII.** kam es mit Mailand unter franzöſiſche Herrſchaft, von der es ſich jedoch los machte, bis es Franz **I** abermals unterjochte. Erſt durch den berühmten Andreas Doria kam es **1528** zur politiſchen Selbſtſtändigkeit. Dieſer gab ihm jedoch eine ariſtocratiſche Verfaſſung, an deren Spitze ein Doge ſtand. Der kaum neu entſtandene Staat wäre durch die Verſchwörung des Grafen von Lavagna, Fiesko, **1547** beinahe wieder aufgelöſt worden, wenigſtens in der beſtehenden Form, wenn nicht das eben ſo muthige als talentvolle Haupt der Verſchwörung, als dieſelbe bereits ausgeführt und als gelungen zu betrachten war, zufällig im Hafen ertrun-

ken wäre. Im Laufe des 16. Jahrhunderts hielt es dieſe Republik meiſtens mit Spanien, wodurch ſie aber öfters mit Frankreich ins Gedränge kam, beſonders im 17. Jahrhundert unter Ludwig XIV., wie wir ſpäter ſehen werden.

Toscana hatte durch Lorenz von Medicis, der 1492 ſtarb, einen außerordentlichen Aufſchwung erhalten, und einen großen Einfluß erlangt. Deſſen Sohn aber, Peter von Medicis, trat nicht in des Vaters Fußtapfen, ſondern ward, als er ſchwach genug war, Livorno und Piſa an Carl VIII. von Frankreich, der Neapel bekriegte, zu übergeben, von dem deßhalb ſehr aufgebrachten Volk vertrieben. Hierauf trat eine Anarchie ein, während welcher ein fanatiſcher Dominicaner, mit Namen Savonarola, das Volk vier Jahre lang gängelte, endlich aber auf des Pabſtes Alexander Veranlaſſung als ein Ketzer öffentlich verbrannt wurde, worauf Peter Soderini das Regiment in Florenz führte, bis die Mediceer zurückkehrten. Die Brüder des unterdeſſen verſtorbenen Peter, der Cardinal Johann und Julian von Medicis, kamen durch päbſtliche Hülfe 1512 wieder nach Florenz und der erſtere wurde im folgenden Jahr ſelbſt Pabſt unter dem Namen Leo X. und beſchützte ſeine nahen Anverwandten, namentlich ſeinen Bruder Julian und deſſen natürlichen Sohn Julius, den er legitimirte und der ſpäter ſelbſt als Clemens VII. die dreifache Krone erhielt, und nun ſeinerſeits wieder ſeine Vetter, den Hyppolit und Alexander von Medicis zu Florenz in Schutz nahm. Sie wurden jedoch im Jahr 1527 vom Volk vertrieben, als Clemens von den Deutſchen hart bedrängt war. Allein der Pabſt und der Kaiſer Carl V. verſtanden ſich zuletzt dahin, daß Alexander von Medicis Herr von Florenz werden und des Kaiſers natürliche Tochter Margaretha heirathen ſolle, weßhalb ein kaiſerliches Heer gegen die Florentiner marſchirte, die jedoch faſt ein Jahr lang widerſtanden. Sie mußten ſich endlich

ergeben, und der Kaiſer gab ihnen ſeinen Schwiegerſohn, Alexander von Medicis, 1531 zum Herrn und ernannte ihn zum erblichen Herzog von Toscana, wodurch das Haus der Mediceer in die Reihe der Regenten Europa's förmlich eintrat. Alexander, der nun ſehr despotiſch herrſchte, wurde ſchon 1537 von ſeinem eigenen Vetter Lorenz ermordet. Sein 18jähriger Verwandter, Cosmus von Medicis, bemächtigte ſich während der Beſtürzung über die begangene Frevelthat der Herrſchaft. Carl V. ertheilte ihm auch die herzogliche Würde, um ihn von einer Verbindung mit Frankreich abzuhalten. Er wußte auch Siena mit dem Herzogthum zu vereinigen, und vom Pabſt erlangte er ſtatt dem von ihm gewünſchten Königstitel den eines Großherzogs; er ſtarb 1574. Ihm folgte ſein Sohn Franz Maria, der auch die Beſtätigung der großherzoglichen Würde vom Kaiſer Maximilian II. 1575 erhielt, und eine Venetianerin, die ſchöne Bianca Capella, heirathete. Dieſe hatte den Bruder ihres Gatten, den Cardinal Ferdinand, vergiften wollen; zufällig aber aß Franz von den vergifteten Speiſen und ſtarb daran. Bianca folgte ihm durch den, durch das nämliche Gift veranlaßten Tod nach. —

Der Cardinal übernahm hierauf die Regierung des Herzogthums, ſeiner Cardinalswürde entſagend, und herrſchte als Ferdinand I. von 1587 — 1609. Unter ſeinem Sohne Cosmus, der ihm in der Regierung folgte, erreichte beſonders der Handel von Livorno eine hohe Stufe. Als aber 1621 Ferdinand II., der bis 1670 herrſchte, an die Regierung kam, blühten ſtatt des Handels das Pfaffen- und Mönchthum in Toscana, und das Land und deſſen Wohlſtand ſanken unaufhaltſam immer tiefer.

Obgleich das Pabſtthum durch Luther und die Reformation eine gewaltige Schlappe erhalten hatte, ſo wußten dennoch die ſchlauen Päbſte das Ländergebiet des Kirchenſtaats im 16ten Jahrhundert

zu vergrößern. Julius II. vereinigte, freilich nicht auf lange Dauer, Parma, Piacenza, Modena und Reggio mit demſelben. Bologna wurde 1513, Ancona 1532, Ravenna, Ferrara 1598 mit den Beſitzungen des heiligen Stuhls vereint, und 1626 kam auch das Herzogthum Urbino durch das Teſtament des letztverſtorbenen Herzogs Franz Maria an denſelben. Als der berühmte Pabſt Sixtus V. auf Petris Stuhl kam, wußte er das ſchon ſchön arrondirte weltliche Gebiet durch gute Verwaltung in trefflichen Zuſtand zu bringen, leider aber währte ſein tüchtiges Regiment nicht lange genug und der Nepotismus der Päbſte war immer unheilbringend für den Staat, eben ſo das mit ſo vielem Starrſinn höchſt unpolitiſche Feſthalten an einem geiſtlichen Despotismus, deſſen Zeiten längſt vorüber waren, und der für den heiligen Stuhl nur immer von großem Nachtheil war, wie der oben ausführlich erzählte Vorgang mit Venedig und andere ähnliche Streitigkeiten mit den Regierungen von Neapel, Savoyen, Spanien, Portugal und mit mehreren Kaiſern zur Genüge beweiſen.

Von Neapel, das nebſt Sicilien früher eine Beſitzung der Normannen und dann der Hohenſtaufen war, hatte ſich letzteres ſeit der ſicilianiſchen Veſper getrennt und wurde von den Königen von Aragonien beherrſcht. Gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts regierte eine Nebenlinie derſelben in Neapel, als Carl VIII. von Frankreich die Anſprüche des Hauſes Anjou auf dieſes Reich geltend machte. Der vom Volke gehaßte König, Alphons II., legte, als ſich das franzöſiſche Heer näherte, ſchnell die königliche Würde nieder und begab ſich nach Sicilien in ein Kloſter, ſeinem Sohne Ferdinand III. die Regierung überlaſſend; allein auch dieſer hatte den Muth nicht, den herannahenden Feinden zu widerſtehen und flüchtete ſich gleichfalls nach Sicilien. Triumphirend zog Carl VIII. 1594 in Neapel ein und wurde ſogar mit großem Jubel empfangen; allein er mußte es bald wieder verlaſſen,

da der Pabſt Alexander VI., Kaiſer Maximilian, der Herzog von Mailand und der König Ferdinand von Aragonien und Sicilien ein ſehr gefährliches Bündniß gegen ihn gemacht hatten und ihn dadurch zwangen, ſeine Eroberungen im Stiche zu laſſen und ſich 1495 durch ein überlegenes Heer in Oberitalien nach Frankreich durchzuſchlagen. Ferdinand II. kehrte jetzt nach Neapel zurück, ſtarb aber ſchon 1496 und hinterließ die Herrſchaft ſeinem Oheim Friedrich.

Ludwig XII. von Frankreich erneuerte die Anſprüche auf Neapel und vertrug ſich mit Ferdinand dem Katholiſchen dahin, daß ſie gemeinſchaftlich das Land erobern wollten, und beide wurden vom Pabſte mit demſelben belehnt. Friedrich erhielt nun, nachdem man ihm die Krone genommen, einen Gnadengehalt und ſtarb 1504 in Frankreich. Jetzt aber begehrte Ferdinand der Katholiſche das Königreich Neapel für ſich allein; die Franzoſen, die ſich daſelbſt befanden, wurden beſiegt und mußten das Land räumen. Seit dieſer Zeit wurde es bis zum Ende des 16ten Jahrhunderts durch ſpaniſche Vicekönige beherrſcht. Franz I. verſuchte vergeblich Neapel unter ſeine Botmäßigkeit zu bringen. Carl V. ließ ſich im Frieden von Barcelona vom Pabſte mit demſelben belehnen, wobei aber alle Lehensdienſte aufgehoben wurden, nur ein weißes Roß ſollte der König von Neapel noch bei der jedesmaligen Thronbeſteigung dem Pabſte als Tribut überſenden. Die Vicekönige beherrſchten das Land mit eiſernem Scepter und handelten oft mit der willkürlichſten Tyrannei in demſelben, wodurch das Volk häufig zu Empörungen gereizt wurde, unter denen die merkwürdigſte und erfolgreichſte die war, welche der Fiſcher Maſaniello oder Thomas Aniello ins Werk ſetzte. Er wurde aber am Ende ſelbſt (1647) von dem Volke erſchlagen, nachdem er das Ganze mit viel Muth und Beharrlichkeit geleitet und durchgeführt hatte.

Ferdinand III., deutſcher Kaiſer.

Ferdinand III., aus dem erzherzoglichen Hauſe Oeſterreich und Sohn Kaiſer Ferdinands II., wurde im Jahr 1608 geboren. Er erlangte große Kenntniſſe in der Mathematik und verſtand mehrere Sprachen, und wurde im Jahre 1625 nach manchen Hinderniſſen zum König von Ungarn gekrönt. Die Erlangung der böhmiſchen Krone, die er zwei Jahre ſpäter erhielt, war leichter, weil dieſes Königreich als ein erobertes Land angeſehen wurde. Nach dem Tod Wallenſteins machte ihn ſein Vater zum erſten Feldherrn der kaiſerlichen Armee, worauf er Regensburg wegnahm, die Schlacht bei Nördlingen gewann, im folgenden Jahre den Donau-, Rhein- und Neckarſtrom meiſtens von Feinden reinigte, in eigener Perſon aber das Würtembergiſche einnahm, wo er in Stuttgart ſein Hauptquartier hatte. Kurz vor dem Tode ſeines Vaters wurde Ferdinand III., im Jahre 1636, zum römiſchen König erwählt. Während ſeiner Regierung wurde der Krieg in Deutſchland noch immer, wiewohl mit abwechſelndem Glücke fortgeführt. Einer der empfindlichſten Streiche wurde ihm 1645 nach einer der hartnäckigſten Schlachten bei Jankow in Böhmen verſetzt, wodurch der Kaiſer ſelbſt genöthigt wurde, ſich von Prag nach Wien zu begeben, und von dort mit ſeiner Gemahlin und dem ganzen Hof nach Gräz zu flüchten, weil die Schweden bis vor Wien ſtreiften und ſodann unvermuthet die Kleinſeite von Prag überrumpelt und geplündert hatten. Seitdem Ferdinand III. zur Regierung gelangt war, arbeitete er an dem Frieden, und berief in dieſer Abſicht im Jahre 1640 eine Reichsverſammlung nach Regensburg, ohne ſich von der gegen dieſe Stadt heranrückenden ſchwediſchen Armee ſchrecken zu laſſen. Es vergingen mehrere Jahre, bis Ferdinand III. nur die Präliminarien zu Stande brachte; doch endlich im Jahre 1648 erfolgte der völlige Friedensſchluß, bei

welchem der Kaiſer im Elſaß ein namhaftes Gebiet an Frankreich abgetreten hatte. Einige noch unentſchiedene Punkte im weſtphäliſchen Frieden veranlaßten den Kaiſer, im Jahre 1652 zu Regensburg einen Reichstag zu halten, wo er zugleich, nach vorläufiger Verabredung mit den Churfürſten, an der römiſchen Königswahl ſeines älteſten Sohnes Ferdinands mit ſo gutem Erfolge gearbeitet hatte, daß dieſe ſich hierauf von Regensburg nach Augsburg begaben, wo ſie den 31. Mai 1653 Ferdinand IV. einſtimmig und mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten zum römiſchen König erwählten. Von Augsburg kehrte der Kaiſer wieder nach Regensburg zurück, wo die Krönung ſeines Sohnes den 18. Juni vollzogen ward. So große Freude dieſe Erhöhung Ferdinands IV. dem Kaiſer, der ihn ſchon früher zum König von Böhmen und Ungarn hatte krönen laſſen, verurſachte, deſto größer war ſeine Trauer, als ſein Sohn bald darauf, 21 Jahre alt, an den Kinderpocken ſtarb, und er ihn noch überlebte. Einige Jahre darauf (2. April 1657) ſtarb auch Ferdinand III. zu Wien, nachdem er noch kurz vor ſeinem Ende durch einen Vertrag dem König von Polen Hülfstruppen zugeſichert hatte. Ferdinand III. hatte ein Alter von 49 Jahren erreicht, und 20 Jahre regiert.

Sitten, Religion, Wiſſenſchaft und Literatur bis zu dieſem Zeitpunkt.

Als während der Kreuzzüge ſo Viele aus dem Occident nach dem Orient zogen, wurden die neuen Begriffe, die aus ganz neuen und nie geſehenen Gegenſtänden entſtanden, der Keim einer wichtigen Veränderung. Die Kreuzfahrer fanden nicht nur bei den Griechen, ſondern auch bei den Saracenen feinere Sitten und eine angenehmere und bequemere Art der geſellſchaftlichen Verbindung.

Sie ſahen zu Conſtantinopel ſtolze Denkmäler der Kunſt und lernten die aſiatiſchen Vergnügungen kennen. Der Handel öffnete den Italienern und Flamländern eine Quelle des Reichthumes; Menſchen aus verſchiedenen Ländern machten mit einander Bekanntſchaft, gewöhnten ſich zu wechſelſeitigen Unterhandlungen, und theilten einander Kenntniſſe und Geſchmack mit, die des geſellſchaftlichen Lebens würdiger waren. Dieſer erſte Schritt war ſchon wichtig. Die Ritterſchaft (Chevalerie), die durch Spaniens Saracenen in Gang gebracht war, wurde, mit allen ihren romanhaften Ausſchweifungen, der Geſelligkeit ein nützliches Beförderungsmittel, ſelbſt unter den Gräueln des Krieges. Sich der Vertheidigung der Schwachen und Unglücklichen widmen; den Edelmuth und die Ehre genau vereinigen, und den Ehrgeiz beſitzen, ſich eben ſo eifrig die Hochachtung der Feinde, als ſelbſt den Sieg zu erwerben: dies war es, wodurch ſich die ſtreitbaren Ritter auszeichneten. Nach dem Beiſpiele des heiligen Ludwigs und einer Menge franzöſiſcher Helden ſtellten ſich darin Eduard III., und beſonders deſſen Sohn, der Prinz von Wales, zu Muſtern dar. Die Grundſätze, welche man den jungen Leuten in der Schule der Ritterſchaft beibrachte; die Fertigkeiten, welche ſie ſich daſelbſt erwarben; die Empfindungen der Ehre, welche durch Schwärmerei genährt wurden, mußten dauerhafte und auffallende Wirkungen hervor bringen.

Eine der großen Triebfedern der Ritterſchaft war die Liebe. Dieſe oft unglückliche Leidenſchaft hatte den Heldenmuth der Spartaner genährt, hatte denſelben Einfluß bei den Celten und alten deutſchen Völkern, welche an den Frauen männliche Tugenden verehrten, die durch den Reiz des Geſchlechts einen größeren Glanz erhielten; und mit der Liebe deſto edlere Empfindungen verbanden, da ſie die eheliche Verbindung für unverbrüchlich hielten. Ohne Zweifel hatte Europa noch Reſte dieſer celtiſchen Sitten. Man

ſah Heldinnen an der Seite der Ritter die glänzende Laufbahn der Waffen betreten, während die Ritter den Damen eine Art von Anbetung darbrachten und denſelben ihre Gedanken, ihre Kriegsthaten und ihre Siege widmeten.

Sobald die Troubadours, dieſe Provencalen, das ſchöne Geſchlecht zu vergöttern anfingen, und ihre Lieder das Vergnügen der Höfe wurden, ſo verbreitete ſich die Liebe zur Galanterie noch mehr. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß dieſe reine und gewiſſermaßen myſtiſche Liebe, die von den Romanſchreibern und Poeten ſo hoch geprieſen ward, oft in grobe Wollüſte ausartete; aber ſie bewirkte zugleich eine Gemeinſchaft des Geiſtes und der Neigungen, welche die Rauheit der alten Sitten milderte. Aber was mußten die Frauen auch nicht für gefährliche Leidenſchaften, welche Ränke und Unruhen ausbrüten? Kaum hatte **Franz I.** ſie an ſeinen Hof gezogen, als ſie gar bald daſelbſt eine ſo große Rolle ſpielten, daß die Staatsangelegenheiten oft von ihren Launen abhingen.

Die Könige und die Großen hatten ihre begünſtigten Damen, die ſie bereicherten, und denen ſie manchmal Alles aufopfern mußten. Das gewöhnliche Mittel, deſſen ſich **Katharina** von Medicis zur Ausführung ihrer herrſchſüchtigen Entwürfe bediente, beſtand darin, daß ſie zur Verführung der Männer die Reize und die Schlauheit der Frauen in Bewegung ſetzte. Dies war die Regierung einer verderblichen Galanterie. Nun verſank man in ein ſchreckliches Verderbniß der Sitten, das in Italien entſtanden war, entweder von der Prachtliebe der **Mediceer**, oder von einer erkünſtelten Staatskunſt, vermöge welcher man den Abgang an Stärke durch Verbrechen zu erſetzen ſuchte, oder von dem Mißbrauche, den man zur Befriedigung der Leidenſchaften von den Wiſſenſchaften und Talenten machte. Alle Arten der Laſter wurden herrſchend, und zu noch größerem Unglücke erfand man Grundſätze zu ihrer Verthei-

digung, man brachte ſie in ein Lehrgebäude, und ſuchte einen Ruhm darin, verderbt und ein Böſewicht zu ſeyn. Wenn die Schwärmerei der Proteſtanten nicht ſo heftig geweſen wäre, ſo würden ſie noch weit mehr Proſelyten gemacht haben. Ihre ſtrengen Lehrbegriffe, ihre Strafpredigten wider das ärgerliche Leben und die Folgen, die ſie daraus für die Nothwendigkeit und Vortheile ihrer Reformation zogen, hielten die Katholiken im Zaume. Von beiden Seiten erregten die Streitigkeiten über die Glaubenslehren eine böſe feindſelige Denkart und große Erbitterung. Der Religionseifer erſtickte alle übrigen Gefühle.

Der Enthuſiasmus und die Gewaltthätigkeiten vergifteten den Haß von Tag zu Tage; und die Wuth der Bürgerkriege, bei denen der Name Gottes die gewöhnliche Loſung zum Morde war, ließ die Spuren der vormaligen Barbarei unverlöſcht fortdauern. Außerdem hatten die Künſte und der Handel, die noch in enge Gränzen eingeſchränkt waren, den Luxus und die damit verbundene Weichlichkeit noch nicht weit ausgebreitet. Das vornehme Frauenzimmer bediente ſich zur Reiſe noch bloß der Reitpferde. Faſt alle Bequemlichkeiten des Lebens, deren wir in unſern Zeiten genießen, waren unbekannte Dinge. Der Adel überhaupt betrachtete das Studiren mit Verachtung, haßte die Ruhe und hatte für nichts Anderes Empfindung als für die Waffen. Die ſo hochgeſchätzte Ritterſchaft (Chevalerie) heiligte die Mißbräuche der Tapferkeit. Ihre Turniere und Herausforderungen nährten den Geſchmack an Zweikämpfen. Umſonſt ſuchten die Kirche und die Könige, jene mit Bannſtrahlen und dieſe mit Verordnungen, dieſe unſelige Gewohnheit auszurotten; ſie war vielmehr ſo ſtark geworden, daß, nachdem man den gerichtlichen Zweikampf förmlich abgeſchafft hatte, gleichwohl noch viele Duelle, ſelbſt auf Verfügung der Tribunale, erfolgten. Unter Philipp von Valois und Carl VI. findet man Urtheilsſprüche des Parlaments, welche die-

ſes außer Zweifel ſetzen. Und wozu mußten dieſe Zweikämpfe dienen? Um bald einen Ehebruch, bald eine Blutſchande zu beweiſen.

Die ſcholaſtiſche Theologie, die einzige, die man damals kannte, angeſteckt von den Träumen der arabiſchen peripatetiſchen Weltweisheit, beſtand gemeiniglich in einem barbariſchen und unverſtändlichen Geſchwätze. Sie entehrte die edle Einfalt der chriſtlichen Religion durch ein nichtswürdiges dunkles Gewäſche; ſie entſtellte die Glaubenslehren durch ungereimte Erklärungen; ſie überſchwemmte einige wenige heilige Wahrheiten mit einem Ocean unnützer und unauflöslicher Fragen; ſie quälte ſich mit dem Formellen und Materiellen der Gegenſtände, mit Diſtinctionen der raiſonnirten und raiſonnirenden Vernunft, kurz mit Worten, bei welchen man nichts dachte. Dieſe ernſthaften Lehrer, die von der Höhe ihres Lehrſtuhles ſelbſt auf die gelehrteſten Männer mit Verachtung herabſahen, hielten ſich für Rüſtzeuge der göttlichen Wahrheit, wenn ſie eine Stelle aus dem heiligen Thomas oder aus dem Scotus anführten. Die Bibel kannten ſie wenig, noch viel weniger die Kirchengeſchichte.

Dies war ein Triumph für Luther und die Proteſtanten. Mit Waffen der Gelehrſamkeit und Kritik ſchlugen ſie ihre lächerlichen Widerſacher zu Boden, deren Stolz nie Unrecht haben wollte, und ſich gewöhnlich mit ungereimten Gründen vertheidigte. Seit Jahrhunderten ſtritten ſich die Dominicaner und Franziscaner über die unbefleckte Empfängniß. Jene behaupteten, daß die Jungfrau Maria an Adams Sünde Theil genommen habe; dieſe hingegen, daß ſie ohne Erbſünde geboren ſey. Dieſes Streites wegen war ganz Spanien in heftiger Bewegung; ganz Europa nahm daran Theil. Nicht allein theologiſche Societäten, ſondern auch viele Obrigkeiten verpflichteten ſich eidlich, die Ehre Maria's zu behaupten, die ihnen von der Meinung der Franziscaner abzuhängen ſchien. Man verſchrie ihre Gegner als Feinde der Mutter

Gottes und ihres Sohnes. Um eine ſo heftig beſtrittene Lehre zu behaupten, bedienten ſich die Dominicaner neben den Beweisgründen manches Betrugs.

Mit den Jeſuiten, deren Orden im Schooße der Streitigkeiten erzeugt ward, entſtanden neue Unruhen; als Widerſacher der Dominicaner vertheidigten ſie gleich anfangs die Vorzüge der unbefleckten Jungfrau und alle zu deren Ehre erfundenen Andachtsverordnungen mit großem Eifer. Bald darauf entſtand der theologiſche Krieg über die Gnade. Worin beſteht die Gnade? Wie wirket ſie auf den Willen? Wie erweckt ſie die Menſchen zu guten Entſchließungen und guten Thaten? Die Theologen behaupteten dies Alles zu wiſſen, ob es ſchon göttliche Geheimniſſe ſind. Die Thomiſten oder Dominicaner ſowohl als die Scotiſten oder Franziscaner machten, indem ſie mit dunklen Worten das Geheimniß erklärten, ſolches nur noch unbegreiflicher. Molina, ein ſpaniſcher Jeſuit, erfand, entweder weil er ſich überzeugt hielt, daß beide Glaubensſyſteme alle menſchliche Freiheit aufheben würden, oder weil er die Ehre haben wollte, der Stifter eines neuen Syſtems zu ſeyn, die mittlere Erkenntniß Gottes (Scientia dei media), vermöge welcher Gott künftige Begebenheiten, die ſich unter gewiſſen Bedingungen zutragen, zuvor weiß, und ſich bei Austheilung ſeiner Gnade dergeſtalt darnach richtet, daß die Wirkung der Gnade die zuvor geſehene Einwilligung des menſchlichen Willens zum voraus ſetzt. Dieſe Meinung ſchien anſtößig. Die Dominicaner beſonders ſchrien über Pelagianismus, und ſetzten die ſpaniſchen Univerſitäten, die Inquiſition, die Biſchöfe und den römiſchen Hof in Bewegung. Clemens VIII. ſtarb, als er im Begriffe ſtand, die Lehre des Molina zu verdammen.

Die Congregationen de auxiliis, die er im Jahre 1597 zur Unterſuchung des Molinismus angeordnet hatte, endigten ſich erſt

im Jahre **1607** unter Paul **V.** Die Dominicaner und Jeſuiten ſtritten dabei unabläſſig mit der größten Heftigkeit. Schon war die Verdammungsbulle aufgeſetzt. Doch die Jeſuiten, die ſo eben, weil ſie ſich des päbſtlichen Interdicts mit Wärme angenommen hatten, aus Venedig waren vertrieben worden, wußten aus dem blinden Gehorſame ihres Ordens Vortheile zu ziehen. Der Pabſt verbot beiden Theilen, einander zu verdammen, und die Erbitterung, ſo wie der Streit, dauerte fort.

Seit dem Jahre **1565** hatten die Franziscaner viele Sätze des Michael Bajus, Lehrers in Löwen, beſtritten, der, weil er die unbefleckte Empfängniß bekämpfte, ihrer Meinung nach eben dadurch die Gnadenwahl beſtritt. Pius **V.** verdammte **73** Sätze des Bajus als ketzeriſch, irrig, verdächtig, verwegen und ärgerlich, ohne daß die Bulle irgend einen derſelben ausdrücklich nannte. Dies gab nun neue Gelegenheit, um darüber zu ſtreiten, welche Lehre ketzeriſch oder nicht ketzeriſch ſey.

Der Sieg der Jeſuiten, denn ſie beſtritten geradezu die Lehre des Bajus, bahnte den Weg zum Janſenismus. Cornelius Janſenius, Biſchof von Ypern, ehemals Profeſſor zu Löwen, hatte, um die Meinung des heiligen Auguſtinus über die Gnadenwahl auseinander zu ſetzen, ein groſzes Buch verfertigt. Das Werk erſchien im Jahre **1440** nach ſeinem Ableben. Die Jeſuiten griffen es ſogleich an. Urban **VIII.** verdammte es im Jahre **1642.** Die Lehrer zu Löwen erklärten die Bulle für unterſchoben, weil ſie dem Janſenius die Lehre des Bajus zuſchrieb. Sie ſchickten Deputirte nach Rom, und dieſe kamen nach drei Jahren eben ſo klug, als an dem Tage ihrer Abreiſe zurück. Ein Lehrer der Sorbonne, der die Religion in Gefahr glaubte, erhob Klagen wider einige Sätze in dem Buche des Janſenius. Man war im Begriffe, das Bannurtheil über ſie auszuſprechen, als **60** Lehrer durch eine Appellation wegen ungebührlicher Gerichtsbarkeit

daſſelbe aufhielten. Ungefähr 80 Biſchöfe ſetzten nichts deſto weniger die Sache fort und klagten zu Rom über die fünf berühmt gewordenen Sätze, die Innocenz X., aller Gegenbemühungen des Generals der Dominicaner und aller Gegenvorſtellungen von 11 franzöſiſchen Prälaten ungeachtet, im Jahr 1653 verdammte. Der Hauptinhalt der fünf Sätze iſt dieſer:

1) Auch die Gerechten können einige Gebote Gottes unmöglich halten, weil es ihnen an der Gnade fehlt;

2) der Menſch kann der Gnade niemals widerſtehen;

3) die Freiheit vom äußerlichen Zwange, aber nicht von innerer Nothwendigkeit, iſt hinreichend, um Lohn oder Strafe zu verdienen;

4) die Ketzerei des Semipelagianismus beſteht in der Behauptung: man könne der Gnade widerſtehen, oder dieſelbe annehmen;

5) Chriſtus iſt nicht für alle Menſchen geſtorben.

Eine ſo harte und der proteſtantiſchen Lehrmeinung ſo ähnliche Lehre ſchien in der That auf Anſprüche des heiligen Auguſtinus gegründet zu ſeyn.

Eine andere von den Mönchsorden in Gang gebrachte Art der Theologie war die Moraltheologie oder die Caſuiſtik. Sokrates, Plato, Cicero, Seneca und viele Stoiker hatten die Moral als Philoſophen behandelt, ſie beſtimmten die Pflichten und flößten Tugendliebe durch eine Stärke der Vernunftgründe und der Empfindungen ein, welche der Größe des Gegenſtandes würdig war. Die Kirchenväter hatten ſie als wahre Seelenhirten behandelt, indem ſie die Lehren des Evangeliums entwickelten, ſie mit Salbung einſchärften, und Alles zeigten, was erfordert wird, um chriſtlich zu leben. Bei Wiederauflebung der Wiſſenſchaften, behandelten die Theologen dieſelbe als Scholaſtiker; ſie klügelten, machten Trugſchlüſſe, diſputirten über Alles, ſetzten Worte an die Stelle der Dinge, verwirrten die einfachſten Begriffe und verdunkel-

ten die Grundwahrheiten durch falſche Anwendungen. Dies Alles ward noch ärger, als die Bettelorden die Herrſchaft erlangten.

Nun ward die Ohrenbeichte immer häufiger und man vertiefte ſich bei derſelben bis auf die nichtswürdigſten Kleinigkeiten. Die canoniſchen Kirchenſtrafen kamen immer mehr ab; das beſondere Urtheil des Beichtvaters vertrat die Stelle der alten Regeln. Von ihm allein hing die Genugthuung für Sünden und die Abſolution ab. Weil er gewiſſer Grundſätze zur Entſcheidung der Gewiſſensſachen bedurfte, ſo glaubte man daraus eine beſondere Wiſſenſchaft machen zu müſſen. Aber ſtatt das Evangelium, die Kirchenſchlüſſe, die Väter und ſelbſt die Stimme des Gewiſſens zu Rathe zu ziehen, verfertigte man nach ſcholaſtiſcher Weiſe ungeſtaltete weitläufige Werke und mehr als einen willkürlichen Codex, in welchen die Fälle oft bloß nach Eigenſinn und Unwiſſenheit entſchieden wurden. Nachdem die Bahn ein Mal gebrochen war, entſtanden Schwärme von Caſuiſten, um ihr Syſtem zu verbreiten.

Um Finſterniß und Irrthümer zu verſcheuchen, welche die Zügelloſigkeit immer begünſtigten, war es nöthig, daß die Wiſſenſchaften das Aufblühen der Wahrheit beförderten. Was man jedoch ſeit vielen Jahrhunderten Wiſſenſchaften nannte, war indeſſen gerade der Wahrheit am meiſten hinderlich. Sie beſtanden in einem Gewebe von Grillen und Träumereien, welche von Männern, die in denſelben lebten und webten, zu Grundſätzen erhoben wurden, welche über die geringſte Neuerung in Eifer geriethen, und die Vernunft mit dem Anathem belegten, weil ſie Urſache hatten, ſich vor derſelben zu fürchten. Ariſtoteles, oder vielmehr ſeine unwiſſenden Commentatoren, übten über den menſchlichen Verſtand eine despotiſche Herrſchaft aus. Die Geſetze ſogar — ſo weit trieb man den Unſinn — verboten aufs ſtrengſte den Vortrag jeder Lehre, die den ungereimten Behauptungen der Schule widerſprach. Man kann mit einem Worte ſagen, das Denken, die geſunde Vernunft,

ward oft als ein Verbrechen angeſehen. Aber freie muthige Männer, die vermögend waren, das Joch der Pedanterie zu zerbrechen, verſchafften der Vernunft Freiheit, und bahnten den Weg zu nützlichen Kenntniſſen. Unter Jacob I., König von England, ließ Franciscus Baco, der ſich, nachdem er in Ungnade gefallen war, als Philoſoph einen Ruhm erwarb, den er bei Hof als Kanzler nicht erhalten hatte, in einigen gediegenen Werken den Keim vieler Entdeckungen wahrnehmen. Er zeigte das Fehlerhafte der gewöhnlichen Lehrmethoden, und brachte ganz vortreffliche in Vorſchlag. Er zeigte die Nichtswürdigkeit der Abſtractionen, worauf die Lehrer ſo ſtolz waren, und legte die Thatſachen, welche uns die Natur darſtellt, der Wiſſenſchaft zu Grunde. Er bemerkte, daß Beobachtung und Erfahrung die Quellen ſind, woraus man unbekannte Wahrheiten zu ſchöpfen habe, und verkündigte gewiſſermaßen die Wunderdinge zuvor, welche ſie bald bewirken würden. Dann zeigte er endlich, daß man nichts wiſſe; und das war das Wichtigſte, was man damals zu lernen hatte.

Einige Zeit nachher erſchien Descartes, ein Edelmann aus Touraine, der beim Nachdenken über die falſchen Begriffe, die ihm ſeine Lehrer beigebracht hatten, und über die unter dem Namen der Philoſophie verehrte wiſſenſchaftsartige Unwiſſenheit, die Umſchmelzung aller ſeiner Begriffe dergeſtalt unternahm, daß, wo möglich, keine Spur ſeiner vormaligen Irrthümer übrig bleiben ſollte. Er fing damit an, daß er Alles bezweifelte; er bewies, wie nothwendig ſolches ſey; und was kann nöthiger in der Philoſophie ſeyn, wo die Unterſuchung der Begriffe und die Stärke der Gründe allein unſer Urtheil beſtimmen müſſen? Durch ſeine neuen Grundſätze ſtürzte er das finſtere Schulſyſtem um; aber ſeine zu lebhafte Einbildungskraft führte ihn irre. Er wollte ein neues Syſtem erbauen, und erklärte den Mechanismus des Weltgebäudes durch ſinnreich erfundene Wirbel, welche die Natur nicht kennt.

Indeſſen ward er der Stifter einer Sekte, die wenigſtens Luſt zum vernünftigen Nachdenken erregte. Dadurch brachte er der ariſtoteliſchen Philoſophie eine tödtliche Wunde bei. Der Uebergang vom Irrthum zur Wahrheit iſt ſo ſchwer, daß man denſelben nicht ohne einige Fehltritte unternehmen kann. Vielleicht haben ſelbſt die Verirrungen dieſes berühmten Philoſophen den Fortgang der Wiſſenſchaft befördern helfen. Sein verführeriſches Syſtem erzeugte anfangs viele Schwärmer, welche die Scholaſtiker zu ſehr überſahen, als daß ſie nicht über deren Trugſchlüſſe und Beſchimpfungen den Sieg erhalten ſollten. Seine Methode diente ſeitdem den Beobachtern der Natur zum Leitfaden, und dieſe haben die carteſianiſchen Blendwerke zerſtreut. Gaſſendi, ein Geiſtlicher in Provence, behutſamer als Descartes, ſein Zeitgenoſſe, und folglich weniger vermögend, großes Geräuſch zu machen, griff die alten Vorurtheile heimlich an, und ſuchte die epicuräiſche Lehre von den Atomen zu verbeſſern.

Einer der Männer, denen die Wiſſenſchaften ihre Fortſchritte vornehmlich zu danken haben, und den die Unwiſſenheit dafür noch dazu beſtrafte, war Galilei, der Sohn eines edlen Florentiners. Das copernicaniſche Syſtem, nach welchem die Bewegung der Erde um die Sonne alle Naturerſcheinungen ſo gut erklärte, verdiente, ihn zum Vertheidiger zu haben. Seine Beobachtungen ſetzten dieſes Syſtem beinahe in die völligſte Gewißheit. Man hatte zu Ende des 16ten Jahrhunderts von ungefähr eine Art von Teleſcop zu erfinden angefangen, indem man an den beiden Enden einer Röhre zwei Gläſer anbrachte, wovon das eine hohl und das andere erhaben geſchliffen war. Galilei lernte daſſelbe erſt im Jahre 1609 kennen. Er ſah alsbald die Vortheile ein, die eine ſolche Erfindung, wenn ſie erſt zur Vollkommenheit gebracht wäre, verſchaffen würde. Er dachte darüber nach, machte Verſuche und brachte gar bald ein Teleſcop zu Stande, das die Gegenſtände drei Mal

größer darſtellte, als ſie von Natur ſind, und indem er die Vervollkommnung deſſelben fortſetzte, brachte er die Vergrößerung bis auf **33** Mal. Kurz, er entdeckte die Berge im Monde, die Trabanten des Jupiters; das Ab- und Zunehmen der Venus, die Flecken und die Umwälzung der Sonne. Dadurch ward denn die Aehnlichkeit, welche die Erde und die übrigen Planeten mit einander haben, dergeſtalt bewieſen, daß, wenn man nicht die Augen muthwillig verſchließt, die Bewegung unſerer Erdkugel faſt nicht mehr bezweifelt werden kann. Aber das menſchliche Geſchlecht aufklären, hieß ſich den ſchrecklichſten Gefahren bloß ſtellen. Gaſſendi wagte die Beſtreitung der ariſtoteliſchen Philoſophie nicht anders als mit der größten Vorſicht, indem er ſeine Werke der Kirche zur Beurtheilung vorlegte, gleich als wenn Ariſtoteles und der Glaube etwas miteinander gemein haben könnten.

Descartes, der nach Holland geflüchtet war, um dort das Glück der Freiheit zu genießen, fand daſelbſt Verfolger, und ward der Gottesläugnung beſchuldigt, nachdem er neue Beweiſe für das Daſeyn Gottes heraus gegeben hatte. Auch die Verfolgungen, die Galilei in Italien erdulden mußte, ſind zu merkwürdig, als daß wir dieſelben übergehen könnten. Ein Mönch erhob im Jahre **1616** eine Anklage wider ihn vor dem Inquiſitionsgerichte zu Rom, worauf er vor demſelben erſchien. Der Cardinal Bellarmini nöthigte ihm das Verſprechen ab, das copernicaniſche Syſtem nicht mehr, weder mündlich, noch ſchriftlich für wahr zu behaupten. **16** Tage nachher gab er ſeinen Dialog heraus, in welchem eine von den unterredenden Perſonen dieſes Syſtem auseinander ſetzt, und nur zu deutlich zu erkennen gibt, auf welcher Seite die Wahrheit ſey. Daher wiederholten die Feinde der geſunden Vernunft ihre Anklagen. Galilei ward aufs neue nach Rom vorgeladen. Das Inquiſitionsgericht gab folgenden, des **10.** Jahrhunderts ſo ganz würdigen Befehl: „daß die Sonne

in der Mitte ſtehe, und ſich nicht von ihrer Stelle bewege, iſt ein ungereimter, falſcher, unphiloſophiſcher, ſogar ketzeriſcher Gedanke, welcher der heiligen Schrift gerade zu widerſpricht. Daß die Erde nicht in dem Mittelpunkte der Welt ſtehe, und nicht unbeweglich ſey, ſondern ſich ſogar täglich herum bewege, iſt gleichfalls eine falſche, in der wahren Philoſophie ungereimte und wenigſtens irrige Behauptung, die nicht mit dem Glauben der Chriſten beſtehen kann." Der Philoſoph wurde zur Gefängnißſtrafe verurtheilt, und gezwungen, dieſe Ungereimtheiten und Ketzereien abzuſchwören. Er ſtarb, nachdem er durch das viele Anſtrengen beim Obſerviren ſein Geſicht verloren hatte, im Jahre **1642**, **78** Jahre alt.

Toricelli, des Galilei Schüler, trat in die Fußtapfen ſeines Lehrers. Er wurde der Erfinder des Microſcops, das zur Kenntniß der Natur eben ſo nützliche Dienſte leiſtet, als das Teleſcop ſelbſt. Aus der Erfahrung, die er von dem in einer gläſernen Röhre eingeſchloſſenen Queckſilber machte, bewies er, daß die Schwere der Luft die Urſache von den Wirkungen der Pumpe und von allem demjenigen ſey, was die Schulen einem ſogenannten Abſcheu gegen das Leere (**Horror seu fuga vacui**) zuſchrieben. Pascal zeigte ſolches bald darauf durch neue Erfahrungen. Noch müſſen wir der aſtronomiſchen Arbeiten des Tycho Brahe und Kepplers gedenken; ſo wie der neuen Methode der Algebra, die im **16.** Jahrhunderte von Vieta in Frankreich erfunden wurde. Wichtig iſt auch, was Harvey in England über den Umlauf des Blutes entdeckte. Sobald hochbegabte Männer ſich muthig auf das legen, was nützlich iſt, die Natur beobachten und ſtudiren, den alten Irrthümern trotzen, und wißbegierig Wahrheit athmen; ſobald ſie, geleitet von Experimental-Phyſik und den mathematiſchen Wiſſenſchaften, ſich gewöhnen, richtig zu denken und ſich von herrſchenden Vorurtheilen loszureißen; ſobald glückliche Entdeckungen bei Vielen Nacheiferung, Zutrauen und Wißbegierde erregen, und

die Erfindungskraft Anderer in Bewegung ſetzen: ſo kann man hoffen, daß alle Wiſſenſchaften mit großen Schritten fortgehen, und alle ſich die Hände reichen werden, um den Widerſtand unzähliger Hinderniſſe zu überwältigen.

Doch dieſe Revolutionen erforderten noch viele Zeit und viele Anſtrengung der Kräfte. Die Gelehrten, überhaupt genommen, hatten noch nichts weniger, als einen philoſophiſchen Geiſt. Die meiſten klebten noch an der Pedanterie, die mit dem undankbaren Studium der bloßen Gelehrſamkeit verbunden iſt. Sie ereiferten ſich über griechiſche oder lateiniſche Stellen; ſahen mit ſtolzer Verachtung auf dasjenige herab, was nicht mit dem Stempel des Alterthums bezeichnet war; und die in ihren Schriften häufig angebrachten Beſchimpfungen gehörten zu dem einmal eingeführten Style.

Die falſchen Decretalen behielten noch immer ihr ſeit ungefähr tauſend Jahren ſchädliches Anſehen. David Blondel, ein reformirter Theolog, bewies endlich, daß ſie ein Werk des Betruges ſeyen; und man unterſtand ſich nicht, der offenbaren Wahrheit zuwider, ſie ferner in Schutz zu nehmen. Franzöſiſche Rechtsgelehrte haben den Staaten die größten Dienſte geleiſtet, weil ohne ſie ſowohl die Regenten als die Unterthanen noch jetzt vielleicht nicht diejenigen Rechte kennen würden, bei denen ſchlechterdings keine Verjährung ſtattfinden kann, und deren Verluſt ſie in einen Abgrund des Elendes geſtürzt haben würde.

Nach Taſſo, der im Jahre 1595 ſtarb, ſah man in Italien nichts mehr von jenen Meiſterſtücken, die Jedermanns Bewunderung erregen. Man ſpielte daſelbſt mit dem Witze, ſtatt ſich durch erhabene Talente auszuzeichnen. Spanien artete noch mehr aus. Seine dramatiſchen Dichter und andere Literatoren vertauſchten die Natur gegen den Schwulſt; und der Don Quixote des ſcharfſinnigen Cervantes iſt nichts anders als eine ſehr treffende Satyre auf den Geſchmack der Nation. „Das einzige unter allen ihren Bü-

chern, das noch gut iſt," ſagt der Verfaſſer der perſiſchen Briefe, aber zu hart, „iſt dasjenige, das das Lächerliche aller übrigen zeigt." In England wurde Shakeſpeare unter Jacob I. der Vater der Schauſpielkunſt, der noch jetzt als der größte dramatiſche Dichter bewundert wird und ſelbſt in ſeinen Fehlern das vortreffliche Genie nicht verkennen läßt. Daſſelbe könnte man von Milton ſagen, deſſen verlornes Paradies erſt im Jahre 1667 herauskam.

Die franzöſiſche Proſa erhielt unter der Feder des Balzac und Voiture Eleganz, ſo ſchwülſtig auch der Erſte und ſo gezwungen der Andere ſchrieb. Malesherbes zeigte die dichteriſchen Schönheiten der Harmonie. Peter Corneille verfertigte nach einem mittelmäßigen Werke den Cid, dem alle übrigen Nationen nichts von gleichem Werth entgegenſtellen konnten. Aus Eiferſucht über dieſen Dichter verlangte Richelieu, daß die im Jahre 1635 errichtete franzöſiſche Akademie dieſes berühmte Trauerſpiel beurtheilen ſollte; und dieſe Kritik war eben ſowohl als das Trauerſpiel ein Beweis von dem Fortgange der Literatur. Die Horatier, und vornehmlich Cinna, die nach dem Cid auf das Theater kamen, gaben davon einen noch treffenderen Beweis. Man muß erſtaunen, daß zu einer Zeit, da Descartes die ariſtoteliſche Philoſophie zu Grunde richtete und Corneille das Herz zur Begeiſterung für die römiſchen Helden belebte, viele unvernünftige Vorurtheile noch beſtändig die Großen und das gemeine Volk, die Geiſtlichkeit und die Magiſtratsperſonen gefeſſelt hielten. Die Aſtrologie blieb in Anſehen und die Hexenproceſſe waren noch immer gewöhnlich. Urban Grandier, der zu ſeinem Unglücke den Miniſter beleidigt hatte, wurde im Jahre 1634 als ein Mann, der Nonnen bezaubert hätte, lebendig verbrannt. Die Sorbonne that jedoch den Ausſpruch, daß die Ausſagen dieſer Mädchen nicht gültig wären; aber warum? weil, wenn man ſie auch als Beſeſſene betrachten wollte, der Teufel

nach dem heiligen Johannes ein Lügner ſey, der folglich auch die tugendhaften Perſonen anklagen könne.

Der Pallaſt Luxemburg, Val de Grace und die Sorbonne ſind große Werke der Baukunſt, die unter der Regierung Ludwigs XIII. zu Stande kamen. Vouet war der Vater der franzöſiſchen Malerſchule, zu der Zeit, da Rubens und Van Dyk die niederländiſche Schule unſterblich machten. Die Morgenröthe der ſchönen Künſte ſchimmerte in Frankreich, und kündigte die Wunder derjenigen Regierung an, die wir jetzt betrachten wollen.

Das Zeitalter Ludwigs XIV.

Europa befand ſich in einem ſehr aufgeregten und verwirrten Zuſtand, als Ludwig XIV., noch nicht fünf Jahre alt, auf Frankreichs Thron gelangte. Der Krieg, den Richelieu gegen das Haus Oeſterreich angefacht hatte, ſetzte ſeine Verheerungen fort, obgleich die Präliminarartikel bereits im Jahre 1641 unterzeichnet waren. Ferdinand III., weniger furchtbar als ſein Vater, rang mit den vereinigten Mächten Frankreich und Schweden. Philipp IV., König von Spanien, hatte Rouſſillon, Catalonien und Portugal verloren, und vertheidigte ſich noch gegen die Portugieſen, Holländer und Franzoſen. Wenn England, von heftigen Erſchütterungen bewegt, ſich nicht mehr in die Angelegenheiten Europas miſchte, ſo mußte die Wuth der Republikaner, die den König mit bewaffneter Hand verfolgten, ſich zur Vermehrung ihrer Macht in Thätigkeit ſetzen. Frankreich endlich war zu der Zeit, da es die Laſten eines verderblichen Krieges zu tragen hatte, innerlichen Zwiſtigkeiten ausgeſetzt.

Ludwig XIII. hatte in ſeinem Teſtamente der Königin Anna von Oeſterreich einen Staatsrath beigeordnet. Dieſe aber

wollte die vormundſchaftliche Regierung mit unumſchränkter Gewalt führen. Sie wandte ſich an das Parlament, das dieſe Staatsangelegenheit wie einen bürgerlichen Prozeß aburtheilte, und den letzten Willen des Königs für ungültig erklärte. Der Cardinal Mazarin, ein geſchmeidiger Italiener, der ſeit einiger Zeit in dem Königreiche ſeinen Aufenthalt genommen hatte, ward bald erſter Miniſter und ſchien die Macht Richelieu's zu erben.

Nach dem Tode Richelieus war der Graf d'Olivarez, der in Spanien die Rolle eines unumſchränkten Gebieters ſpielte, in Ungnade gefallen. Don Ludwig de Haro, weniger despotiſch und weniger kühn als Olivarez, war dagegen erſter Miniſter geworden; die Spanier hatten bei dieſer Veränderung gewonnen. Die Minderjährigkeit Ludwigs XIV. bot ihnen eine Gelegenheit zu Siegen dar. Ihre Armee, die in den Niederlanden ſtand, drang in Champagne ein, belagerte Rocroi und verbreitete allenthalben Schrecken.

Ein junger Held, kaum 21 Jahre alt, Ludwig, Herzog von Enghien, Sohn des Prinzen von Condé, führte das Commando über die franzöſiſchen Truppen. Sein Talent vertrat bei ihm die Stelle der Erfahrung. Er hatte Befehl, keine Schlacht zu wagen; dennoch lieferte er und gewann das Treffen bei Rocroi, in welchem die ſpaniſche Infanterie gänzlich geſchlagen wurde. Der Graf von Fuentes, ihr Feldherr, ſtarb rühmlich auf dem Schlachtfelde.

Der große Condé (denn der Herzog von Enghien verdiente bereits dieſen ehrenvollen Namen) bemächtigte ſich bald darauf der Stadt Diedenhofen, die man unter der vorigen Regierung zu belagern nicht gewagt hatte. Seine Gegenwart war jenſeits des Rheins nothwendig. Nachdem der Marſchall von Guebriant bei der Eroberung der Stadt Rothweil getödtet und durch ſeinen Tod unter den Deutſchen und Franzoſen Streit entſtanden war, hatte man

die Schlacht bei Duttlingen verloren, die noch manchen andern Verluſt in Schwaben nach ſich zog. Der kaiſerliche Feldherr Merci hatte ſich ſogar Freiburgs bemächtigt. Condé kam, griff ihn in ſeinem befeſtigten Lager nahe bei dieſer Stadt an, und obgleich ſeine Armee der Zahl nach kleiner als die kaiſerliche war, ſchlug er doch die letztere nach einem dreitägigen Treffen. Philippsburg und Mainz waren die Früchte ſeines Sieges. Der Herzog von Orleans, Gaſton, hatte ſo eben Grevelingen, nach zweimonatlicher Vertheidigung, eingenommen. In Catalonien, wo Philipp IV. den Marſchall de la Mothe geſchlagen und Lerida und Balaguer eingenommen hatte, waren die Franzoſen nicht ſo glücklich.

Zu dieſer Zeit befehligte der Marſchall von Turenne die Armee in Deutſchland. Er rückte weiter in das Land, um den Sieg zu benutzen, den der ſchwediſche Feldherr Torſtenſon in Böhmen erfochten hatte; aber er beging einen Fehler, indem er zugab, daß ſich die Alliirten von ſeinen Truppen trennten. Merci benutzte die Gelegenheit, und ſchlug ihn bei Marienthal in Franken (1645). Sobald Condé dies erfuhr, eilte er ihm zu Hülfe, vereinigte ſich mit Turenne, griff Merci bei Nördlingen an, und erfocht einen dritten, eben ſo ruhmvollen Sieg, als die vorhergehenden geweſen waren. Merci blieb auf dem Schlachtfelde.

Der Prinz nahm den Spaniern Dünkirchen (1646). Von da ſchickte man ihn nach Catalonien. Ihm mißlang die Belagerung der Stadt Lerida, weil es ihm an der nöthigen Unterſtützung fehlte; aber im folgenden Jahre (1648) erfocht er den Sieg bei Lens in Artois über den Erzherzog Leopold, des Kaiſers Bruder.

Auch in Italien ward wider Spanien Krieg geführt. Die Barberini, Neffen Urbans VIII., hatten ſich mit deſſen Nachfolger, Innocenz X., überworfen, und in Frankreich Schutz gefunden. Da Mazarin über den Pabſt, der ſeinem Bruder

den Cardinalshut verſagte, unzufrieden war, ſo hatte dieſe perſönliche Zänkerei einen Einfluß auf die Staatshändel. Um ſich Rom zu nähern, zog man den Krieg an die Gränzen von Toscana. Man hob die Belagerung der Stadt Orbitello auf, eroberte jedoch Piombino und Portolongone. Nun that Innocenz Alles, was man verlangte.

Gedrückt von der Laſt des Krieges, fand Philipp IV., dieſer von Günſtlingen beherrſchte König, bei ſeinem Volke keine Hülfsquelle. Im Jahre **1645** weigerten ſich die Stände von Aragonien, ſeinem Sohn den Huldigungseid zu leiſten; ſie verlangten zuvor die Wiederherſtellung des Vorrechts der Aragonier, außer dem Vaterlande keine Kriegsdienſte leiſten zu müſſen. Um wenigſtens die Zahl ſeiner Feinde zu mindern, ſchloß Philipp mit den vereinigten Provinzen einen Frieden, in welchem er ihre Unabhängigkeit anerkannte, und ihnen alle eroberten Plätze überließ. Dieſe Republik hatte ſich verbindlich gemacht, ohne Frankreich, dem ſie aufs höchſte verpflichtet war, ſich in keine Friedensunterhandlungen einzulaſſen. Holland aber fing an, ſich mehr vor Frankreich als vor Spanien zu fürchten. Es erhielt von Spanien Alles, was es verlangen konnte; und es wollte nichts zu der ſchon zu ſehr angewachſenen Macht Frankreichs beitragen. Wenn Holland gleich undankbar ſchien, ſo fehlte es ihm doch nicht an Gründen. Der im Jahre **1647** geſchloſſene Friede ward erſt im Januar **1648** unterzeichnet, und endigte einen **80**jährigen Krieg, in welchem die heldenmüthige Freiheitsliebe ſich in eben ſo großen Thaten, wie ehemals in dem alten Griechenland, verherrlicht hatte.

Niemals war Spanien ſo geſchwächt worden. Es ſtand auf dem Punkte, auch das Königreich Neapel zu verlieren. Drückende Auflagen und die Erpreſſungen der Vicekönige und Unterbeamten reizten dieſes von Natur zum Aufruhr geneigte Volk zur Empörung. Ein Keſſelmacher ward zu Palermo das Haupt der Auf-

rührer, und ganz Sicilien, Meſſina ausgenommen, ahmte die Wuth des Pöbels zu Palermo nach. Zu Neapel ſpielte ein Fiſcher, Namens Maſaniello, dieſelbe Rolle. Er hieß eigentlich Thomas Aniello, und war, obwohl er keine Kenntniſſe der Wiſſenſchaften, der Staatskunſt und des Krieges beſaß, doch ein Mann von großen Talenten, der den Charakter eines Fürſten und eines Feldherrn vortrefflich zu behaupten wußte. Auf ſeinen Befehl tödtete man den Finanzbeamten und einen Theil des Adels; man plünderte und beging tauſend Gewaltthätigkeiten. Dagegen ward auch Maſaniello von den Aufrührern getödtet. Einer vom Adel, der an ſeine Stelle trat, ward gleichfalls erwürgt. Ein dritter Anführer that den Vorſchlag, unter franzöſiſchem Schutze eine Republik zu gründen. Der Vorſchlag ward angenommen. Man lud den Herzog von Guiſe ein, deſſen Familie Anſprüche auf Neapel hatte. Er reiſ'te von Rom ab, kam faſt allein an, und das Volk ernannte ihn zum Dogen (1647). Mazarin begünſtigte die Unternehmung, ſchickte aber dem Herzoge, weil er vielleicht argwöhnte, daß derſelbe nach der königlichen Würde ſtreben möchte, keine Hülfstruppen. Die Ruhe kehrte bald, ſowohl in Sicilien als in Neapel zurück. Verrathen von einem Menſchen, der ihn dahin gezogen hatte, ward Guiſe nach Spanien gebracht, wo er vier Jahre lang in einer grauſamen Gefangenſchaft blieb. Die Neapolitaner wurden ſchrecklich beſtraft; man rechnet die Zahl der Getödteten auf 14,000.

Solche Unruhen richtete der Krieg in Europa an; inzwiſchen ſtand man in Weſtphalen ſeit dem Jahre 1644 in Unterhandlung wegen einem allgemeinen Frieden. Die Grafen von Avaux und Servien, Bevollmächtigte Frankreichs, und der Sohn des Kanzlers Oxenſtierna und Salvius, Bevollmächtigte Schwedens, theilten die Ehre dieſes ruhmvollen Geſchäfts mit einander. Jene arbeiteten an demſelben zu Münſter mit den Katholiken und dieſe

zu Osnabrück mit den Proteſtanten; doch ſo, daß nichts als mit beider Parteien Einwilligung entſchieden werden ſollte.

Die Schweden wurden bald durch ſehr vortheilhafte Anerbietungen, bald dadurch wankend gemacht, daß ihre Siege ſie in den Stand ſetzten, den Feinden Geſetze vorzuſchreiben. Sie erkannten gleichwohl, daß es am ſicherſten ſey, ſich nicht von Frankreich zu trennen. Beide Kronen verlangten Genugthuung, und zwar eine anſehnliche auf Koſten des römiſchen Reiches. Der Kaiſer machte ihnen jeden Fortſchritt ſtreitig, und man fuhr fort, ſich zu ſchlagen. Die bald glücklichen, bald unglücklichen Kriegsbegebenheiten veränderten unabläſſig den Plan der Unterhändler. Die äußerſte Noth, in der ſich der Kaiſer befand, die große Liebe der Königin Chriſtina zu den Wiſſenſchaften und ſchönen Künſten hatten endlich den Friedensſchluß beſchleunigt; und Mazarin ſuchte dem Ziele näher zu kommen, weil er ſich von einem bürgerlichen Kriege bedroht ſah. Der weſtphäliſche Friede ward zu Münſter den 24. October 1648 feierlich unterzeichnet.

Noch vor dem weſtphäliſchen Frieden entſpann ſich in Paris ein Bürgerkrieg wider den König und deſſen Miniſter. Obſchon Mazarin zu klug war, als daß er gleich anfangs die Pracht und den Stolz Richelieu's hätte nachahmen ſollen, ſo gaben doch ſein Glück, ſeine Macht und die Bedürfniſſe des Staates Stoff genug zum Mißvergnügen. Die Einkünfte des Staates ſtiegen binahe auf 75 Millionen, und doch konnte man die nöthigen Ausgaben damit nicht beſtreiten, obſchon die Armeen nicht ſehr zahlreich waren. Ein finſterer, geldgieriger und verſchwenderiſcher Italiener, Namens Eineri, der die Aufſicht über die Finanzen hatte, nahm ſeine Zuflucht zu Verordnungen, Geld aufzubringen, die um ſo verhaßter waren, weil einige derſelben ins lächerliche fielen. Man hielt die Beſoldung der obrigkeitlichen Perſonen zu-

rück, und verminderte die abzutragenden Zinſen, welchem ſich das Parlament widerſetzte, und die Empörung war ihrem Ausbruche nahe.

Ein Vereinigungsedict unter den vornehmſten Gerichtshöfen in Paris, welches das Parlament ſo eben herausgegeben hatte, beunruhigte den Miniſter, und ward von dem Staatsrathe für ungültig erklärt. Als die Magiſtrate behaupteten, daß ihre Vereinigung nichts Strafbares enthielte, ſo ſagte Mazarin: „Dem Könige müſſe man gehorchen, und wenn er verböte, Zierathen am Halſe zu tragen; nicht die verbotene Sache, ſondern das Verbot mache ein Verbrechen.“ Sein ungereimter Ausſpruch und ſeine ſchlechte Ausſprache wurden aufs bitterſte lächerlich gemacht. Man machte Gaſſenlieder auf ihn. Der mit Verachtung verbundene Haß vermehrte die Kühnheit der Aufrührer.

Das Parlament vergaß die Gränzen ſeiner Gerichtsbarkeit, und ſetzte die von Ludwig XIII. verordneten Aufſeher der Provinzen ab. Der Hof, den dieß verdroß, wollte nun durch einen Schritt, der Aufſehen machte, ſeine Gewalt behaupten. Während zur Feier des Sieges bei Lens das Tedeum geſungen ward, wurden zwei der kühnſten Mitglieder des Parlaments, der Präſident und ein Parlamentsrath, auf Befehl des Cardinals gefänglich eingezogen. Jetzt empörte ſich das Volk, ſperrte die Straßen, ſchoß auf den Wagen des Kanzlers, und tödtete einige Soldaten. Die beiden Gefangenen wurden in Freiheit geſetzt.

Der Coadjutor des Erzbiſchofs zu Paris und nachmaliger Cardinal von Retz, ein ränkevoller, aufrühriſcher und zu Ausſchweifungen geneigter Mann, ermunterte die Feinde des Hofes. Er wiegelte das Volk auf, zog das Parlament auf ſeine Seite, und entzündete bald einen Bürgerkrieg. Die Schleuderer, ſo nannte man die Rebellen, nöthigten die Regentin, mit dem jungen Könige nach Saint Germain zu entweichen. Sie hatten an ihrer Spitze den Prinzen von Conti, Bruder des großen Condé, die Her-

zoge von Longueville, von Beaufort=Vendome, von Bouillon und andere. So mißvergnügt gleich der Prinz von Condé war, ſo nahm er doch die Partei des Hofes, und blockirte die Hauptſtadt, in der das Parlament eine Armee warb.

Das Merkwürdigſte dieſes Krieges iſt das Lächerliche, wodurch ſich derſelbe auszeichnete. Alles diente zu Scherzreden und Gaſſenliedern.

Es ſchien im Jahre 1649 zum Vergleiche zu kommen. Man machte eine allgemeine Amneſtie bekannt, und der Hof kam nach Paris zurück. Aber im folgenden Jahre ward der Prinz von Condé, der den Cardinal verachtete, und übertriebene Anſprüche machte, zugleich mit dem Prinzen Conti und dem Herzog von Longueville in Verhaft genommen. Mazarin konnte keinen kühnern Schritt thun. Das Volk bewies ſeinen gewöhnlichen Leichtſinn, indem es wegen der Gefangenſchaft derjenigen, die es als ſeine Väter und Vertheidiger geehrt hatte, Freudenfeuer anzündete. Dieſer Triumph des Miniſters war von kurzer Dauer, weil ihn ſeine Klugheit verließ. Als er ſich außer Gefahr glaubte, begegnete er dem Herzoge Gaſton von Orleans übel, der immer geneigt war, es bald mit der einen, bald mit der andern Partei zu halten, und beleidigte die Schleuderer, die noch immer auf Empörung dachten. Das Parlament verlangte, daß die drei Prinzen in Freiheit geſetzt würden, und verbannte den Cardinal auf ewig. Dieſer ſetzte die Gefangenen ſelbſt in Freiheit, in der Hoffnung, ſie auf ſeine Seite zu ziehen; aber er erhielt von ihnen nichts als Zeichen ihrer Verachtung. Er entwich nach Lüttich, und darauf nach Cöln, von wo er noch immer die Regentin eben ſo beherrſchte, als wenn er den Hof nicht verlaſſen hätte. Endlich empörte ſich Condé; aber Turenne blieb königlich geſinnt.

Mazarin kam, nach dem Beiſpiele des Concini, mit einer kleinen Armee in das Königreich zurück. Das Parlament don=

nerte eine Verbannungsacte wider ihn, und ſetzte einen Preis von 50,000 Thalern auf ſeinen Kopf. In einer andern Verordnung erklärte man den Prinzen von Condé für einen Staatsverbrecher. Die Minderjährigkeit Ludwigs XIV. war zu Ende, und er verlegte das Parlament nach Pontoiſe. Einige wenige Parlamentsglieder gehorchten, die meiſten hingegen blieben in Paris. Nun hatte man ein doppeltes Parlament. Der König, ſeine Mutter und ſein Miniſter irrten in den Provinzen umher. Bald hätte ſie Condé, nachdem er den Marſchall Hocquincourt überfallen hatte, zu Gien an der Loire aufgehoben. Turenne rettete ſie durch ſeine Geſchicklichkeit, und der Hof ging in Begleitung ſeines Retters nach Paris. Es kam zu dem St. Antonsgefechte in der Vorſtadt dieſes Namens, worin beide Feldherren Wunder der Tapferkeit thaten. Die königliche Armee ſiegte bereits, als die Tochter des Herzogs von Orleans das Geſchütz auf der Baſtille wider dieſelbe abbrennen ließ, und dadurch Turenne zum Rückzuge nöthigte.

Weil der Haß wider den Miniſter unverſöhnlich ſchien, ſo willigte der König ein, denſelben zu entfernen, wiewohl unter einer feierlichen Erklärung zu deſſen Lobe. Die Pariſer öffneten dem Monarchen ihre Thore mit großer Freude, und Alles veränderte ſich. Der Herzog von Orleans reiſ'te ab, um ſeine Tage in der Verbannung zu endigen. Der eigentliche Stifter der Unruhen, der Cardinal von Retz, ward ins Gefängniß gebracht. Condé, der bei der Empörung unglücklich war, hatte ſich mit den Spaniern vereinigt. Dadurch ward die Ruhe in Paris nicht geſtört. Auf die Stürme der Schleuderer folgte eine ſo große Ruhe, daß Mazarin im Anfange des Jahres 1653 wieder ungeſtört am Hofe erſchien, ſeine ganze Gewalt wieder erhielt, und Jedermann, ſogar das Parlament, ihm die Aufwartung machte; ein würdiger Schluß eines ſo zwecklosen Krieges.

So äußerſt ſchwach auch die Spanier waren, ſo hatten ſie doch die Zwiſte in Frankreich zu ihrem Vortheile zu benutzen gewußt. Im Jahre 1652 nahmen ſie nach einer 15monatlichen Belagerung Barcellona wieder ein; ſie entriſſen dem Herzoge von Savoyen Caſal, gewannen durch Zurückgabe dieſer Feſtung an den Herzog von Mantua deſſen Freundſchaft, und nahmen Grevelingen und Dünkirchen mit Gewalt ein. Die Frucht der vorigen Siege des Prinzen von Condé war dahin, und er ſelbſt, der wider ſein Vaterland in den Waffen ſtand, würde es den größten Gefahren bloßgeſtellt haben, wenn nicht Turenne für daſſelbe gekämpft hätte. Dieſe beiden Rivale zogen die Augen von ganz Europa auf ſich. Turenne war im Jahre 1650, als er für Spanien die Waffen führte, bei Rettel von dem Marſchalle Pleſſis Praslin geſchlagen worden. Bei der Vertheidigung ſeines Königs und Frankreichs ſchien er immer unüberwindlich zu ſeyn. Er rückte der Stadt Arras zu Hülfe, die von dem Erzherzoge Leopold und dem Prinzen von Condé belagert ward; beſtürmte ihre Verſchanzungen, trieb den Erzherzog in die Flucht, und ließ Condé nichts weiter als den Ruhm eines geſchickt angeordneten Rückzuges. Mazarin, der ſich einige Meilen von der Stadt aufhielt, eignete ſich die Ehre dieſes Feldzuges zu, und machte ſich dadurch lächerlich.

Frankreich und Spanien bewarben ſich beide um ein Bündniß mit Cromwell und opferten alſo die Sache der königlichen Majeſtät mit ihrem eigenen Intereſſe auf. Durch Geſchmeidigkeit, und man könnte ſagen, durch Niederträchtigkeit, glückte es dem Mazarin bei dieſer Unterhandlung nach ſeinem Wunſche. Er ſchloß im Jahre 1655 das Bündniß unter der Bedingung, Carl II. und den Herzog von York, dieſe Enkel Heinrichs IV., aus dem Königreiche zu entfernen.

Valenciennes, welches die Marſchälle Turenne und la

Ferte belagerten, ward im Jahre 1656 von dem Prinzen von Condé, der ſich mit Don Juan von Oeſterreich vereinigt hatte, befreit. Nachdem der Damm, der die Stellungen der beiden Marſchälle verband, durchbrochen worden war, erſtiegen die Feinde die Verſchanzungen des la Ferte, Turenne aber rettete die Armee, und nahm einige Zeit nachher Capelle ein. Im Jahre 1657 belagerte er Cambray. Der Prinz von Condé warf ſich mit 18 Escadrons in die Feſtung, und Turenne ward genöthigt, die Belagerung aufzuheben.

Der folgende Feldzug mußte zum Vortheile der franzöſiſchen Armeen entſcheidend ſeyn. Zwanzig engliſche Schiffe hielten den Hafen von Dünkirchen eingeſchloſſen, während zugleich Turenne, der 6000 Engländer bei ſeiner Armee hatte, dieſe Stadt berennen ließ. Don Juan und Condé kamen ihr zu Hülfe. Der Marſchall griff ſie bei den Dünen an, und erhielt einen vollſtändigen Sieg. Der Prinz von Condé ſagte die Niederlage voraus, ſobald er die ſchlechten Maßregeln ſah, die man wider ſeinen Willen gemacht hatte. Dünkirchen capitulirte, und die Engländer nahmen, wie es mit Cromwell verabredet worden war, die Feſtung in Beſitz. Furnes, Dixmuyden, Oudenarde, Menin, Ypern und Grevelingen fielen in Frankreichs Gewalt, und das erſchöpfte Spanien eilte nunmehr, den erwünſchten Frieden zu ſchließen.

Cromwell; die engliſche Republik; Wiederherſtellung der Monarchie in England.

Olivier Cromwell, dieſer außerordentliche Mann, zwar nicht von niederer Herkunft, aber arm, ohne ausgebildeten Verſtand, in ſeiner Jugend äußerſt ausſchweifend, nach ſolchen Ausſchweifungen äußerſt ſtreng und ſchwärmeriſch; voll wunderlicher und abergläubiger

Begriffe, gleichwohl im Beſitz aller Talente eines Staatsmannes und eines Kriegers, beſonders aber der Gabe, andere Menſchen zu kennen, ihnen ſeine Leidenſchaften mitzutheilen, und ſich derſelben zur Erreichung ſeiner Abſichten zu bedienen; Cromwell war bis zum 24ſten Jahre ſeines Alters, da er zum Mitgliede des Parlaments für die Stadt Cambridge gewählt ward, ein unbekannter Mann geweſen. Unfähig, ſich zu mäßigen, voll Eifer wider die Sache des Königs, führte er beſtändig die Sprache der Schwärmerei, und machte ſich bald unter den Puritanern einen Namen. Seine Kriegsunternehmungen führten ihn ſtufenweiſe bis zur Feldherrnſtelle hinauf. Er wußte die Gemüther ſo klug zu lenken, und die ſich darbietenden Gelegenheiten ſo vortheilhaft zu benutzen, daß er das Orakel und der Gebieter jener ſtürmiſchen Republikaner ward, die eben ſowohl die Geſetze, als den Thron umſtürzten.

Nach der Hinrichtung des Königs hob das Unterhaus, das etwa aus 80 Mitgliedern beſtand, das Oberhaus auf, und erklärte, daß England keine Monarchie mehr wäre. Cromwell machte ſich auf, Irland zu unterjochen. Er nahm die Stadt Drogheda mit Sturm ein, ließ die dortige zahlreiche Beſatzung über die Klinge ſpringen und verbreitete dergeſtalt Schrecken und Verzweiflung, daß mehr als 40,000 Irländer auswanderten, um bei auswärtigen Mächten Dienſte zu nehmen. Dieſes Volk, das ein päbſtlicher Nuntius im Jahre 1646 zum Aufruhre wider ſeinen König vermochte, hatte es ſeitdem, vielleicht aus Haß wider die Presbyterianer, aufrichtig mit dem König gehalten.

Schottland ward nicht weniger bald unterjocht. Der Graf von Montroſe, ein treuer Anhänger der Krone, war daſelbſt als ein Rebelle wider die Volksbeſchlüſſe mit dem Banne belegt, darauf aufgehängt und ſeine zertheilten Glieder waren in den vornehmſten Städten aufgeſteckt worden. Carl II., Thronerbe ſeines Vaters, hatte ſich, weil er ſonſt keine Rettung ſah, den Schotten in die

Arme geworfen. Er hatte ſich ſehr kränkenden Bedingungen, die ihr ſchwärmeriſcher Eifer ihm auferlegte, unterworfen; aber mehr Sclave als König, hatte er bei ihnen kaum einen Schatten von Macht und Anſehen. Die Armee des Parlaments zog unter dem Befehle Cromwell's wider ihn. Die Schotten, die auf den Höhen verſchanzt ſtanden, hätten, ohne eine Schlacht zu wagen, ſiegen können; aber ihre Prieſter, die einen glorreichen Sieg prophezeihten, zwangen den General Lesley, in die Ebene zu ſteigen, um eine Schlacht zu liefern. Cromwell ſiegte bei dem erſten Angriffe, und dieſe Schlacht bei Dumbar vernichtete die Hoffnungen Carls. Er wohnte der Schlacht nicht mit bei; denn weil die Geiſtlichkeit nicht mit ſeiner Aufführung zufrieden war, hatte man ihn aus dem Lager, wo er von den Soldaten angebetet ward, zurückgerufen (**1650**).

Im folgenden Jahre ging der König, genöthigt, die Flucht zu nehmen, unerſchrocken zu eben der Zeit nach England, als ſeine Unterdrücker die Bezwingung Schottlands vollendeten. Obgleich man ihn nicht erwartet hatte, ſo verſammelten ſich doch ſeine erſtaunten Anhänger ſchnell um ihn, leider aber ohne die geringſte Vorſicht gebraucht zu haben. Cromwell berief mit verdoppelter Thätigkeit die Landmiliz, vereinigte ſich mit ſeinen Truppen, griff den König bei Worceſter an, nahm die Stadt mit Gewalt ein, und richtete ein ſchreckliches Blutbad an. Der unglückliche Carl verkleidete ſich, hielt ſich einen ganzen Tag auf einer Eiche verſteckt, und irrte **40** Tage lang mitten unter ſeinen Feinden umher. Niemand hatte Luſt, ihn zu verrathen, ſo groß auch die Lockungen zum Verrathe waren, und er fand endlich ein Schiff, um nach Frankreich überzugehen (**1651**). Cromwell, zum Oberfeldherrn ernannt, erwartete als Gebieter der Armee den günſtigen Augenblick, ſich noch höher empor zu ſchwingen.

Die engliſche Republik machte ſich bald bei ihren Nachbarn

CROMWELL JAGT DAS PARLAMENT AUSEINANDER

furchtbar. Sie entzweite ſich mit Holland, deſſen Handel ihren Neid erregte. Die berühmte Navigationsacte unterſagte den Fremden die Einfuhr aller Kaufmannsgüter, die nicht Producte ihres Landes oder Früchte ihrer Manufacturen waren. Das hieß faſt alle Handelszweige der Holländer in England abſchneiden, wodurch aber auch die Engländer genöthigt wurden, ſich auf den Seehandel zu legen.

Die Generalſtaaten ſuchten umſonſt durch Unterhandlungen einem Kriege vorzubeugen. Der Krieg ward erklärt, und ob ſie gleich eine Flotte von 150 Segeln hatten, obgleich ihre Admirale Tromp und Ruyter Wunder der Geſchicklichkeit und des Muthes bewieſen, ſo behielten doch die Engländer das Uebergewicht.

Dieſe Vortheile flößten dem Parlamente Muth ein; es wollte ſich von dem Joche der Armee und von Cromwell's Tyrannei loswinden. Nun zeigte ſich Cromwell in der ganzen Stärke ſeines Charakters. Da er wußte, daß man über einen Entſchluß berathſchlagte, der ſeinen Abſichten zuwider war, ſo eilte er in Begleitung von 300 Soldaten ins Unterhaus, beſchimpfte das Parlament, und bediente ſich der niedrigſten Scheltworte: „Pfui über Euch,“ ſchrie er, „weichet von hier, Ihr ſeyd nicht länger im Parlament; der Herr mag Euch nicht mehr.“ Er hieß die Mitglieder einen nach dem andern hinaus gehen, ſchimpfte ſie Trunkenbolde, Räuber, Ehebrecher u. ſ. w., ließ darauf die Thüren des Saales verſchließen, und ging ruhig nach Hauſe.

Um der Nation doch einen Schatten von Freiheit zu laſſen, errichtete er ein anderes Parlament, das aus lauter Schwärmern aus der Hefe des Volkes beſtand. Dieſes Parlament trieb, nachdem es den Herrn im Gebete geſucht hatte, den Unſinn ſo weit, daß es die Univerſitäten und Wiſſenſchaften für Werke des Heidenthums erklärte, und das moſaiſche Geſetz zum Grunde der engliſchen Rechtspflege legen wollte. Es machte ſich endlich ſo lächer-

lich, daß Cromwell ſich entſchloß, es auseinander gehen zu laſſen, welches er auch ohne Mühe ausführte. Jetzt erklärte ihn der militäriſche Staatsrath auf Lebenszeit zum Protector, mit den Befugniſſen der Rechtspflege, Krieg zu führen, Frieden und Bündniſſe zu ſchließen, und bewilligte ihm eine ſtehende Armee von **30,000** Mann. Der Protector ſollte nur gehalten ſeyn, ſich des Gutachtens eines Staatsrathes zu bedienen, alle drei Jahre das Parlament zuſammen kommen und fünf Monate hindurch verſammelt zu laſſen (**1653**). Man hatte demnach jetzt einen weit furchtbarern Herrn, als die Könige geweſen waren. Die öffentlichen Auflagen waren drückend; die Nation murrte.

Als das Parlament verſammelt war, wollte es die Rechtmäßigkeit der Gewalt unterſuchen, deren ſich Cromwell durch den Beiſtand der Kriegsmacht als Protector anmaßte. Jedoch zwang dieſer die Parlamentsglieder bald, ſeine Macht anzuerkennen, und wartete nicht ein Mal das Ende der vorgeſchriebenen fünf Monate ab, um den Verwegenen ihren Abſchied zu geben (**1654**).

Cromwell wußte ſein Anſehen bei auswärtigen Mächten geltend zu machen. Er nöthigte Holland, der brittiſchen Flagge diejenige Ehre zu bezeigen, um die man gefochten hatte. Er befahl, den Bruder des portugieſiſchen Geſandten, der ſich eines Mordes ſchuldig gemacht hatte, hinzurichten, und ſchloß darauf mit Portugal einen für England vortheilhaften Tractat. Geſchmeichelt von den Miniſtern Frankreichs und Spaniens, erklärte er ſich zu Gunſten der erſteren Krone, und die Engländer nahmen den Spaniern Jamaica ab, eine Eroberung von ſehr großem Werthe.

Der Admiral Blacke verbrannte im folgenden Jahre eine ſpaniſche Flotte bei den canariſchen Inſeln, des Feuers ungeachtet, das die Spanier von einem Schloſſe und ſieben Schanzen machten. Wir wiſſen, wie der Protector zum Beſitze von Dünkirchen kam, und müſſen hinzuſetzen, daß Ludwig **XIV.** oder Mazarin den

Herzog von Nevers, Mancini, des Cardinals Neffen, an ihn abſandte. Dieſer erſte Miniſter Frankreichs ſchrieb an Cromwell: es ſchmerze ihn, daß er ihm nicht in Perſon diejenige Hochachtung bezeigen könne, die dem größten Manne der Welt gebühre. Zur Befeſtigung ſeiner Macht wünſchte Cromwell dieſelbe mit dem Siegel der Geſetze bekräftigt zu ſehen. Eine ſo ruhmvolle Staatsverwaltung ließ ihn die Erreichung ſeiner Abſicht hoffen. Er berief im Jahre **1657** ein Parlament, das ſich ganz nach ſeinem Willen bequemte, nachdem er alle ihm verdächtige Glieder davon ausgeſchloſſen hatte.

Die Rechte des Hauſes Stuart wurden gleich in den erſten Sitzungen für ungültig erklärt. Man machte darauf den Vorſchlag, dem Protector den königlichen Titel beizulegen. Die ſeltſame Bill ging bei der Mehrheit der Stimmen durch. Man ſchickte Bevollmächtigte ab, um ihm die Krone anzubieten. Er ſchlug aber dieſe Ehre aus, entweder aus Furcht vor Verſchwörungen, oder weil er dem Rathe ſeiner Freunde nachgab, oder aus Rückſicht gegen ſeinen Eidam und ſeinen Schwager, die ſich entſchloſſen zeigten, ſobald er die königliche Würde annehmen würde, ihre Aemter niederzulegen. Das Parlament beſtätigte demnach ſeinen bisher geführten Titel, und legte ihm ein beſtändiges Einkommen und das Recht bei, ſich einen Nachfolger in der Regierung zu ernennen. Auch dieſes Parlament ward, wie die vorigen, aufgehoben, ſobald es aufhörte, ſich als Sclave eines ſchlecht verſteckten Despotismus zu beweiſen.

Cromwell, verzehrt von Sorgen und Schrecken, den gewöhnlichen Begleitern der Tyrannei, verabſcheuet von ſeinen eigenen Töchtern; in Furcht, mitten unter ſeiner Leibwache ermordet zu werden; bewaffnet mit einem Panzer und verſchiedenen zum Angriffe gebräuchlichen Gewehren, und ſo beſorgt, daß er es nicht wagte, drei Nächte nacheinander in einem und demſelben Zimmer

zu ſchlafen, war zu bemitleiden. Seine Unruhe zog ihm denn eine tödtliche Krankheit zu. Vergebens prophezeihte er, daß er davon geneſen würde. Nachdem er endlich ſeinen älteſten Sohn, Richard, zu ſeinem Nachfolger erklärt hatte, ſtarb er im Jahre 1658, 59 Jahre alt.

Noch einige Züge werden dieſen ſonderbaren Mann noch beſſer ſchildern. In dem Beſitze der höchſten Gewalt, behielt er beſtändig die Strenge ſeiner Sitten bei. Nachdem er ſeiner grauſamen Herrſchſucht Alles aufgeopfert hatte, war er ein ſtrenger Beobachter der Rechtspflege. Ob er ſich ſchon der Schwärmerei, als des beſten Werkzeuges zur Ausführung ſeiner Abſichten bediente, ſo ſpottete er doch über die Thorheit der Sectirer; er that beſonders den Puritanern Einhalt, dieſen Schwärmern, welche die eigentlichen Beförderer der Revolution geweſen waren; auf der andern Seite war er überhaupt tolerant, und ſelbſt die Deiſten, die er Atheiſten nannte, lebten ungeſtört um ihn her, ſo daß ſich ihre Zahl täglich vermehrte.

Unter den Secten, womit England überſchwemmt war, ſind beſonders die Quäker oder Zitterer, die von einem Schuhmacher, Georg Fox, ihren Urſprung haben, bemerkenswerth. Weil ſie, wie die Schwärmer pflegen, die Schrift genau nach dem Buchſtaben erklären wollten, ſo traten ſie oft alle in der menſchlichen Geſellſchaft eingeführte Gewohnheiten mit Füßen. Sie betrachteten jeden Eid als ein Verbrechen, redeten Jedermann mit Du an, und wollten nichts von Prieſtern und Sacramenten wiſſen. Sie wurden Zitterer von den heftigen Bewegungen genannt, in welche ſie ſich verſetzten, um den heiligen Geiſt zu empfangen. Da ſie den Gebrauch der Waffen unterſagten, ſo war ihre Schwärmerei weniger gefährlich. Jetzt von ihrer Verirrung zurückgekommen, haben ſie noch dieſelben Grundſätze der Tugend, der Einfalt, der Rechtſchaffenheit, der Freimüthigkeit, der Freundlichkeit, der Geduld,

der Gerechtigkeitsliebe und der Friedfertigkeit, ohne ſo lächerlich zu ſeyn, wie ſie ehemals waren.

Richard Cromwell folgte ohne Widerſtand ſeinem Vater in dem Protectorat, aber er hatte weder den Geiſt, noch die Standhaftigkeit, die dieſe Würde erforderte. Ohne Ränke, ſo wie ohne Ehrgeiz und ohne Schwärmerei, mit einem ſanften Charakter und ungekünſtelten Sitten, ward er gleich anfangs ein Spiel der Aufrührer. Das von ihm berufene Parlament fing damit an, daß es ihm Unruhe und Beſorgniß machte; und noch größere machte ihm die Armee. Einige der vornehmſten Officiere und ſelbſt ſein Schwager Fleetwood machten heimliche Anſchläge wider die von ihm übernommene höchſte Gewalt. Sie verlangten auf eine tumultuariſche Weiſe von ihm die Aufhebung des Parlaments, das ihre aufrühriſchen Zuſammenkünfte verboten hatte. Er war ſchwach genug, darein zu willigen, und nun war er ohne Unterſtützung. Im Jahre **1659** dankte er ab, um in einer ruhigen Zurückgezogenheit zu leben. Sein Bruder, Statthalter von Irland, begab ſich gleichfalls des Protectorats, und wählte dafür die Einſamkeit.

Der kriegeriſche Staatsrath, der nun im Beſitze der Macht blieb, wollte ſich den Schein einer beſondern Achtung der Geſetze geben, und entſchloß ſich, die Trümmer des langen Parlaments, das nach gerichtlicher Ermordung Carls I. von Cromwell vernichtet worden war, wieder zuſammen zu berufen. Dieſe Verſammlung, die aus ungefähr **40** Mitgliedern beſtand, war ſo verachtet, daß ſie den Namen Rumpfparlament erhielt. Sie wollte die Rechte eines Parlaments behaupten, erregte aber das Mißvergnügen des kriegeriſchen Staatsraths und ward plötzlich mit Gewalt aufgehoben. Dies war das Ende des an Blut und Geld ſo theuer erkauften Verſuchs einer ſogenannten Republik. Die Auflagen waren

von Jahr zu Jahr geſtiegen, und betrugen über 12 Millionen Pfund Sterling jährlich.

Während der pyrenäiſchen Friedensunterhandlungen hatte ſich der flüchtige und hülfloſe Carl II. nach Fontarabia begeben, um bei den Kronen Schutz zu ſuchen, wo er aber kein Gehör fand. Schon hatte er alle Hoffnung aufgegeben, als er ſich am Ziele ſeines Unglücks befand. Nachdem Richard Cromwell das Protectorat niedergelegt hatte, bemächtigte ſich der kriegeriſche Senat der unumſchränkten Gewalt. Er verſammelte, wie ſchon bemerkt, das Rumpf-Parlament, um durch Hülfe deſſelben ſeine Tyrannei ſicher zu ſtellen, und trieb es bald darauf wieder auseinander. Lambert ſpielte durch ſeine Herrſchſucht und Kühnheit bei der Armee dieſelbe Rolle, die den Cromwell zu der höchſten Macht erhoben hatte. Aber die Nation ſelbſt ſchien die Herſtellung der Monarchie zu wünſchen. Ein Mann machte dazu im Verborgenen einen Plan, und führte ihn plötzlich aus. Georg Monk, ein berühmter General, Bürger und kluger Staatsmann, war Statthalter in Schottland. Er nahm die Partei des von Lambert vertriebenen Parlaments. Auf dieſe Nachricht empörte ſich England; der Rumpf verſammelt ſich, gibt Befehle, und findet Gehorſam. Verlaſſen von ſeinen Soldaten, kann Lambert ſich nicht vertheidigen. Monk kommt an, ohne daß Jemand ſeine Abſichten ergründet. Er ſcheint ſich dem Parlament zu unterwerfen, indem er auf deſſen Befehl den Einzug in London hält. Aber indem er ſich mit der Stadt wider dieſes verhaßte und verachtungswürdige Parlament vereinigt, wirft er demſelben öffentlich ſeine Ausſchweifungen vor. Nachdem die früher ausgeſchloſſen geweſenen Mitglieder eingeladen worden waren, und die Mitglieder des Rumpfes ſich, mit Schande überhäuft, entfernt hatten, berief man ein freies Parlament, das dem Unglücke des Staates abhelfen ſollte. So nahm nun Alles eine glückliche Wendung, und man ſah kein Blut fließen. Kaum war das Parlament

verſammelt, als ſich ein Geſandter des Königs einfand, der eine Erklärung überbrachte, in der Carl gänzliche Vergeſſenheit des Vergangenen anbot, ohne andere Ausnahmen, als die dem Parlamente zu machen belieben würden, außerdem aber eine völlige Gewiſſensfreiheit verſprach, und ſich anheiſchig machte, den Truppen das Schuldige zu bezahlen. Man hätte damals die Rechte der Nation und der Krone in ihrem Verhältniſſe feſtſetzen können, aber man that es nicht. Man glaubte, daß dasjenige, was Carl I. zugeſtanden hatte, der königlichen Gewalt zur Gränze diene. Carl II. ward zum Könige ausgerufen, und im Jahre 1660 mit großen Freudensbezeigungen aufgenommen. Sanft und aufgeklärt, hätte dieſer 30jährige Prinz auf dem Thron angebetet ſeyn können; denn ſeine großen Widerwärtigkeiten hatten ihm praktiſche Belehrungen gegeben, von denen man bei der Weichlichkeit der Höfe nichts wußte. Seine Gnade rettete Viele, die das Parlament bei der Amneſtie ausgeſchloſſen wiſſen wollte. Vane und Lambert, dieſe wüthenden Republikaner, nebſt den Richtern, die Carl I. zum Tode verurtheilt hatten, wurden allein davon ausgenommen. Die Hinrichtung von zehn Perſonen ſchien zur Sühne hinreichend. Dieſe gaben bis an ihr Ende die auffallendſten Beweiſe ihrer Schwärmerei; ſie behaupteten, ſie hätten auf göttlichen Antrieb gehandelt, und hielten ſich für Märtyrer. Das Parlament legte der Krone ein jährliches Einkommen von 1,200,000 Pfund Sterling bei. Man bezahlte die Truppen, und gab ihnen den Abſchied. Von dieſer gefährlichen Armee behielt man nur 5000 Mann und einige Beſatzungen. Dies war die erſte ſtehende Armee in dem Königreiche. Carl ſtellte nun die Biſchöfe wieder her, und vernichtete Alles, was zur Zeit der Republik als heilig betrachtet ward. Nichts war ſchwerer, als die noch immer gegen einander feindſelig geſinnten und noch immer hartnäckigen Secten im Gleichgewichte zu erhalten. Die Presbyterianer wurden bald mit einer Strenge behandelt, die

ſie aufbringen mußte. Der Samen der Mißhelligkeiten blieb, und trug verderbliche Früchte.

Carl II. ſtellte ſich durch zwei große Fehler dem Unglücke oder doch vielen Verdrießlichkeiten bloß; er liebte das Vergnügen zu ſehr, und wußte nichts von Sparſamkeit. Als der König den Brautſchatz ſeiner Gemahlin, Katharina von Portugal, und 200,000 von Frankreich erhaltene Thaler verſchwendet hatte, ſo verkaufte er Dünkirchen an Ludwig XIV. für fünf Millionen, worüber ganz England murrte.

Der pyrenäiſche Frieden; Staatsintriguen und Kriege Ludwigs XIV. u. ſ. w. (1659—1687).

Wir haben bei Spanien geſehen, wie es bei hartnäckiger Fortſetzung des Krieges die Vortheile wieder einbüßte, die es aus den Ränken der Schleuderer gezogen hatte; wie es die vereinigte Macht Frankreichs, Englands und Portugals gegen ſich hatte, und wie es endlich im Jahre 1658 von allen Seiten überwunden ward. Zwei Jahre zuvor bot Mazarin Philipp IV. den Frieden an, und brachte eine Vermählung zwiſchen der Infantin Maria Thereſia und Ludwig in Vorſchlag. Philipp beſtimmte ſeine Tochter dem Erzherzoge Leopold, und ſchlug Mazarins Antrag aus. Nach der Schlacht bei den Dünen war man des Krieges müde, und verſprach daher die Infantin dem Könige, und begann auf der Faſaneninſel, auf der Gränze zwiſchen beiden Königreichen, die Unterhandlungen aufs neue. Der ſpaniſche Miniſter, Don Louis de Haro, der mit Mazarin in Unterhandlung war, argwöhnte immer, daß dieſer ihn betrügen wolle, und verfuhr mit Langſamkeit. Daher verfloſſen drei Monate, ehe man zum Schluſſe kam. Das Ceremoniel nahm unendliche Zeit weg. Der

Argliſt des Mazarin ungeachtet, behauptete der Spanier eine vollkommene Gleichheit. Die hauptſächlichſten Friedensartikel waren dieſe: die Infantin ward mit einem Brautſchatze von 500,000 Thalern in Gold (2,500,000 Livres) an Ludwig XIV. vermählt; doch mußte ſie den Rechten entſagen, die ſie einſt an die ſpaniſche Krone haben könnte. Viele Städte wurden auf beiden Seiten zurückgegeben; doch behielt Frankreich Rouſſillon und einen Theil von Artois. Der Prinz von Condé ward wieder zu Gnaden aufgenommen. Carl III., Herzog von Lothringen, kam wieder in den Beſitz ſeiner Staaten, jedoch mit der Bedingung, daß er keine Truppen behalten ſolle, und die Feſtungswerke von Nancy geſchleift würden. Durch den pyrenäiſchen Frieden wurde der Krieg im ſüdlichen Europa beendigt.

Mazarin ſtarb 1661 und man erwartete nicht, daß Ludwig XIV. nach dem Tode eines Miniſters, dem er unumſchränkte Gewalt gelaſſen hatte, das Regierungsruder ſelbſt übernehmen würde. Schlecht erzogen, unwiſſend, vergnügungsſüchtig, durch Mazarins Herrſchſucht von Geſchäften zurückgehalten, bei äußerſt wenigen zur Führung des Staates erforderlichen Kenntniſſen; in einem Alter von 22 Jahren, wo die Leidenſchaften die meiſten Menſchen beherrſchen und verblenden, ſchien er ſo vielen Fürſten nachahmen zu müſſen, die ihre Diener unter ihrem Namen herrſchen laſſen, das Annehmliche des Thrones für ſich behalten und die mühſamen Pflichten Andern aufladen. Aber der junge König hatte Stolz, Ehrgeiz und Herrſchbegierde. War er gleich der Abhängigkeit durch Mazarin gewohnt, ſo hatte er doch dieſes Joch mit einer heimlichen Ungeduld getragen. Sobald er ſich davon befreit ſah, erklärte er den Entſchluß, ſelbſt herrſchen zu wollen, und führte ihn aus. Hatte der Cardinal ihn oft ſchlecht geleitet, ſo hatte er ihm doch Vertrauen gegen Colbert beigebracht. Fouquet, Oberaufſeher der Finanzen, ein Verſchwender auf Koſten des Publikums, fiel in Un-

gnade, und ward nach einem prächtigen Feſte, welches er zu Vaux, einem Luſthauſe, das ihm, wie es hieß, 18 Millionen nach dem damaligen Werthe des Geldes gekoſtet hatte, dem Könige gab, in Verhaft genommen. Colbert, ſein Nachfolger, hieß bloß General-Controleur.

Wegen einem Rangſtreit zwiſchen ſeinem und dem ſpaniſchen Geſandten zu London, da jener von dieſem auf öffentlicher Straße beleidigt worden war, forderte Ludwig Genugthuung. Er bedrohte ſeinen Schwiegervater, Philipp IV., mit einem neuen Kriege, wenn man nicht ſeiner Krone den Vorrang geben würde. Der König vpn Spanien, welcher ſich kurz vorher des Ausdrucks bedient hatte: „Ich bin Vater und der Aelteſte; ich muß daher auch der Klügſte ſeyn,“ ließ erklären: ſeine Geſandten ſollten künftig den Gelegenheiten zu dergleichen Rangſtreitigkeiten auszuweichen ſuchen. Ein zweiter Streit machte mehr Aufſehen, weil er den Hof zu Rom betraf. Der Herzog von Crequi, Geſandter Ludwigs XIV., betrug ſich daſelbſt mit einem Stolze, der ihn verhaßt machte. Seine Hausbedienten nahmen den Ton ihres Herrn an, und hielten ſich Alles erlaubt. Einige derſelben beſchimpften die corſiſche Garde, die hauptſächlich beſtimmt war, die Vollziehung der Rechtspflege zu unterſtützen. Die Soldaten rotteten ſich zuſammen, ſchoſſen auf den Wagen des Geſandten, und tödteten einen ſeiner Pagen. Der Herzog von Crequi verließ Rom und klagte den Bruder des Pabſtes Alexander VII. (Chigi) als den Anſtifter des Mordes an. Der König verlangte eine der Beleidigung angemeſſene Genugthuung. Vergebens ſchmeichelte ſich Alexander mit der Hoffnung, durch römiſche Politik die Sache beizulegen. Er erfuhr bald, daß ſchon franzöſiſche Truppen marſchirten, um Rom zu belagern. Keine Macht wagte es, zu ſeinem Vortheile etwas zu unternehmen. Avignon war in den Händen des Königs. Die Donner des Vaticans würden das

Uebel nur verſchlimmert haben, ſo hatte ſich die Denkart ſeit einem Jahrhunderte verändert! Alexander ward genöthigt, ſich noch tiefer als Philipp IV. zu demüthigen. Dem piſaniſchen Vertrage zufolge, kam ſein Neffe, der Cardinal Chigi, als päbſtlicher Legat nach Paris, um die von dem Könige geforderte Genugthuung zu leiſten. Die Corſen wurden aus Rom verwieſen, und zum Andenken dieſer Begebenheit ward daſelbſt eine Pyramide aufgerichtet. Außerdem mußte der Pabſt gegen eine Summe, die in acht Jahren bezahlt werden ſollte, Caſtro und Ronciglione dem Herzoge von Parma zurückgeben, und den Herzog von Modena für Comacchio entſchädigen.

Dieſe Beweiſe von durchſetzender Entſchloſſenheit, von der man früher ſo ſeltene Beiſpiele geſehen hatte, zeigten, was Europa von einem gebieteriſchen, mächtigen und jungen Könige zu befürchten hatte.

Kraft eines vom Parlamente regiſtrirten Vertrages machte ihn der Herzog von Lothringen, Carl IV., zum Erben ſeiner Staaten, unter der Bedingung, daß die lothringiſchen Prinzen vom Geblüte für franzöſiſche Prinzen vom Geblüte erklärt werden ſollten. Beim Protocolliren ward die Clauſel beigefügt, daß die Unterzeichnung aller dabei intereſſirten Perſonen nothwendig ſeyn würde, und dadurch ward der Vertrag unkräftig gemacht. Vielleicht wegen einer abermaligen Unbeſtändigkeit von Seiten Carls, vielleicht aus bloßer Vorſicht oder Lebhaftigkeit von Seiten Ludwigs ging eine franzöſiſche Armee nach Lothringen; und der Herzog übergab durch einen neuen Vertrag 1663 die Feſtung Marſal.

Man arbeitete damals an der vom Könige von England gekauften Stadt Dünkirchen, um ſie zu einer Vormauer von Frankreich und zu einem furchtbaren Hafen gegen die Engländer zu machen. 30,000 Menſchen wurden zu dieſem großen Werke ge-

braucht, das Ludwig XIV. ſpäter ſelbſt ſchleifen zu laſſen genöthigt ward.

Faſt ganz Europa ließ Ludwig ſeine Größe fühlen. Er hatte einige Urſachen, ſich über Spanien zu beſchweren; und die Staatsklugheit rief ihn zum Beiſtande Portugals, das von Spanien angegriffen ward. Der Marſchall von Schomberg führte **4000** Mann dahin, die dem Anſehen nach von dem Könige Alphons VI., Johanns IV. Sohn, beſoldet wurden. Dieſe Truppen machten die Portugieſen ſtark genug, um bei Eſtremoz eine entſcheidende Schlacht zu gewinnen, der im Jahre **1665** ein anderer Sieg bei Villa Viciosa folgte. Von der Zeit an ward das Haus Braganza auf dem Thron befeſtigt, den man ihm ſtreitig machte.

Ein neuer, zwiſchen England und Holland ausgebrochener Krieg konnte für einen Monarchen, der auf die europäiſchen Angelegenheiten ſo aufmerkſam war, nicht gleichgültig ſeyn. Mehr aus Eiferſucht, als aus gegründeten Urſachen brachen die Engländer mit der Republik, die in Anſehung des Handels ihre Nebenbuhlerin war. Das Haus der Gemeinen verlangte Krieg; Carl II. unternahm ihn, und man gab ihm eine früher noch nie bewilligte Subſidie von ungefähr **2,500,000** Pfund Sterling. Nicht vermögend, den Sturm abzuwenden, ſetzte der Rathspenſionär de Wit den engliſchen Kriegsanſtalten eine Macht und eine Entſchloſſenheit entgegen, die Holland furchtbar machte. Der Ocean ward mit den Schiffen der beiden Nationen bedeckt. Die engliſche Flotte, unter dem Befehle des Herzogs von York, beſtand aus **140** Segeln, und führte **22,000** Mann. Sie ſiegte **1665**, doch de Wit wußte dieſes Unglück bald wieder auszugleichen.

Ludwig hatte ſich für Holland erklärt. Colbert hatte angefangen, und der Herzog von Beaufort commandirte eine Flotte von **40** Segeln. Beaufort konnte nicht zu den Hollän-

LUDWIG XIV JAGT DAS PARLAMENT AUSEINANDER.

dern ſtoßen. Dieſe hatten gleichwohl in einem ſchrecklichen viertägigen Treffen einigen Vortheil. Die Engländer ſchlugen ſpäter Ruytern, der, ob er ſich ſchon mit Ruhm zurückzog, dennoch darüber klagte, daß keine der vielen Kugeln ihn getroffen hatte. England ſah bald ein, daß Holland durch Hülfe ſeiner Reichthümer, der Früchte ſeiner Sparſamkeit, noch lange einen Krieg aushalten könne. Mehr als 100,000 Menſchen ſtarben zu London an der Peſt. Eine Feuersbrunſt verzehrte daſelbſt mehr als 13,000 Häuſer, denn die Stadt hatte beinahe lauter hölzerne Gebäude. Mitten unter ſo vielen Drangſalen ließ die Wuth des Krieges nach. Man trat zu Breda in Unterhandlung. Inzwiſchen verbrannte Ruyter noch verſchiedene engliſche Schiffe ſelbſt auf der Themſe. Endlich ward der Friede im Jahre 1667 geſchloſſen. Dieſer Friede zu Breda verſchaffte den Engländern Neu-York, den Holländern die Inſel Poleron in Oſtindien, und den Franzoſen Acadien.

Frankreichs Finanzen waren ſeit Heinrichs IV. Zeiten in einem jämmerlichen Zuſtande. Man wußte ihnen nichts anders als durch Gewaltſtreiche aufzuhelfen, aber dieſe fanden im Parlamente Hinderniſſe. Der König ſprach jedoch als Gebieter, und verſchaffte ſich Gehorſam. Im Jahre 1655 war Ludwig in Stiefeln, mit der Reitpeitſche in der Hand, in dem Heiligthume der Gerechtigkeit aufgetreten, um die Verſammlung auseinander gehen zu heißen. Er begab ſich im Jahre 1664 mit anſtändiger Würde ins Parlament, um ſeine Edicte regiſtriren zu laſſen. Der Gegenvorſtellungen müde, verbot er 1667, ihm jemals dergleichen, ehe ſeine Edicte regiſtrirt wären, vorzulegen. Nun hörten die Gegenvorſtellungen auf, und die königliche Macht wurde unverzüglich ausgeübt. Aber wenn eben dieſe Macht ſich in ihren Befehlen irren, wenn ſie die Geſetze und die Unterthanen kränken ſollte; wer ſollte dann die Wahrheit vor den Thron bringen?

Gewiß iſt es, daß Colbert den Unterthanen Erleichterung verſchaffte, und die Einnahme anſehnlich vermehrte. Der dem Handel verliehene Schutz ward für den Staat eine Quelle des Reichthumes. Die für frei erklärten Häfen zu Dünkirchen und Marſeille ſah man mit Schiffen und Kaufmannswaaren angefüllt. Die 1664 geſtiftete indiſche Compagnie war von zu glücklichem Erfolge, als daß man die nachmaligen böſen Folgen hätte voraus ſehen können. Die Spiegelfabriken, die Manufacturen von feinen Tüchern, koſtbaren Stoffen und prächtigen Tapeten erhoben ſich in kurzer Zeit mit ſchnellem Fortgange. Die franzöſiſche Induſtrie that Wunder, von dem Augenblicke an, da ſie aufgemuntert ward, und alle Nationen wurden ihr gewiſſermaßen zinsbar. Der Umlauf des Geldes vermehrte ſich merklich.

Bei einer beſſern Staatsverwaltung ſah ſich Ludwig XIV. im Stande, ſich bei fremden Mächten in Anſehen zu ſetzen, und Alles in ſeinem Reiche zu vervollkommnen. Er verſchönerte nicht nur die Hauptſtadt, die er pflaſtern und prächtig erleuchten ließ, ſondern er ſorgte auch für die Sicherheit der Einwohner durch eine Polizeianſtalt. Die Landſtraßen und nützlichen Werke gaben den Provinzen ein anderes Anſehen. Im Jahre 1664 ward der Canal von Languedoc angefangen, der die beiden durch Berge getrennten Meere mit einander vereinigte.

Der wichtigſte unter allen Gegenſtänden war die Rechtspflege. Man hatte 1666 zur Reformation der Geſetze eine Rathsverſammlung angeordnet. Das bürgerliche Geſetz erſchien 1667. Der Codex über das Waſſer- und Forſtweſen, das peinliche Geſetz u. ſ. w. folgten nach einander. Die ſtreng verbotenen Duelle wurden ſeltener. Viele verderbliche Mißbräuche wurden abgeſchafft; es blieben aber noch ſehr viele. Im Jahre 1663 wurde die Akademie der Inſchriften und der ſchönen Wiſſenſchaften gegründet. Die königliche Geſellſchaft zu London war ſchon ſechs Jahre zuvor

errichtet. Die Gelder und Geſchenke, womit Ludwig Gelehrte und ſelbſt Auswärtige überhäufte, machten, daß ganz Europa ſeines Lobes voll wurde. Die Muſen und Künſte zierten ſeinen Hof. Seine prächtigen Feſte vereinigten die Annehmlichkeiten des Geiſtes mit allem demjenigen, was ſich nur Koſtbares denken ließ, und zogen von allen Seiten Bewunderer herbei. Die Luſtbarkeit zu Verſailles im Jahre **1664** ward die Epoche des Tartüffe, dieſes Moliere'ſchen Meiſterſtückes, das die Ränke der Andächtelei vergeblich zu vernichten ſuchte.

Racine und Boileau zögerten nicht, ihre Talente bemerklich zu machen. Alles erweckte die Geiſtesfähigkeiten. Doch muß man geſtehen, daß die Schmeichelei Alles gar ſehr verdunkelte. Ludwig mochte gern mit Feinheit geſchmeichelt ſeyn; und dieſe ward eine mit zu gutem Fortgange angebaute Kunſt, deren Früchte ſich in Gift verwandelten. In allen ſeinen Unternehmungen, Unterhandlungen, in ſeinem ganzen Verhalten, und in Allem, was er dachte, bewundert und gelobt, wußte der Monarch nicht mehr die Mittelſtraße zu halten. Verſailles verſchlang ſeine Schätze. Die leidenſchaftliche Begierde nach Ruhm und Eroberungen verleitete ihn zu einem noch weit unregelmäßigern Aufwande. Colbert ſelbſt konnte ihm nicht dazu das nöthige Geld verſchaffen, ohne von denjenigen Grundſätzen der Staatsverwaltung abzuweichen, auf welchen das Wohl des Staates beruht.

Philipp **IV.**, König von Spanien, war im Jahre **1665** geſtorben; ein Fürſt, der den gänzlichen Verfall ſeiner Monarchie beſchleunigte, weil er bei ſeinem großen Hange zu Luſtbarkeiten und zur Trägheit, von ſeinen Miniſtern und Schmeichlern beherrſcht, nichts ſelbſt that, noch mit eigenen Augen ſah. Don Louis de Haro, ein achtungswürdiger Miniſter, war im Jahre **1661** geſtorben. Dieſen Verluſt wußte man nicht zu erſetzen.

Ein ſchwächlicher 4jähriger Prinz, Carl II., beſtieg den Thron ſeines Vaters. Die Königin Regentin, Maria Anna von Oeſterreich, verfolgte den Don Juan, natürlichen Sohn des verſtorbenen Königs, der allein zur Regierung Fähigkeit hatte. Sie überließ Alles den Vorurtheilen ihres Beichtvaters, des Pater Neidhard, eines deutſchen Jeſuiten, den ſie zum Präſidenten des geheimen Rathes erhob, nachdem ſie ihn zum Groß-Inquiſitor ernannt hatte.

Obſchon der pyrenäiſche Friede eine gänzliche Entſagung der Königin von Frankreich, Philipps IV. Tochter, in Hinſicht aller ihrer Rechte und aller Staaten ihres Vaters enthielt, eine Entſagung, die in ihrem Ehe-Contracte erneuert worden war, ſo wollte doch Ludwig einen Theil dieſer Rechte wieder aufleben laſſen, und ſich eines Theils dieſer großen Erbſchaft verſichern.

Der Hof zu Verſailles behauptete, daß Brabant der Maria Thereſia, als der älteſten Tochter erſter Ehe, zukäme, und zwar kraft eines in den Niederlanden eingeführten Rechtes, vermöge deſſen die Kinder erſter Ehe ſowohl die Söhne als die Töchter der zweiten Ehe ausſchließen. Ein großer Gegenſtand eines Rechtſtreites, den bloß die Waffen entſchieden. Die von beiden Höfen zu Rathe gezogenen Rechts- und Gottesgelehrten ermangelten nicht, den Satz und Gegenſatz zu behaupten. Von beiden Seiten kamen Rechtfertigungsſchriften heraus, um doch gerecht zu ſcheinen.

Aber für Europa und für Frankreich war es ein großes Unglück, daß Ludwig, trotzend auf ſeine Macht, beim Gebrauche derſelben nicht Mäßigung genug hatte, und begierig auf Eroberungen und Trophäen, nicht die Wetterwolken zum voraus ſah, die ſein Kriegsglück über ſein Königreich zuſammen ziehen mußte. Der Marquis von Louvois, ſein Kriegsminiſter, brannte vor Verlangen, ſich durch Unternehmungen, die ſeinem eigenen Ehrgeize entſprachen, auszuzeichnen. Der König von Spanien hatte keinen Bru-

der. Die Erbſchaft ſeiner Krone ſchien ſchon längſt ſtreitig zu werden. Es gab einen geheimen Tractat, vermöge deſſen der franzöſiſche und wiener Hof der Theilung wegen bereits eine Vereinbarung getroffen hatten. Der Kaiſer Leopold willigte ein, daß Ludwig ſich in den Beſitz der Niederlande ſetzen ſollte, unter der Bedingung, daß er nach dem Ableben Carls II. Spanien erhalten würde. Er gebrauchte die größte Vorſicht, dieſen Tractat vor Jedermann geheim zu halten, deſſen Urkunde, ohne davon eine Abſchrift zu nehmen, in einem metallenen Käſtchen den Händen des Großherzogs von Toscana anvertraut bleiben ſollte.

Wohl disciplinirte Truppen, große Zurüſtungen, Magazine an der Gränze, zwei geſchickte und von Nacheiferung angefeuerte Miniſter und ein Turenne als Feldherr: dies waren die Vortheile, welche Ludwig den Weg zu Eroberungen bahnen ſollten. Er nahm Charleroi, Ath, Dornik, Furnes, Armentieres, Cortrycht und Douay faſt in dem Augenblicke ein, da er ſich zeigte. Die wohlbefeſtigte Stadt Ryſſel, die eine Beſatzung von 6000 Mann hatte, hielt nur eine neuntägige Belagerung aus. Louvois rieth, Beſatzungen in dieſe Feſtungen zu legen, und der berühmte Vauban befeſtigte ſie.

Kaum hatte ſich der König von dieſem Feldzuge erholt, als er ſich mitten im Winter auf den Weg machte, um die Grafſchaft Burgund zu erobern, die unter flanderiſcher Botmäßigkeit ſtand, oder vielmehr unter ſpaniſcher Herrſchaft als eine Art von Republik ſich ſelbſt regierte. Der Prinz von Condé, Statthalter in Bourgogne, hatte den Entwurf zu dieſem Feldzuge gemacht. Louvois, eiferſüchtig über Turenne, befolgte dieſen Plan. Man bediente ſich einiger geheimen Mittel, um den glücklichen Fortgang der Waffen zu beſchleunigen, und fand Verräther; Condé bemächtigte ſich plötzlich der Städte Beſançon und Salins. Der König nahm in vier Tagen Dole mit Gewalt ein. Innerhalb dreier Wochen war die ganze Provinz, und zwar im Februar, erobert.

Während dieſer zwiefachen Eroberung bewies Ludwig einen klugen Muth. Seine Gegenwart ermunterte die Truppen. Er führte zuerſt die Uniform ein, eine Unterſcheidung, die den Regimentern von großem Nutzen war; und zur rechten Zeit ausgetheilte Belohnungen erweckten zur lebhafteſten Nacheiferung. Aber der Monarch brachte zur Armee ſeine gewöhnliche Pracht und Ueppigkeit, und gab damit für die Zukunft ein gefährliches Beiſpiel. Der Hof zu Madrid, der unter der Regierung eines Jeſuiten ſo ſchimpflicher Weiſe ſeine Provinzen verlor, ſah ſich genöthigt, die Unabhängigkeit Portugals anzuerkennen, wodurch ein 26jähriger Krieg geendigt ward, der für Spanien eben ſo demüthigend, als der Krieg mit den vereinigten Provinzen war. Die Portugieſen hatten ſo eben Alphons VI., einen ſchwachen und heftigen Fürſten, des Thrones entſetzt. Sein Bruder, Don Pedro, folgte ihm bloß unter dem Titel eines Regenten auf dem Throne. Er vermählte ſich mit der Königin, deren erſte Ehe, der angeblichen Unvermögenheit des Königs wegen, für ungültig erklärt worden war, und der Pabſt genehmigte dieſe Verbindung. Alphons, obſchon für unvermögend erklärt, hatte doch einen natürlichen Sohn.

Ludwigs XIV. Kriegsglück ſetzte indeſſen die Nationen in Unruhe. England beſonders fürchtete ſich vor den Folgen; und Holland zitterte, weil ſeine Gränze unſicher war. Dieſe beiden kaum mit einander ausgeſöhnten Mächte vereinigten ſich durch ein Bündniß, das faſt in einem Augenblick geſchloſſen ward. Der Ritter Temple, Geſandter im Haag, und der Rathspenſionär de Wit kannten nicht diejenige Politik, die nur auf Ränke denkt, und mit Argliſt verfährt. Sie arbeiteten an dem allgemeinen Wohle, ohne Schleichwege zu nehmen. Die Triple-Allianz — denn Schweden trat derſelben bei — hatte zur Abſicht, Ludwig zum Friedensſchluſſe mit Spanien, und mit Beibehaltung eines Theils ſeiner Eroberungen zur abermaligen Entſagung der

Rechte der Königin zu nöthigen. De Wit unterſtand ſich, dieſes Bündniß von den Generalſtaaten unterzeichnen zu laſſen, ohne die Einwilligung der Provinzen und Städte abzuwarten.

Der Eroberer hielt von ſelbſt inne. Er machte Friedensvorſchläge und verbarg ſeinen Verdruß. Er mußte ſehen, wie ein Bürgermeiſter von Amſterdam, Van Beuning, gewiſſermaßen ſeinen Stolz beugte, und ohne Furcht oder Willfährigkeit zu äußern, mit ſeinen Miniſtern in Unterhandlung trat. „Trauen Sie nicht den Worten des Königs?" ſagte man einſt zu dieſem Holländer. „Ich weiß nicht," antwortete er, „was der König will; ich ſehe bloß auf das, was er kann." Mit einem Worte, Van Beuning ſchrieb die Bedingungen des Friedens vor, den man zu Aachen unterzeichnete. Ludwig behielt Flandern, gab die Grafſchaft Burgund zurück und beſtätigte den pyrenäiſchen Frieden. Aber er dachte zugleich auf Rache.

Befreit von einem gefährlichen Kriege, war Spanien doch nicht in Ruhe. Die Regentin oder vielmehr ihr Pater Neidhard beleidigte einen Mann, deſſen Gunſt man hätte ſollen zu erhalten ſuchen. Don Juan von Oeſterreich, der ſich aufs äußerſte gebracht ſah, empörte ſich, wiegelte Aragonien und Catalonien auf, und zwang die Königin, den Jeſuiten zu entfernen, den ſie als Geſandten nach Rom ſchickte, wo er Cardinal ward. Die Regentin und der Prinz theilten ſich in die Regierung. Die Unfähigkeit des Beichtvaters hatte die Monarchie in Unordnung gebracht. Zu derſelben Zeit wurden die Spanier in Amerika von einer ſchrecklichen Plage geängſtigt. Seeräuber, ohne Geſetze, ohne Sitten, ohne Religion, die im Vergleiche mit ihrer Freiheit ihr Leben für nichts achteten, die eben ſo unerſchrocken als grauſam, ſich unter dem Namen der Buccanier und Flibuſtier bekannt machten, Franzoſen und Engländer unter einander, hatten ſich der Inſel Tortuga bei St. Domingo bemächtigt. Mit kleinen Böten griffen ſie große Schiffe

an und eroberten dieſelben. Nichts widerſtand ihrem verzweiflungs=vollen Ungeſtüme. Der tödtliche Haß, den ſie den Spaniern ge=ſchworen hatten, machte ſie, um denſelben zu ſchaden, zu mehr als Menſchen. Unter Anführung eines Engländers, Namens Mor=gan, verſuchten **600** oder höchſtens **1000** Flibuſtier den Angriff der feſten Stadt Porto=Bello, die eine gute Beſatzung hatte, und worin unermeßliche Schätze aufbewahrt lagen. Sie erſtiegen und eroberten das Schloß. Die Stadt kaufte ſich mit etwa einer Million Piaſter frei (**1669**). Ihre Kühnheit nahm immer zu, und man erzählt von ihnen heldenwürdige Thaten. Da es ihnen aber an Grundſätzen, an Klugheit und Anführung fehlte, und ſie ſich allen möglichen Ausſchweifungen überließen, ſo mußten ſie end=lich verjagt werden.

Nach dem Aachener Frieden fuhr Frankreich fort, eben ſo viel an Macht als an Gränze zu gewinnen. Sein Handel nahm mit ſeiner Marine zu. Johann Caſimir, König von Polen, der aus Liebe zur Ruhe die Regierung niedergelegt hatte, erwählte Frankreich zu ſeinem Aufenthaltsorte. Man gab ihm die reiche Abtei zu St. Germain. Die Türken belagerten Candia, eine der beſten Beſitzungen der Venetianer. Pabſt Clemens **IX.** und der Malteſerorden hatten einige Hülfstruppen geſchickt, die aber gegen ſo mächtige Feinde zu ſchwach waren. **7000** Franzoſen zogen unter dem Commando des Herzogs von Beaufort wider die Türken aus. Der Herzog von Rouanois, Marſchall von Feuil=lade, hatte bereits auf ſeine eigenen Koſten mehr als **200** Edel=leute dahin geführt, aber die Hülfe kam zu ſpät, oder war nicht hinlänglich. Da die übrigen chriſtlichen Mächte unthätig blieben, ſo konnten ſie bloß die Eroberung des aufs äußerſte gebrachten Candia um einige Zeit aufhalten. Der Herzog von Beaufort fand daſelbſt ſeinen Tod. Man capitulirte nach einer dreijährigen Belagerung. Franz Moriſini, nachmaliger Doge von Venedig,

Generalcapitain der Flotte, machte ſeinen Namen in dieſem Kriege unſterblich, und Montbrun, ein Franzoſe, der die Truppen der Republik commandirte, nahm an dem Ruhme des Venetianers Antheil. Der Großvezier Cuprogli, ein Mann von großen Talenten, machte Gebrauch von den Parallelen in den Laufgräben, die ein italieniſcher Ingenieur erfunden hatte. Die Türken befolgten damals zu allererſt eine Methode, die man als ſehr nützlich ſpäter allgemein annahm.

Ludwig XIV. verdroß jene Triple-Allianz, die den Lauf ſeiner ſchnellen Eroberungen aufgehalten hatte. Er konnte den Holländern nicht vergeben. Da er ihnen wider England und wider den kriegeriſchen und unternehmenden Biſchof zu Münſter, Bernhard von Galen, beigeſtanden hatte, ſo betrachtete er ihre Bemühungen, ſeine herrſchſüchtigen Unternehmungen zu hindern, als eine Beleidigung. Kurz, er wollte ſich rächen und Eroberungen machen.

Es kam vornehmlich darauf an, den König von England auf ſeine Seite zu ziehen, und das gelang ihm. Das Anſehen Carls II. war nur ſchwach. Die Engländer waren überhaupt mißvergnügt, und der noch immer lebhafte Religionshaß nährte ihre Unruhe. Auf der einen Seite murrten die durch die Geſetze bedrückten Presbyterianer über die Verfolgung, die der König nicht billigte, auf der andern Seite waren die von der engliſchen Kirche über die Toleranz unwillig, die er den Katholiken verſchaffen wollte; und da ſein Bruder, der Herzog von York, zur römiſchen Kirche übergetreten war, ſo vereinigten ſich die Secten wider das Pabſtthum. Bei Hintanſetzung aller Sparſamkeit ſah ſich der König immer in Noth und Mangel. Das Parlament geſtand ihm wenig zu, um ſeine Macht in den Schranken zu halten. Je größer der Zwang war, den man Carl fühlen ließ, deſto feuriger ward ſein Wunſch nach unumſchränkter Gewalt. Fünf neue Miniſter, welche man die Cabal nannte, machten ſeinen Staatsrath aus. Die Anfangs-

buchſtaben der Namen dieſer fünf Miniſter, Clifford, Aſhley, Buckingham, Arlington und Lauderdale, gaben zu dem Ausdruck Cabal Veranlaſſung, woraus nach Hume das Wort Cabale entſtanden ſeyn ſoll. Auf dieſe ſetzte er viel Vertrauen, weil ſie ſeine Leidenſchaften zu befriedigen ſuchten. Von ihnen kam wahrſcheinlich der Anſchlag, ſich mit Frankreich zu vereinigen.

So ſtanden die Sachen an dem Londoner Hofe, als Ludwig **XIV.** die Anlage zu einer beſonderen Unterhandlung mit demſelben machte. Die Schweſter Carls **II.**, Gemahlin des Herzogs von Orleans, eine reizende und geiſtreiche Frau, war diejenige, die er zur Unterhändlerin gebrauchte. Um keinen Verdacht zu erregen, ſtellte er eine prächtige Reiſe nach Dünkirchen in Flandern an, bei welcher ihn die Königin und alle Prinzeſſinnen begleiteten. Die Herzogin von Orleans hatte eine ſcheinbare Urſache, ihren Bruder zu beſuchen. Sie ging über die Meerenge, und Carl kam ihr bis nach Canterbury entgegen. Die Feſte und die Luſtbarkeiten verdeckten das Staatsgeheimniß. Man ſchloß ein Bündniß wider Holland. Bei ihrer Rückkunft ſtarb die junge Herzogin, ohne daß dadurch eine Veränderung wäre bewirkt worden. Sie überließ Carl eine von ihren Hofdamen, der er auf immer ſeine Liebe ſchenkte, und die er zur Herzogin von Portsmuth erhob. Das war eine Feſſel mehr, um dieſen wollüſtigen und unbedachtſamen Fürſten feſter an Frankreichs Vortheile zu binden. Der Kaiſer Leopold trat den Abſichten Frankreichs bei. Man verſicherte ſich der Einwilligung aller deutſchen Fürſten, den Churfürſten von Brandenburg ausgenommen. Man gewann Schweden, fürchtete Spanien nicht, und glaubte jetzt dem Augenblick nahe zu ſeyn, wo man eine hülfloſe Republik unterjochen könne. Man hatte keine gegründete Urſache, ſondern bloß unbedeutende Beſchwerden zum Angriffe. Eine Schaumünze, auf welcher ſich Holland rühmte, die Geſetze in Kraft geſetzt, die Religion

gereinigt, Monarchen beigeſtanden, die Freiheit des Meeres gerächt, und die Ruhe Europas befeſtigt zu haben; dieſe Schaumünze ward als eine der hauptſächlichſten Beſchwerden gebraucht, als wenn ſie Eingriffe in die Majeſtätsrechte der Könige gemacht hätte. Der Stempel ward von den Holländern zerbrochen. Aber Ludwig und Carl hatten nun ein Mal ihren Entſchluß gefaßt; ſie kündigten den Krieg an.

Zum Unglücke für die Republik herrſchten in derſelben zwei Factionen. Johann de Wit und ſein Bruder Cornelius, ſtrenge Vertheidiger der Freiheit, hatten den jungen Prinzen von Oranien, Wilhelm **III.**, von der im Jahre **1650** nach ſeines Vaters, Wilhelm **II.**, Ableben aufgehobenen Statthalterſchaft förmlich ausſchließen laſſen. Einen Beweis, daß dieſe Bürger bloß aus Patriotismus handelten, gaben ſie dadurch, daß der Rathspenſionär dem Prinzen die beſte Erziehung verſchafft hatte, um ihn unter allen Umſtänden zum Dienſte des Staates tauglich zu machen. **21** Jahre alt, verband dieſer Prinz mit großen Talenten eine heftige und wohl überlegte Herrſchbegierde. Er ſtrebte nach der Würde ſeiner Vorfahren und hatte eine zahlreiche Menge Anhänger, während die inneren Mißhelligkeiten die Gefahren vermehrten, die von außen drohten.

Man tadelte Johann de Wit, daß er, bei der angeſtrengteſten Sorgfalt für die Seemacht, die Landmacht außer Acht gelaſſen habe. Wahr iſt es, daß Holland eben ſo ſchwach auf der einen Seite, als furchtbar auf der andern war. Das Meer ſchien ſein Element zu ſeyn.

Mit ſeiner ganzen Macht, an deren Spitze ſeine berühmteſten Feldherren, zog Ludwig wider einen kleinen Staat, der ihm nur ſchlechte Miethstruppen entgegen ſtellen konnte. Er ging am **12.** Juni faſt ohne Gefahr über den Rhein. Der Fluß war niedrig, die Reuter hatten wenig Raum zum Schwimmen, und die Kanonen donner-

buchſtaben der Namen dieſer fünf Miniſter, Clifford, Ashley, Buckingham, Arlington und Lauderdale, gaben zu dem Ausdruck Cabal Veranlaſſung, woraus nach Hume das Wort Cabale entſtanden ſeyn ſoll. Auf dieſe ſetzte er viel Vertrauen, weil ſie ſeine Leidenſchaften zu befriedigen ſuchten. Von ihnen kam wahrſcheinlich der Anſchlag, ſich mit Frankreich zu vereinigen.

So ſtanden die Sachen an dem Londoner Hofe, als Ludwig **XIV.** die Anlage zu einer beſonderen Unterhandlung mit demſelben machte. Die Schweſter Carls **II.**, Gemahlin des Herzogs von Orleans, eine reizende und geiſtreiche Frau, war diejenige, die er zur Unterhändlerin gebrauchte. Um keinen Verdacht zu erregen, ſtellte er eine prächtige Reiſe nach Dünkirchen in Flandern an, bei welcher ihn die Königin und alle Prinzeſſinnen begleiteten. Die Herzogin von Orleans hatte eine ſcheinbare Urſache, ihren Bruder zu beſuchen. Sie ging über die Meerenge, und Carl kam ihr bis nach Canterbury entgegen. Die Feſte und die Luſtbarkeiten verdeckten das Staatsgeheimniß. Man ſchloß ein Bündniß wider Holland. Bei ihrer Rückkunft ſtarb die junge Herzogin, ohne daß dadurch eine Veränderung wäre bewirkt worden. Sie überließ Carl eine von ihren Hofdamen, der er auf immer ſeine Liebe ſchenkte, und die er zur Herzogin von Portsmuth erhob. Das war eine Feſſel mehr, um dieſen wollüſtigen und unbedachtſamen Fürſten feſter an Frankreichs Vortheile zu binden. Der Kaiſer Leopold trat den Abſichten Frankreichs bei. Man verſicherte ſich der Einwilligung aller deutſchen Fürſten, den Churfürſten von Brandenburg ausgenommen. Man gewann Schweden, fürchtete Spanien nicht, und glaubte jetzt dem Augenblick nahe zu ſeyn, wo man eine hülfloſe Republik unterjochen könne. Man hatte keine gegründete Urſache, ſondern bloß unbedeutende Beſchwerden zum Angriffe. Eine Schaumünze, auf welcher ſich Holland rühmte, die Geſetze in Kraft geſetzt, die Religion

gereinigt, Monarchen beigeſtanden, die Freiheit des Meeres gerächt, und die Ruhe Europas befeſtigt zu haben; dieſe Schaumünze ward als eine der hauptſächlichſten Beſchwerden gebraucht, als wenn ſie Eingriffe in die Majeſtätsrechte der Könige gemacht hätte. Der Stempel ward von den Holländern zerbrochen. Aber Ludwig und Carl hatten nun ein Mal ihren Entſchluß gefaßt; ſie kündigten den Krieg an.

Zum Unglücke für die Republik herrſchten in derſelben zwei Factionen. Johann de Wit und ſein Bruder Cornelius, ſtrenge Vertheidiger der Freiheit, hatten den jungen Prinzen von Oranien, Wilhelm **III.**, von der im Jahre **1650** nach ſeines Vaters, Wilhelm **II.**, Ableben aufgehobenen Statthalterſchaft förmlich ausſchließen laſſen. Einen Beweis, daß dieſe Bürger bloß aus Patriotismus handelten, gaben ſie dadurch, daß der Rathspenſionär dem Prinzen die beſte Erziehung verſchafft hatte, um ihn unter allen Umſtänden zum Dienſte des Staates tauglich zu machen. **21** Jahre alt, verband dieſer Prinz mit großen Talenten eine heftige und wohl überlegte Herrſchbegierde. Er ſtrebte nach der Würde ſeiner Vorfahren und hatte eine zahlreiche Menge Anhänger, während die inneren Mißhelligkeiten die Gefahren vermehrten, die von außen drohten.

Man tadelte Johann de Wit, daß er, bei der angeſtrengteſten Sorgfalt für die Seemacht, die Landmacht außer Acht gelaſſen habe. Wahr iſt es, daß Holland eben ſo ſchwach auf der einen Seite, als furchtbar auf der andern war. Das Meer ſchien ſein Element zu ſeyn.

Mit ſeiner ganzen Macht, an deren Spitze ſeine berühmteſten Feldherren, zog Ludwig wider einen kleinen Staat, der ihm nur ſchlechte Miethstruppen entgegen ſtellen konnte. Er ging am **12.** Juni faſt ohne Gefahr über den Rhein. Der Fluß war niedrig, die Reuter hatten wenig Raum zum Schwimmen, und die Kanonen donner-

buchſtaben der Namen dieſer fünf Miniſter, Clifford, Ashley, Buckingham, Arlington und Lauderdale, gaben zu dem Ausdruck Cabal Veranlaſſung, woraus nach Hume das Wort Cabale entſtanden ſeyn ſoll. Auf dieſe ſetzte er viel Vertrauen, weil ſie ſeine Leidenſchaften zu befriedigen ſuchten. Von ihnen kam wahrſcheinlich der Anſchlag, ſich mit Frankreich zu vereinigen.

So ſtanden die Sachen an dem Londoner Hofe, als Ludwig XIV. die Anlage zu einer beſonderen Unterhandlung mit demſelben machte. Die Schweſter Carls II., Gemahlin des Herzogs von Orleans, eine reizende und geiſtreiche Frau, war diejenige, die er zur Unterhändlerin gebrauchte. Um keinen Verdacht zu erregen, ſtellte er eine prächtige Reiſe nach Dünkirchen in Flandern an, bei welcher ihn die Königin und alle Prinzeſſinnen begleiteten. Die Herzogin von Orleans hatte eine ſcheinbare Urſache, ihren Bruder zu beſuchen. Sie ging über die Meerenge, und Carl kam ihr bis nach Canterbury entgegen. Die Feſte und die Luſtbarkeiten verdeckten das Staatsgeheimniß. Man ſchloß ein Bündniß wider Holland. Bei ihrer Rückkunft ſtarb die junge Herzogin, ohne daß dadurch eine Veränderung wäre bewirkt worden. Sie überließ Carl eine von ihren Hofdamen, der er auf immer ſeine Liebe ſchenkte, und die er zur Herzogin von Portsmuth erhob. Das war eine Feſſel mehr, um dieſen wollüſtigen und unbedachtſamen Fürſten feſter an Frankreichs Vortheile zu binden. Der Kaiſer Leopold trat den Abſichten Frankreichs bei. Man verſicherte ſich der Einwilligung aller deutſchen Fürſten, den Churfürſten von Brandenburg ausgenommen. Man gewann Schweden, fürchtete Spanien nicht, und glaubte jetzt dem Augenblick nahe zu ſeyn, wo man eine hülfloſe Republik unterjochen könne. Man hatte keine gegründete Urſache, ſondern bloß unbedeutende Beſchwerden zum Angriffe. Eine Schaumünze, auf welcher ſich Holland rühmte, die Geſetze in Kraft geſetzt, die Religion

gereinigt, Monarchen beigeſtanden, die Freiheit des Meeres gerächt, und die Ruhe Europas befeſtigt zu haben; dieſe Schaumünze ward als eine der hauptſächlichſten Beſchwerden gebraucht, als wenn ſie Eingriffe in die Majeſtätsrechte der Könige gemacht hätte. Der Stempel ward von den Holländern zerbrochen. Aber Ludwig und Carl hatten nun ein Mal ihren Entſchluß gefaßt; ſie kündigten den Krieg an.

Zum Unglücke für die Republik herrſchten in derſelben zwei Factionen. Johann de Wit und ſein Bruder Cornelius, ſtrenge Vertheidiger der Freiheit, hatten den jungen Prinzen von Oranien, Wilhelm **III.**, von der im Jahre **1650** nach ſeines Vaters, Wilhelm **II.**, Ableben aufgehobenen Statthalterſchaft förmlich ausſchließen laſſen. Einen Beweis, daß dieſe Bürger bloß aus Patriotismus handelten, gaben ſie dadurch, daß der Rathspenſionär dem Prinzen die beſte Erziehung verſchafft hatte, um ihn unter allen Umſtänden zum Dienſte des Staates tauglich zu machen. **21** Jahre alt, verband dieſer Prinz mit großen Talenten eine heftige und wohl überlegte Herrſchbegierde. Er ſtrebte nach der Würde ſeiner Vorfahren und hatte eine zahlreiche Menge Anhänger, während die inneren Mißhelligkeiten die Gefahren vermehrten, die von außen drohten.

Man tadelte Johann de Wit, daß er, bei der angeſtrengteſten Sorgfalt für die Seemacht, die Landmacht außer Acht gelaſſen habe. Wahr iſt es, daß Holland eben ſo ſchwach auf der einen Seite, als furchtbar auf der andern war. Das Meer ſchien ſein Element zu ſeyn.

Mit ſeiner ganzen Macht, an deren Spitze ſeine berühmteſten Feldherren, zog Ludwig wider einen kleinen Staat, der ihm nur ſchlechte Miethstruppen entgegen ſtellen konnte. Er ging am **12.** Juni faſt ohne Gefahr über den Rhein. Der Fluß war niedrig, die Reuter hatten wenig Raum zum Schwimmen, und die Kanonen donner-

buchſtaben der Namen dieſer fünf Miniſter, Clifford, Aſhley, Buckingham, Arlington und Lauderdale, gaben zu dem Ausdruck Cabal Veranlaſſung, woraus nach Hume das Wort Cabale entſtanden ſeyn ſoll. Auf dieſe ſetzte er viel Vertrauen, weil ſie ſeine Leidenſchaften zu befriedigen ſuchten. Von ihnen kam wahrſcheinlich der Anſchlag, ſich mit Frankreich zu vereinigen.

So ſtanden die Sachen an dem Londoner Hofe, als Ludwig **XIV.** die Anlage zu einer beſonderen Unterhandlung mit demſelben machte. Die Schweſter Carls **II.**, Gemahlin des Herzogs von Orleans, eine reizende und geiſtreiche Frau, war diejenige, die er zur Unterhändlerin gebrauchte. Um keinen Verdacht zu erregen, ſtellte er eine prächtige Reiſe nach Dünkirchen in Flandern an, bei welcher ihn die Königin und alle Prinzeſſinnen begleiteten. Die Herzogin von Orleans hatte eine ſcheinbare Urſache, ihren Bruder zu beſuchen. Sie ging über die Meerenge, und Carl kam ihr bis nach Canterbury entgegen. Die Feſte und die Luſtbarkeiten verdeckten das Staatsgeheimniß. Man ſchloß ein Bündniß wider Holland. Bei ihrer Rückkunft ſtarb die junge Herzogin, ohne daß dadurch eine Veränderung wäre bewirkt worden. Sie überließ Carl eine von ihren Hofdamen, der er auf immer ſeine Liebe ſchenkte, und die er zur Herzogin von Portsmuth erhob. Das war eine Feſſel mehr, um dieſen wollüſtigen und unbedachtſamen Fürſten feſter an Frankreichs Vortheile zu binden. Der Kaiſer Leopold trat den Abſichten Frankreichs bei. Man verſicherte ſich der Einwilligung aller deutſchen Fürſten, den Churfürſten von Brandenburg ausgenommen. Man gewann Schweden, fürchtete Spanien nicht, und glaubte jetzt dem Augenblick nahe zu ſeyn, wo man eine hülfloſe Republik unterjochen könne. Man hatte keine gegründete Urſache, ſondern bloß unbedeutende Beſchwerden zum Angriffe. Eine Schaumünze, auf welcher ſich Holland rühmte, die Geſetze in Kraft geſetzt, die Religion

gereinigt, Monarchen beigeſtanden, die Freiheit des Meeres gerächt, und die Ruhe Europas befeſtigt zu haben; dieſe Schaumünze ward als eine der hauptſächlichſten Beſchwerden gebraucht, als wenn ſie Eingriffe in die Majeſtätsrechte der Könige gemacht hätte. Der Stempel ward von den Holländern zerbrochen. Aber Ludwig und Carl hatten nun ein Mal ihren Entſchluß gefaßt; ſie kündigten den Krieg an.

Zum Unglücke für die Republik herrſchten in derſelben zwei Factionen. Johann de Wit und ſein Bruder Cornelius, ſtrenge Vertheidiger der Freiheit, hatten den jungen Prinzen von Oranien, Wilhelm **III.**, von der im Jahre **1650** nach ſeines Vaters, Wilhelm **II.**, Ableben aufgehobenen Statthalterſchaft förmlich ausſchließen laſſen. Einen Beweis, daß dieſe Bürger bloß aus Patriotismus handelten, gaben ſie dadurch, daß der Rathspenſionär dem Prinzen die beſte Erziehung verſchafft hatte, um ihn unter allen Umſtänden zum Dienſte des Staates tauglich zu machen. **21** Jahre alt, verband dieſer Prinz mit großen Talenten eine heftige und wohl überlegte Herrſchbegierde. Er ſtrebte nach der Würde ſeiner Vorfahren und hatte eine zahlreiche Menge Anhänger, während die inneren Mißhelligkeiten die Gefahren vermehrten, die von außen drohten.

Man tadelte Johann de Wit, daß er, bei der angeſtrengteſten Sorgfalt für die Seemacht, die Landmacht außer Acht gelaſſen habe. Wahr iſt es, daß Holland eben ſo ſchwach auf der einen Seite, als furchtbar auf der andern war. Das Meer ſchien ſein Element zu ſeyn.

Mit ſeiner ganzen Macht, an deren Spitze ſeine berühmteſten Feldherren, zog Ludwig wider einen kleinen Staat, der ihm nur ſchlechte Miethstruppen entgegen ſtellen konnte. Er ging am **12.** Juni faſt ohne Gefahr über den Rhein. Der Fluß war niedrig, die Reuter hatten wenig Raum zum Schwimmen, und die Kanonen donner=

ten am Ufer. Zwei Regimenter, die daſſelbe vertheidigten, verſchwanden eiligſt, und die Infanterie ging mit dem Könige ungeſtört auf einer Schiffbrücke hinüber. In weniger als einem Vierteljahr wurden die Provinzen Utrecht, Oberyſſel und Geldern ſammt mehr als 40 feſten Städten erobert. Amſterdam ſah den Feind beinahe vor ſeinen Thoren. Indeſſen ſchlug Ruyter mit vielem Ruhme die vereinigte engliſche und franzöſiſche Flotte vor Solabay; der Herzog von York hielt ein fürchterliches Feuer aus, und ward genöthigt, ein anderes Schiff zu beſteigen. Obſchon dieſe Seeſchlacht, die, wie ſo viele andere, nichts entſchied, die Ehre der holländiſchen Flagge rettete, ſo hielt ſich doch die Republik für verloren. Einige Marodeurs ließen ſich auf eine Meile von der Hauptſtadt ſehen, und man würde die Thore geöffnet haben, wenn ihrer mehrere geweſen wären. Die reichſten und für die Freiheit am meiſten ſtreitenden Familien machten Anſtalt, nach dem äußerſten Ende der Welt zu entweichen, und ſich nach Batavia einzuſchiffen. In einer ſo gefährlichen Lage bewog Johann de Wit die Generalſtaaten, wider den Willen des Prinzen von Oranien, den man zum Generalcapitain gemacht hatte, ohne ihn an der Regierung Theil nehmen zu laſſen, um Frieden zu bitten. Ihre Deputirten fleheten den Ueberwinder um Gnade an, und wurden von Louvois mit verhöhnendem Stolze angenommen. Man ſchrieb ihnen die erniedrigendſten Bedingungen vor; verlangte alles Land jenſeits des Rheins und feſte Plätze in dem Mittelpuncte der Republik, die Wiederherſtellung der römiſchen Religion, und jährlich eine außerordentliche Geſandtſchaft, um dem Könige für die ihnen gelaſſene Freiheit zu danken u. ſ. w. Berauſcht von ſeinen Siegen, ließ ſich Ludwig die Unbeſtändigkeit des Glückes nicht einfallen, die ihn vielleicht ein Mal in die Nothwendigkeit ſetzen könnte, ſich vor denen, die er jetzt unterdrückte, demüthigen zu müſſen.

Bei der Rückkunft der Abgeordneten, bei der Nachricht von den

vorgeſchriebenen Bedingungen, verwandelte ſich die Angſt in Verzweiflung, und die Verzweiflung belebte den Muth. Der wüthende Pöbel vergaß der von den beiden de Wit geleiſteten Dienſte, ſchrieb ihnen das gegenwärtige Unglück zu, tödtete und hieb ſie mit fürchterlicher Wuth in Stücke. Aber die Magiſtrate beeiferten ſich, als unerſchrockene und tugendhafte Bürger für das allgemeine Wohl zu ſorgen. Der zum Statthalter ernannte junge Prinz von Oranien ward die bedeutendſte Stütze und der Retter des Staates. Den Feind zurück zu treiben, ſetzte man ſich der Gefahr der Ueberſchwemmung aus und durchſtach die Dämme. Amſterdam, ſo wie die benachbarte Städte und Felder ſtanden in Waſſer. Die Liebe zur Freiheit und die Furcht vor der Unterdrückung machten Alles erträglich, was man unter ſolchen Umſtänden nur erdulden kann. Wilhelm ermunterte die Bürger, und verſprach ihnen Hülfe von den europäiſchen Mächten, um welche er dieſe aufs nachdrücklichſte erſuchte. In der That mußte Europa bei der Herrſchſucht Ludwigs XIV. die Augen öffnen. England verabſcheute das verderbliche Staatsſyſtem ſeines Königs Carls II. Der Churfürſt von Brandenburg erklärte ſich öffentlich für Holland, verſprach 20,000 Mann, und vermochte den Kaiſer Leopold, den Holländern 24,000 Mann zu geben. Dänemark und faſt ganz Deutſchland traten dieſer Verbindung bei, und Spanien folgte bald darauf dieſem Beiſpiele. Hätte ſich der Eroberer auf die Hauptſtadt geſtürzt, als ſie noch in der erſten Angſt war; hätte er, ſtatt nach dem Rathe Louvois, die Truppen in den eroberten Feſtungen zu vertheilen, die Feſtungswerke geſchleift, wie es Condé und Turenne riethen; kurz, hätte er nicht Holland Zeit gelaſſen, um Luft zu ſchöpfen, und dem Statthalter, ſich in Thätigkeit zu ſetzen, ſo würde dieſer Feldzug weniger fruchtlos für ihn ausgefallen ſeyn.

Das Ungewitter, das ſich zuſammen zog, verhinderte Ludwig XIV. nicht, die Stadt Maſtricht in Perſon einzunehmen.

Durch dieſe wichtige Feſtung wurden ſeine eroberten Plätze mit einander verbunden. Aber der General Montecuculi, der lange an den Ufern des Rheins von Turenne aufgehalten worden war, ſtieß endlich zu den Holländern. Der Prinz von Oranien, der durch eine ſehr ſtrenge Kriegszucht gute Soldaten gezogen hatte, bemächtigte ſich der Stadt Bonn.

Da Ludwig jetzt mit ſo vielen Feinden zu kämpfen hatte, ſo war es nicht möglich, in dem Beſitze der drei eroberten Provinzen zu bleiben. Sie wurden mit Geld gelöſ't und geräumt. Was mußten nun die Monumente dieſer Eroberung, unter andern der Triumphbogen an dem Thore zu St. Denis, für Gedanken erregen? Ruyter hatte die Ehre und das Glück, in drei Seeſchlachten im Monate Juni **1673** der vereinigten Seemacht Englands und Frankreichs zu widerſtehen, ohne überwunden zu werden, und Holland bewies ſich auf dem Meere ſo furchtbar, als wenn es zu Lande nichts verloren hätte.

Endlich beunruhigten die Engländer, deren Staatsſyſtem ſich mit dem Syſteme des Hofes nicht vereinbaren ließ, und die es verdroß, daß ſie die gefährlichen Entwürfe Ludwigs **XIV.** befördern helfen ſollten, Carln **II.** dergeſtalt, daß er ſchlechterdings genöthigt ward, Frieden zu machen. Das Parlament eiferte gegen eine alte Nachſichtserklärung, die alle Strafgeſetze der Religion wegen aufhob. Der König zerbrach das Siegel dieſer Urkunde mit eigener Hand und mußte noch außerdem in die Einführung des berühmten Eides, der Teſt genannt, einwilligen, vermöge deſſen die katholiſche Lehre von der Transſubſtantiation verbannt ward. Wer zu einem Amte im Staate gelangen wollte, mußte dieſen Eid ſchwören, und der Herzog von York ſah ſich genöthigt, ſeine Admiralswürde niederzulegen. Carl, der, da ſeine Staatsverwaltung von dem Parlamente ſo ſehr gemißbilligt wurde, auf keine neuen Subſidien hoffen konnte, eilte, im Jahre **1674** Frieden zu ſchließen. Hol-

land verſprach ihm eine Summe von ungefähr **300,000** Pfund Sterling. Er allein hatte von dieſem Kriege Vortheil, der der Nation ſo ſehr läſtig geweſen war. Er entſchuldigte ſich gegen Ludwig, blieb mit Frankreich in Verbindung und ließ ſogar **10,000** Mann zu deſſen Dienſt.

Ein mit ſo vielem Glücke angefangener Krieg konnte für Frankreich verderblich werden, denn von allen ſeinen Alliirten blieb ihm bloß Schweden übrig. Der Kaiſer mit einem großen Theile des römiſchen Reichs, Spanien und Dänemark waren, ſo wie Holland, ſeine Feinde.

Ludwig machte ſich in Perſon auf den Weg, um zum zweiten Male die Grafſchaft Burgund zu erobern, die das ſpaniſche Miniſterium faſt ſich ſelbſt überließ. Man ſandte die Hülfstruppen zu ſpät, denen die Schweizer ohnehin auch den Durchzug verſagten. Beſançon ward nicht länger als neun Tage belagert und die ganze Provinz in ſechs Wochen bezwungen. Der Eroberer beſtätigte der Grafſchaft ihre Privilegien.

Der Kaiſer Leopold hatte zu eben der Zeit, da man zu Cöln in Unterhandlung war, daſelbſt den Grafen von Fürſtenberg aus dem Grunde in Verhaft nehmen laſſen, weil er es mit Ludwig **XIV.** hielt. Dieſe Gewaltthätigkeit vermehrte die Erbitterung der Parteien, und ließ keine Hoffnung zum Frieden übrig. Der Churfürſt von der Pfalz, der Frankreich große Dienſte geleiſtet hatte, trat wider daſſelbe mit dem Kaiſer in ein Bündniß, ein neuer Bewegungsgrund zum Haſſe und zur Rache; daher ward denn auch der Krieg mit Grauſamkeit geführt. Turenne commandirte am Rhein ein Heer von **20,000** Mann. Mit ſolchen kleinen Armeen richtete er große Dinge aus. Er ſchlug zu Sinzheim die Kaiſerlichen unter dem Befehle des alten Herzogs von Lothringen, Carls **IV.**, der ſich durch ſeine Unbeſtändigkeit ſo oft unglücklich machte, und eben damals wegen einer neuen

Treuloſigkeit ſeiner Staaten beraubt war. Der Sieger drang in die Pfalz, trug dahin, auf Befehl des Miniſteriums, die Gräuel der Verwüſtung, und verbrannte zwei Städte und 25 Dörfer. Auf ein Herausforderungsſchreiben des in Verzweiflung geſetzten Churfürſten antwortete er: „Seitdem er die Ehre habe, franzöſiſcher General zu ſeyn, ſchlüge er ſich nicht anders, als an der Spitze von 20,000 Mann.“

Condé commandirte 45,000 Mann in Flandern gegen eine weit ſtärkere Armee. Er griff den Prinzen von Oranien bei Sennef nächſt Bergen an, und es wurden ihm drei Pferde unter dem Leibe erſchoſſen. Das Schlachtfeld war mit 25,000 Todten bedeckt, und der Sieg war unentſchieden.

War man unmenſchlich genug, nicht ſo viele Kriegsopfer zu bedauern, ſo ſollte man doch bald nachher den Verluſt eines ſo großen Mannes fühlen, als Turenne war. Seine beiden letzten Feldzüge zeigten, welche Wunder die Kriegskunſt zur Vertheidigung des Staates vermag. Mehr als 60,000 Kaiſerlichen waren über den Rhein gegangen. Er hatte nur ein Dritttheil dieſer Zahl. Gleichwohl rettete er Elſaß und Lothringen; erfocht viele Siege, zerſtreute die Feinde, und zwang ſie zum Rückzuge nach Deutſchland. Nun ging er ſelbſt über den Rhein. Man ſetzte ihm Montecuculi entgegen, einen Feldherrn, der ſein Nebenbuhler zu ſeyn würdig war. Zwei Monate hindurch wetteiferten beide in Märſchen und Feldlagern; einer ſah immer des andern Entwürfe zum voraus, keiner ließ ſich jemals überrumpeln, und jeder benutzte beſtändig den geringſten Vortheil. Turenne bereitete ſich zu einer Schlacht, und glaubte ſchon den Augenblick des Sieges erreicht zu haben, als er bei Sasbach von einer Kanonenkugel getödtet ward. Eben dieſe Kugel nahm dem Marquis von Saint-Hilaire den Arm weg, der, da er ſeinen Sohn weinen ſah, zu demſelben ſagte: „Nicht mich, ſondern dieſen großen Mann mußt

TURENNE'S TOD

zu beweinen.“ Die Franzoſen zogen ſich unter dem Befehle des Grafen von Lorges zurück, und widerſtanden dem Montecuculi. Doch dieſer drang in Elſaß ein, und ging erſt vor dem Prinzen von Condé wieder über den Rhein zurück. Dies war der letzte Feldzug des franzöſiſchen Prinzen und des öſterreichiſchen Feldherrn.

Der Marſchall von Crequi, der verwegener Weiſe eine überlegene Armee, die Trier belagert hielt, angriff, ward geſchlagen. Durch Erfahrung und Unglück gewitzigt, bewies er ſich nachher eben ſo vorſichtig als tapfer. Er warf ſich ſelbſt mit vier Perſonen in die Stadt und zeigte ſich entſchloſſen, lieber zu ſterben, als zu capituliren. Ein feiger Officier capitulirte auf dem Wallbruche. Die aufgewiegelte Beſatzung wollte die Einwilligung des Marſchalls erzwingen, er aber wollte lieber in die Hände der Feinde fallen. Aus der Gefangenſchaft losgekauft, machte er in den Jahren **1677** und **1678** zwei Feldzüge, in welchen er von Turenne's Geiſt belebt ſchien. Der junge Herzog von Lothringen, Carl **V.**, Neffe und Erbe Carls **IV.**, der ſich Philippsburg bemeiſtert hatte, und an der Spitze von **60,000** Mann ſtand, konnte ihn nie überrumpeln, noch überwältigen, auch weder in Lothringen eindringen, noch ihn an der Einnahme Freiburgs verhindern.

Während Spanien zum Beſten der Holländer, ſeinen alten Feinden, Krieg führte, war die ſpaniſche Regierung immer die ſchlechteſte in Europa. Sicilien, das unter der Laſt des Despotismus ſeufzte, empörte ſich im Jahre **1674**; und das bis dahin getreue Meſſina that daſſelbe. Ludwig **XIV.** ward daſelbſt nach einer von den Franzoſen gewonnenen Seeſchlacht zum König ausgerufen. Carl **II.**, der im Jahre **1675** mündig ward, rief den Don Juan von Oeſterreich, den die Königin Regentin, vom Anfange ihrer Regierung an, beſtändig verfolgt hatte, zurück. Jedoch ließ er ihn bald nachher in Ungnade fallen, und überließ ſich,

auf den Rath der Königin, dem Valenzuela, einem Dichter voller Ränke, von unbekannter Herkunft, der zu den vornehmſten Hofämtern erhoben war. Dieſer neue Miniſter gab Luſtbarkeiten und Schauſpiele; beluſtigte und verdarb das Volk; verwandte die Finanzen mit verſchwenderiſcher Hand an prächtige Nichtswürdigkeiten, und vernachläſſigte die Staatsverwaltung, von der er nichts verſtand. Man war genöthigt, zur Vertheidigung oder Wiedereroberung Siciliens die Holländer um Hülfe zu bitten. Ruyter ging mit einer Flotte nach dem mittelländiſchen Meere. Du Quesne ſchlug ihn zwei Mal. Die zweite Schlacht koſtete Ruytern das Leben, einem der größten Männer ſeiner Zeit, der aus einem Schiffsjungen der Held und Vertheidiger ſeines Vaterlandes geworden war. Auch du Quesne hatte bloß durch Verdienſte ſein Glück gemacht. Er griff noch einmal die vereinigten Holländer und Spanier an, und erhielt den Sieg. Gleichwohl ward Meſſina zwei Jahre hernach (1678) geräumt. Dieſe bis zum Erſtaunen gebrachte Seemacht und ſo viele andere verderbliche Ausgaben brachten Ludwig XIV. ſo weit, daß er ſeine Unternehmungen nicht ferner durchſetzen konnte. Außerdem war das ſpaniſche Miniſterium verändert. Carl II. hatte ſeine Mutter in ein Kloſter ſperren laſſen; Valenzuela war nach den philippiniſchen Inſeln gewieſen worden, und Don Juan ward zum erſten Miniſter erhoben.

Frankreich hatte das meiſte Glück in den Niederlanden; Ludwig liebte den Belagerungskrieg, weil es mit einem Louvois, mit einem Vauban und mit ſo wohl verſorgten und furchtbaren Armeen nicht leicht mißlingen konnte. Er eroberte in Perſon Condé, Bruchain, Valenciennes, Cambray, Gent und Ypern. Die Eroberung der Stadt Valenciennes ward eines ruhmvollen Umſtandes wegen merkwürdig. Vauban ſchlug vor, die Feſtung, der eingeführten Gewohnheit zuwider, bei hellem Tage anzugreifen; er bewies, das Blut der Soldaten würde dadurch mehr geſchont, und

der Feind leichter überrumpelt werden; die Feigen würden genöthigt ſeyn, brav zu fechten; und man würde folglich weniger Gefahr und größere Vortheile haben. Dieſer Rath ward dem Gutachten von fünf Marſchällen und ſelbſt des Louvois vorgezogen, und der Ausgang rechtfertigte ihn. Die muthigen Soldaten, die ſich mit großer Schnelligkeit von einem Feſtungswerke auf das andere warfen, und dennoch ſehr vorſichtig waren, zwangen die Stadt zur Uebergabe, ehe noch der König wußte, daß man ſich der Außenwerke bemeiſtert habe. Die zahlreiche Beſatzung ward gefangen genommen. Bei der Heimkehr von dieſem glänzenden Feldzuge im Jahre **1677** ſagte Ludwig zu Deſprereux und Racine: „Es iſt mir leid, daß Sie nicht bei dieſem Feldzuge zu mir gekommen ſind; da würden Sie geſehen haben, was Krieg ſey, und Ihre Reiſe würde nicht lange gedauert haben.“ Es war noch im Monat Mai. — Racine antwortete: „Ew. Majeſtät haben uns nicht Zeit gelaſſen, uns Reiſekleider verfertigen zu laſſen.“ Dergleichen feine Schmeicheleien waren dem Eroberer am angenehmſten.

So geſchickt und muthig auch der Prinz von Oranien war, ſo erfuhr er doch immer das Uebergewicht der franzöſiſchen Waffen. Er hatte im Jahre **1676** die Belagerung von Maſtricht aufgehoben. Im folgenden Jahre wollte Wilhelm Saint-Omer, das von dem Herzoge von Orleans belagert wurde, entſetzen; aber er verlor die Schlacht bei Caſſel, und die Stadt ward erobert. Der Herzog von Orleans gab Beweiſe von Tapferkeit, die man von ſeinen weibiſchen Sitten nicht erwarten konnte. Der König wurde darüber neidiſch, und ſein Bruder ward nicht mehr an die Spitze einer Armee geſtellt. Unterdeſſen trat man in Unterhandlungen und Frankreich machte Friedensbedingungen.

Ihres beſonderen Vortheils wegen, traten die Holländer von dem geſchloſſenen Bündniſſe zurück. Der Krieg hatte ſich wider ſie angeſponnen, und ſie in einem Feldzuge beinahe aufgerieben;

weil ſie aber ſeit **1674** den Krieg von ihren Ländern zu entfernen gewußt hatten, ſo führten ſie denſelben bloß als Hülfstruppen, und verloren nichts. Sie erhielten Maſtricht zurück, die einzige Feſtung, welche Ludwig noch von ſo vielen eroberten Städten im Beſitz hatte.

Der Prinz von Oranien, der wohl wußte, daß der Frieden bereits zu Nymwegen geſchloſſen ſey, oder doch nächſtens geſchloſſen würde, griff den Marſchall von Luxemburg bei Bergen an. Dieſer würdige Zögling des großen Condé wurde überraſcht, aber nicht überwunden; er hatte ſogar noch Vortheile. Der Frieden war ſchon ſeit vier Tagen unterzeichnet.

Sobald die Holländer, indem ſie ſich von ihren Bundesgenoſſen trennten, eines vortheilhaften Friedens verſichert waren, eilte Spanien, den Frieden zu ſchließen, ohne ſich um das deutſche Reich zu bekümmern. Es verlor die Grafſchaft Burgund und faſt alle in den Niederlanden eroberten Städte.

Es dauerte noch einige Zeit, ehe man ſich mit dem römiſchen Reiche vergleichen konnte, weil Frankreich verlangte, daß Alles an Schweden zurückgegeben werden ſollte. Die nordiſchen Bundesgenoſſen wollten nicht darein willigen, doch der Kaiſer ſonderte ſich von ihnen ab, und machte den 5. Februar **1679** einen dem münſteriſchen gleichförmigen Frieden, nur mit der Ausnahme, daß Frankreich Freiburg ſtatt Philippsburg bekam. Noch in demſelben Jahre ſchloſſen endlich auch der Churfürſt von Brandenburg und der König von Dänemark Frieden. Schweden verlor wenig. Seinen König Carl **XI.** verdroß gleichwohl dieſer Verluſt ſo ſehr, daß er ſolches Ludwig **XIV.** nicht vergeben konnte. In dem Frieden mit Leopold hatte ſich Ludwig verbindlich gemacht, mit dem Vorbehalt der Stadt Nancy und der Landſtraßen, den Herzog von Lothringen wieder in den Beſitz ſeines Herzogthums zu ſetzen.

Jedoch der Herzog wollte lieber ohne Staaten bleiben, als ſich dergleichen Bedingungen unterwerfen.

Viele, ehemals zu den Bisthümern und dem Elſaß gehörige Domainen waren ſeit langer Zeit in dem Beſitze verſchiedener deutſchen Fürſten. Ludwig wollte ſie wieder mit der franzöſiſchen Krone vereinigen. Man ſetzte deßwegen zwei Kammern nieder, eine zu Metz und die andere zu Breiſach. Dieſe Tribunale befahlen die Wiedervereinigung (Reunion) und der König ſprach alſo ſelbſt das Urtheil in ſeiner eigenen Sache. Das Parlament von Beſançon vereinigte Mümpelgard, als ein Lehen der Grafſchaft Burgund, mit der Krone. Im folgenden Jahre führte man ein noch kühneres Vorhaben aus. Straßburg war noch frei. Die Unterwerfung deſſelben lag Louvois ſehr am Herzen. Zu eben der Zeit, da er die Magiſtratsperſonen theils durch Geld beſtach, theils durch Drohungen gewann, ließ er **20,000** Mann anrücken, welche den Erfolg der Unterhandlungen entſchieden. Der Vertrag wurde ſogleich geſchloſſen. Straßburg capitulirte und behielt ſeine Privilegien. Vauban, der eine Menge Städte befeſtigte, erſchöpfte an dieſem ſeine Kunſt. Dieſe im Schooße des Friedens gemachten Eroberungen mußten nothwendig Haß, Mißtrauen und Furcht erregen. Schon ſuchten der Kaiſer, der König von Schweden und einige andere Fürſten Deutſchland zu bewaffnen. Die Kriegsflamme würde ausgebrochen ſeyn, wenn nicht der Churfürſt von Brandenburg, der erſt in den Beſitz von Magdeburg gekommen und dadurch mächtiger geworden war, Frankreichs Vortheile unterſtützt hätte.

Die Sache der Wiedervereinigung ſollte in einem Congreſſe zu Frankfurt entſchieden werden. Ludwigs **XIV.** Bevollmächtigte übergaben in demſelben eine Schrift in franzöſiſcher Sprache. Es erhob ſich ein langer Streit über den Gebrauch dieſer Sprache und über den Titel Excellenz. Ueber dieſe unnützen und damals für wichtig angeſehenen Streitigkeiten ward das Wiedervereini-

gungsgeſchäft vergeſſen. Der Congreß ging auseinander, und die ſtreitige Angelegenheit wurde bis zum Reichstage zu Regensburg ausgeſetzt.

Noch vor dem Einbruche der Türken in Oeſterreich ließ Ludwig XIV. Luxemburg blokiren, er behauptete, daß die Grafſchaft Aelſt kraft des Nymweger Friedens ihm zukomme, und verſuchte, ſeine Anſprüche durch die Waffen geltend zu machen. Die Franzoſen bemächtigten ſich Cortryk und Dixmuyden, bombardirten Luxemburg und nahmen es zuletzt ein. Man trat in Unterhandlung, weil man nicht widerſtehen konnte, und ſchloß einen zwanzigjährigen Waffenſtillſtand. Spanien trat Luxemburg, das römiſche Reich bis zu Ende des Waffenſtillſtands Straßburg, die Feſtung Kehl und einen Theil der von den Reunionskammern zu Metz und Breiſach in Beſitz genommenen Ländereien ab.

Die Macht Ludwigs XIV. zeigte ſich allenthalben. Seine Marine vermehrte ſich zum Erſtaunen. Die Häfen zu Dünkirchen, Toulon, Breſt und Rochefort waren vortrefflich, ſowohl wegen ihrer Einrichtung, als wegen der Menge der Kriegsſchiffe, die daſelbſt lagen. Mehr als 100 Linienſchiffe konnten den Schrecken weit umher verbreiten. Die Geſchwader übten ſich wider die amerikaniſchen Seeräuber. Die Bombardiergalloten, die ein Franzoſe ſo eben erfunden, beſchoſſen Algier im Jahre 1681 und zum zweiten Male im Jahre 1684. Algier, Tunis und Tripolis demüthigten ſich unter der zerſtörenden Geißel; ſie ſandten Abgeordnete, um Gnade zu erbitten.

Genua war eben ſo, wie die Corſaren gedemüthigt. Man machte es den Genueſern zum Verbrechen, den Seeräubern Pulver verkauft und zum Dienſte Spaniens einige Galeeren gebaut zu haben. Genua ward bombardirt, und ein Theil ſeiner Palläſte in Aſche gelegt. Der Doge und vier der vornehmſten Senatoren mußten ſich in Perſon einſtellen, um die Gnade des Königs von Frankreich

anzuflehen. Die Antwort iſt bekannt, die der Doge Imperiali einem Miniſter auf die Frage gab, was er zu Verſailles am meiſten zu bewundern finde: „Dieß,“ ſagte er, „daß ich mich hier ſehe.“ Nach den Geſetzen der Genueſer verlor ein Doge ſeine Würde, ſobald er ſich aus der Stadt entfernte; man war genöthigt worden, dieſes Geſetz abzuändern.

Colbert ſtarb 1683. Bereits zeigten ſich die Wirkungen der ungemäßigten Prachtliebe des Monarchen, ſo wie ſeines Hanges zu verderblichen Luſtbarkeiten und zu noch verderblicheren Kriegen. Die ordentlichen Einkünfte beſtanden in 117 Millionen. Der Krieg im Jahre 1672 nöthigte den Miniſter, wieder Mißbräuche einzuführen, die er ausrotten wollte.

Seit der Minderjährigkeit des Königs beunruhigten die janſeniſtiſchen Händel das Königreich. Die Theologen, die über die abſtracten Lehren von der Gnade verſchieden dachten, führten Federkriege, hauchten einen wechſelſeitigen Haß gegen einander aus, und reizten den wohl oder übel verſtandenen Eifer eines unwiſſenden Pöbels; ſie beharrten eigenſinnig auf ihren Meinungen, aus Vorurtheil, aus Parteiſucht, oder aus Ehrfurcht gegen die Religion; und ſetzten oft den Hof in Verlegenheit, der zur Beilegung dieſer Streitigkeiten nicht das rechte Mittel zu ergreifen wußte. Gleichwohl verhinderte die innere Stärke der Regierung, daß die Gährung nicht in verderbliche Flammen ausbrach.

Die Freiheiten der Geſandten zu Rom hatten einen ſo großen Umfang, daß nicht nur ihre Palläſte, ſondern auch das Viertel, wo ſie wohnten, vor den Verfolgungen der Gerechtigkeit Sicherheit gaben. Innocenz XI. wollte dieſem Mißbrauche Gränzen ſetzen. Alle Mächte, nur Frankreich ausgenommen, willigten ein. Das Beiſpiel der andern Könige rührte Ludwig wenig. Er ſey derjenige, ſagte er, der andern zum Beiſpiel dienen müſſe. Der Pabſt hob indeſſen dies Freiſtätterecht auf, und zwar bei

Strafe der Excommunication für jeden, der dieſes Recht zu behaupten, ſich unterſtehen würde (1687).

Dieſes Verfahren bewirkte, was man erwarten mußte. Ludwig, dadurch aufgebracht, ließ ſeinen Unwillen ausbrechen. Er ſchickte den Marquis von Lavardin als Geſandten ab, der in einem triumphirenden Aufzuge, begleitet von 7 bis 800 Soldaten, in Rom ſeinen Einzug hielt, und nachdem er von ſeinem Viertel Beſitz genommen hatte, daſelbſt die Runde gehen ließ, und alſo dem Pabſte als regierenden Herrn trotzte. Lavardin ward excommunicirt, und die franzöſiſche Kirche des heiligen Ludwigs, in der man ihn aufgenommen hatte, mit dem Interdicte belegt. Innocenz rächte ſich, ſo gut er konnte, und bekümmerte ſich nicht um die Folgen, die er ſich zuziehen konnte. Man beklagte ſich in dem Königreiche, daß 35 Kirchen ohne Biſchöfe wären; denn der Pabſt verſagte denen, die der König ernannt hatte, ſeine Beſtätigung. War es daher nicht zu befürchten, daß der König ihm ein Recht nehmen würde, das durch eine Folge alter Mißbräuche eingeführt war? Das Recht nämlich, die Biſchöfe einzuſetzen, und die Annaten zu genießen. Man beklagte ſich über Bullen, über Kirchen-Cenſuren und Verweigerungen, die dem Wohle der Kirche und des Staates zuwider waren. Ludwig begnügte ſich damit, Avignon im Jahre 1688 einnehmen zu laſſen. Der Zwiſt endigte ſich im Jahre 1693 dadurch, daß Innocenz XII. den ernannten Biſchöfen Bullen ertheilte, nachdem jeder von ihnen ihm ſchriftlich ſein Leidweſen und ſein förmliches Mißfallen an demjenigen bezeigt hatte, was auf der berufenen Verſammlung wider das Anſehen des Pabſtes verfügt worden war.

Seit langer Zeit hofften die Geiſtlichkeit und die Jeſuiten auf die Ausrottung der noch immer geduldeten Calviniſten, die ohne Macht waren, und die ſich jetzt eben ſo ruhig bewieſen, als ſie vor der Einnahme der Stadt Rochelle ungeſtüm geweſen waren.

Selbſt während der Unruhen der Schleuderer hatten ſie ſich ruhig verhalten. Der Hof ſchickte anfangs Miſſionäre zu ihnen, und ſtreute Geld aus, um Proſelyten zu machen. Man vergrößerte den guten Erfolg dieſer beiden zu ihrer Bekehrung angewandten Mittel, und glaubte dadurch, daß man einige gewann, die übrigen zu zwingen. Man nahm ihnen nach und nach einen Theil der Freiheit, deren ſie genoſſen, und bewies bei vielen Gelegenheiten eine beunruhigende Parteilichkeit. Man gab im Jahre **1681** eine Erklärung heraus, Kinder von ſieben Jahren unter die Neubekehrten aufzunehmen. Nun fingen proteſtantiſche Familien an zu entweichen, was Anlaß zu einer Strenge gab, die das Uebel nur noch anſteckender machte. Es entſtanden Bewegungen unter dem Volke. Zwei berühmte Prediger, Chamier und Choniel, wurden lebendig gerädert. Von dieſem Augenblicke an ſetzte der Gedanke des Märtyrertodes den Enthuſiasmus in Flammen. Colbert hatte die Calviniſten als kluger Staatsmann in Schutz genommen, überzeugt, daß ſie, gleich ihren Mitbürgern, gute Bürger wären, und daß die Verfolgung nichts als Böſes bewirken könne. Sein Tod gab ſie, ſo zu ſagen, dem Kanzler Tellier und deſſen Sohne, dem Marquis von Louvois, preis, zwei Männern, deren erſter Grundſatz war, daß vor dem Namen des Königs Alles ſich ſchmiegen oder erzittern müſſe. Im Jahre **1684** ſchickte man Truppen nach den Gegenden, wo die meiſten Proteſtanten waren. Louvois ſchrieb: „Seine Majeſtät wollen, daß man wider diejenigen, die ſich nicht zu ihrer Religion bekennen wollen, aufs ſtrengſte verfahren ſoll.“ Dieſer Befehl veranlaßte ſo viele Gewaltthätigkeiten, daß die Calviniſten dieſe neuen Verfolgungen mit den ehemaligen tyranniſchen Verfolgungen des Chriſtenthums verglichen. Was hat die Dragonade Ludwig **XIV.** für Verwünſchungen zugezogen! Nach dieſem gewaltſamen Mißbrauche der königlichen Macht widerrief Ludwig das von Heinrich **IV.**

im Jahre 1598 gegebene und von Ludwig XIII. beſtätigte Edict von Nantes. Die Gewiſſensfreiheit ward aufgehoben; alle Tempel der Hugenotten wurden niedergeriſſen; eine Verordnung des Staatsrathes folgte ſchnell der andern; man befahl ſogar, ihnen ihre Kinder zu nehmen und katholiſchen Anverwandten zu geben; verbannte ihre Prediger, und verbot unter großen Strafen den Uebrigen, auszuwandern. Aber ſie betrachteten ihr Vaterland nicht anders als mit Abſcheu, und verließen daſſelbe. Aller Drohungen und Strafen, aller genommenen Vorſicht ungeachtet, entwichen mehr als 500,000 und nahmen außer ihrem Fleiße und ihren Manufacturen, die das Königreich bereicherten, anſehnliche Geldſummen mit ſich. Das nördliche Deutſchland, Holland und England nahmen ſo nützliche Menſchen mit offenen Armen auf. Der Verluſt an Menſchen war vielleicht noch geringer als der Verluſt am Handel, denn ein Theil der Kaufmannsgüter, die man ſonſt in Frankreich holte, wurden von der Zeit an in verſchiedenen Ländern von franzöſiſchen Flüchtlingen verarbeitet, deren Betriebſamkeit daſelbſt einen bleibenden Sitz nahm. Dies waren die Wirkungen der Widerrufung des Edicts von Nantes. Hundert Lobhudler haben ſie als eine der ſchönſten Thaten Ludwigs XIV. hochgeprieſen; aber Lobhudler ſind keine Geſchichtſchreiber. Auf der andern Seite lehrt die Erfahrung, wie richtig die Königin Chriſtina dachte, da ſie ſchrieb: „Ich ſehe Frankreich jetzt als einen Kranken an, dem man Arme und Beine abhaut, um ihn von einem Uebel zu heilen, das man mit ein wenig Geduld und Milde gänzlich hätte heilen können.“

Der Herzog von Savoyen, Victor Amadeus, der Ludwig zum Vorbild nahm, unterſagte den Proteſtanten bei Todesſtrafe die öffentliche Religionsübung. Die Waldenſer empörten ſich; man tödtete deren mehr denn 3000, und nahm 10,000 gefangen, die übrigen entwichen. Der Herzog ließ ſie eiligſt wieder zu ſich einladen,

und ſchätzte ſich glücklich, ſie durch Erneuerung ihrer Privilegien wieder in ſein Land zurück zu ziehen.

Zu der nämlichen Zeit legte in England ein blinder Religionseifer den Grund zu dem unglücklichen Ende der Stuarts, das bald von einem allgemeinen Kriege wider Ludwig XIV. begleitet ward.

Ende der Regierung Carl's II. in England, Jacob II., Wilhelm von Oranien, die neue engliſche Conſtitution.

Nachdem Carl II. im Jahre 1674 mit Holland Frieden zu ſchließen genöthigt war, bewirkten ſeine Verbindungen mit Frankreich, ſeine Entwürfe zur unumſchränkten Regierung, ſeine Vorliebe zu den Katholiken, und der Uebertritt ſeines Bruders, des Herzogs von York und vermuthlichen Thronerben, zur katholiſchen Religion, beſtändig eine gefährliche Gährung. Der Graf von Shaftesbury, Kanzler und eigentliche Triebfeder der ſchlecht genommenen Maßregeln, hatte ſich zu der Partei der Mißvergnügten geſchlagen, ſobald er ſah, daß der König anfing, nachzugeben.

Man hatte darauf gedrungen, daß Carl ſich mit den Verbündeten wider Ludwig XIV. vereinigen ſollte. So erforderte es das Intereſſe des Königreiches und das Parlament bot reiche Subſidien an, während der König durch erheuchelten Eifer, den Wünſchen des Landes entſprechen zu wollen, deſſen Vertreter hinterging, und ſich von ſeiner Vergnügungsſucht zur Unthätigkeit beſtimmen ließ. Frankreichs Verheißungen thaten die gewöhnliche Wirkung, und Ludwig krönte ſeine Triumphe mit dem nymwegiſchen Frieden. Der Verdruß, den ſolches verurſachen mußte, war nicht der einzige Grund des Murrens und der Erbitterung. Der Herzog von Lauderdale behandelte Schottland

auf eine tyranniſche Weiſe; er beging himmelſchreiende Ungerechtigkeiten, ſchonte keine Perſon, und verfolgte inſonderheit die Presbyterianer.

Ein Schattenwerk von papiſtiſcher Verſchwörung erzeugte faſt unglaubliche Unruhen. Ein Menſch, Namens Oates, der in ſeiner Jugend des Meineides wegen angeklagt worden, war zu der katholiſchen Religionspartei übergetreten, und hatte bei den Jeſuiten zu St. Omer Aufnahme gefunden, die ihn bald nachher wieder fortſchickten. Er machte ſich nun zum Ankläger, unter der Verſicherung, daß ſeine Religionsveränderung bloße Verſtellung geweſen ſey; daß er ſich vorgenommen gehabt habe, die Geheimniſſe der Papiſten und Jeſuiten auszuforſchen, und daß ihm dies gelungen ſey. Nach dieſer Ausſage entdeckte er Folgendes: Der Pabſt maße ſich das Recht der Oberherrſchaft über England an, und habe die Ausübung derſelben den Jeſuiten anvertraut. Daher habe der General dieſes Ordens in eigenen, mit ſeinem Siegel bekräftigten Patenten die vornehmſten Staatsämter vergeben. 50 Jeſuiten hätten zu London einmüthig den Beſchluß gefaßt, den König ermorden zu laſſen. Der Pater la Chaiſe, Ludwigs XIV. Beichtvater, habe zu dem Königsmorde 10,000 Pfund Sterling ausgeſetzt. Dem Herzoge von York ſolle die Krone angeboten werden; aber wenn er dieſelbe nicht als ein Geſchenk des Pabſtes annehmen wolle, ſo wäre auch ſein Tod beſchloſſen. Die Jeſuiten hätten den großen Brand zu London im Jahre 1666 veranſtaltet, und dabei große Summen erbeutet; ſie dächten noch auf eine neue Feuersbrunſt und auf ein gräuliches Blutbad, wozu der Plan bereits entworfen wäre. Um zu herrſchen und das Pabſtthum zu gründen, bereiteten ſie ſich vor, Alles zu zerſtören.

Auf dieſe Ausſagen des Oates nahm man Colemann, Secretär der Herzogin von York, in Verhaft. Man fand unter

ſeinen Papieren einen ſehr unbeſonnenen Briefwechſel mit dem Pater la Chaiſe und mit einem päbſtlichen Nuntius, und entdeckte in denſelben undeutlich angegebene Entwürfe und zweideutige Ausdrücke, die man leicht ärger auslegen konnte. Obſchon dieſe Briefe nichts weiter, als einen unbedachtſamen katholiſchen Religionseifer bewieſen, ſo betrachtete man ſie doch als einen offenbaren Beweis der Verſchwörung.

Die Ermordung des Friedensrichters, der die Ausſagen des Anklägers aufgenommen hatte, gab den Anklagen eine größere Stärke, und vermehrte die Unruhen. Man ſperrte, wie in der äußerſten Gefahr, die Straßen zu London mit Ketten. Die ganze Stadt war in der ſchrecklichſten Bewegung.

Carl hielt die Verſchwörung für erdichtet, aber er konnte weder dem Volke ſeinen Irrthum nehmen, noch dem Strome widerſtehen. Sein erſter Miniſter, Danby, legte dem Parlament dieſe Angelegenheit zur Beurtheilung vor. Nachdem dieſes den Oates abgehört hatte, that es den Ausſpruch, daß die Papiſten ein hölliſches Complot wider die Religion und den Staat angeſponnen hätten. Man gab dem Oates eine Wohnung in Whitehall und einen jährlichen Gehalt von 1200 Pfund Sterling. Ein anderer Menſch ſpielte, um eine ähnliche Belohnung zu verdienen, dieſelbe Rolle, und bekräftigte die Ausſagen des Oates mit neuen ungereimten Zuſätzen. Dieſen beiden ſchenkte man unbedingten Glauben, und das Parlament verfuhr nun ohne alle Schonung. Es führte wieder einen Teſt (einen Eid) ein, in welchem das Pabſtthum für Götzendienſt erklärt ward. Wer ſich weigerte, dieſen Eid zu beſchwören, ſollte vom Parlamente ausgeſchloſſen ſeyn. Der Herzog von York verſicherte mit Thränen in den Augen, daß er ſeine Religion geheim halten wolle, und bewirkte nur durch eine Mehrheit von zwei Stimmen, daß in Anſehung ſeiner eine Ausnahme gemacht ward. Darauf war Danby beſchuldigt, Frankreich den Frieden

verkauft zu haben. Einer ſeiner Briefe, den er während der nymwegiſchen Friedensunterhandlungen geſchrieben hatte, ſchien ſolches zu beweiſen. Aber der König hatte mit eigener Hand unter den Brief geſetzt: „Dieſer Brief iſt auf meinen Befehl geſchrieben.“ Die Geheimniſſe des Miniſteriums würden die Gemeinen beſchäftigt haben, wenn Carl, nicht endlich ein Parlament aufgehoben hätte, das ihm ehemals ſo treue Dienſte geleiſtet hatte. Es war noch das Parlament von **1661**. Ein zweites, im Jahre **1679** verſammeltes Parlament trat in die Fußtapfen des erſten. Man erneuerte die Anklagen wider den Miniſter, ob ihm gleich der König eine völlige Verzeihungsacte gegeben hatte. Man behauptete, eine Verzeihung von Seiten der Krone könne nie vor einer Anklage der Gemeinen ſchützen, und erklärte, daß der Angeklagte, im Falle er nicht erſcheine, für ſchuldig ſollte erklärt werden. Danby erſchien und man ſetzte ihn ins Gefängniß. Dies war ein bloßes Vorſpiel von den kühnen Unternehmungen des Parlaments.

Vergebens hatte der König ſeinen Bruder vermocht, ſich aus dem Königreiche zu entfernen. Vergebens hatte er, um das Vertrauen des Volkes wieder zu gewinnen, die vornehmſten von der Partei des Volkes in ſeinen Staatsrath aufgenommen. Shaftesbury, ob er ſchon zum Präſidenten dieſes Staatsraths ernannt worden war, bewies ſich doch ſehr aufgebracht gegen das königliche Haus.

Carl ſah, daß man den Herzog von York von der Thronfolge ausſchließen wollte. Er ſuchte den Streich abzuwenden, und erbot ſich, die Vorrechte der Krone dergeſtalt einzuſchränken, daß die Religion dieſes Prinzen kein Mißtrauen erregen könne. Seiner Anerbieten und Bitten ungeachtet, ward der Herzog durch eine Bill des Unterhauſes von der Thronfolge ausgeſchloſſen. Die berühmte Acte **Habeas corpus**, die jede willkürliche Verhaftneh=

mung verbietet, iſt ein Werk dieſes Parlaments. Jeder Gefangene muß auf ſein eigenes Begehren vor einen Gerichtshof geſtellt, in der in den Geſetzen vorgeſchriebenen Zeit angeklagt und ſein Urtheil geſprochen werden; und wenn die Richter ihn für frei erklären, ſo darf er des nämlichen Verbrechens wegen nie wieder gefänglich eingezogen werden. Dieſe Bill iſt eine der Grundfeſten der engliſchen Freiheit. Da Carl die Schritte des Parlaments nicht aufhalten konnte, ließ er daſſelbe auseinander gehen, worauf in England die Unruhe von neuem ausbrach. Die Torys und Whigs, ſeit dieſer Zeit bekannte Namen, zerſpalteten die ganze Nation. Der Name der Whigs kommt von Whig, ſauer gewordener Milch, her, wodurch man die ſauern oder finſtern ſchottiſchen Sectirer bezeichnete; und die Hofpartei machte ihren Gegnern den Vorwurf, daß ſie mit den Schwärmern dieſes Namens in Schottland, die heimliche Zuſammenkünfte hielten, große Aehnlichkeit hätten. Die Volkspartei aber fand große Aehnlichkeit zwiſchen den Hofleuten und den papiſtiſchen Banditen in Irland, denen man den Namen Tory gegeben hatte.

Dieſe Whigs, die ſich dem Hofe widerſetzten, verlangten, daß nächſtens ein Parlament ſolle zuſammen berufen werden. Die Torys hingegen bezeigten eine tiefe Ehrerbietung gegen den Willen des Königs. Die Whigs drangen durch, und bewirkten die Zuſammenberufung eines dritten Parlaments, das ſeine Unternehmungen ſogleich mit Gewaltthätigkeiten wider die Torys anfing, ohne ſelbſt auf die **Habeas-Corpus**-Acte zu achten. Colemann und ſechs Jeſuiten waren des päbſtlichen Complotts wegen zum Tode verurtheilt und hingerichtet worden. Fünf katholiſche Pairs, die man deſſelben Verbrechens angeklagt hatte, erwarteten im Gefängniſſe ihr Urtheil. Der älteſte unter ihnen, der Vicomte von Strafford, ein untadelhafter und rechtſchaffener Greis, erlag **1680** unter den Streichen. Obſchon ſeine Ankläger keinen Glauben verdienten, ſo ward er doch ſelbſt von dem Oberhauſe verur-

theilt. Er ſtarb als ein Held unter beſtändiger Bezeugung ſeiner Unſchuld, und das Volk ward dadurch ſo gerührt, daß die Verblendung ſich faſt auf ein Mal verlor; wenigſtens hörte man auf, ſolche unrechtmäßige Prozeſſe zu führen. Oates ward unter der Regierung Jacobs II. des Meineids ſchuldig befunden, und zum Pranger und zur ewigen Gefangenſchaft verurtheilt; aber der König Wilhelm begnadigte ihn ſpäter wieder.

Der Mangel an Geld machte Carln viel zu biegſam. Die Gemeinen verlangten, daß die wider den Herzog von York entworfene Ausſchließungsbill zum Reichsgeſetze erhoben werden ſollte; und ſie erklärten, daß ſie unter keiner andern Bedingung Subſidien zugeſtehen würden. Man mußte daher das Parlament auseinander gehen laſſen. Carl berief ein viertes nach Oxford, in der Hoffnung, daß der londoner Empörungsgeiſt daſelbſt nicht herrſchen würde. Er ſah ſich aber in ſeiner Hoffnung betrogen, denn man drang auch hier auf die Ausſchließungsbill. Man verwarf ſogar ein Mittel, das die Aufgebrachteſten zufrieden ſtellen mußte, nämlich den Herzog von York auf immer aus dem Königreiche zu entfernen, indem er, doch ohne die geringſte Macht, den königlichen Titel führen, dagegen aber der nächſte Kronerbe unter dem Titel eines Regenten regieren ſollte. Dieſes Parlament ward endlich wie die vorigen aufgehoben (1681). Von nun an entſchloſſen, ſich nicht weiter den Unternehmungen der Parlamente bloß zu ſtellen, nahm Carl das Syſtem der Eliſabeth an, das Syſtem der Sparſamkeit. Er ſchränkte ſeinen Aufwand auf eine beträchtliche Weiſe ein. Zum Unglücke überließ er ſich der Neigung zum Despotismus, oder er ließ ſich vielmehr von dem Herzoge von York regieren. Die Stadt London ward ihrer Privilegien beraubt. Schottland ſeufzte unter der Tyrannei einer grauſamen Inquiſition. Eine von dem Grafen von Shaftesbury angezettelte Verſchwörung, an welcher der Herzog von Montmouth,

die Lords Ruſſel, Grey, Howard und andere Antheil nahmen, hätte den Staat umſtürzen können, wenn der heftige Shaftesbury, voll Unwillens über einige unvermuthete Verzögerungen, ſich nicht nach Holland entfernt hätte. Die übrigen wurden verrathen. Howard erkaufte ſich dadurch Verzeihung, daß er die Mitſchuldigen anklagte. Ruſſel, der Abgott des Volkes, ſtarb mit dem größten Muthe auf dem Blutgerüſte. Sidney, der mit ſeinem großen Verſtande und ſeinen Grundſätzen der Freiheit zur Zeit der Republik eine glänzende Rolle geſpielt hatte, ſtarb deſſelben Todes und mit der nämlichen Standhaftigkeit. Der Herzog von Montmouth erhielt Gnade, ward aber gezwungen, den Hof zu verlaſſen (1683).

Der König herrſchte bald mit unumſchränkter Gewalt bis an ſein Ende. Der Herzog von York erhielt wieder die Großadmiralswürde, ohne den Teſt zu beſchwören.

Carl II. ſtarb im Jahre 1685, 55 Jahr alt; bei ſeinem Tode bewies er ſich als einen Katholiken, indem er ſich nach Gewohnheit der römiſchen Kirche die Sacramente reichen ließ. Sein Bruder ward ohne Schwierigkeit unter dem Namen Jacob II. als König anerkannt. Jacob II. beſaß Tugenden und Muth, wiewohl weniger Verſtand als ſein Bruder, aber doch Fähigkeiten. Durch despotiſche Gewalt, durch unüberlegten Eifer für die römiſche Kirche hatte er ſich bei der Nation verhaßt gemacht. Anſtatt durch Erfahrung gewitzigt zu werden, machte er während einer vierjährigen Regierung ſo viele Fehler, daß man ſagen kann, er habe ſich ſein Unglück ſelbſt bereitet. Seine erſten Schritte, ſeine erſten Reden, kündigten eine milde Regierung an, und er erwarb ſich anfangs das Zutrauen des Volkes und erregte Freude. Die Herzen ſchienen ihm entgegen zu eilen. Durch Klugheit würde er alle Urſachen der Unruhen aus dem Wege geräumt haben. Aber die guten Meinungen, die man von ihm gefaßt hatte, verloren ſich

bald. Obſchon die Glieder des geheimen Rathes Proteſtanten waren, ſo wußte man doch, daß katholiſche Prieſter, und beſonders Jeſuiten, die wirklichen geheimen Räthe des Monarchen waren. Schon wohnte er, mit Hintanſetzung der Geſetze, der Meſſe öffentlich bei; ſchon hatte er ohne eine Parlamentsverordnung Zölle und andere Auflagen eingezogen, als das Parlament gewöhnlichermaßen zuſammenberufen ward. Die Torys, oder die königlich Geſinnten, waren in demſelben die herrſchende Partei. Jacob konnte ſich daher die beſten Hoffnungen machen. Er wiederholte in ſeiner Rede das gegebene Verſprechen, die eingeführten Geſetze zu befolgen und die proteſtantiſche Religion zu ſchützen; allein er ließ merken, daß er das Parlament nicht nöthig habe, wenn es ſich in Bewilligung der Subſidien zu ſchwierig beweiſen würde. Man geſtand ihm dieſelben Einkünfte von 1,200,000 Pfund Sterling zu, die Carl II. gehabt hatte.

Der Herzog von Montmouth, Carls natürlicher Sohn, empörte ſich wider den König, ſeinen Oheim, den er in einem Manifeſte einen Tyrannen und papiſtiſchen Thronräuber nannte. Das Parlament erklärte den Herzog des Hochverrathes ſchuldig und bewilligte dem Könige zur Dämpfung des Aufruhrs 40,000 Pfund Sterling. Dieſer Beweis von Eifer hatte die Niederlage des Herzogs zur Folge, der gefangen genommen und hingerichtet ward. Jakob verſäumte eine ſchöne Gelegenheit, ſich durch Gnade beliebt zu machen; das größte Uebel war, daß er ſich durch Barbarei verhaßt machte. Unter dem Vorwande, die Schuldigen zu beſtrafen, ſah man einen grauſamen Oberſten, und beſonders den Oberrichter Jefferies, ſich im Blute baden. Selbſt Frauenzimmer von Stande wurden zum Tode verurtheilt, weil ſie einige Flüchtlinge mitleidig aufgenommen hatten. Jefferies, beladen mit dem allgemeinen Fluche, ward Reichskanzler.

Inzwiſchen ſchien Alles ruhig und dem Könige unterwürfig

zu ſeyn. Das ſchottiſche Parlament athmete mehr Knechtſchaft als Unabhängigkeit. Die Beſchlüſſe deſſelben erkannten die unumſchränkte Gewalt des Königs an, und entſprachen gänzlich dem Willen deſſelben. Das engliſche Parlament bewilligte eine größere Subſidie, als man verlangt hatte. Indeſſen unternahm das Oberhaus die Unterſuchung der durch den König ausgeſprochenen Befreiung des Eides wider die katholiſche Religion, deren Rechtmäßigkeit die Gemeinen nicht zu unterſuchen gewagt hatten. Jacob konnte keinen Schatten von Widerſpruch leiden, und prorogirte das Parlament.

Nun erwachten wieder die Beſorgniſſe wegen des Pabſtthums, Beſorgniſſe, die ſich auf nur zu auffallende Beweiſe gründeten. Der Pater Peters, ein Jeſuit, Beichtvater des Königs, und ein ränkevoller Eiferer, war die Seele des geheimen Rathes. Gleich anfangs ſtellte der ſpaniſche Geſandte vor, wie äußerſt gefährlich dieſes große Vertrauen, das man auf die Prieſter ſetzte, werden könnte. Und als ihn darauf Jacob fragte, ob der König von Spanien nicht ſeinen Beichtvater zu Rathe zöge, ſo antwortete er freimüthig: „dies geſchieht freilich, aber eben deßwegen geht es auch mit unſeren Angelegenheiten ſo ſchlecht." Man ſah ſchon den Herzog von Ormond und andere Proteſtanten ihr Anſehen verlieren und die Großen und Miniſter zur römiſchen Religion übergehen. Die Macht, von den Geſetzen zu diſpenſiren, die bisher als eine Prärogative des Königs war angeſehen worden, ward als eine ſtreitige Sache betrachtet, nachdem man die Rechtmäßigkeit derſelben zu unterſuchen verboten hatte. Man beſchäftigte ſich eifrigſt mit der Unterſuchung einer kitzlichen Frage. Von nun an hatte des Königs Unvorſichtigkeit keine Gränzen mehr.

Zu der nämlichen Zeit, da der Widerruf des Edicts von Nantes und das Geſchrei der franzöſiſchen Flüchtlinge die unverſöhnlichen Feinde der katholiſchen Religion erbitterten, errichtete

Jacob ein dem hohen Gerichte der Eliſabeth ähnliches Tribunal, von welchem dem Biſchofe zu London die Ausübung ſeines Amtes unterſagt ward, weil er einen Geiſtlichen, der wider die römiſch katholiſche Lehre predigte, nicht beſtrafen wollte.

Jakob handelte wider die Privilegien der Univerſitäten, indem er die Lehrſtellen mit Katholiken beſetzen wollte; bewilligte eine allgemeine Toleranz, von der man wohl einſah, daß ſie bloß zum Beſten der Katholiken eingeführt ward; ſchickte einen außerordentlichen Geſandten an den Pabſt, und doch war alle Verbindung mit Rom als Hochverrath verboten; ließ zu London einen päbſtlichen Botſchafter einen feierlichen Einzug halten, der den Biſchof weihete, Paſtoralinſtructionen öffentlich bekannt machte und in einem völlig unterwürfigen Lande zu leben ſchien. Kurz, er beging ſo viele und ſo gefährliche Ausſchweifungen, daß ſelbſt Innocenz **XI.** ſeinen zu weit getriebenen Eifer tadelte und der römiſche Hof die traurigen Folgen deſſelben zum voraus ſah. Sechs Biſchöfe entſchuldigten ſich, daß ihr Gewiſſen ihnen nicht erlaubte, das Toleranzedict öffentlich bekannt zu machen, weil ſie daſſelbe für geſetzwidrig hielten. Alsbald wurden ſie ins Gefängniß geſchickt. Als ſie zu Waſſer in den Tower gebracht wurden, lief das Volk, durchdrungen von Ehrfurcht und Mitleiden, hinzu, und ihre Begleiter, die Soldaten, äußerten dieſelben Empfindungen. Der Uebermacht des Hofes ungeachtet wurden ſie von den Richtern freigeſprochen, und die öffentliche Freude darüber brach laut und ohne Scheu aus; der deutliche Beweis einer Gährung, die bereit war, ſich über das Königreich zu verbreiten. Neue Mißbräuche der königlichen Gewalt machten dieſelbe noch heftiger. Es ward ein Prinz von Wallis, ein Kronerbe, geboren, und dies diente nur dazu, ſchlimme Gerüchte wider die Tugend der Königin zu veranlaſſen (**1687**).

Jacob hatte zwei Töchter, Maria und Anna, von wel-

chen die erſtere an Wilhelm, Prinzen von Oranien, und die andere an den Prinzen Georg von Dänemark vermählt war. Eine Staatsveränderung konnte Wilhelm auf den engliſchen Thron erheben. Dieſer ſchien mit ganz andern Dingen beſchäftigt zu ſeyn; er miſchte ſich nicht in Jacobs Angelegenheiten, obwohl er ihm die lebhafteſte Ergebenheit bezeigte, ſondern überließ ſich dem Vorhaben, Ludwig XIV. zu demüthigen, und errichtete das berühmte Augsburger Bündniß. Indeſſen war er ſehr geneigt, von dem Mißvergnügen der Engländer, die bereits ſeine Hülfe ſuchten, Vortheil zu ziehen. Die Geburt des Prinzen von Wallis war ein Beweggrund mehr, mit ſeinem Schwiegervater zu brechen, den er nicht liebte.

Er mißbilligte das Betragen deſſelben und verlor die Hoffnung, ihm in der Regierung zu folgen; Alles reizte ihn, eine gewaltſame Partei zu ergreifen; er ergriff ſie wirklich und ſeine Klugheit ſicherte ihm einen glücklichen Erfolg.

Der König hatte ſich bei allen Parteien verhaßt gemacht. Die Torys, die Biſchöfe, die aus ihren Grundſätzen der Krone ſo ergeben waren, dachten faſt wie die Whigs. Wilhelm ſchmeichelte Allen. Seine Emiſſarien erwarben ihm eine große Menge Anhänger, während er unermeßliche Zurüſtungen zum Kriege machte, die gegen Frankreich gerichtet zu ſeyn ſchienen.

Indeſſen verrieth der Graf von Avaux, Ludwigs XIV. Geſandter im Haag, das Geheimniß, und ſtattete davon Bericht ab. Ludwig ſetzte den König von England davon in Kenntniß, bot ihm eine Flotte an und verſprach, in die Niederlande einzufallen. Jacob glaubte nichts, verwarf mit vielem Stolze die ſo nöthige Beihülfe, und ſchlief am Rande des Verderbens. Endlich liefen von Holland ſichere Nachrichten ein, daß der Prinz von Oranien im Begriffe wäre, eine Landung zu unternehmen. Beſtürzt, zitternd und feig, nahm nun der König die gegebenen Befehle zurück, und bemühte ſich, die begangenen Fehler wieder gut zu machen. Dazu

war jetzt nicht mehr Zeit. Wilhelm machte in einem Manifeſte eine lebhafte Beſchreibung von den Beſchwerden der Engländer, mit der Ankündigung, daß er entſchloſſen ſey, mit Truppen nach England zu kommen, um die Nation von den verderblichen Räthen zu befreien, die den König umringt hielten, und um die Berufung eines freien Parlaments zu bewirken, das die Freiheit aufrecht erhalten und die Rechtmäßigkeit der Geburt des Prinzen von Wallis unterſuchen ſollte. Dieſes Manifeſt, das den öffentlichen Wünſchen ſo ganz entſprach, war das Signal einer ſchleunigen Empörung. In der That ſegelte Wilhelm mit einer Flotte von ungefähr 500 mit mehr als 14,000 Mann beſetzten Schiffen ab. Kaum war er ans Land getreten (den 5. November), als eine Menge engliſcher Großen und Offiziere eilends zu ihm ſtießen. Churchill, nachmaliger Herzog von Marlborough, Jacobs Günſtling und Generallieutenant, trug kein Bedenken, an dem Könige zum Verräther zu werden. Der Prinz von Dänemark, ſein Eidam, die Prinzeſſin Anna, ſeine Tochter, verließen ihn. Er verlor den Muth, traute ſeiner Armee nicht, fürchtete das Parlament und nahm die Flucht, ohne den geringſten Schritt zu ſeiner Erhaltung zu wagen. Man nahm ihn in Verhaft. Der Prinz von Oranien verweigerte ihm eine Zuſammenkunft, und ſchickte ihn als einen Gefangenen nach Rocheſter, nahe an der Seeküſte; und da ein ſolcher Gefangener nur große Verlegenheit machen konnte, ſo erleichterte er ihm die Flucht nach Frankreich.

Je mehr eine ſolche Unternehmung wider einen Monarchen und eignen Schwiegervater mit der Natur und dem Völkerrechte zu ſtreiten ſchien, deſto mehr ſuchte Wilhelm, der außerdem ein Freund der Freiheit war, dem Vorwurfe des Thronraubes auszuweichen. Das Parlament ward berufen, und verſammelte ſich bloß als eine Convention, weil der Name Parlament den Ruf eines Königs vorausſetzt. Das Unterhaus erklärte: „daß Jakob II., der, durch

Bruch des Hauptvertrags zwiſchen dem Könige und dem Volke, die Conſtitution des Reiches umzuſtürzen geſucht; auf den Rath der Jeſuiten und anderer ſchädlicher Leute wider die Grundſätze gehandelt und aus dem Königreiche entwichen ſey, die Regierung niedergelegt habe und folglich der Thron erledigt ſey." Nach lebhaften Streitigkeiten im Oberhauſe ging die Erklärung der Gemeinen ihrem ganzen Inhalt nach durch. Nun berathſchlagte man, ob ein König oder ein Regent zu ernennen ſey; der Prinz von Oranien erklärte ſich gegen einige Herren, er würde ſich nicht weiter um die Angelegenheiten des Königreiches bekümmern, wenn man entweder eine bloße Regentſchaft errichten, oder ſeine Gemahlin, die Prinzeſſin Maria, Jakobs älteſte Tochter auf den Thron erheben, mit einem Worte, wenn man ihm bloß eine unzuverläſſige, von dem Leben einer andern Perſon abhängige Würde beilegen wollte. Da das Parlament nicht zurücktreten konnte, indem beide Töchter Jakobs dem holländiſchen Prinzen beiſtimmten, ſo beſchloß man, daß Wilhelm und Maria gemeinſchaftlich die Krone haben ſollten; daß Wilhelm allein regieren, und daß die Prinzeſſin Anna nach ihrem Tode, und ihre Nachkommenſchaft nach der Nachkommenſchaft Mariens auf den Thron folgen ſollte.

Eine dieſer Anordnung beigefügte Erklärung ſetzte die Rechte der Nation feſt und ſchränkte die königlichen Rechte ein. Der König kann ohne Bewilligung des Parlaments, weder die Geſetze, noch die Ausübung derſelben aufheben; er kann weder ein geiſtliches, noch irgend ein anderes Gericht errichten, ſo wie ohne Bewilligung des Parlaments kein Geld erheben, noch auf eine andere Weiſe, oder auf eine längere Zeit, als ſolches vom Parlament iſt zugeſtanden worden. Eben ſo wenig kann er ohne Bewilligung des Parlaments eine Armee errichten oder unterhalten. Die Unterthanen haben das Recht, dem Könige Bittſchriften zu übergeben, und ſie können deßwegen weder in Verhaft genommen, noch ver-

folgt werden. Die proteſtantiſchen Unterthanen können, ſo wie es nach den Geſetzen erlaubt iſt, zu ihrer Vertheidigung Waffen bei ſich führen. Die Wahlen müſſen frei ſeyn, und die Reden oder Streitigkeiten des Parlaments dürfen nur im Parlamente unterſucht werden. Man darf keine zu große Bürgſchaft fordern, noch übertriebene Geldſtrafen, oder anderweitige zu harte Strafen auflegen. Die Geſchwornen eines Prozeſſes im Verbrechen des Hochverrathes müſſen Freiſaſſen ſeyn. Um den Mißbräuchen abzuhelfen, iſt es nöthig, das Parlament oft zu verſammeln. Man führte einen neuen Eid ein, des Inhalts: „daß kein fremder Prinz, Prälat, Staat, oder regierender Herr, irgend eine Gerichtsbarkeit, Macht, Hoheit, Vorzug, oder geiſtliches Anſehen in dem Königreiche haben dürfe." Das hieß alle Gemeinſchaft mit dem Pabſtthume auf immer aufheben. So ward die engliſche Conſtitution von dem Parlamente feſtgeſetzt. Wilhelm, mehr König in Holland als in England, erfuhr während der ganzen Zeit ſeiner Regierung, wie ſchwer die Engländer zu regieren waren. Gleich anfangs bewilligte man ihm ſeine Einkünfte bloß auf eine eingeſchränkte und kurze Zeit, man ſetzte die zur Unterhaltung ſeines Hauſes beſtimmten Summen feſt, und verordnete, daß die übrigen öffentlichen Gelder der Aufſicht des Parlaments unterworfen ſeyn ſollten. Wir werden ſehen, wie Ludwig XIV., mit ganz Europa im Kriege, zur Wiederherſtellung Jakobs II. alles Mögliche that; aber der letztere bewies ſich blos als ein verächtlicher Fürſt, ohne Muth und Klugheit, und als ein abergläubiger Verehrer der Jeſuiten.

Leopold I. deutſcher Kaiſer.

Leopold, ein Sohn Ferdinands III., war 1640 geboren. Da ſeine Brüder vor ihm geſtorben waren, traf ihn die Reihe, in den öſterreichiſchen Erbſtaaten nachzufolgen, daher ihn denn ſein Vater im Jahre 1655 zum König von Ungarn, das Jahr darauf aber zum König von Böhmen krönen ließ. Noch vor beiden Krönungen hatte er den 28. Januar im Jahre 1655 ſich von den öſterreichiſchen Landen huldigen laſſen. Nach dem Tode Ferdinands III. dauerte die Zwiſchenregierung 15 Monate, weil nicht nur die Proteſtanten ſich hinter andere Fürſten ſteckten, um nur nicht die Kaiſerwahl auf das Haus Oeſterreich fallen zu laſſen, und ſelbſt Frankreich, das die deutſche Krone zuerſt ſeinem König zu erwirken glaubte, nach mißlungenem Verſuche lieber andere Kandidaten in Vorſchlag brachte, um feindſelig an Oeſterreich handeln zu können. Die Churfürſten wählten aber zu Frankfurt Leopold, im Jahr 1658, einſtimmig zum römiſchen König und künftigen Kaiſer, worauf zwei Wochen ſpäter ebenfalls zu Frankfurt die feierliche Krönung erfolgte. So hart auch die Capitulationspunkte waren, worin man von dem neu erwählten König unter andern verlangte: daß er ſich auf keine Weiſe in den noch fortdauernden franzöſiſch-ſpaniſchen Krieg in Italien und in den Niederlanden einmiſchen, und weder als Kaiſer, noch ſeines Erzhauſes wegen, die Feinde der Krone Frankreichs und ihrer Bundesgenoſſen, mit Volk, Geld Waffen oder auf andere Art unterſtützen ſollte, ſo ging ſie doch Leopold ein, behielt ſich jedoch rückſichtlich auf den fortwährenden Krieg zwiſchen Schweden und Polen freie Hände vor. Demzufolge ſchloß er noch das nämliche Jahr wider Schweden mit Polen, Dänemark und Chur-Brandenburg ein Bündniß, eroberte das Jahr darauf mit Hülfe der Alliirten die Feſtung Damin in Pommern, ſchloß aber bald wieder Frieden, und vermittelte ihn

auch in Dänemark. Allein Leopold ward in einen Krieg mit den Türken verwickelt. Weil Georg II. Ragozi, Fürſt von Siebenbürgen, in der Hoffnung, König von Polen zu werden, wider den Willen des türkiſchen Sultans ſich mit Schweden verband, ſo hieß dieſer die ſiebenbürgiſchen Stände einen neuen Fürſten wählen. Hierauf machte Ragozi ſogleich einen feindlichen Einfall in Siebenbürgen, und weil der gewählte Fürſt, Namens Radei, ſich ſelbſt der Regierung begab, zwang der Sultan die Siebenbürger, den Achat Bargai anzunehmen, obgleich dieſe ſchon Johann Kemeny zu ihrem Fürſten erwählt hatten. Nachdem nun Leopold dieſem letzteren Hülfe geleiſtet hatte, nahmen die Türken Veranlaſſung, Feindſeligkeiten auszuüben, eroberten die Feſtung Neuhäuſel, und zu gleicher Zeit ſetzten die Tartaren über die Waage, und ſtreiften bis in Mähren. Nachdem die Kaiſerlichen einige verlorne Plätze wieder erobert, dagegen andere verloren hatten, erwirkte der Kaiſer, mühſam und langſam genug, auf dem Reichstage zu Regensburg Hülfsvölker von den Reichsfürſten, und Frankreich ſelbſt erbot ſich, Leopold wider die Türken beizuſtehen. Von dieſen Hülfsvölkern unterſtützt, griff nun der kaiſerliche General Montecuculi den 1. des Sommermonats im Jahre 1664 die Türken bei St. Gotthard an der Raab mit ſolcher Tapferkeit an, daß er ſie auf das Haupt ſchlug, und nach einem großen erlittenen Verluſte einen Waffenſtillſtand auf 20 Jahre einzugehen zwang. Bald nach beendigtem Türkenkriege mußte der Kaiſer in Ungarn neue Auftritte erfahren, wo, um die Streifereien der Huſaren zu verhüten, deutſche Garniſonen in die Feſtungen verlegt wurden. Hierauf nahmen einige Mißvergnügten in Ungarn Anlaß, einen Aufruhr anzuzetteln, und ſuchten ihr Vorhaben mit Hülfe der Türken auszuführen. Allein zum Glücke kam Leopold noch zu rechter Zeit hinter dieſen Hochverrath; und hinderte den Ausbruch eines gefährlichen Feuers, nachdem er die Grafen Serini, Frangipani und

Nadaſti, als Urheber deſſelben im Jahre **1671** hatte hinrichten laſſen. Seit dieſer Zeit beſetzte der Kaiſer die feſten Plätze in Ungarn mit deutſchen Kriegsvölkern, und weil an den dortigen Unruhen Proteſtanten Urſache waren, beſchloß er, dort aller Orten die katholiſche Religion einzuführen, den Proteſtanten aber die Ausübung ihrer Religion zu unterſagen. Es währte nicht lange, ſo ward Leopold wieder in den Krieg zwiſchen Frankreich und Holland verwickelt, welcher zum Nachtheile des Reiches bis auf den im Jahre **1679** zu Nymwegen erfolgten Friedensſchluß fortgeführt wurde. Inzwiſchen hatte der Kaiſer das Glück, daß nach dem Tode des letzten Herzogs in Schleſien zu Brieg, Liegnitz und Wohlau, ihm deſſen Lande zufielen, gleichwie auch ſchon im Jahre **1665** nach dem Abſterben des Erzherzogs Sigmund von Insbruck ihm die Grafſchaft zugekommen war. Der Friede zu Nymwegen war kaum geſchloſſen, als Frankreich mit ſeiner Reunionskammer zu Metz, wodurch es ſchöne Provinzen jenſeits des Rheins dem Reiche entziehen wollte, großes Aufſehen in dem geſammten Reiche machte; da aber im Jahre **1683** der Türkenkrieg ausbrach, ſo fand ſich der Kaiſer genöthigt, mit Frankreich zu Regensburg einen Waffenſtillſtand zu treffen, und demſelben die Stadt Straßburg, ſammt allem dazu in Beſitz Genommenen, zu überlaſſen. Der Graf Tökely unterwarf mit ſeinen widerſpenſtigen Anhängern Ungarn dem Schutze der Türken, ſetzte den Krieg in Verbindung mit dem ſiebenbürgiſchen Fürſten Abaffi fort, und bewirkte mittelſt franzöſiſchen Einfluſſes, daß die Türken noch vor Ende des **20**jährigen Waffenſtillſtandes dem Kaiſer den Krieg ankündigten. Leopold ſuchte ihn zwar zu vermitteln, weil aber der Sultan die Forderungen überſpannte, ſo ſuchte er dem Mangel ſeiner nicht hinreichenden Macht durch Hülfe bei den Churfürſten von Baiern und Sachſen und bei dem tapfern Johann Sobiesky, König von Polen, abzu-

helfen. War gleich das kaiſerliche Kriegsheer weit geringer als das der Feinde, ſo wagte es doch Carl V. Herzog von Lothringen, als oberſter kaiſerlicher Befehlshaber, den Anfang des Krieges mit der Belagerung von Neuhäuſel zu machen, von der er jedoch gleich wieder abſtehen mußte, als die Türken, ohne ſich in Ungarn aufzuhalten, geraden Weges auf Wien losgingen, weil ſie mit der Eroberung dieſer Hauptſtadt ganz Ungarn bezwungen zu haben und überdieß auch noch die reichſte Beute davon zu tragen hofften. Bei ihrer Herannäherung war die Gefahr ſo groß, daß der Kaiſer mit dem ganzen Hofſtaate ſich nicht eilend genug nach Linz retten konnte, und Herzog Carl V. warf 12,000 Mann zu den nach den Waffen greifenden Einwohnern von Wien in die Stadt. Bei der wirklichen Belagerung dieſer Hauptſtadt war es das größte Glück, daß die Franzoſen, welche den Türken den Plan dazu vorgezeichnet hatten, nicht genug Lokalkenntniß beſaßen, und daß die Türken, die ſich genau darnach hielten, ihn noch weit ungeſchickter ausführten, und dabei mehrere enge Päſſe nicht vorſichtig genug beſetzt hielten, ſondern dafür lieber auf Räubereien ausgingen. Je mehr ſie alſo durch ihre wiederholt verſuchten Angriffe Zeit und Leute verloren, deſto tapferer vertheidigte Graf Ernſt Rüdiger von Stahrenberg, Kommandant der Beſatzung, den Platz, während der Herzog von Lothringen von Zeit zu Zeit große Hoffnung zum Entſatze machte. Dieſer hatte inzwiſchen ſchon 10,000 churbaieriſche Truppen, eben ſo viele churſächſiſche und 9000 der fränkiſchen und ſchwäbiſchen an ſich gezogen und heranrücken laſſen, als noch, eben bei der größten Gefahr der Belagerten, Johann Sobiesky, König von Polen, mit 12,000 Reutern und 3000 Fußgängern durch die beſchwerlichſten Zugänge herbeieilte, welche nun vereint einen ſo lebhaften Angriff auf das feindliche Lager machten, daß die Türken nach dem hartnäckigſten Widerſtande bei einbrechender Nacht die Flucht ergriffen, das ganze

SOBIESKY'S EINZUG ZU WIEN.

reiche Lager ſammt 300 Kanonen, der Kanzlei und Kriegskaſſe zurückließen, und einen Verluſt an Leuten erlitten, der ſich auf 20,000 Mann belief. Dieſer höchſt merkwürdige und wichtige Sieg und Entſatz Wiens erfolgte den 12. Tag des Herbſtmonats im Jahre 1683, woran der König von Polen den wichtigſten Antheil hatte, der den erworbenen Ruhm durch ſeine Beſcheidenheit noch mehr erhöhte, mit der er die Ehre des Sieges von ſich ablehnte und ſie ſowohl den ſächſiſchen und baieriſchen Hülfstruppen, als den einſichtsvollen Maßregeln des Herzogs von Lothringen zugeeignet haben wollte. Leopold eilte gleich wieder nach Wien zurück, dankbar gegen ſeine Retter, von denen der König von Polen und der Herzog von Lothringen den Sieg verfolgten, wobei erſterer ſammt ſeinem Sohne in Gefahr gerieth, aus der er jedoch von dem letzteren gerettet wurde. Hierauf kam es im Weinmonate zu einem abermaligen Treffen bei Barakan, wo die Türken wieder auf das Haupt geſchlagen wurden, und mit welchem Platze auch Gran, Novigrad, Waizen, Filek und mehrere andere in kaiſerliche Hände fielen. Nach abgeſchnittenen Communicationen der Türken zwiſchen Ofen und Neuhäuſel fingen einige der widerſpenſtigen Ungarn an, ſich dem Kaiſer zu unterwerfen, und ſelbſt Tökely ſuchte durch den König von Polen eine Ausſöhnung, die jedoch bei ſeinen Vorſchlägen verworfen werden mußte. Nach einer ergangenen Generalamneſtie unterwarfen ſich zwar das Jahr darnach in der Verſammlung zu Preßburg 14 Grafen, 17 Geſpannſchaften und 12 königliche Freiſtädte. Tökely hingegen glaubte durch neue Feindſeligkeiten die alten Privilegien und die freie Religionsübung erzwingen zu müſſen, worauf der Herzog von Lothringen Vicegrad eroberte, und auch bei Waizen die Türken und Tartaren in die Flucht ſchlug. Konnte nun gleich Ofen dies Mal nicht erobert werden, ſo waren doch im folgenden Jahre Leopolds Waffen, nach erlangter Reichshülfe, deſto glücklicher; denn der

Herzog von Lothringen entſetzte das von den Türken belagerte Gran, eroberte Neuhäuſel, während die Gefangennehmung des bei dem Sultane angeſchwärzten Tökely dem General Caprara Kaſchau erobern half, worauf endlich Ofen mit Sturm erobert wurde, nach welchem Segedin, Fünfkirchen und Siklos deſto leichter fielen. Allein einer der herrlichſten Siege war jener im Jahre 1687 bei Mohacz, wobei auch Eugen, Prinz von Savoyen, focht und wo der Großvezir auf den Verluſt von 20,000 Mann, 80 Kanonen und der auf viele Millionen ſich belaufenden Reichthümer, muthlos ſeine Stelle niederlegte. Dieſen Sieg benutzten die Kaiſerlichen mit der Beſitznahme von Erlau, Eſſek, ganz Slavonien und Siebenbürgen, worauf der Kaiſer in einem Reichstage zu Preßburg den Ständen vorſtellte, daß er auf die Wiedereroberung und Vertheidigung des Königreichs bei weitem mehr verwendet habe, als es werth ſey, und bewirkte, daß ſie auf ihr vermeintliches Wahlrecht Verzicht thaten, und den ungariſchen Thron im deutſch-öſterreichiſchen Hauſe für erblich erklärten, worauf er den 9. des Chriſtmonats 1687 ſeinen älteſten, wiewohl erſt neunjährigen Prinzen Joſeph, als Erbkönig von Ungarn daſelbſt krönen ließ. Nachdem nun auch Tökely das Jahr darnach geſchlagen, Stuhlweißenburg, Ligga, Belgrad, endlich ganz Serbien und Bosnien von den Deutſchen erobert war, hatte die Pforte ſelbſt, durch dieſen ſchnellen Fortgang der kaiſerlichen Waffen geängſtigt, zu Wien Friedensunterhandlungen geſucht, konnte ſie aber nicht erhalten; auch die Franzoſen hatten nicht aufgehört, dieſelbe zur Fortſetzung des Kriegs aufzuhetzen, und waren ſogar ſchon in das Reich eingefallen, wurden aber von den Sachſen wieder zurückgetrieben.

Die Türken wurden im Jahre 1689 von dem tapferen Prinzen Ludwig von Baden an der Morova, und hernach wieder bei Niſſa geſchlagen; welcher auch nach der Eroberung von Niſſa und Widdin in Bosnien ſtreifte. Da Leopold gegen die Türken

genug beſchäftigt, gegen die Grauſamkeiten und Verwüſtungen der Franzoſen in den Rheingegenden nur ſein Reichscontingent zu geben willens war, ſo ſchloſſen die Niederländer mit ihm die ſogenannte große Allianz, und um ihn deſto beſſer an ſich zu feſſeln, den Franzoſen aber alle Abſichten auf die deutſche Krone zu vereiteln, verſammelten ſich die Churfürſten zu Augsburg, und wählten daſelbſt ſeinen Prinzen Joſeph, König von Ungarn, den 19. Januar im Jahre 1690 einſtimmig zum römiſchen König, und ließen ihn eben daſelbſt fünf Tage darnach krönen; der Kaiſer führte bei dieſer Gelegenheit die neunte Churwürde ein, womit er Ernſt Auguſt, Herzog von Hannover, belohnt hatte. Um dieſe Zeit ſchien das Glück der kaiſerlichen Waffen nachlaſſen zu wollen, indem nicht allein die Tartaren durch ihren Einfall in Siebenbürgen großen Schaden verurſachten, ſondern auch manche Plätze verloren gingen. Allein ſie wurden bald wieder zurückgetrieben, mußten Eſſek räumen, und wurden das Jahr darauf von dem Prinzen Ludwig von Baden auf das Haupt geſchlagen, verloren in Kroatien Brody und Gradiska, und hierauf Großwardein in Ungarn, ſo wie auch die Feſtung Jeno in Oberungarn. Der heranrückenden türkiſchen Verſtärkung halber mußten zwar die Kaiſerlichen die Belagerung von Griechiſch-Weißenburg aufgeben, und wurden ſogar das Jahr darnach in ihrem verſchanzten Lager von den Türken angegriffen; dieſe aber richteten ſo wenig aus, daß ſie überdieß noch Giula einbüßten. Während dieſer Zeit fuhren die Franzoſen am Rheinſtrome noch immer in ihren feindlichen Unternehmungen fort, wurden aber durch den aus Ungarn dahin abgeſchickten Prinzen von Baden, der das Oberkommando im Reiche übernahm, darin unterbrochen. Bald darauf ward die Feſtung Caſal in Montferrat nach einer kurzen Belagerung den Franzoſen entriſſen, und der Churfürſt von Sachſen, oberſter Befehlshaber der kaiſerlichen Armee in Ungarn, führte von ſeinen eignen Truppen einen beträchtlichen Theil dahin;

bevor ſich aber der General Veterani mit ihm vereinigen konnte, blieb dieſer in einer unglücklichen Schlacht an der ſiebenbürgiſchen Gränze. Nun belagerte der Churfürſt von Sachſen Temeswar, und ob er gleich wegen den herbeieilenden Türken dieſes Vorhaben aufgeben mußte, ſo ſchlug er ſie doch unweit davon bei Olaſch, wobei er jedoch ſelbſt viele Leute einbüßte. Da dieſen Churfürſten die polniſchen Angelegenheiten zurückriefen, übertrug Leopold das Oberkommando in Ungarn auf Eugen, Prinz von Savoyen, der die Türken, welche Segedin bedroheten, bei Zenta den 11. des Herbſtmonats im Jahr 1697 mit ſolcher Klugheit und Entſchloſſenheit angriff, daß er einen entſcheidenden Sieg über ſie erfocht; denn die Türken verloren 23,000 Mann an Todten, zugleich mit dem Großvezir einige Tauſend an Gefangenen, und ihr ganzes reiches Lager. Dies iſt der große Sieg, der Eugens Namen durch ganz Europa verherrlichte, und nicht nur die Eroberung mehrerer Städte und Schlöſſer, ſondern den Frieden ſelbſt beförderte, der ſodann auf 25 Jahre im Januar des Jahres 1699 zu Karlowitz geſchloſſen wurde. Vor dieſem Frieden war auch ſchon jener mit Frankreich zu Ryswick erfolgt, dem zufolge Straßburg, ſammt dem Elſaß an Frankreich überlaſſen, dagegen aber Breiſach, Freiburg, Philippsburg und die Kehler Schanze an den Kaiſer und das Reich, Dinant hingegen an den Biſchof von Lüttich abgetreten, der ehemaligen Reunion entſagt und Lothringen wieder ſeinem Herrn eingeräumt wurde. Dieſer von beiden Seiten geſchloſſene Friede währte nicht lange, denn nachdem im Jahre 1700 Carl II., König von Spanien, ohne Leibeserben mit Tode abgegangen und darauf ein Teſtament in Vorſchein gekommen war, welches Philipp, Herzog von Anjou, zum Nachfolger erklärte, wodurch aber dem Erzhauſe Oeſterreich ſo viele Königreiche wider alles Recht entriſſen wurden, ging der Krieg von neuem an, und Leopold trat hierauf, mit Einwilligung ſeines Sohnes Joſeph,

deſſen Bruder Carl III. im Jahre 1703 ſeine Anſprüche auf Spanien ab.

Frankreich beſetzte ſogleich Mailand und die Niederlande mit ſeinen Völkern, Leopold hingegen ließ zuerſt durch ſeinen Geſandten in Madrid wider dieſes Teſtament proteſtiren, und ſchickte ſodann, unter Anführung des Prinzen Eugen, ſeine Truppen nach Italien, ſich des Herzogthums Mailand, als eines Reichslehens, zu bemächtigen. Eugen machte alldort ſo wunderbare Fortſchritte, daß er die Franzoſen aus dem Lager bei Carpi trieb, Caſtiglione einnahm, aus Cremona den Marſchall Villeroy ſelbſt gefangen wegführte, ſogar vor Mantua rückte, die Franzoſen zwang, alle von ihnen an dem Oglio beſetzten Plätze zu verlaſſen, und ſie in einem Haupttreffen bei Luzzara überwand. Leopold ſchloß auch eine Allianz mit England, Holland und Portugal, worauf erſteres bei dem Hafen Vigos in Gallizien die Silberflotte theils zu Grunde richtete, theils wegnahm, und im Jahre 1704 die ſehr wichtige Feſtung Gibraltar eroberte. In Deutſchland erklärten ſich alle Stände für den Kaiſer, die einzigen Churfürſten von Cöln und Baiern aber für Frankreich, weßhalb Kaiſerswerth und Landau den Feinden mit Gewalt entriſſen wurde, dagegen aber Baiern Ulm durch Liſt einnahm, worauf ſich Memmingen, Lauingen, Kempten, Kaufbeuern und andere Päſſe an der Donau von Ulm bis nach Paſſau der baieriſchen Botmäßigkeit unterwerfen mußten.

Obgleich dieſer Churfürſt verſchiedene Siege über die kaiſerlichen Generale gewann, wodurch auch die umliegenden Kreiſe bedroht wurden, ſo vermochten doch die Tyroler Bauern das, was die Truppen nicht verhindern konnten, ſie verwehrten ihm nicht nur den Durchbruch nach Italien, ſondern nahmen ihm, bis auf Kufſtein, alle in ihrem Vaterlande gemachte Eroberungen wieder ab. In der Oberpfalz waren die Waffen der Alliirten zwar glücklich,

doch mußten die Kaiſerlichen in Italien ſich bloß vertheidigungsweiſe verhalten, wozu die Erklärung des Königs von Portugal und des Herzogs von Savoyen der Sache der Alliirten beſſern Vorſchub gab.

Freilich eroberten die Franzoſen am Oberrhein Kehl, Breiſach und die Hauptfeſtung Landau, ſeitdem die Alliirten bei Speier geſchlagen wurden; doch als der niederländiſche Feldzug mit der Eroberung von Bonn begann, wurden die Franzoſen genöthigt, den niederrheiniſchen Kreis zu verlaſſen, und Huy und Limburg an der Maas wurden erobert. Um eben dieſe Zeit, wo der Aufruhr des Fürſten von Ragozi in Ungarn überhand nahm, nahm das Glück des Churfürſten von Baiern plötzlich eine widrige Wendung, als der Herzog von Marlborough mit einer ſtarken Macht engliſcher und holländiſcher Truppen aus den Niederlanden zur Reichsarmee ſtieß, und mit dem Prinzen Eugen gemeinſchaftlich dem Churfürſten von Baiern zu Leibe ging. Der Anfang dazu geſchah durch die glückliche Eroberung des Paſſes auf dem Schellenberge, wo die Franzoſen und Baiern zuerſt tüchtig geſchlagen wurden. Allein viel merkwürdiger war die Schlacht am 3. des Sommermonats im Jahre 1704 bei Hochſtädt, wo ſich der Verluſt von franzöſiſcher und baieriſcher Seite an Todten über 20,000, der Gefangenen aber auf 15,000 Mann belief, und 5300 Wagen mit Mund- und Kriegsvorrath, 3600 Zelte, 330 beladene Maulthiere, 34 Kutſchen mit Damen, die ganze feindliche Artillerie, die Kriegskaſſe ſammt allem übrigen Feldgepäcke, als Beute in die Hände der Alliirten fiel, worauf die Eroberung des ganzen Churfürſtenthums Baiern erfolgt war, und die über den Rhein gejagten Franzoſen Landau, Trier, Sarburg und Trarbach verloren. In Italien zwar mußte ſich die viel ſchwächere kaiſerliche Armee nach dem Tridentiniſchen zurückziehen, dafür aber fand ſich der König von Portugal in Spanien ein, und machte dort verſchiedene Feld-

züge mit glücklichem Erfolge. Leopold erlebte das Ende des ſpaniſchen Erbfolgekriegs nicht, denn er ſtarb an der Bruſtwaſſerſucht, zu Wien den 5. Mai im Jahr 1705, im 65ſten ſeines Alters, ſeiner Regierung aber im 47ſten.

Begebenheiten bis zum Utrechter Congreß. Der ſpaniſche Erbfolgekrieg (1688—1712).

Von allen Feinden, welche ſich Ludwig XIV. zugezogen hatte, war keiner ſeiner Talente und ſeines unverſöhnlichen Haſſes wegen mehr zu fürchten, als der Prinz von Oranien, der damals von den Franzoſen leichtſinniger Weiſe verachtet ward, weil er im Kriege nicht glücklich geweſen war. Er fachte ein Feuer an, das bald Europa ergreifen mußte.

Durch das im Jahre 1686 zu Augsburg geſchloſſene und im folgenden Jahre zu Venedig beſtätigte Bündniß vereinigte er die Verbündeten des letzten Krieges zur Aufrechterhaltung der zu Münſter und Nymwegen getroffenen Friedensſchlüſſe. Der Pabſt Innocenz XI. beförderte ſeine Abſicht. Die Zwiſtigkeiten zwiſchen Frankreich und dem römiſchen Hofe wurden immer heftiger. Ludwig wollte dem Cardinal von Fürſtenberg, Biſchof zu Straßburg, der ihm gänzlich ergeben war, das Churfürſtenthum Cöln verſchaffen. Er ward wirklich, der Gegenvorſtellungen vieler Domherren ungeachtet, zum Coadjutor erwählt; aber Innocenz erklärte die Wahl für nichtig. Ein 17jähriger Prinz von Baiern, ſchon zum Biſchofe zu Regensburg erhoben, und verſehen mit einem Diſpenſations-Breve, ward dem Cardinal vorgezogen. Zu dieſem Bewegungsgrunde zum Kriege kamen noch zwei andere. Man reclamirte umſonſt die wahren oder vermeintlichen Rechte der Herzogin von Orleans, einer pfälziſchen Prinzeſſin, auf die Verlaſſen-

ſchaft ihres Bruders, des Churfürſten von der Pfalz, und das Reich hatte ſich geweigert, den Regensburger Waffenſtillſtand in einen ewigen Frieden zu verwandeln. Aufgebracht über das Augsburger Bündniß, und feſt entſchloſſen, den Abſichten deſſelben zuvor zu kommen, brach Ludwig den Waffenſtillſtand und griff Deutſchland an. Indem die Kaiſerlichen Belgrad eroberten und Serbien bezwangen, verbreitete eine Armee von 100,000 Mann, unter den Befehlen des Dauphins, Schrecken im Reiche. Nach einer 19tägigen Belagerung bemächtigte ſich der Dauphin der Feſtung Philippsburg. Mainz, Mannheim, Speier, Worms, Trier kamen in franzöſiſche Hände. Die Pfalz ward im Jahre 1689 unmenſchlicher Weiſe verwüſtet. Mehr als 40 Städte und eine unzählige Menge Dörfer wurden verbrannt, und das ganze ſchöne Land ward geplündert. Ein ſchreckliches Denkmal der unerbittlichen Härte des Louvois, der den Monarchen verleitet hatte, ſo grauſame Befehle zu ertheilen.

Eben damals ſuchte Jacob II., ohne für ſeine Krone eine Schlacht gewagt zu haben, als ein Flüchtling Schutz in Frankreich. Eine ſtarke franzöſiſche Flotte brachte den entthronten König nach Irland, wo ihm ſogleich neue Hülfstruppen zueilten. Er fand die Irländer bereit, ihm zu dienen, und ward zu Dublin mit Freude aufgenommen. Aber je mehr Eifer die Katholiken für ihn zeigten, deſto weniger ſchonte er die Proteſtanten. Londonderry, eine Stadt von weniger Bedeutung, wo die proteſtantiſche Religion die herrſchende war, der Prediger Walker befehligte und die Einwohner begeiſterte, war die erſte Klippe, woran er ſcheiterte. Er hob die Belagerung dieſer Feſtung auf, nachdem er 9000 Mann dabei eingebüßt hatte. Im folgenden Jahre (1690) erfocht Tourville, Ludwigs Vice-Admiral, einen vollſtändigen Sieg über die auf der Höhe bei Dieppe vereinigten engliſchen und holländiſchen Flotten; ein Sieg, der auf zwei Jahre der Krone

DIE VERHEERUNG DER PFALZ.

Frankreich die Herrſchaft auf dem Meere ſicherte. Dieſer Vortheil ſchaffte dem unglücklichen König keinen Nutzen, weil er nichts als Fehler beging.

Wilhelm ging nach Irland. Jacob wollte eine Schlacht wagen. Beide Armeen, jede ungefähr 40,000 Mann ſtark, ſtanden gegen einander, und wurden nur durch den Fluß Boyne getrennt. Eine Kanonenkugel ſtreifte die Schulter Wilhelms, als er die Gegend recognoscirte. Die Feinde hielten ihn für todt, und waren voll Freude. Aber indem er bald darauf durch die Linien ritt, erneuerte er den Muth ſeiner Soldaten, und gab Befehl zur Schlacht auf den folgenden Tag. Das Treffen war entſcheidend. Er ging unter den größten Gefahren über den Fluß. Der Marſchall von Schomberg, der für ihn mit den franzöſiſchen Flüchtlingen focht, wurde erſchlagen. Die Irländer nahmen gleich anfangs die Flucht, nur die Franzoſen fochten muthig, und zogen ſich in guter Ordnung zurück. Jacob zeigte ſich gar nicht bei dieſer Gelegenheit, wo ihm doch Alles daran gelegen ſeyn mußte, ein Beiſpiel zu geben. Frankreich ſah ihn bald wieder, weniger als jemals der Aufopferungen würdig, die es ihm brachte.

In zwei Feldzügen ward ganz Irland durch Wilhelms Feldherren zum Gehorſam gebracht. Obſchon Ludwig 3000 Mann und große Vorräthe nach Limmerick geſchickt hatte, ſo capitulirte doch dieſe wichtige Feſtung. Den Irländern ward eine völlige Amneſtie und Gewiſſensfreiheit zugeſtanden. Inzwiſchen machten 12,000 von der gegebenen Erlaubniß, ihre Heimath zu verlaſſen, Gebrauch. Frankreich ward nunmehr ihr Vaterland.

Schon hatte Ludwig England, Holland, Spanien, den Herzog von Savoyen und faſt ganz Deutſchland im Bündniſſe mit dem Kaiſer und einen großen Theil von Italien wider ſich. Allein noch waren ſeine Hülfsquellen und die Stärke ſeiner Regierung ſo groß, daß in dieſem Kriege ſeine Waffen die Oberhand behaupte-

ten. Es ſey genug, hier der wichtigſten Begebenheiten dieſes Krieges zu gedenken.

Carl V., Herzog von Lothringen, und der Churfürſt von Baiern nahmen im Jahre 1689 Bonn und Mainz wieder ein. Dieſe ſchlecht befeſtigten Städte wurden vortrefflich vertheidigt; die erſtere von dem Baron von Asfeld, der bei einem Hauptſturme tödtlich verwundet ward; und die andere von dem Marquis von Uxelles, der ſich nach 21 Ausfällen wegen Mangel an Pulver ergab. Bei ſeiner Zurückkunft wurde er zu Paris im vollen Schauſpielhauſe öffentlich ausgeziſcht. Der Prinz von Waldeck ſchlug in demſelben Jahre den Marſchall von Humiers bei Valicourt in den Niederlanden; ward aber im Jahre 1690 bei Fleury von dem Marſchalle von Luxemburg geſchlagen, dem, obſchon gehaßt von Louvois, der Monarch das Commando anvertraut hatte. Die Schlacht bei Leuze im Jahre 1691, wo 28 Escadrons 75 ſchlugen; die blutige Schlacht bei Steenkerken im Jahre 1692 und eine andere bei Nerwinden im Jahre 1693, wo der König Wilhelm überwunden ward, brachte den Ruhm Luxemburgs, dieſes würdigen Zöglings des großen Condé, aufs höchſte. In dieſen letzten Schlachten fochten die jungen Prinzen vom Geblüte mit Heldenmuth. Der Sohn des berühmten Turenne ward, indem er ihnen nachahmte, getödtet. Der König nahm in Perſon Bergen und Namur ein, und Wilhelm konnte, obwohl an der Spitze einer großen Armee, der letzteren Stadt nicht zu Hülfe kommen. Auf der andern Seite ſah man den Marſchall von Catinat über den Herzog von Savoyen bei Staffard einen vollkommenen Sieg erfechten, auf welchen die Einnahme der Städte Ruſe, Villa Franca, Montauban, Nizza, Montmelian u. ſ. w. erfolgte. Genöthigt, ſich bloß vertheidigend zu halten, denn ein Theil ſeiner Truppen war abberufen worden, ſah man ihn den Herzog noch ein Mal bei Marſaglia angreifen und überwinden, ſobald er ſich

ſtark genug fühlte, ohne Unvorſichtigkeit eine Schlacht wagen zu können (1693).

Damals rächten ſich die Franzoſen in Piemont für die Verwüſtungen, die dieſer Fürſt im Dauphinat angerichtet hatte. Eine franzöſiſche Armee unter dem Marſchalle von Lorges focht auch in Deutſchland, wo der Krieg weniger lebhaft geführt ward, mit glücklichem Erfolge. Noch größern Erfolg hatte der Marſchall von Noailles in Catalonien. Er eroberte Roſes (1693), Palomos, Girona u. ſ. w. (1694), nachdem er eine Schlacht an dem Ufer des Ter gewonnen hatte. Der König von Spanien hatte kein Geld zur Beſoldung ſeiner Truppen. Er war genöthigt, die Vicekönigswürden von Mexico und Peru zu verkaufen, und Geld zu 15 vom Hundert aufzunehmen. Der Credit war mit den Finanzen zu Grunde gegangen. Aber das ſiegreiche Frankreich gewann nichts als Ruhm und ſtürzte ſich durch eitle Siege in Armuth. Ludwig mußte das fühlen, da er im Jahre 1694 Frieden und die Rückgabe der eroberten Städte anbot.

Entweder aus Mißtrauen und Ehrgeiz, oder aus Haß verweigerten die Feinde damals, was ſie ſpäter, im Jahr 1697 zu Ryswick annehmen mußten. Louvois und Luxemburg waren todt. Dieſer zwiefache Verluſt war ſchwer zu erſetzen.

Oft geſchlagen, bewies Wilhelm III., daß nicht immer das Kriegsglück die Geſchicklichkeit eines Feldherrn entſcheidet. Ludwigs XIV. Eroberung der Stadt Namur, im Angeſichte einer 80,000 Mann ſtarken und von Wilhelm commandirten Armee, hatte man als ein Wunder betrachtet, und ſeinen ganzen Spott darüber ausgelaſſen, weil er die Stadt nicht hatte retten können. Indeſſen nahm er doch, noch weit größerer Hinderniſſe ungeachtet, Namur wieder ein. Der Marſchall von Boufflers, ein guter General, hatte ſich mit ſieben Regimentern in die Stadt geworfen, und die Beſatzung war zahlreich. Der Marſchall von Villeroi

ſtand an den Ufern der Mehaigue mit 80,000 Mann und that nichts. Man vertheidigte ſich lange und tapfer, doch endlich ſiegte Wilhelm. Das Parlament in England hatte ihm zu dieſem Feldzuge mehr als 4,700,000 Pfund Sterling angewieſen.

Die Hoffnungen des Königs Jacob waren ſeit dem Jahre 1692 nach der Schlacht bei la Hogue faſt ganz erloſchen. Zwei große franzöſiſche Geſchwader mußten ſich zum Behufe einer Landung auf England wieder vereinigen. Wegen widrigen Windes war die Wiedervereinigung unmöglich. Tourville, der nur 24 Schiffe commandirte, ward von den Feinden, die faſt 100 Segel zählten, angegriffen. Er hielt, ehe er die Schlacht verloren gab, ein zehnſtündiges Treffen aus. Die Franzoſen wurden zwei Tage verfolgt, und verloren 14 große Schiffe und die Herrſchaft des Meeres. Dieppe, Havre, St. Malo, Calais und Dünkirchen wurden von den Engländern bombardirt. Was hatte man doch mit der Erfindung der Bombardiergallioten gewonnen? Ihre hölliſche Maſchine, ein beſonders zugerichteter Brander, der aber an eine Klippe ſtieß und einen Leck bekam, und der, wenn es damit gelungen wäre, noch weit fürchterlicher würde geweſen ſeyn, richtete glücklicherweiſe nichts aus. Der weiten Entfernung ungeachtet, zerſchmetterte ſie im Zerplatzen alle Fenſter von St. Malo, warf viele Dächer von den Häuſern herab, und erſchütterte die Erde bis auf drei Meilen umher. Man rächte ſich wegen dieſer Bombardirungen an Brüſſel, das Spanien zugehörte. Es verbreitete ſich der Krieg bis zu den äußerſten Gränzen der Welt.

Die Holländer nahmen Frankreich Pondicheri weg. Die Engländer verheerten St. Domingo; die Franzoſen plünderten Jamaica. Pointis, der Anführer des Geſchwaders, überrumpelte mit einigen Seeräubern Carthagena, wodurch den Spaniern ein anſehnlicher Verluſt von 20 Millionen zuwuchs.

Der unnöthige Krieg, der bloß aus dem Haſſe erwuchs, den ſich Ludwig XIV. zugezogen hatte, verurſachte dem Königreiche unausſprechliche Drangſale, und drückte das Volk ſehr. Man konnte den Krieg nicht anders fortführen als durch ſolche Mittel, die dem Staate verderblich waren. Der Eigenſinn der Feinde entfernte den Frieden, ſo daß man irgend einen ihrer Bundesgenoſſen von ihnen abwendig machen mußte. Die herrſchſüchtige Staatsklugheit des Herzogs von Savoyen, Victor Amadeus, unterwarf ſich den Abſichten des franzöſiſchen Hofes. Man gewann ihn, indem man ihm zugeſtand, was er verlangen konnte, die Wiederherſtellung ſeiner Staaten, die Stadt Pignerol, wiewohl geſchleift, die Ehrenbezeigungen, die man ſonſt nur Königen gibt, vier Millionen, und die Vermählung ſeiner Tochter mit dem jungen Herzog von Burgund, Sohn des Dauphins. Catinat ſchloß den Vergleich. Innocenz XII. (Pignatelli), der ſich eben ſo günſtig gegen Frankreich bewies, als Innocenz XI. ihm entgegen geweſen war, trug nicht wenig dazu bei, daß der Herzog von Savoyen dieſe Bedingungen annahm. Der Pabſt wünſchte, daß Italien neutral bleiben möchte, und da die Verbündeten dies nicht zugeben wollten, ſo vereinigte Victor Amadeus ſeine Kriegsmacht mit der Macht Ludwigs XIV. Sein Abfall verwirrte das große Bündniß um ſo mehr, da Ludwig noch vier Armeen auf den Beinen hatte, und der Herzog von Vendome, nachdem er die Spanier geſchlagen hatte, Barcelona einnahm.

Man trat zu Ryswick in Holland in Unterhandlung, und zwar unter Vermitteiung Schwedens, und hatte die ſchon zum Nymweger Frieden vergeblich angebotene Vermittlung des Pabſtes ausgeſchlagen. Der römiſche Hof ſollte allen Einfluß auf die europäiſchen Angelegenheiten verlieren. Vier gegen das Ende des Jahres 1697 zu Stande gebrachte Friedensſchlüſſe ſicherten den allgemeinen Frieden, deſſen Bedingungen für Ludwig demü-

thigend ſchienen, ob er ſich gleich ſelbſt als Sieger und Eroberer bezeichnet hatte. Er gab Spanien Alles wieder zurück, was es während des Krieges verloren hatte, Luxemburg, Bergen, Ath, Cortrycht, Barcelona u. ſ. w. nebſt Allem, was die Kammern zu Metz und Breiſach wieder mit den Krongütern vereinigt hatten. Das war die Frucht dieſer gewaltſamen Wiedervereinigungen. Er erkannte ſeinen perſönlichen Feind Wilhelm als König von England an. Mit Holland ließ er Alles, wie es in den Friedensſchlüſſen zu Münſter und Nymwegen feſtgeſetzt worden war. Er gab dem Reiche Kehl und Philippsburg, dem Kaiſer aber Freiburg und Breiſach zurück; gab zu, daß die jenſeits des Rheines aufgeworfenen Schanzen geſchleift wurden, und gab die außer dem Elſaß gemachten Wiedervereinigungen auf. Endlich gab er auch dem Herzoge von Lothringen, Leopold, Sohn Carls V., ſeine Beſitzungen wieder, wiewohl erſt nach Schleifung der feſten Städte. Der Ryswicker Frieden erregte, durch Vergleichung deſſelben mit dem Frieden zu Nymwegen, wo Ludwig Geſetze vorgeſchrieben hatte, das Murren einer auf ſo viele Siege ſtolzen Nation; es verdroß ſie, alle Früchte ihrer Triumphe den Ueberwundenen aufgeopfert zu ſehen. Es iſt daher bewieſen, daß der Krieg, ſo glücklich er gleich geführt ward, Frankreich dem äußerſten Elende bloßſtellte. Inzwiſchen unterließ Ludwig nicht, noch viele Millionen an Gebäuden zu verſchwenden. Nach dem im Jahre 1696 erfolgten Ableben des Johann Sobiesky war der polniſche Thron zu der Zeit erledigt, als man zu Ryswick mit den Friedensunterhandlungen beſchäftigt war. Dem durch ſeinen Anti-Lucrez berühmten Abt (nachmaligen Cardinal) von Polignac, damaligen Geſandten in Polen, gelang es, den Prinzen von Conti, den ſein Muth in den Schlachten bei Steenkerken und Nerwinden berühmt gemacht hatte, zum Könige wählen zu laſſen. Zwei Stunden hernach rief eine andere Partei den Churfürſten von Sachſen,

Friedrich Auguſt, zum Könige aus, der ſowohl als Nachbar, als auch ſeines Geldes wegen vor jenem den Vorzug hatte, Ludwig XIV., außer Stande, in Polen Krieg zu führen, gab dem Prinzen von Conti nur wenige Hülfstruppen, mit denen er nicht ein Mal in Danzig einzudringen vermochte. Die Polen aber vereinigten ſich zum Vortheil des deutſchen Fürſten, der ihre Krone gut bezahlte.

Die Thronfolge Carls II., Königs von Spanien, eines an Leib und Seele ſchwachen Regenten, der ohne Kinder den Tod vor Augen ſah, war eine reichhaltige Quelle von Unruhen und Staatsentwürfen. Nach dem Rechte der Verwandtſchaft konnte ſie nur an das kaiſerliche, oder an das franzöſiſche Haus fallen. Außer dieſen machten auch noch das Churhaus Baiern für den Churprinzen, Joſeph Ferdinand, und Victor Amadeus II., damaliger Herzog von Savoyen, als Abkömmling Philipps II., Anſprüche auf die ſpaniſche Verlaſſenſchaft. Inzwiſchen hatte Wilhelm in England, immer aufmerkſam auf das Gleichgewicht von Europa, zur Erhaltung deſſelben, einen der ſeltſamſten Entwürfe erdacht. Die, ohne Wiſſen des Monarchen ſelbſt, gemachte Theilung der ſpaniſchen Monarchie war das Mittel, deſſen man ſich dazu bediente.

Ludwig XIV. ſchloß im Jahre 1698 mit England und Holland einen Vergleich, in welchem man dem Churprinzen von Baiern, der damals noch ein Kind war, Spanien ſelbſt und deſſen Beſitzungen in Amerika; dem Dauphin das Königreich beider Sicilien, die Provinz Guipuscoa, Final und andere Städte; dem Erzherzoge Carl, des Kaiſers zweiten Sohne, das Herzogthum Mailand zuſicherte. Ludwig entſagte der Thronfolge, wiewohl mit Erwerbung anſehnlicher Staaten. Der Hof zu Madrid war über einen ſeinen Rechten und der natürlichen Ordnung ſo widerſprechenden Vergleich aufgebracht. Er fürchtete ſich vor einer Zerſtücklung der Monarchie. Der König machte ſein Teſtament zum

Beſten des jungen Prinzen von Baiern, des Enkels ſeiner Schweſter, der gleich darauf zu Brüſſel ſtarb. Nun entſpannen ſich neue Unruhen und neue Ränke, wodurch ein neuer Theilungs-Tractat erzeugt ward. In dieſem von denſelben Mächten, die den erſtern eingingen, geſchloſſenen Tractat wurde dem Erzherzoge Carl Spanien und Weſtindien, die man früher dem baieriſchen Prinzen beſtimmt hatte, angewieſen; Mailand ſollte der Herzog von Lothringen erhalten, und das Erbtheil des Dauphins noch mit Lothringen vermehrt werden. Zum zweiten Male ſchaltete man alſo nach Belieben mit dem Nachlaſſe des noch lebenden Monarchen. Hätte der Kaiſer dieſem Vergleiche beitreten wollen, ſo wäre ſein Sohn König von Spanien geworden; er weigerte ſich aber, weil er ſich auf Carls ganzen Nachlaß Hoffnung machte, und verlor Alles.

Ueber den neuen Theilungstractat äußerſt aufgebracht, richtete Carl **II.** ſeine Wahl auf den Erzherzog, aber der Wiener Hof machte ihm vielen Verdruß. Er verlangte **10,000** Mann, die der Kaiſer ihm abſchlug. Der Erzherzog ſprach von den Spaniern in beleidigenden Ausdrücken, was wieder hinterbracht wurde. Dagegen wußte der Marquis von Harcourt, franzöſiſcher Geſandter zu Madrid, ſich beliebt zu machen, hob die Vorurtheile gegen die Franzoſen auf und leitete Alles ſo geſchickt, daß der Gedanken, einen franzöſiſchen König zu haben, den Spaniern nicht mehr zuwider war.

Inzwiſchen ſöhnte ſich der ſchwache Carl wieder mit Leopold aus, der ſeinen Geſandten abgerufen hatte. Nun rief Ludwig ſeinerſeits den Marquis von Harcourt zurück, und ſandte Truppen an die ſpaniſche Gränze. Der Krieg war alſo ſeinem Ausbruche nahe. Doch der Cardinal Portocarrero war zugleich mit dem Staatsrathe der Meinung, daß man das Haus Frankreich dem öſterreichiſchen vorziehen müſſe. Die über dieſe

wichtige Angelegenheit zu Rathe gezogenen Rechtsgelehrten und Theologen hielten nichs gerechter als dieſes. Man erbat ſich ſogar den Rath des Pabſtes Innocenz XII. und der antwortete Carln, daß die Geſetze Spaniens und das Wohl der Chriſtenheit es ihm zur Pflicht machten, dieſe Partei zu nehmen. Nun machte der todtkranke Monarch ſein Teſtament, in welchem er das ganze Königreich dem Herzog von Anjou, zweitem Sohne des Dauphins, vermachte; und in Ermangelung nachgeborner franzöſiſcher Prinzen dem Erzherzoge Carl, doch mit der Bedingung, daß das römiſche Reich nicht mit Spanien verbunden werden könne, und endlich, nach Abgang aller dieſer Prinzen, dem Herzoge von Savoyen. Carl ſtarb einige Monate nachher, 39 Jahr alt.

Es iſt gewiß, daß das franzöſiſche Haus das Recht der Blutverwandtſchaft für ſich hatte. Ludwig XIV., welcher eben ſo nahe als Leopold verwandt war, war der Sohn einer älteren Schweſter; und der Dauphin war ein Enkel Philipps IV., von dem Leopolds Kinder nicht abſtammten. Man warf die Frage auf, ob Ludwig XIV. dem Theilungstractate getreu bleiben, oder das Teſtament des Königs von Spanien annehmen müſſe. In dem erſten Falle würde er Lothringen und die beiden Sicilien u. ſ. w. mit ſeiner Krone vereinigt haben, und es ſchien, daß er auf den Beiſtand Englands und Hollands wider den Kaiſer würde rechnen können. In dem andern Falle ſetzte er ſich, um ſeinem Enkel ein Königreich zu verſchaffen, einem allgemeinen Kriege aus. Er verſammelte einen außerordentlichen Staatsrath zur Unterſuchung dieſer Frage und behauptete in ſeinen Memoiren das Gegentheil. Der Herzog von Anjou ging unter dem Namen Philipp's V. nach Spanien, um ſeinen Thron in Beſitz zu nehmen. „Nun gibt es keine Pyrenäen mehr,“ ſagte ſein Großvater beim Abſchied zu ihm. Der Pabſt, der Herzog von Savoyen, Venedig, die nordiſchen Mächte, ſelbſt Portugal, England und Hol-

land erkannten ihn als König von Spanien. Man konnte auf den Churfürſten von Baiern, Statthalter der Niederlande, auf ſeinen Bruder, den Churfürſten von Cöln, rechnen. Man mußte den Herzog von Savoyen, deſſen Schwiegerſohn Philipp werden ſollte, wie es ſchon der Herzog von Burgund war, als einen Freund betrachten. Der Herzog von Mantua nahm franzöſiſche Beſatzung ein. Der Kaiſer Leopold bezog ſich wider Carls **II.** Teſtament auf gewiſſe, zwiſchen Carl **V.** und deſſen Bruder, dem Kaiſer Ferdinand **I.**, gemachte Verträge, daß die beiden Zweige des Hauſes Oeſterreich einander erben ſollten; er führte das Teſtament Philipps **IV.** an, das Leopolds Kinder in der Erbordnung auf Carl folgen ließ. England und Holland verſtanden ſich mit dem Kaiſer, um die ſpaniſchen Staaten von der großen Erbſchaft zu trennen. Noch ehe dieſe Seemächte ſich erklärten, fing der Krieg in Italien an. Der Prinz Eugen commandirte die **30,000** Mann ſtarke kaiſerliche Armee. Er drang durch Trident in Italien ein, obſchon Venedig neutral war. Catinat, eingeſchränkt durch die Befehle des Hofes, hatte ſich ſeinem Eindringen nicht widerſetzt, und da er überdieß bei den unter ihm dienenden Feldherren wenig Gehorſam fand, ſo wich er vor dem Feinde zurück bis hinter den Oglio und Mailand kam in Gefahr. Man gab das Commando des Catinat dem Marſchall von Villeroi, das hieß, man ſetzte einen Höfling an die Stelle eines Generals. Er griff unüberlegterweiſe den Prinzen Eugen bei Chiari an, und wurde geſchlagen. Der Erfolg dieſer Schlacht war eben ſo unglücklich, als dieſer erſte Feldzug von ſchlimmer Vorbedeutung geweſen war. So fingen die Drangſale an, die der Prinz Eugen Frankreich, ſeinem Vaterlande, zufügte. Er war der Sohn eines Grafen von Soiſſons, aus dem Hauſe Savoyen, Statthalters von Champagne, und einer Mancini, einer Nichte des Cardinals Mazarin. In ſeiner Jugend am Hofe zurückgeſetzt, ging

er in die Dienſte des Kaiſers wider die Türken und verließ Frankreich auf immer. Der König ſchien ihn damals zu verachten, und die Hofleute ſprachen mit der äußerſten Geringſchätzung von ihm. Eugen bewies ſich als einen der größten Männer; er demüthigte Ludwig XIV. für ſeinen Stolz und machte Frankreich zittern.

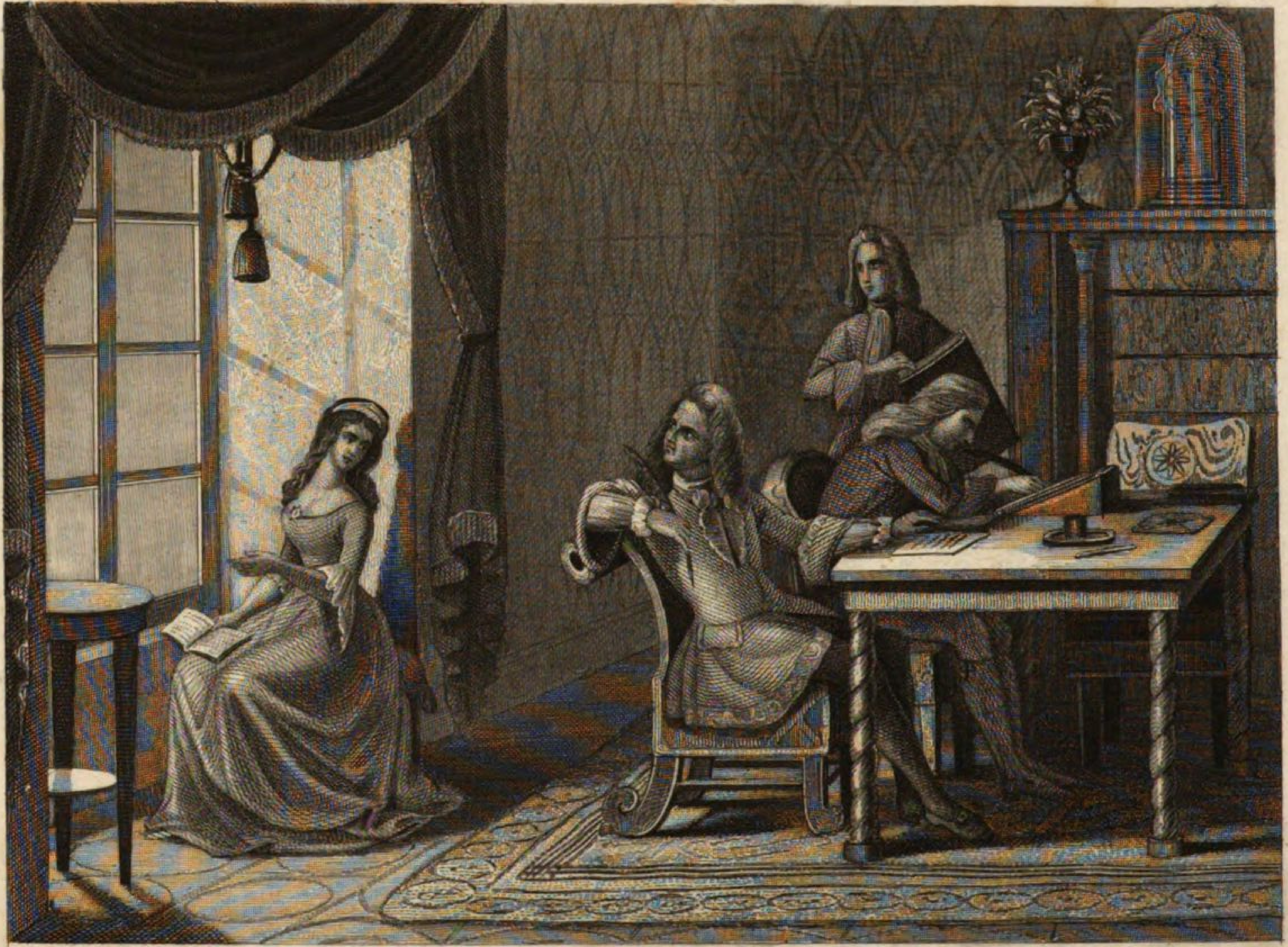
Als Jacob II. zu St. Germain geſtorben war, legte Ludwig XIV. dem Sohne deſſelben den Titel eines Königs von England bei. Die Wittwe Jacobs und die Frau von Maintenon, mit der ſich Ludwig im Jahre 1686 heimlich vermählt hatte, erhielten dadurch, daß ſie ſeiner Schwachheit ſchmeichelten, das von ihm, was die Klugheit zu verwerfen ſchien. Auch ohne dieſes Verfahren Ludwigs hätten die Engländer die Waffen ergreifen können; aber ihre Feindſeligkeit würde doch nicht ſo ſtark und ausharrend geworden ſeyn. Vergebens verſicherte der König von Frankreich, daß er den Ryswicker Frieden treulich halten wolle. Man hielt ſich für beſchimpft; die Nation erhob ein lautes Geſchrei, und Wilhelm benutzte die Umſtände vortrefflich. Die Gemeinen machten ſich anheiſchig, 40,000 Mann zu unterhalten, und verlangten, daß der Krieg ſo lange fortgeſetzt würde, bis man dieſes Schimpfes wegen hinlängliche Genugthuung erhalten hätte. Sie ſprachen wider den Prätendenten, Jacob III., eine Verbannungsbill aus, in der ihm das Leben abgeſprochen ward.

Der kränkliche Wilhelm belebte Alles, machte erſtaunliche Zurüſtungen zum Kriege, und ſchickte ſich an, ſelbſt das Commando zu übernehmen. Ein Sturz vom Pferde verurſachte ihm ein Fieber, an dem er, 52 Jahre alt, ſtarb. Churchill, nachheriger Herzog von Marlborough, den er als Feldherrn und Unterhändler nach Holland geſchickt hatte, und der beiden Geſchäften gewachſen war, machte ſeiner Wahl Ehre, indem er mit dem Prinzen Eugen den Ruhm, Frankreich zu unterdrücken, theilte.

Wilhelm ſtarb kinderlos. Die Königin Maria war

todt. Anna Stuart, Mariens Schweſter und Gemahlin des Prinzen von Dänemark, ward der vom Parlamente gemachten Erbfolgeordnung gemäß mit Freuden als Königin erkannt. 37 Jahre alt, tugendhaft, zeigte ſie ſich der Liebe ihres Volkes würdig. In Frankreich ſchmeichelte man ſich, daß der Tod des furchtbaren Wilhelms das politiſche Syſtem verändern würde. Es blieb Alles, wie es war. Marlborough beſtärkte die Holländer in der gegen Ludwig XIV. gemachten Verbindung. Der Krieg ward unter verſchiedenen Vorwänden gegen denſelben erklärt, und der glückliche Erfolg übertraf bald die Wünſche der Bundesgenoſſen.

Je mehr Ludwig ſich auf ſeine Macht verließ, deſto mehr ſah er ſich einem widrigen Schickſal bloßgeſtellt. Seine in Unordnung gerathenen Finanzen befanden ſich in den Händen Chamillards, ehemaligen Parlamentsrathes, eines Mannes ohne Talente, der noch dazu Kriegsminiſter ward. Er war eine Creatur der Frau von Maintenon. Dieſe ſchlaue Frau folgte zu ſehr dem Hange der Vorurtheile. Der König, der bei der Abnahme ſeiner Tage mit ihr wie eingeſchloſſen lebte, flößte nicht mehr jene Thätigkeit und jenen Eifer ein, die ſo viele Wunder bewirkt hatten. Er wollte in Gegenwart der Maintenon Alles in ſeinem Cabinette anordnen, und die Feldherren mußten ſeinen Befehlen gehorchen, ohne ſich nach den Umſtänden richten zu dürfen. Die Kriegszucht, deren Seele Louvois geweſen war, erſchlaffte nach ſeinem Tode, und ward von Tag zu Tage entkräfteter. An die Spitze der Regimenter, die man tüchtigen Männern hätte anvertrauen ſollen, ſtellte man unbärtige Knaben von vornehmen Familien. Dagegen hatten die Feinde an ihrer Spitze zwei große Feldherren, die nicht weniger große Staatsmänner waren, und die Kriegsoperationen völlig in ihrer Gewalt hatten, die den Staatsrath ihrer Souveraine leiteten, von den Schätzen Englands und Hollands freien Gebrauch machten, und die mit der vollkommenſten Eintracht verfuhren, Eugen und Marlborough. In Italien war Eugen



LUDWIG XIV. IM CABINET BEI DER MAINTENON.

bereits nahe vor Cremona, wo der Marſchall von Villeroi nichts fürchtete. Eugen ließ ſeine Truppen im Monat Februar unter Begünſtigung der Nacht durch eine Waſſerrinne in die Stadt dringen. Villeroi erwachte von dem Musketenfeuer, ging aus ſeinem Hauſe und ward gefangen. Wäre nicht einer Muſterung wegen ein franzöſiſches Regiment von ungefähr unter den Waffen geweſen, ſo hätte ſich Cremona ganz gewiß ergeben müſſen, ſo gut hatte Eugen ſeine Maßregeln genommen. Dieſes Regiment that Widerſtand; die Beſatzung gewann Zeit, und der Feind mußte ſich entfernen. An die Stelle des Villeroi trat der Herzog von Vendome, ein Enkel Heinrichs IV. Voll Muthes und Geiſtes, vortrefflich auf dem Schlachtfelde, aber nicht auf Kriegszucht achtend, von den Soldaten, die ſich unter ſeinen Befehlen für unüberwindlich hielten, angebetet, focht Vendome oft mit mehr Ruhm als Nutzen. Nach der blutigen Schlacht bei Luzara ſangen beide Armeen das Tedeum. Vendome war Sieger, wenn er nicht dem Prinzen Eugen gegenüber ſtand.

Dem jungen Herzoge von Burgund, der unter der Leitung des Marſchalls von Boufflers ſtand, glückte es nicht in Flandern. Marlborough, der unter Turenne die Kriegskunſt gelernt hatte, und mit großer Kaltblütigkeit die Geſchicklichkeit dieſes Helden verband, rückte beſtändig vor, ohne eine Schlacht zu wagen. Er nahm Venlo, Ruremond und Lüttich ein.

Leopold hatte den öſterreichiſchen, ſchwäbiſchen, fränkiſchen, ober- und niederrheiniſchen Kreis in die Verbindung wider Frankreich gezogen, und beſonders den Churfürſten von Brandenburg, erſten König von Preußen, Friedrich, gewonnen. Der Prinz von Baden commandirte die kaiſerliche Armee. Schon hatte er ſich der Feſtung Landau bemächigt, und bedrohte das Elſaß. Catinat, der ihn aufhalten ſollte, glaubte nicht, ihn angreifen zu können. Der Generallieutenant, Marquis von Villars, kühner als

Catinat, ein Kriegsheld, aber ein ſchlechter Hofmann, entſchloſſen, durch glänzende Thaten ſich Belohnungen zu erwerben, erhielt Erlaubniß, die Kaiſerlichen anzugreifen. Er ſiegte bei Friedlingen, und erhielt den Marſchallsſtab. Nachdem er ſich im folgenden Jahre mit dem Churfürſten von Baiern vereinigt hatte, zwang er denſelben gewiſſermaßen, bei Hochſtädt, nahe bei Donauwörth, eine Armee von 20,000 Mann anzugreifen, die beſtimmt war, den Prinzen von Baden zu verſtärken. Die Kaiſerlichen wurden geſchlagen, und der Churfürſt bemächtigte ſich der Stadt Augsburg, ja, ſelbſt Wien ſah ſich in Gefahr. Der Marſchall von Tallard erfocht gleichfalls einen Sieg bei Speyer über den Prinzen von Heſſen, nachmaligen König von Schweden. Er ſchrieb an Ludwig XIV.: „Ihre Armee hat mehr Standarten und Fahnen erobert, als ſie ſchlechte Soldaten eingebüßt hat.“ Er nahm den Feinden die Feſtung Landau wieder ab, aber nun fing das Glück Frankreichs an aufzuhören. Der Herzog von Savoyen, mißvergnügt und nur auf ſeinen Vortheil bedacht, nahm plötzlich, wie im letztern Kriege, die gegenſeitige Partei. Er ſetzte die Sache ſeiner beiden Eidame hintan, und verkaufte ſich dem Kaiſer, der ihm Montferrat, Aleſſandria u. ſ. w. verſprach. Als er dieſen Schritt that, war man davon unterrichtet, und der Herzog von Vendome hatte Zeit, 5000 Mann ſeiner noch mit der franzöſiſchen Armee verbundenen Truppen zu entwaffnen.

Peter II., König von Portugal, der ſeit langer Zeit ſeinen Bruder Alphons VI. vom Throne geſtürzt hatte, machte es eben ſo mit dem König von Spanien, um einen Theil dieſes Königreiches zu erhalten, welchen man ihm verſprach. Der Kaiſer und ſein älteſter Sohn, Joſeph, römiſcher König, hatten ſo eben dem Erzherzoge Carl ihre Rechte auf die ſpaniſche Monarchie abgetreten. Carl ging nach England und Holland, wo man ſich zum Kriege rüſtete. Eine andere Quelle des Unglückes war die

Zurückberufung des Marſchalls von Villars. Sein Stolz, ſein freier ungeſchmeidiger Geiſt war dem Churfürſten von Baiern zuwider, und dieſer verlangte unüberlegter Weiſe einen andern General. Villars erhielt Befehl, die cevenniſchen Schwärmer zu bekriegen, arme Bergbewohner, die Beſorgniſſe erregten. Die Widerrufung des Edicts von Nantes hatte zur Folge, daß der Fanatismus wieder ſeine Wuth ſteigerte und Empörung erzeugte. Einige flüchtig gewordene Prediger fachten den Eifer dieſer Armen an. Es traten unter ihnen ſogenannte Propheten und Prophetinnen auf, deren Schwärmerei Alles in Feuer ſetzte. Sich von der Tyrannei frei machen, oder die Märtyrerkrone erlangen, darnach ſtrebten die unter dem Namen Camiſarden bekannten Rebellen. Ihr Feldgeſchrei war: „Keine Auflagen und Gewiſſensfreiheit.“ Je mehr man deren hinrichten ließ, deſto blutgieriger wurden die übrigen. Die Hülfstruppen, die ſie von den Alliirten, vornehmlich von Savoyen erwarteten, ſtärkten ihre Kühnheit. Der Marſchall von Montrevel hatte ſie vergeblich verfolgt. Der Marſchall von Villars glaubte dadurch mehr zu gewinnen, daß er mit einem ihrer Anführer, einem Bäckerjungen, in Unterhandlung trat, dem man ein Oberſtpatent gab, und der bald darauf in engliſche Dienſte trat. Indeſſen blieben die Aufrührer unbiegſam. Nachdem Villars wieder an die Spitze der Armee geſetzt ward, brachte der Marſchall von Berwick ſie dadurch zum Gehorſam, daß er die meiſten ausrottete.

Frankreich und Baiern ſahen ſchon die Entthronung des Kaiſers wie vor Augen. Schon war Paſſau in den Händen des Churfürſten von Baiern. Die Baiern und Franzoſen konnten leicht Wien belagern, und Leopold lag noch im Kriege mit den Ungarn. Aber Villars commandirte nicht mehr in Deutſchland. Marlborough, der ſich bereits der Städte Bonn, Huy und Limburg bemeiſtert hatte, eilte mit ſchnellen Schritten

dem Kaiſer zu Hülfe. Villeroi commandirte die Armee in Flandern. Er folgte anfangs dem Marlborough nach, verlor ihn aber bald aus den Augen. Der Engländer nahm die Verſchanzungen bei Donauwörth mit Gewalt ein, ſetzte ſich in Beſitz dieſer Stadt und ging über die Donau. Der Prinz Eugen ſtieß zu ihm, und ſie ſtanden nunmehr mit ungefähr 52,000 Mann gegen eine 60,000 Mann ſtarke Armee. Auf derſelben Ebene, wo Villars im Jahre 1703 die Kaiſerlichen geſchlagen hatte, erfolgte die berühmte Schlacht bei Hochſtädt, welche die größten Unglücksfälle zur Folge hatte. Die Marſchälle von Tallard und von Marſin führten zugleich mit dem Churfürſten von Baiern das Commando, und begingen große Fehler. Das Uebergewicht der feindlichen Feldherren war ſchon allein und für ſich betrachtet eine nur zu üble Vorbedeutung. Marlborough brach in den Flügel, den Tallard commandirte. Dieſer, der ein ſchwaches Geſicht hatte, warf ſich in die Hände einer feindlichen Escadron, und ward von derſelben gefangen genommen. Nun warf Eugen, der ſchon drei Mal zurückgeſchlagen worden war, auf der andern Seite Alles vor ſich nieder. Der Churfürſt und Marſin zogen ſich zurück, ohne an ein Corps von 12,000 Mann der beſten franzöſiſchen Truppen zu denken, die in dem Schloſſe Blindheim eingeſchloſſen waren. Dieſes kleine Heer ward durch ſeine Lage genöthigt, ſich ohne Schwertſtreich zu ergeben. Die Donau und das Schlachtfeld waren mit Todten bedeckt.

Nach der erlittenen Niederlage brachte man kaum 20,000 Mann zuſammen, und verlor plötzlich faſt 100 Meilen Landes. Baiern ward den Oeſterreichern zur Beute während der Zeit, daß der Churfürſt nach Brüſſel flüchtete. Das Elſaß ward angegriffen, Landau und Trarbach wurden von den Kaiſerlichen eingenommen, und Marlborough bemächtigte ſich der Stadt Trier.

Mitten unter dieſen Siegen ſtarb 1705 Leopold. Jo-

Rosmäsler Berlin 1840.

SCHLACHT BEI HOCHSTAEDT.

ſeph I., älteſter Sohn und Thronfolger Leopolds, benutzte die erlangten Vortheile. Er belegte ſogleich die beiden ihrer Staaten beraubten Churfürſten von Baiern und Cöln mit der Reichsacht, und gab ein Reichsfürſtenthum, Mendelheim, an Marlborough, an welchen die Königin Anna und das engliſche Parlament die ſchmeichelhafteſten Belohnungen verſchwendeten.

Schon wankte Philipp V. auf dem ſpaniſchen Throne; obſchon der größte Theil der Nation für ihn war, ſo fanden ſich doch in den Provinzen viele Verräther und Aufrührer. Der Cardinal Portocarrero und Arias, dieſe vornehmſten Mitglieder des geheimen Staatsrathes, waren in Ungnade gefallen. Die Prinzeſſin von Urſino, geborne von Tremouille, hatte nebſt den Franzoſen, des Königs Gunſt. Sie veränderte das Miniſterium nach Belieben.

England und Holland nahmen ſich, um Philipp vom Throne zu ſtürzen, mit den größten Anſtrengungen des Erzherzogs an, den man im Scherze Carl, von der Ketzer Gnaden katholiſcher König, nannte. Die Engländer zeichneten ſich bei dieſer Unternehmung aus. Nachdem ſie im Jahre 1704 den Erzherzog nach Portugal begleitet hatten, nahmen ſie Gibraltar ein, das man ihnen ſeitdem niemals hat wieder entreißen können. Im folgenden Jahre unterwarfen ſie ſich die Provinzen Valencia und Catalonien. Zwei vergebliche Verſuche Frankreichs, einer wider Gibraltar und der andere gegen Barcelona, vernichteten jene fürchterliche, von Ludwig XIV. errichtete Seemacht beinahe gänzlich. Immer mit dem Zutrauen ſeines Monarchen beehrt, ſchmeichelte ſich Villeroi, die Flecken, die er ſeinem Ruhme zugezogen hatte, mit einer Armee von 80,000 Mann in Flandern auszulöſchen. Gegen den Rath der übrigen Feldherren wollte er ein Treffen wagen, und die Schlacht bei Ramilliers endigte ſich mit einer ſchimpflichen Niederlage der Franzoſen. Marlborough jagte ſie in einer halben

Stunde auseinander. Man verlor **20,000** Mann, und faſt das ganze ſpaniſche Flandern. Ludwig machte Villeroi keine Vorwürfe. „Herr Marſchall," ſagte er zu demſelben, als er ihn zum erſten Male wieder ſah, „in unſerm Alter iſt man nicht glücklich mehr." Man hätte Vendome in Italien laſſen ſollen, weil er daſelbſt einen ſchweren Krieg mit Ruhm führte. Er hatte in der Schlacht bei Caſſano an der Adda den Prinzen Eugen zurückgetrieben (**1705**). So eben hatte er bei Caſſinato über einen andern General einen vollſtändigen Sieg erfochten, und endlich den Prinzen Eugen genöthigt, ſich bis ins Tridentiniſche zurück zu ziehen, um daſelbſt Hülfstruppen zu erwarten. Man ſchickte ſich an, dem Herzoge von Savoyen durch Einnahme der Hauptſtadt des Fürſtenthums Piemont den letzten Streich zu verſetzen. Unterdeſſen erhielt Vendome Befehl, an der Stelle des Villeroi das Commando in den Niederlanden zu übernehmen. Der Herzog von Feuillade, Schwiegerſohn des Miniſters Chamillard, der ihn zu den höchſten Ehrenſtellen erheben wollte, hatte den Auftrag erhalten, Turin zu belagern; eine abermalige Wahl aus Gunſt, aber auch eine abermalige Quelle von unglücklichen Ereigniſſen. **100** Bataillone und **46** Escadrons, **140** Kanonen, **110,000** Stückkugeln, **21,000** Bomben, ungefähr **28,000** Granaten u. ſ. w. wurden zu dieſer Belagerung aufgetrieben. Zur Beurtheilung des Herzogs von Feuillade darf man nur wiſſen, daß der Marſchall von Vauban ſich erbot, als Ingenieur die Belagerungsoperationen zu dirigiren, und er dieſes Anerbieten mit Verachtung ausſchlug. Aus der Art, wie er Turin angriff, hätte man glauben ſollen, daß es ſeine Abſicht ſey, die Stadt nicht einzunehmen, denn mit der Belagerung hatte es durchaus keinen Fortgang. Der Herzog von Savoyen entfernte ſich aus der Stadt und entkam. Eugen kam ihm zu Hülfe, und behielt noch Zeit genug, alle Hinderniſſe zu überwältigen. Noch im Angeſichte des Herzogs von Vendome,

der ſchon zum Feldzuge in Flandern als Befehlshaber ernannt war, ging der Prinz Eugen über die Etſch, den Canalblanc und weiter über den Po. Der Herzog von Orleans, dem Vendome das Commando der Armee übergab, machte ſich auf den Weg, um vor Turin zu Feuillade zu ſtoßen, nachdem er die Kaiſerlichen nicht hatte verhindern können, ſich bei Aſti mit dem Herzoge von Savoyen zu vereinigen. Man erwartete die Feinde in den Linien. Innerhalb zweier Stunden waren die Linien überſtiegen, und die Franzoſen in die Flucht getrieben. Die Bagage, die Kriegsvorräthe, die Kriegscaſſe, Alles blieb in der Gewalt des Feindes. Marſin ſtarb an einer Wunde. Der Herzog von Orleans, der verwundet war, zog ſich nach Pignerol zurück. Man hatte mehrere tauſend Mann an Todten eingebüßt, und in Italien war Alles verloren, Piemont, Mailand, Modena, Mantua und ſelbſt das Königreich Neapel. Zwei Tage nach der Niederlage bei Turin erfocht der Graf von Medavi zu Caſtiglione einen vollkommenen Sieg über den Prinzen von Heſſen. Aber welch ein Sieg! Man capitulirte, um die ſiegenden Truppen zu retten, und überließ alles Land dem Kaiſer. In Spanien ſah es nicht weniger verzweifelt aus.

Die Belagerung von Barcelona, der Philipp V. beiwohnte, zeichnete ſich durch eben ſo unglückliche Umſtände aus, wie die von Turin. Man hoffte, die Stadt einzunehmen, als der Graf von Toulouſe, Ludwigs XIV. natürlicher Sohn und Großadmiral, der den Hafen beſetzt hielt, ſich vor einer engliſchen Escadre zurückzog. Dazu kam eine Sonnenfinſterniß, welche die Spanier in Schrecken ſetzte. Der Marſchall von Teſſe hob plötzlich die Belagerung auf. Man überließ den Engländern große Vorräthe, und der Schrecken verbreitete ſich in den Provinzen. Sie drangen in Madrid ein, und ließen daſelbſt den Erzherzog zum Könige ausrufen. Man glaubte, Philipp V. würde ſich in Amerika niederlaſſen müſſen. Eine Hülfsquelle war noch in

der Treue der Caſtilianer übrig. Ihrem Könige getreu, voll Unwillen, daß man ſie gegen ihre Zuſtimmung einem andern Fürſten unterwürfig machen wollte, bewieſen ſie allen Eifer eines unerſchrockenen Volkes; Biſchöfe, Prieſter, Mönche und Bauern überließen ſich einem patriotiſchen Enthuſiasmus, zeichneten ſich durch kühne Unternehmungen aus und man ſah bald die Hauptſtadt befreit. Philipp hielt daſelbſt wieder ſeinen Einzug, und ward mit der größten Freude aufgenommen. Jeder beeiferte ſich, ihm beizuſtehen. Der Marſchall von Berwick, Jacobs II. natürlicher Sohn, ſchlug die Feinde bei Almanza, an der Gränze von Valencia (1707). Ihr Feldherr war der Graf von Ruvigni, ein Franzoſe, der unter dem Namen Mylord Gallovai zum Pair von England erhoben war. Als er die Anſtrengungen der Caſtilianer ſah, ſchrieb er nach London, daß alle europäiſchen Mächte einen von ſeinen Unterthanen ſo ſehr geliebten Fürſten nicht würden vom Throne ſtürzen können. Der Herzog von Orleans übernahm jetzt das Commando der Truppen in Spanien. Er benützte den Sieg bei Almanza, um Valencia und Aragonien wieder zum Gehorſam zu bringen, und nahm Lerida in Catalonien ein. Außerdem war der Marſchall von Villars in Deutſchland glücklich, wo er Franken und Schwaben brandſchatzte. Der Herzog von Savoyen und der Prinz Eugen drangen durch den engen Paß zu Tende in Frankreich ein. Sie belagerten Toulon, welches zu gleicher Zeit von einer engliſchen Flotte bombardirt ward. Doch Hungersnoth, Krankheiten und zu rechter Zeit herannahende Hülfstruppen bewirkten die Aufhebung der Belagerung und vertrieben auf dieſer Seite die Feinde.

Ein Verſuch auf Schottland zum Beſten des Prätendenten war von keinem Erfolge. Der Ritter von Forbin rettete noch die Flotte und das war viel. Ludwig hoffte auf Vortheile von dem flanderiſchen Feldzuge. Sein Enkel, der Herzog von Bur-

gund, berühmt durch die tugendhaften Geſinnungen, in welchen ihn Fenelon erzogen hatte, commandirte daſelbſt eine Armee von 100,000 Mann und Vendome diente unter dem Prinzen. Die Einnahme der Städte Gent und Ypern, eine um ſo viel leichtere Eroberung, weil man in dieſen Plätzen ein heimliches Einverſtändniß unterhielt, ſchien großes Glück zu verheißen.

Unglücklicherweiſe vertrugen ſich der fromme Prinz und deſſen Hofleute nicht mit dem anders denkenden General.

Der Prinz Eugen und Marlborough, die in der Schlacht, wie im Rathe zuſammen hielten, benützten die durch dieſes Mißverſtändniß verurſachten Fehler. Sie ſchlugen die franzöſiſche Armee bei Oudenarde gänzlich; belagerten Lille, wo die viermonatliche treffliche Vertheidigung des Marſchalls von Boufflers nur dazu diente, den Ruhm der Sieger zu verherrlichen, worauf ſie Gent und Brügge einnahmen. Paris zitterte, denn Officiere in holländiſchen Dienſten, größtentheils franzöſiſche Flüchtlinge, hatten ſich Verſailles genähert, und den Oberſtallmeiſter, den ſie für den Dauphin hielten, aufgehoben und mit ſich weggeführt. Im Jahr 1709 füllte ſich das Maß der Widerwärtigkeiten. Bei allen ſeinen günſtigen Geſinnungen gegen Frankreich ward Clemens XI., da er den Kirchenſtaat von den Kaiſerlichen bedroht ſah, gezwungen, den Erzherzog als König von Spanien anzuerkennen. Die Engländer entriſſen den Spaniern 1708 Sardinien, und gaben es dem Kaiſer. Sie hatten im Jahre vorher Port-Mahon eingenommen. Die Mauren hatten ſich der feſten Stadt Oran auf der afrikaniſchen Küſte bemächtigt. Frankreich litt auf allen Seiten.

Zu ſo manchem Verluſte geſellten ſich natürliche Landplagen. Ein ſchrecklicher Winter benahm alle Hoffnung auf eine gute Ernte. Frankreich ſchien unvermögend, neue Kräfte ſammeln zu können. In den Provinzen erſcholl ein lautes Murren. Ludwig bat um Frieden, ohne auf erträgliche Bedingungen Rechnung machen

zu können; er ſuchte nur ſeine Unterthanen zu überzeugen, daß er den Krieg wider ſeinen Willen fortſetzte. In der That ſah ſich der Marquis von Torey, vornehmſter Miniſter des Königs, der das Friedensgeſchäft perſönlich betrieb, im Haag den ſtolzen Behandlungen des Großpenſionärs Heinſius bloßgeſtellt, der ſich mit Marlborough und dem Prinzen Eugen zu Frankreichs Unterdrückung vereinigt hatte. Ihre Vorſchläge waren äußerſt anmaßend. Sie verlangten, der König ſolle ſich mit ihnen zur Entthronung ſeines Enkels vereinigen, der Oberherrſchaft in Elſaß entſagen, zehn Städte in Flandern den Holländern abtreten u. ſ. w. Dieſe übertriebenen Vorſchläge waren zum Beſten Ludwigs XIV. von guter Wirkung. Er legte durch ein Circulärſchreiben die Ungerechtigkeit der Feinde und die Nothwendigkeit, ſich wider dieſelben zu vertheidigen, der Welt vor. Der Unwillen und die Ehre machten ſeine Unterthanen gegen die Drangſale, die ſie erduldeten, unempfindlich.

Eine Armee von ungefähr 70,000 Mann ſtand in Flandern, und Villars führte das Commando. Boufflers, obſchon älterer Marſchall, diente auf eigenes Anſuchen unter ihm. Man hatte ſo eben die Stadt Dornick verloren. Eugen und Marlborough wollten mit 80,000 Mann Bergen belagern, und griffen die Franzoſen an, die ſolches zu verhindern ſuchten.

Die Schlacht bei Malplaquet ward durch die Hartnäckigkeit des Gefechts merkwürdig. Dem franzöſiſchen Soldaten hatte es Abends vorher an Brod gefehlt; er warf einen Theil desjenigen weg, das jetzt unter ihn ausgetheilt ward, indem er ſeine eigenen Bedürfniſſe vergaß, um ſich ſeinem kriegeriſchen Muth zu überlaſſen. Der feindliche linke Flügel, wo die Holländer ſtanden, ward niedergehauen. Dennoch war der Vortheil auf Marlborough's Seite. Villars ward verwundet. Man verlor das Schlachtfeld und zog ſich unter Boufflers Anführung in guter Ordnung

zurück. Frankreich verlor ungefähr 8000 Mann; die Alliirten hingegen hatten mehr als 20,000 Mann verloren. Indeſſen nahmen ſie Bergen ein. Man ſah ſich noch ein Mal mit einem feindlichen Einfalle auf einer andern Seite des Königreichs bedroht. Der Herzog von Savoyen war über die Alpen gegangen und hatte Anneci eingenommen; er ſollte bis in Burgund vorrücken, wo die Kaiſerlichen zu ihm zu ſtoßen gedachten, nachdem ſie in die Franche Comté würden eingedrungen ſeyn. Dieſe kühne und mit Klugheit verabredete Unternehmung mißlang durch die Niederlage des Grafen von Merci zu Rumersheim. Der Graf von Bourg (nachmals Marſchall von Frankreich) hatte die Ehre des Sieges.

Ludwig XIV., der im Jahre 1672 beinahe ganz Holland unterjochte und deſſen Muth zur Verzweiflung brachte, ſah ſich jetzt genöthigt, eben dieſe Holländer um einen für ihn entehrenden Frieden zu bitten. Er bot ihnen eine Barriere an, worin die Städte Dornick und Lille mit begriffen waren; erbot ſich, Straßburg und Breiſach zurück zu geben, den Hafen von Dünkirchen zu verſchütten, den Erzherzog als König von Spanien anzuerkennen, Philipp V. nicht die geringſte Hülfe zu leiſten u. ſ. w. Man kann hieraus ſchließen, wie erſchöpft die Nation und in welchem traurigen Zuſtande das Königreich ſeyn mußte. Die Alliirten erſchöpften ſich aber auch; allein auf der einen Seite wünſchte der Ehrgeiz Eugens und Marlborough's die Verlängerung des Krieges und der übermüthige Großpenſionär, Heinſius, hatte ſeine Luſt daran, Ludwig XIV. zu demüthigen. Holland hatte nach Ableben Wilhelms III. keinen Statthalter mehr. Inzwiſchen befolgte Heinſius, obſchon weniger herrſchſüchtig als Wilhelm, in Anſehung Frankreichs daſſelbe Staatsſyſtem, und überließ ſich den Regungen, welche die beiden Feldherren ihm einflößten. Als die franzöſiſchen Geſandten, denen man in der kleinen Stadt Gertrudenburg den Zutritt verſtattete — denn man würdigte ſie nicht, ſie bei den

Conferenzen der übrigen Bevollmächtigten zuzulaſſen — ihre Vorſchläge mit einem Tone der Verachtung verworfen ſahen, ſo erniedrigten ſie ſich ſo ſehr, daß ſie Hülfsbeiträge an Geld wider Philipp V. verſprachen. Die Feinde trieben auf der andern Seite die Sache ſo weit, daß ſie verlangten, der König ſolle wider Philipp die Waffen ergreifen und ſich anheiſchig machen, ihn allein innerhalb zweier Monate vom Throne zu ſtürzen. Ohne dieſe Bedingung wollten ſie ſich in keine Friedensunterhandlungen einlaſſen. Das hieß den Frieden unmöglich machen.

Um das Maß des Elendes voll zu machen, nährte das Glück den Trotz der Alliirten. Sie eroberten Douai, Bethüne, Saint-Venant und Aire. Die Vormauern Frankreichs ſtürzten eine nach der andern nieder. Das öffentliche Elend erregte allenthalben Verzweiflung. Vermöge eines neuen Finanzedicts ſollte Jeder den zehnten Theil ſeiner Einkünfte zahlen, und dieſe zum Unglück nothwendige Auflage ward ohne Widerſpruch protocollirt.

In Spanien ging es nicht beſſer. Man ſah den Augenblick eintreten, wo alle Hoffnung verloren war. Nach dem Treffen bei Almanza im Jahre **1707**, dem im Jahre **1709** ein andrer Sieg folgte, den der Marquis von Bay an der Guadiana in Eſtremadura erfocht, war Philipp V. abermals in Gefahr, aus ſeinem Königreiche vertrieben zu werden. Ludwig XIV. hatte zu ſeiner eigenen Vertheidigung ſeine Truppen zurückgerufen. Die Spanier, ſchon zwei Mal in Catalonien geſchlagen, erlitten eine dritte Niederlage bei Saragoſſa von dem deutſchen General Stahrenberg. Philipp entfernte ſich abermals von ſeiner Reſidenz. Der Erzherzog hielt wieder ſeinen Einzug in Madrid, und ließ ſich aufs neue zum Könige ausrufen. Man hatte ſich von dem franzöſiſchen Hofe nur einen einzigen Mann erbeten, jenen berühmten Herzog von Vendome, der nach dem unglücklichen Feldzuge bei Lille nicht mehr diente. Niemals wußte ein General, ſo wie er, den

kriegeriſchen Enthuſiasmus zu erwecken. Er kam an und man glaubte einen Retter in ihm gefunden zu haben. Die Grands von Spanien rathſchlagten über den Rang, den man ihm zu geben hätte. „Jeder Rang,“ ſagte der Held, „iſt für mich gerecht; ich komme nicht, Ihnen den Vorang ſtreitig zu machen, ſondern um Ihren König zu retten.“ Bald hatte er eine Armee und Geld; der Eifer der Nation ſchien Alles möglich zu machen.

Der Erzherzog verließ Madrid. Vendome, der daſelbſt den König wieder eingeführt hatte, eilte den erſtaunten Feinden entgegen, belagerte in Brihuega den engliſchen General Stanhope, machte ihn mit 5000 Mann zu Gefangenen und erfocht Tags darauf bei Villaviciosa einen entſcheidenden Sieg über Stahrenberg.

In England hatten die Whigs, unterſtützt von Marlborough, eine große Gewalt. Der Durſt nach Gold, eine dieſes ſo großen Mannes unwürdige Leidenſchaft, trug nicht weniger als die Ehrſucht dazu bei, ihn zu einem unverſöhnlichen Feinde des Hauſes Bourbon zu machen. Seine Gemahlin beherrſchte die Königin Anna; der Oberaufſeher der Schatzkammer, Godolphin, war ſein Freund und ein Schwiegervater einer ſeiner Töchter; der Staatsſecretär, Graf von Sunderland, ſein Eidam, war ihm nicht weniger ergeben. So konnte er über Alles ſchalten, ſo lange bei Hofe keine Veränderung vorging. Aber ſtolz bis zum Uebermuthe, vergaß die Herzogin von Marlborough, daß man ſich mit Klugheit in der Gunſt der Regenten müſſe zu erhalten ſuchen. Sie ließ die Königin ihre Herrſchaft zu ſehr empfinden, und gab derſelben ſo viele Urſache zum Mißvergnügen, daß im Jahre 1708 eine Verwandte und Creatur von ihr, die Mylady Masham, ſchon als eine Nebenbuhlerin ſie zu ſtürzen bereit ſtand.

Von dieſer Zeit an entſpannen ſich Ränke wider den Herzog, und die Torys faßten neuen Muth. Harley, nachmaliger Graf von Oxford, Staatsſecretär, und der berühmte Saint John,

nachmaliger Graf von Bolingbroke, entwarfen einen Plan zur Staats-Revolution. Anna, auf's empfindlichſte von der Herzogin von Marlborough beleidigt, brach mit ihr. — Bald darauf wurden Godolphin, Sunderland und die übrigen Häupter der Whigs vom Hofe entfernt. Das Miniſterium ward verändert, weßhalb man auch das Parlament verändern mußte.

Sobald die Torys die Stärkern waren, wurden ſie, wie vorher die Whigs, übermüthig und Verfolger. Sie ſchmähten auf die Exminiſter und auf den Herzog von Marlborough. Der Parteigeiſt erlöſchte das Andenken der großen Thaten und der großen Verdienſte dieſes Feldherrn. Man redete von nichts, als von ſeinem unerſättlichen Geize; legte ihm die gehäſſigſten Dinge zur Laſt, ſpottete ſeiner Talente, und fing an, Alles an ihm zu bezweifeln, ſogar ſeine Tapferkeit.

Unterdeſſen wagte der Hof nicht, dem Herzoge von Marlborough das Commando über die Armee zu nehmen. So lange der Krieg dauerte, mußte er ſicher einen großen Theil ſeiner Macht beibehalten; und ſo geneigt auch die Königin zum Frieden war, ſo ſetzten doch die Nationalvortheile wider Frankreich und der Stolz über die erfochtenen Siege demſelben mächtige Hinderniſſe entgegen. Aber nachdem der Kaiſer Joſeph geſtorben war, und nun der Erzherzog Carl die Staaten deſſelben erbte, mußte England ein anderes Syſtem befolgen. Es erſchöpfte ſich zum Vortheil eines Andern, und trug die Laſten des Krieges, während Holland und das Haus Oeſterreich die Vortheile davon zogen.

Die mit den Alliirten geſchloſſenen Verbindungen ließen der Königin Anna und deren Miniſtern keine freie Hände. Schon hatte man mit dem Hofe zu Verſailles eine heimliche Unterhandlung begonnen, und zwar durch Hülfe eines unbekannten Prieſters, Namens Gaultier, der dem Miniſter Ludwigs XIV.

verſicherte, daß, wenn man nur wolle, der Friede ohne Hollands Einmiſchung geſchloſſen werden könne.

Inzwiſchen ſetzte man den Krieg noch immer fort, und Marlborough machte Frankreich noch immer zittern. Er erſtieg die Linien des Marſchalls von Villars, welche ſich von Montreuil bis Valenciennes erſtreckten; unternahm die Belagerung der Stadt Bouchain, die ihm glücklich gelang, und hatte faſt keine Hinderniſſe mehr vor ſich, um bis nach Paris vorzudringen. Zum Glücke ward die Ehrſucht dieſes Generals durch die friedlichen Abſichten des Londoner Hofes aufgehalten. Wider den Willen des Kaiſers und der Generalſtaaten unterzeichnete man endlich die Friedens-Präliminarien, in welchen den Alliirten eine Barriere verſichert, die Schleifung der Feſtungswerke der Stadt Dünkirchen bewilligt ward u. ſ. w. Marlborough verlor ſeine Ehrenſtellen, behielt aber ſeine im Kriege erworbenen Reichthümer. Wegen Entwendung der Staatsgelder angeklagt, würde er vielleicht ein Opfer der Torys geworden ſeyn, wenn nicht die Königin dieſen ſehr unangenehmen Prozeß mit kluger Mäßigung in die Länge gezogen hätte. Umſonſt begab ſich der Prinz Eugen nach London, in der Hoffnung, die Abſichten des Miniſteriums vereiteln zu können, wo er jedoch mit großen Ehrenbezeigungen aufgenommen wurde.

Es war eine gerechte Strafe für den Stolz der Holländer, daß ſie England im Begriffe ſahen, ſie zu verlaſſen. Man erklärte ihnen im Namen der Königin, daß, wenn ſie zögern würden, den Präliminarien beizutreten, man dieſe Zögerung als eine abſchlägige Antwort anſehen würde. Sie bewilligten darauf die Eröffnung der Conferenzen zu Utrecht.

Joſeph I. deutſcher Kaiſer.

Joſeph war ein Sohn Leopolds, und wurde im Jahre **1678** geboren. Im Jahre **1687** ließ ihn Leopold, mit dem Vorbehalte, ſich bei ſeinen Lebzeiten in die Regierung nicht zu miſchen, zu Preßburg zum König von Ungarn krönen. Eben ſo nahm er auch den Titel eines Königs von Böhmen an, und wurde von den Ständen des Königreichs dafür erkannt, ohne ſich krönen zu laſſen; nach dem Tode ſeines Vaters trat er die Regierung der kaiſerlichen und aller öſterreichiſchen Staaten an. Er ſah ſich bei dem Antritte der Regierung in zwei Kriege verwickelt, erſtens mit dem von Ragozi aufgewiegelten Ungarn, und dann mit Frankreich. Obwohl Frankreich die Ungarn durch Unterſtützung an Geld und anderen Bedürfniſſen ſo ſehr begünſtigte, daß ſie viele Eroberungen machten und durch ihre öfteren Streifereien an den mähriſchen, ſteiermärkiſchen und öſterreichiſchen Gränzen großen Schaden verurſachten, ſo ſchlugen doch die kaiſerlichen Generale ſie wieder zurück, nahmen ihnen die eroberten Plätze wieder ab, und im Jahre **1711** machte endlich der mit den Ungarn wider den Willen des Ragozi geſchloſſene Vergleich dem bisherigen Kriege ein Ende. Allein jener mit Frankreich wegen der ſpaniſchen Erbfolge währte noch immer fort, ſowohl in Italien, als am Rhein und in den Niederlanden. Wechſelte gleich das Glück am Rhein ſehr ab, ſo war es deſto ſtandhafter in den Niederlanden.

Obgleich Joſeph in einen fortdauernden Krieg in Italien und Deutſchland, in den Niederlanden und Spanien verwickelt war, auch die Ungarn ihm ſehr viel zu ſchaffen machten, ſo war doch die Auflegung ſeiner Steuern mäßig. Seinen kriegeriſchen Muth bewies er bei der zweimaligen Eroberung der Feſtung Landau, wo er ſich ſelbſt in die Approchen hinein wagte. Als man ihn davon abzu-

halten ſuchte, gab er zur Antwort: „Wer ſich fürchtet, der bleibe lieber zurück.“ Seine Regierung unterſchied ſich dadurch beſonders, daß die Geſchäfte einen lebhafteren und ſchnelleren Gang erhielten, und weil er die Kunſt beſaß, die Menſchen genau zu beurtheilen, ſo war er auch in der Wahl ſeiner Miniſter und Feldherren glücklich. Er arbeitete ſelbſt in Staatsſachen und ohne ſich einzelnen Günſtlingen zu überlaſſen, zog er nur ſachkundige Staatsbeamten zu Rathe. Seine Wirkſamkeit gab der Staatsmaſchine Kraft und Bewegung. Liebte ſein Vater ſchon Pracht und Glanz bei ſeinem Hofe, ſo war er noch weit mehr dafür eingenommen, denn als König hatte er 115 Kammerherren und als Kaiſer 350.

Als der engliſche Admiral Leak für Carl III. die Inſel Sardinien eroberte, fing der Herzog von Savoyen an, nicht nur gleichgültig gegen die kaiſerlichen Waffen zu werden, ſondern auch die italieniſchen Fürſten zu einem Bündniſſe wider das Erzhaus Oeſterreich zu verleiten, und verſprach ſich um ſo mehr davon, weil damals zwiſchen dem Kaiſer Joſeph und dem Pabſte Clemens XI. Mißhelligkeiten herrſchten, indem dieſer Carl III. bisher noch nicht für einen König von Spanien anerkannt und die einem Geiſtlichen im Stifte Hildesheim, kraft des kaiſerlichen Rechtes der erſten Bitte, verliehene Pfründe verworfen hatte. Es war ſchon ſo weit gekommen, daß von kaiſerlicher Seite in dem päbſtlichen Gebiete Feindſeligkeiten ausgeübt wurden. Allein ein baldiger Vergleich legte Alles wieder bei, und der Pabſt trug kein Bedenken mehr, Carl III. mit Beilegung des Titels Majeſtät für einen König von Spanien zu erkennen. Durch die in dem langwierigen Kriege angeſtrengten Kräfte äußerſt geſchwächt, trug der König von Frankreich ſchon Friedensbedingniſſe an, doch beharrte Eugen darauf, daß ohne völlige Rückgabe der ganzen ſpaniſchen Monarchie, und ohne die unbedingte Herſtellung des münſteriſchen Friedens ſich an einen Frieden nicht denken laſſe. Es wurden darüber zwar Unter-

handlungen gepflogen, die ſich aber am Ende wieder zerſchlugen, und im Jahre 1709 den Krieg am Rhein ſowohl, als in Italien und in den Niederlanden weiter fortſetzten. Die letzteren waren der Hauptſchauplatz, wo unter Anführung Eugens und Marlboroughs das Treffen bei Malplaquet das mörderiſcheſte im ganzen Kriege war, worauf Mons fiel, und der König von Frankreich ſich abermals zu einem Vergleiche verſtand. Wirklich wurden auch dieſe Friedensunterhandlungen zu Gertrudenburg vorgenommen; ſobald aber Ludwig XIV. die Erklärung ſeines Enkels Philipps V. hörte: daß er feſt entſchloſſen ſey, Spanien gegen gar keine Entſchädigung fahren zu laſſen, wurden die Feindſeligkeiten fortgeſetzt. Endlich trugen die Miniſterialveränderungen in England, ſo wie Frankreichs geheime Unterhandlungen mit demſelben Vieles dazu bei, daß abermals Friedensbedingniſſe vorbereitet wurden, die für das Haus Bourbon unendlich vortheilhafter ausfallen mußten, als die vorigen, beſonders da um dieſe Zeit der Kaiſer Joſeph ohne männliche Nachkommen ſtarb, und man es für zu gefährlich hielt, ſeinem Bruder und einzigen Nachfolger, Carl III., dem bisherigen Plane gemäß, auch noch die ganze ſpaniſche Monarchie zu überlaſſen. Wirklich hätte dem neuen Syſtem, das man ſeit 1710 in England angenommen hatte und den Wünſchen des franzöſiſchen Hofes mehr entſprach, nichts willkommener ſeyn können, als der Tod des unbeerbten Kaiſers Joſeph, den in der Blüthe ſeines Lebens und ſeiner Hoffnungen den 17. April im Jahre 1711 zwiſchen 10 und 11 Uhr Morgens die Kinderpocken unvermuthet von der Welt rafften, nachdem er noch nicht 33 Jahre alt war, und keine volle 6 Jahre regiert hatte; ſein Bruder, Carl VI., folgte ihm in der Regierung.

Der Utrechter Frieden. Das Haus Braunſchweig gelangt auf den Thron von Großbritannien. Ende der Regierung Ludwigs XIV.

Der Utrechter Congreß wurde im Januar 1712 eröffnet, und entſprach anfangs nicht den Erwartungen. Kaiſer Carl VI. widerſetzte ſich aller Zerſtücklung der ſpaniſchen Monarchie. Die Holländer ſchränkten ihre Forderungen nicht auf die verlangte Barriere ein. Sie hatten immer ihre Unterhandlungen mit Hinterliſt und auf eine zweideutige Weiſe getrieben, und erklärten nicht deutlich, was ſie verlangten; ſie behielten ſich vor, ihre Forderungen nach den Umſtänden einzurichten, und wollten, daß Frankreich faſt gänzlich ihrem Gutdünken folgen ſollte.

Die engliſchen Bevollmächtigten auf der andern Seite zurückhaltend und behutſam, ſprachen, ſtatt mit denen von Frankreich offenherzig zu reden, noch im Tone der Feinde. Zu ſo vielen Urſachen der Verzögerung geſellte ſich ein unerwartetes Hinderniß, deſſen Grund für Ludwig XIV. ſchrecklich war. Er hatte im Jahre 1711 ſeinen einzigen Sohn, den Dauphin, verloren. Der Herzog von Burgund, zweiter Dauphin, ſtarb auch, erſt 30 Jahr alt, ein Prinz, deſſen Tod von Jedermann beklagt zu werden verdiente, weil man von ihm die Regierung eines Weiſen erwartete. Seine Gemahlin, die Dauphine, eine treffliche Frau, war ſechs Tage vor ihm geſtorben. Wenige Tage darauf verſchied ihr älteſter Sohn, der Herzog von Bretagne. Der Herzog von Anjou (Ludwig XV.) war in naher Todesgefahr. Daher konnte dann der König von Spanien, zweiter Sohn des erſten Dauphins, gar leicht zur Thronfolge gelangen, und dann war die Vereinigung beider Kronen nicht mehr unwahrſcheinlich. Dieſes bewog die Königin Anna, als eine weſentliche Friedensbedingung zu verlangen, daß Philipp V. gänzlich und ſchlechterdings der Krone Frankreichs entſagen, und ſeine Rechte auf dieſelben ſeinem jüngern

Bruder, dem Herzoge von Berry, übertragen ſolle. Die Noth vermochte gar bald Ludwig XIV., einzuwilligen. Er ſelbſt ermunterte ſeinen Enkel, ſich zu dieſem Schritte zu entſchließen. Philipp verzichtete auf Frankreich, und man ſchloß einen Waffenſtillſtand. Die Engländer verlangten die Rückgabe der Stadt Dünkirchen bis zum Friedensſchluſſe, und ſie wurde gewährt, weil man gedrungen war, mit dem Friedensſchluſſe zu eilen.

Inzwiſchen hatte Holland aufs neue alle ſeine Kräfte zu einem Feldzuge wieder verdoppelt. Eugen nahm Quesnoi ein. Er ſchlug dem General der engliſchen Armee, dem Herzog von Ormond, vor, eine Schlacht zu liefern, als eben der Waffenſtillſtand zwiſchen Frankreich und England erklärt wurde. Der Herzog ging zurück, aber der größte Theil der fremden, von der Königin beſoldeten Truppen weigerten ſich, ihm zu folgen. Eugen, der noch immer der Zahl nach der Stärkere war, unternahm die Belagerung der Stadt Landreci. Frankreich ſah ſich aufs äußerſte gebracht. Man berathſchlagte ſich darüber, ob der König ſich von Verſailles entfernen ſollte. Er aber zeigte ſich entſchloſſen, auf den Fall eines neuen Unglücks den ganzen Adel aufzubieten, ihn gegen den Feind anzuführen und auf dem Kampfplatze zu ſterben.

Es war Zeit, daß die Feinde auf ihrer Seite erfuhren, wie blind man iſt, wenn man dem Glück zu viel vertraut. Ein Pfarrer und eine Magiſtratsperſon zu Douai kamen zuerſt auf den Einfall, daß es leicht ſeyn würde, zwei wichtige Poſten des Prinzen Eugen anzugreifen, deren Linien ſich weit ausbreiteten, und von denen das Lager ſehr entfernt war. Auf die Nachricht, welche die Marſchälle von Villars und von Montesquieu davon erhielten, entwarfen ſie den Plan eines Feldzuges, der Frankreich rettete. Villars ſtellte ſich, als wolle er Eugens Lager angreifen, allein er hielt ihn auf, und überfiel Denain, wo der Herzog von Albemarle verſchanzt ſtand. Er nahm die Verſchanzungen ein,

und machte den General mit allen ihm noch übrigen Truppen zu Gefangenen. Er eroberte nun ſchnell die verſchiedenen Poſten längs der Scarpe, griff Marchiennes an, wo die feindlichen Magazine lagen, und bemächtigte ſich dieſes Platzes innerhalb dreier Tage. Eugen hob die Belagerung von Landreci auf, und ihm ward St. Amand, Douai, Quesnoi und Bouchain wieder genommen. Er zog ſich zurück, nachdem er, ohne eine Schlacht geliefert zu haben, einen großen Theil ſeiner Armee eingebüßt hatte. Nun war die Uebermacht auf Seiten Frankreichs, und die Feinde des Friedens wurden für ihre unüberlegte Ehrſucht beſtraft.

Jetzt entſagte Philipp V. der Krone Frankreichs feierlich; Philipps Bruder entſagte gleichfalls der Krone Spaniens, im Falle er nämlich König von Frankreich werden ſollte, der Herzog von Orleans that daſſelbe. Die Cortes in Spanien beſtätigten Philipps Entſagungsurkunde. Sie thaten noch mehr; die Thronfolgeordnung ward zum Beſten der männlichen Erben verändert. Statt deſſen, daß die königlichen Prinzeſſinnen bisher bei der Beerbung des Thrones vor den nicht ſo nahen verwandten Prinzen den Vorzug gehabt hatten, wurde ausgemacht, daß in Zukunft die Prinzen den Vorzug haben ſollten.

Jetzt, da jedes Hinderniß von Seiten des Londoner Hofes gehoben war, ſprachen die Holländer in einem andern Tone. Sie baten demüthig um Erneuerung der mit ihnen abgebrochenen Conferenzen. In der Beſtürzung über den letzten Feldzug ſahen ſich die Generalſtaaten genöthigt, in die Fußtapfen Englands zu treten, ſo ſehr ſie auch der Wiener Hof davon zurück zu halten ſuchte.

Endlich ward der Utrechter Friede, zufolge der von Ludwig getroffenen Präliminarien, auf folgende Bedingungen unterzeichnet:

1) Frankreich macht ſich anheiſchig, den Prätendenten nicht weiter in ſeinem Gebiete zu dulden, und die Rechte der Stuarts nicht anzuerkennen. Es garantirt die zum Beſten des Hauſes

Hannover feſtgeſetzte Thronfolgeordnung. Die Hudſonsbai, die Inſeln St. Chriſtoph und Terreneuve, Acadien oder Neu-Schottland wurden an England abgetreten. Der Hafen zu Dünkirchen ſollte verſtopft und die Feſtungswerke, unter dem Verſprechen, ſie nie wieder herzuſtellen, geſchleift werden. Spanien tritt den Engländern Gibraltar, die Inſel Minorka und den Aſſinto (den Negerhandel) auf **30** Jahr ab.

2) Frankreich verpflichtet ſich, die ſpaniſchen Niederlande der Generalſtaaten zum Beſten des Hauſes Oeſterreich zu räumen, das dieſelben unumſchränkt beſitzen ſoll. Kein einziger Platz dieſer Provinzen ſoll jemals der Krone Frankreich, auch nicht ein Mal einem Prinzen von Geblüte zugehören. Die Holländer ſollen Beſatzungen in den zu ihrer Barriere beſtimmten Plätzen haben.

3) Der Herzog von Savoyen ſoll, im Falle Philipp V. keine Kinder hinterließe, den ſpaniſchen Thron erben. Spanien tritt ihm das Königreich Sicilien, doch mit der Bedingung ab, daß dieſes Königreich, wenn er ohne männlichen Erben ſtirbt, an Spanien zurückfällt.

4) Der Churfürſt von Baiern behält Luxemburg und die Grafſchaft Namur ſo lange, bis er ſeines erlittenen Verluſtes wegen entſchädigt ſeyn wird. Man geſtand ihm auch das Königreich Sardinien zu.

5) Außer den Niederlanden erhält das Haus Oeſterreich das Königreich Neapel und Mailand, Ludwig überläßt dem Reiche Landau, Kehl und Breiſach. Der Churfürſt von Brandenburg wird als König von Preußen anerkannt und erhält das ſpaniſche Geldern.

6) Portugal wird in den allgemeinen Frieden mit eingeſchloſſen. Alle contrahirenden Mächte erkannten Philipp V. als König von Spanien an.

Wäre Kaiſer Carl VI. dem Utrechter Frieden beigetre-

ten, ſo hätte er dabei ſicher gewonnen, und einen Krieg beendigt, der ſeit 13 Jahren Europa mit Blut überſchwemmte. Er hoffte, auch ohne Englands und Hollands Hülfe noch beſſere Bedingungen zu erpreſſen, und fand Urſache, dieſes zu bereuen. Villars eroberte Landau, ging über den Rhein, ſchlug den General Vaubonne, bemächtigte ſich der Stadt Freiburg, zwang endlich auf dieſe Weiſe den Kaiſer, den Feindſeligkeiten ein Ende zu machen, und hatte die Ehre, mit dem Prinzen Eugen den Raſtädter Frieden zu ſchließen.

Durch dieſen Friedensſchluß behielt Frankreich Landau und ſeine Gränzen blieben genau eben ſo, wie nach dem Ryswycker Frieden. Carl VI. erhielt von der ſpaniſchen Monarchie eben das, was man ihm zu Utrecht eingeräumt hatte. Er ſetzte die Churfürſten von Baiern und Cöln wieder in ihre Staaten ein. Weder er, noch das Reich, erkannten den König von Spanien an, der ſeinerſeits wiederum den Kaiſer nicht anerkannte; aber ihre Rechte blieben deſſenungeachtet in Kraft. Der Frieden mit dem Reiche ward zu Baden unterzeichnet.

Nun war für den König von Spanien nichts mehr zu unterjochen übrig, als Catalonien, das ſich noch immer hartnäckig wider ihn empörte. Aller Hülfe entblößt, wagte es noch immer, ſich der Begeiſterung der Freiheit zu überlaſſen. Ludwig ſchickte Truppen und ein Geſchwader. Sowohl zu Lande als zur See belagert, wehrte ſich Barcelona mit Muth. Prieſter und Mönche bedienten ſich der Schwärmerei, um den Muth der Bürger zu entflammen. Mehr als 500 dieſer Geiſtlichen ſtarben mit den Waffen in den Händen. Endlich nöthigte der Marſchall von Berwick dieſe große Stadt, zu capituliren. Man beſtrafte die Schuldigſten und beraubte die Stadt ihrer Privilegien.

Bei dem ruhigen Beſitze ſeines Königreichs nährte Philipp V. beſtändig eine blinde Ergebenheit für die Prinzeſſin

von Urſini, ſeine Favorite, welche die Königin Maria Louiſe von Savoyen beherrſcht hatte. Die Königin war ſo eben geſtorben, und ein Gerücht ſagte, die Prinzeſſin von Urſini würde an ihre Stelle treten. Auf den Rath des Alberoni, eines Geiſtlichen von Piacenza, von niederer Abkunft, beredete ſie inzwiſchen den König, ſich mit Eliſabeth Farneſe zu vermählen, der Erbin von Parma, Piacenza und Toscana, die jener Italiener als ſchwach und einfältig ſchilderte, und welche ſich gar leicht würde beherrſchen laſſen. Aber kaum war Eliſabeth in Spanien angelangt, als ſie die Favorite, die einige unüberlegte Worte geſprochen hatte, vom Hofe verweiſen ließ, und das ganze Miniſterium umänderte. Man ſchickte den Orri, deſſen Eifer zur Wiederherſtellung der Finanzen die Spanier, und beſonders die Inquiſition empörte, weil er ſich an den Freiheiten der Kirche vergriff, nach Frankreich zurück, und bald hatte Alberoin das Regierungsruder in Händen.

In England erhoben die Whigs ein lautes Geſchrei wider den Frieden. Es ergoß ſich eine Sündfluth von Satyren und Pasquillen. Man verbreitete Gerüchte, die nur zu vermögend waren, die erhitzten Köpfe in Flammen zu ſetzen. Die Königin, hieß es, wolle ihren Bruder, den Prätendenten, auf den Thron erheben, das Pabſtthum würde wieder die Herrſchaft erlangen, die Geſetze würden bedroht, und die Conſtitution wäre in Gefahr. Dieſe Aufruhr athmenden Gerüchte beunruhigten das Parlament; und der Vorſtellungen der Königin ungeachtet, bot man eine Belohnung von 5000 Pfund Sterling für denjenigen aus, der ſich des Prätendenten bemächtigen würde, im Falle dieſer, der nach Lothringen geflüchtet war, einen Einfall in das Königreich unternehmen ſollte.

Von Kummer verzehrt, der ihre körperlichen Schwächen vermehrte, ſtarb Anna im 50. Jahre ihres Alters. Ihre Regie-

rung war eine faſt ununterbrochene Kette von glücklichen Begebenheiten, welche ſie ihren Generalen und Miniſtern zu danken hatte.

Sie führte im Jahre **1706** einen Entwurf aus, den Wilhelm **III.** umſonſt verſucht hatte, die Verbindung Englands und Schottlands in ein einziges Königreich unter dem Namen Großbritannien. Der unbedachtſame Religionseifer des letzten Stuarts hatte eine ſolche Gährung bewirkt, daß man, aus Furcht, einen Katholiken auf dem Thron zu ſehen, lieber einen auswärtigen Fürſten, als einen Prinzen aus dem königlichen Hauſe, als ſelbſt einen Engländer, zum König haben wollte. Da die Prinzeſſin Sophia bereits geſtorben war, ſo ward ihr Sohn, der Churfürſt von Hannover, unter dem Namen Georg **I.**, ohne Schwierigkeit als König anerkannt. Daraus entſtand die ſehr ſchädliche Folge, daß der König von England, als deutſcher Fürſt und Reichsſtand, ein perſönliches Intereſſe hatte, das ſeinem Königreiche nichts weniger als gleichgültig ſeyn konnte. Aber man dachte nur darauf, wie man ſich von dem königlichen Hauſe befreien und den Gedanken an das Pabſtthum auf immer verbannen wollte.

54 Jahre alt, und durch ſeine perſönlichen Verdienſte ausgezeichnet, ſchien Georg vielmehr die Whigs und Tory's gegen einander im Gleichgewichte halten, als dadurch, daß er ſich für dieſe oder jene erklärte, den Parteigeiſt nähren zu müſſen; er ſchenkte den Whigs gleich anfangs ſein Vertrauen. Marlborough erhielt wieder das Commando über die Armee, und Bolingbroke verlor ſeine Stelle als Miniſter. Ein ganz nach dem Willen des Hofes (der nicht unterließ, ſich der Beſtechungen zu bedienen) erwähltes Parlament ſetzte die ordentlichen Einkünfte der Krone auf **700,000** Pfund Sterling, und fing bald darauf an, die Torys zu verfolgen.

Die Jacobiten, oder die Partei des Prätendenten, rüſteten ſich zu neuer Empörung. Das Miniſterium ſah ſich denſelben

Stürmen bloßgeſtellt, denen viele Bürger hatten zum Opfer dienen müſſen. Dies erzeugte einen kühnen, für die Conſtitution gefährlichen, aber der königlichen Gewalt deſto nützlichern Entwurf, den Georg beſſer, als er hoffte, gelingen ſah. Weil das damalige Parlament ſehr lenkſam war, ſo brachte man in Vorſchlag, es auf ſieben Jahre zu verlängern. Scheinbare Vorwände erhielten die Oberhand über alle vernünftigen Gründe. So ward die dreijährige Dauer des Parlaments, dieſe unter Wilhelm III. den Unternehmungen des Hofes entgegengeſetzte Schutzwehr, durch den Einfluß des Hofes aufgehoben.

Ludwig XIV. überlebte die Königin Anna nur kurze Zeit, gleichwohl mußte er den engliſchen Stolz aufs neue empfinden. Nachdem er verſprochenermaßen die Werke bei Dünkirchen hatte ſchleifen laſſen, legte er bei Mardyk einen Hafen an, der dem ausgefüllten bei Dünkirchen ähnlich war. Der engliſche Geſandte brachte in einem hohen Tone Beſchwerden darüber an und um einen Bruch zu vermeiden, ward die Arbeit eingeſtellt.

Neue von dem königlichen Beichtvater Tellier erregte theologiſche Streitigkeiten verbitterten dem König das Ende ſeiner Regierung. Tellier, ein heftiger Mann, ein eigenſinniger Theolog, hart und ſtolz, beherrſchte das Gewiſſen dieſes alten Monarchen, deſſen Herz jetzt mehr als jemals den Eingebungen des falſchen Religionseifers offen ſtand. Die Reflexions des Pater Quesnel, Mitglied der Congregation des Oratorium, über das neue Teſtament ſchienen den Janſenismus zu begünſtigen.

101 Sätze des Quesnel, die Tellier unterdrückt wiſſen wollte, wurden im Jahre 1713 durch die von Clemens XI. entworfene berüchtigte Bulle Unigenitus verdammt. Die Annahme und das Regiſtriren dieſer Bulle ward eine Staatsangelegenheit. Der königliche Beichvater, der auf unzählige Hinderniſſe ſtieß, ob er ſchon die Vergebung der Pfründen in ſeinen Händen

hatte, bediente ſich der verhaßteſten Ränke, vertheilte allenthalben geheime Verhaftsbefehle (**Lettres de cachet**), empörte einen großen Theil des Publikums, zog ſeiner Geſellſchaft einen unverſöhnlichen Haß zu, und vergiftete die letzten Lebensjahre ſeines Herrn, um die päbſtliche Bulle zu einem Geſetze der Kirche und des Königreichs zu erheben.

Durch ein im Jahre **1714** regiſtrirtes Edict erklärte der König die legitimirten Prinzen, in Ermangelung der Prinzen von Geblüte, für Thronfolger und machte ſie dieſen letzteren gleich. Dieſes Edict ward im Jahre **1717** widerrufen. Sein Teſtament, in welchem er die vormundſchaftliche Regierung feſtſetzte, blieb nach ſeinem Tode eben ſo kraftlos. Der Herzog von Orleans ließ es durch eine Verordnung aufheben. Ludwig **XIV.** ſtarb den **1.** September **1715**, im **78**ſten Jahre ſeines Alters, und hinterließ dem Staat eine Schuldenlaſt von **2000** Millionen, wodurch der Grund zu der **74** Jahre ſpäter erfolgten Revolution gelegt ward. Sein Tod erregte faſt allgemeine Freude, und der todte König wurde verhöhnt und verſpottet. Der Herzog von Orleans wurde Vormund Ludwigs **XV.** und Regent des Reichs.

Frankreich und Spanien nach dem Tode Ludwigs XIV.

In ſeinem Teſtament hatte der König einen Regentſchaftsrath ernannt, in welchem der Herzog von Orleans als Regent zwar präſidiren ſollte, aber kein anderes Vorrecht behielt, als daß bei gleicher Stimmenzahl ihm die Entſcheidung vorbehalten ſey; indeſſen hatte er ihm geſagt: „Ich habe Ihnen alle Rechte gelaſſen, die Ihnen vermöge Ihrer Geburt zukommen.“ Der Hof, der Militärſtaat und der unmündige König ſollten unter dem Herzoge von Maine ſtehen; aber Orleans hatte ſich ſchnell eine Partei

zu bilden gewußt, und ſchon 24 Stunden nach des Monarchen Tod wurde, auf des Regenten Antrag, das dem Parlament unter Riegel und Schlöſſern übergebene Teſtament von demſelben caſſirt. Obgleich während ſeines Lebens höher geachtet und mehr gefürchtet als ſein Vorgänger Ludwig **XIII.**, wurde er es doch nicht beſſer nach ſeinem Tode, und Philipp von Orleans ward von demſelben Parlamente zum unumſchränkten Herrn erklärt, das er bald darauf verbannte. Er ließ den fünfjährigen König Ludwig **XV.** ein **Lit de Justice** halten, bei welchem derſelbe Mann, der das Teſtament geſchrieben hatte, der Canzler Voiſin, deſſen Ungültigkeit wieder ausſprach.

Dem Herzog von Orleans hatte ſein Lehrer, der Abbé Dubois und nachmaliger Premierminiſter, die ſchlechteſten Grundſätze in jeder Hinſicht beigebracht; er würde das ſcheußlichſte Ungeheuer geworden ſeyn, wenn ihn die Natur nicht mit einer großen Doſis Schwäche und Schlaffheit begabt hätte, ſo daß er nur einer der laſterhafteſten Wüſtlinge wurde, die jemals gelebt haben. Er überließ ſich der ausgelaſſenſten Wolluſt und Sinnlichkeit jeder Art, war eben ſo ſehr dem Trunke, als den Buhldirnen ergeben, und fröhnte mit ſeinen Galgenſchwängeln (Roué's), wie er ſeine tägliche Geſellſchaft ſelbſt nannte, allen verderblichen Lüſten. Als er die Regentſchaft antrat, war eine ſeiner erſten Handlungen, daß er alle Bürgerlichen von den höhern Staatsämtern ausſchloß; ſeinen alten Lehrer Dubois machte er zum Staatsrath, von deſſen Verworfenheit er aber ſo ſehr überzeugt war, daß er ihn bei dieſer Gelegenheit ſelbſt um ein wenig Redlichkeit bat. Bei einer andern Gelegenheit ſagte er von ihm: „Dubois iſt ärger als der Teufel ſelbſt, er ſetzt durch, was er nur will;" und als endlich dieſer Miniſter ſeinen Ausſchweifungen zu unterliegen ſchien und dem Tode nahe war, ſprach ſein Gönner, der ihn gewiß gerne los ſeyn wollte: „Ich denke, das iſt Reiſewetter für meinen Abt."

Die Abendeſſen und Nachtgelage, welche der Regent mit ſeinen Buhldirnen und Galgenſchwängeln veranſtaltete, ſind durch ihre viehiſchen und kaum denkbaren Ausſchweifungen weltberüchtigt geworden. Da er nicht viel Wein vertragen konnte, ſo unterlag er faſt immer zuerſt demſelben bei dieſen Gelegenheiten, und dabei hatte er die Sucht, ſich in einem ſolchen Zuſtand immer öffentlich zeigen zu wollen, und ging, der öffentlichen Meinung Trotz bietend und ſie verachtend, berauſcht, mit ſeinen Dirnen am Arm, auf die Opernbälle, woran ihn ſelbſt ſeine vertrauteſten Günſtlinge und Roué's nicht hindern konnten. In dem erſten Jahre ſeiner Regentſchaft tanzte ſein erſter Miniſter, der Herzog von Noailles, betrunken wie ſein Herr, eine Menuette auf dem Ball. Dies gab zu beißenden Spottliedern Veranlaſſung, in denen man dieſer Regentſchaft ein böſes Ende prophezeihete. Auf den Herzog von Noailles machte dieß einen ſo ſtarken Eindruck, daß er ſich gänzlich änderte, die Orgien des Regenten von nun an mied, und ſehr eingezogen lebte, während dieſer immer mehr in die Schlemmerei verfiel. Seine Favoriten kamen jedem ſeiner Wünſche und Neigungen zuvor, und bahnten ihm den Weg zu allen Abſcheulichkeiten, um dadurch ihr Glück zu machen. Es waren Leute, wie es deren an allen Höfen gab, ohne Grundſätze und ohne Sitten, von der Nation verachtet und gehaßt, weil ſie deren Schweiß und Güter verpraßten, oder an ſich zu ziehen ſuchten, und das Volk ausſaugten.

In Spanien arbeitete der Cardinal Alberoni, erſter Miniſter, an ſehr verwegenen Entwürfen. Anſtatt daß er die innern Verhältniſſe Spaniens hätte ordnen ſollen, wollte er Europa umſtürzen, und ſtürzte ſich ſelbſt. Den König von England, zum Beſten des Prätendenten, des Sohnes Jacobs **II.**, vom Throne zu ſtoßen; dem Kaiſer Alles zu entreißen, was er durch den Utrechter Frieden in Italien erhalten hatte; Philipp **V.** die vormundſchaft-

liche Regierung in Frankreich zu verſchaffen: dies waren Alberoni's Abſichten. Die Entdeckung der Verſchwörung ſicherte indeſſen dem König von England, Georg I., den Thron.

Um den Cardinalshut zu erlangen, hatte Alberoni ſeine Entwürfe in Anſehung Italiens ſorgfältig verſchwiegen; er hatte ſogar Flotten wider die Türken auslaufen laſſen, die vor dem Paſarowitzer Frieden Italien bedrohten, und dem päbſtlichen Nuntius die Briefſchaften der Nunciatur ausgeliefert, die man ſorgfältig verſchloſſen hielt. Kaum hatte Clemens XI. ihn zum Cardinal erhoben, als die Spanier im Jahre **1717** Sardinien einnahmen, und ſich anſchickten, Sicilien zu überfallen.

Das Intereſſe des Herzogs von Orleans entſprach keineswegs den Abſichten des ſpaniſchen Miniſters, weil die Entſagungsacte Philipps V. ihn zum vermuthlichen Erben des jungen Königs Ludwigs XV., ſeines Mündels, machte. Er hatte ſich zur Aufrechthaltung des Utrechter Friedens mit England und Holland vereinigt. Der Kaiſer trat bald darauf dieſer Verbindung bei und die Quadrupelallianz zertrümmerte das Staatsgebäude des Alberoni. Vergebens ward in Frankreich, wie in England eine Verſchwörung angeſponnen. Der ſpaniſche Geſandte, die Herzogin von Maine, der Cardinal Polignac und viele Andere trafen Maßregeln zum Sturze des Regenten. Eine verſchmitzte Buhlerin ſtahl die Papiere des Geſandtſchaftsſecretärs, eines jungen ſpaniſchen Abtes. Dadurch ward die Verſchwörung entdeckt. Man ließ den Botſchafter, Prinzen von Cellamare, ſammt deſſen Secretär in Verhaft nehmen. Eine Kriegserklärung war die Frucht ihrer Ränke, und Frankreich war in den Waffen wider Ludwigs XIV. Enkel, den es auf den Thron Carls V. erhoben hatte.

Zum Glücke war der Krieg nur von kurzer Dauer. Ehe noch derſelbe erklärt war, hatten die Spanier, ſchon im Beſitze

eines großen Theils von Sicilien, eine Seeſchlacht wider den engliſchen Admiral Bing verloren (1718). Im folgenden Jahre wurden ſie von den Kaiſerlichen auf der nämlichen Inſel geſchlagen; die zu einer Landung auf England beſtimmte Flotte ward von den Winden zerſtreut; die Engländer verbreiteten Verheerung bis in den Hafen von Vigo; die Franzoſen unter dem Marſchalle von Berwick eroberten Feſtungen und verbrannten die Magazine und 16 eben erbaute Kriegsſchiffe. Nun opferte Philipp V. den Cardinal Alberoni auf, und entfernte ihn vom Hofe.

Man begann die Friedensunterhandlungen. Philipp trat der Quadrupelallianz bei. Sicilien und Sardinien wurden geräumt. Der Herzog von Savoyen vertauſchte die erſtere Inſel gegen die letztere an den Kaiſer. So endigte ſich dieſer zweijährige Krieg.

Der Herzog von Orleans bekümmerte ſich wenig um theologiſche Streitigkeiten, und betrachtete das, was Ludwig XIV. mit den Blicken ſeines Beichtvaters angeſehen hatte, bloß als Staatsmann. Er beobachtete anfangs ein Betragen, das dem des verſtorbenen Monarchen ganz entgegen war. Tellier wurde zur Vergeltung ſeiner Verfolgungen exilirt. Der fromme Cardinal von Noailles, Erzbiſchof zu Paris, der früher dem Haſſe der Jeſuiten zum Ziele dienen mußte, wurde Präſident eines neuen Gewiſſensrathes. Die zum Geſetze des Königreichs erhöhete Bulle Unigenitus wurde plötzlich aufs heftigſte angegriffen. Eine Menge Biſchöfe, welche dieſelben angenommen hatten, verlangten, daß der Pabſt darüber ſolche Erklärungen geben möchte, wodurch die Unruhen beendigt werden könnten. Vier Prälaten, und nachmals der Cardinal von Noailles, die Sorbonne, die Univerſität, die Pfarrer zu Paris, und unzählige Klöſter und andere geiſtliche Geſellſchaften appellirten an ein künftiges Concilium; Frankreich erſcholl vom Geſchrei ſowohl für als wider die Bulle Clemens XI. Die Theologen erſchöpften ſich in Beweisgründen und Schmähſchriften,

und machten die ſtreitige Frage immer dunkler. Der Pabſt vermehrte die Gluth durch Verdammung der Widerſpenſtigen, und der Regent wußte nicht, welche Partei er ergreifen ſollte.

In den Friedensunterhandlungen mit Spanien verlangte der Herzog von Orleans, daß ſeine Tochter mit dem Prinzen von Aſturien, und die Infantin mit dem jungen König von Frankreich, Ludwig XV., ſolle vermählt werden. Zur Erreichung ſeiner Abſicht bedurfte er des Paters d'Aubenton, Beichtvater Philipps V., deſſen Anſehen um ſo vermögender war, als der Monarch ſich der Frömmelei ergab. Der Jeſuit ließ die Gelegenheit, ſeinem Orden und dem Pabſte zu dienen, nicht unbenutzt. Er beredete ſeinen Beichtſohn zu Allem, was er wollte. Der Regent erhielt Alles, unter der Bedingung, die Aufnahme der Bulle zu bewirken, und die Jeſuiten zu begünſtigen, denn dieſe beiden Dinge waren unzertrennlich.

In der That ſetzte man einen Vergleich auf, in welchem die Glaubenslehre dergeſtalt getheilt wurde, daß beide Parteien, ſo viel als möglich, vereinigt werden möchten. Viele Biſchöfe unterſchrieben denſelben. Es kam darauf an, zu bewirken, daß ein Edict regiſtrirt würde, welches die Annahme der Bulle anbefahl, und die Appellationen verwarf. Das wegen des lawiſchen Syſtems nach Pontoiſe verwieſene Parlament war bei den gegenwärtigen Umſtänden unbeweglich. Man wandte ſich an die große Rathsverſammlung, und fand daſelbſt den nämlichen Widerſtand. Der Regent begab ſich in Perſon dahin, begleitet von den franzöſiſchen Prinzen, Pairs, Marſchällen u. ſ. w. (1720). Er ließ ſein Geſetz regiſtriren, das nachmals auch das Parlament mit den gewöhnlichen Einſchränkungen regiſtriren ließ. Der berüchtigte Dubois, Erzbiſchof von Cambray, war der vornehmſte Beförderer dieſer Sache, obſchon kein Menſch weniger fähig ſchien, eine einzige

Kirche zu regieren. Der römiſche Purpur, womit man ihn ſchmückte, bedeckte nicht die Flecken ſeines Rufes.

Dem Regenten, der natürlich zur Führung ſeines abſcheulichen Lebenswandels Goldgruben brauchte, war die Erſcheinung eines ſchottiſchen Abenteurers, des famöſen Law, der ihm goldene Berge verſprach, indem er ihm ein Syſtem zur Wiederherſtellung der Finanzen auf eine ſehr verführeriſche Weiſe vorzutragen verſtand, höchſt willkommen. Dieſer Menſch, der ſich ſchon durch das Spiel und ähnliche Mittel bisher durchgeholfen hatte, und genöthigt geweſen war, wegen einem Morde England zu verlaſſen, auch aus Venedig und Genua als ein Gauner verjagt wurde, hatte ganz Italien durchzogen und den Leuten durch wohl berechnete Wetten und andere Beutelſchneidereien das Geld abgelockt. Mit einem ähnlichen, dem Herzoge von Savoyen vorgelegten Finanzplan war er von demſelben zurückgewieſen worden, und fand nun bei dem Herzog von Orleans und einem Volk, das alles Neue liebte, ein geneigtes Ohr und ſchnellen Eingang, da er die zwei Milliarden Schulden, die ſchon auf dem Staat laſteten, in kurzer Zeit zu tilgen verſprach. Zuerſt fing er damit an, eine Bank in ſeinem Namen zu errichten, die bald das General-Bureau aller Einkünfte des Königreichs wurde. Man geſellte ihm eine neue Miſſiſſippi-Geſellſchaft bei, von der man ſich außerordentliche Hoffnungen machte, und ſuchte und kaufte die Aktien dieſer nun vereinigten Bank und Compagnie zu jedem Preis. Jedermann wollte Bankzettel haben, und alles bisher in Koffern und Caſſen eingeſchloſſene Gold und Silber der Privatleute, Geizhälſe und Wucherer floß in Law's Bank. Im Jahre 1718 wurde dieſe zur Staatsbank erklärt, verband nun auch den Handel nach dem Senegal damit, und erhielt die Privilegien der ehemaligen indiſchen Compagnie, welche Colbert geſtiftet hatte, und die ſeitdem in Verfall gerathen und Kaufleuten von St. Malo überlaſſen worden war.

Endlich bekam ſie auch noch ſämmtliche Generalpächter des Reiches und alle Einkünfte deſſelben waren ſomit in Law's Händen. Der Werth der Aktien dieſer neuen Compagnie ſtieg auf das Zwanzigfache deſſen, was ſie bei ihrem erſten Ankaufe gekoſtet hatten; ſo hoch hatte ſie die Gewinn- und Habſucht der geldgierigen Spekulanten und Hofleute getrieben. Menſchen, deren Daſeyn vorher ganz unbekannt war, wurden durch dieſes Hazardſpiel, in der kurzen Zeit von ſechs Monaten, Millionärs und reicher als Fürſten. Law hatte ſo viele Bankzettel fabricirt, daß ihr eingebildeter Werth 80mal den alles gemünzten Goldes, Silbers und Kupfergeldes im ganzen Königreiche überſtieg. Das Gouvernement zahlte jetzt Alles in Staatspapieren aus. Viele kluge Finanzmänner und große Banquiers, welche wohl einſahen, daß dieſes Schwindelſyſtem unmöglich von langer Dauer ſeyn könne, zogen noch bei Zeiten ungeheure Summen baaren Geldes aus der Bank. Jetzt fing bald Jedermann an, ſeine Papiergelder in klingende Münze umwandeln zu wollen; das Mißverhältniß war ſo groß, daß auf ein Mal aller Credit ſchwand, der Regent wollte ihn durch Verordnungen wieder heben, welche aber nur dazu dienten, ihn gänzlich ſinken zu machen; darunter war das tyranniſche Decret, daß bei einer Strafe von 10,000 Livres Niemand mehr als 500 Livres in Silber im Hauſe haben dürfe. Man ſah nichts mehr als Papier, und das größte Elend folgte dem eingebildeten Reichthum. Orleans, der eine ſo unermeßliche und complicirte Maſchine, die ihn wider Willen mit ſich fort riß, nicht zu lenken verſtand, machte im Jahre 1720 Law zum Generalcontroleur der Finanzen, gerade in dem Augenblick, wo ſein Syſtem Alles von unten nach oben gekehrt hatte, und es unmöglich war, das Ganze zu halten. Er war in kurzer Zeit von einem Schottländer zum Franzoſen, von einem Proteſtanten zum Katholiken, und von einem Abenteurer zum Banquier, Beſitzer der ſchönſten Güter und endlich gar zum Staatsminiſter

geworden. Man ſah ihn im Palais Royal ankommen, mit einer Suite von Herzogen, Pairs und Marſchällen von Frankreich, Biſchöfen u. ſ. w. Die Unordnung ſtieg bald in Paris auf das höchſte, das Parlament widerſetzte ſich aus allen Kräften dieſen Neuerungen, und verbannte Law nach Pontoiſe. Noch in demſelben Jahre wurde er genöthigt, aus dem Lande zu flüchten, das er reich und glücklich machen wollte, und in das größte Verderben ſtürzte. Der Fluch des Volkes folgte ihm, und er entfloh in einer Poſtchaiſe, die ihm der Herzog von Bourbon-Condé lieh, mit 2000 Louisdor, die faſt Alles waren, was er von ſeinen unermeßlichen Reichthümern retten konnte. Er ſtarb 1729 zu Venedig in der größten Armuth. Während dieſer Zeit wüthete die Peſt in der Provence, der Krieg mit Spanien wurde fortgeführt, die Bretagner waren im Begriffe, ſich zu empören, und Verſchwörungen gegen den Regenten wurden angezettelt. Nichts deſtoweniger lebte dieſer in ſeinem gewohnten Sinnenrauſche fort. Das Königreich befand ſich in einem unbeſchreiblich ſchlimmen Zuſtand und in ſchrecklicher Unordnung, ja, der furchtbarſte Staatsbanquerott war unvermeidlich. Man veranſtaltete eine allgemeine Schätzung von dem Vermögen aller Bürger, womit die Gebrüder Paris beauftragt wurden, denen man jetzt das Wohl des Staates anvertraute. Ueber 500,000 Staatsbürger, faſt alle Familienväter, trugen ihr papiernes Vermögen dieſem Tribunal zu, und waren zu Bettlern geworden. Dieſe Actienwuth war von Frankreich aus auch auf andere Länder übergegangen, namentlich auf Holland und England, wo gleichfalls die Sucht die Bevölkerung ergriff, in wenigen Monaten Millionair zu werden. In Amſterdam, Rotterdam und London wurden ähnliche Operationen vorgenommen, deren Folgen eine große Zahl furchtbarer Banquerotte und Betrügereien waren.

Zu Anfang des Jahres **1723** legte der Herzog von Orleans endlich die Regentſchaft nieder, und Ludwig **XV.** ergriff ſelbſt die Zügel der Regierung. Nach dem bald darauf erfolgten Tod des Premierminiſters Dubois nahm der bisherige Regent deſſen Stelle ſelbſt ein, folgte aber ſeinem alten Lehrer und Helfershelfer bald nach. Er ſtarb noch vor Ende deſſelben Jahres an einem wiederholten Schlagfluß, den er ſich durch ſeine viehiſche Unmäßigkeit, von der ihn ſelbſt die Furcht vor dem Tode nicht abhalten konnte, zugezogen hatte.

Der Herzog von Bourbon-Condé folgte ihm im Miniſterium, und ward bald nachher vom Cardinal Fleury ſeines Anſehens beraubt, einem **63**jährigen Greiſe, der als Lehrer des Königs mit dem Hofe in Verbindung ſtand, liebenswürdig, gütig, friedfertig, ein Freund der Sparſamkeit aus Ordnung, kurz ſo beſchaffen war, wie ein Miniſter unter Umſtänden ſeyn mußte, wo es dem Staate mehr auf Erleichterung, als auf äußerlichen Glanz ankam.

Bei geringer Fähigkeit, ſelbſt zu regieren, und immer von Andern beherrſcht, entlud der König von Spanien Philipp **V.** ſich einer Laſt, indem er das Scepter ſeinem älteſten Sohne, Ludwig, übergab, einem Prinzen von großen Hoffnungen (**1724**). Ludwig ſtarb noch in demſelben Jahre an den Kinderblattern. Man bat Philipp inſtändigſt, den Thron wieder zu beſteigen, aber er weigerte ſich einige Zeit, indem er ein von ihm geleiſtetes Gelübde vorſchützte, nie die Krone wieder anzunehmen. Die Theologen erklärten das Gelübde für ungültig; aber der König gab erſt auf Zureden ſeines Beichtvaters nach. Er verſammelte die Cortes, um den Infanten Ferdinand, Prinzen von Aſturien, als Thronerben anerkennen zu laſſen.

Man ſah nochmals einen ränkevollen Fremden, den Baron von Ripperda, einen Holländer, an der Spitze der ſpaniſchen Re-

gierung. Er war nach Spanien gekommen, Manufacturen anzulegen, und ſolche unter ſeiner Aufſicht zu leiten. Mit ſeinem Handel beſchäftigt, machte er die weitläufigſten Entwürfe, und unternahm es, die wechſelſeitigen Streitigkeiten der Höfe zu Madrid und Wien beizulegen. Nachdem er dazu bevollmächtigt worden war, trat er mit dem Prinzen Eugen in heimliche Unterhandlungen, und ſchloß einen Frieden, in welchem der Kaiſer endlich ſeinen Anſprüchen auf Spanien und Indien, wie Philipp denjenigen auf die übrige Verlaſſenſchaft Carls **II.** entſagte (**1725**). Bei ſeiner Rückkunft ward Ripperda zum Herzoge und Grand von Spanien erhoben, genoß des Königs ganze Gunſt, und übte unumſchränkte Gewalt aus. Der Krieg, die Seemacht, die Finanzen waren in ſeinen Händen. Er fiel aber in Ungnade, ward in Verhaft genommen, und flüchtete nach Marocco, wo er im Elende und verachtet ſtarb.

Auch der Herzog von Savoyen, König von Sardinien, legte die Krone nieder; Victor Amadeus übergab im Jahre **1730** ſeinem Sohne Carl Emanuel die Regierung. Die Liebe zur Andacht, die ihn hierzu vermochte, ſchützte ihn nicht vor Reue. Schon im folgenden Jahre wollte er das Scepter wieder in die Hand nehmen, und Alles umſtoßen. Es wurden Ränke angeſponnen, von welchen man traurige Folgen für den Staat befürchtete, ſo daß die königliche Rathsverſammlung die Gefangennehmung des alten Königs für nothwendig hielt.

Mitten unter dem allgemeinen Frieden ſetzten verſchiedene Staatsangelegenheiten die Cabinette Europas in Bewegung. Der Königin von Spanien, Eliſabeth Farneſe, die ihren Gemahl beherrſchte, lag nichts ſo ſehr am Herzen, als wie ſie ihrem Sohne, Don Carlos, Beſitzungen in Italien verſchaffen könnte. Man wollte ihm die Erbfolge in den Herzogthümern Parma und Pia-

cenza, deßgleichen in Toscana ſichern laſſen, deren Herren noch lebten. Die Päbſte betrachteten ſeit langer Zeit die beiden erſten Herzogthümer als Lehen der Kirche, weil die Kirche ſich derſelben ſeit langer Zeit bemächtigt hatte. Aber die Kaiſer beriefen ſich jedes Mal auf die alten Rechte des Reiches; denn es iſt kein Zweifel, daß Parma und Piacenza von der Lombardei abhängig waren. Carl **VI.** fertigte im Jahre **1722** die Belehnungsurkunde für Don Carlos aus, unter der Bedingung, daß dieſer zu Wien den Eid der Treue ſchwören ſollte. Der Hof zu Madrid wollte ſich dazu nicht verſtehen. Doch im Jahre **1724** verſtand man ſich zu dieſer Bedingung, ſogar in Hinſicht auf Toscana. Die Inveſtitur erſtreckte ſich auf alle Kinder Philipps **V.** aus der nämlichen Ehe, und auf deren männliche Nachkommen. Obſchon Toscana ſich nicht für ein Reichslehen erkannte, ſo konnten doch dieſe Inveſtituren die Erlangung des Herzogthums erleichtern.

Die Höfe zu Wien und Madrid hatten noch zu viel, was ihr gegenſeitiges Intereſſe betraf, ins reine zu bringen, als daß das gute Vernehmen unter ihnen von Dauer ſeyn konnte. Der Madrider Hof, der im Jahre **1729** mit Portugal, Frankreich, England und Holland in Verbindung trat, ſchonte nun wirklich des Wiener Hofes nicht weiter. Er bewirkte den Fall einer Handels=Compagnie, die der Kaiſer zu Oſtende zu errichten bemüht war; und als die Alliirten ihm die Staaten in Italien, worauf derſelbe Anſprüche machte, garantirt hatten, rechnete er auf die Belehnungen. Beim Ableben des Antonius Farneſe, letzten Herzogs von Parma, machte ſich Don Carlos mit einer Armee auf den Weg, ließ ſich in Florenz für den Erben des Großherzogs anerkennen, und nahm, in Erwartung dieſer Erbſchaft, Parma in Beſitz. Carl **VI.** ließ Anſprüche fahren, die er nicht geltend machen konnte. So gab Eliſabeth Farneſe, der Schwächen

des Königs von Spanien ungeachtet, der ſpaniſchen Regierung neue Schwungkraft. Die Nation, die früher unter der neuen öſterreichiſchen Herrſchaft gleichſam erſtorben war, erhielt von Tag zu Tage mehr Thätigkeit und Stärke.

Carl VI. deutſcher Kaiſer.

Carl VI. ward zu Wien im Jahre 1685 geboren. Er war ein Sohn Kaiſer Leopolds und Bruder des Kaiſers Joſeph, die beide ihr Erbrecht auf Spanien abgetreten hatten. Er war zuerſt, ſo wie ſein Vater, zum geiſtlichen Stande beſtimmt geweſen. Allein die ſpaniſche Erbfolge gab ihm hierauf eine andere Beſtimmung, und änderte den Plan ſeiner Erziehung. Nach dem Tode ſeines Bruders Joſeph ward er Erbe der Königreiche Ungarn und Böhmen, wie auch der ſämmtlichen öſterreichiſchen Erblande; weil er aber damals in Spanien war, ſo beſtätigte er ſeine Mutter Eleonora in der Regentſchaft, die Joſeph auf dem Sterbebette auf ſie übertragen hatte. Dieſe ſowohl, als der Prinz Eugen, gaben ſich alle Mühe, ihm zugleich auch die kaiſerliche Krone zu verſchaffen. Im Jahr 1711 wurde er auch troz der Ränke Ludwigs XIV. zum Kaiſer erwählt. An eben dem Tage, als Carl VI. erwählt ward, beſchwor die böhmiſche Geſandtſchaft, zufolge der dazu erhaltenen Vollmacht, die Wahlcapitulation. Carl VI. war unter der Bedeckung einiger holländiſchen Kriegsſchiffe von Barcelona nach Genua abgereiſ't, von wo er ſich nach Mailand begab, und dort von dem Pfalzgrafen Carl Philipp von Neuburg das Wahldecret erhielt, worauf er ſeine Reiſe nach Frankfurt fortſezte, dort ſeinen prächtigen Einzug hielt, die Capitulation beſchwor, und endlich den 22. des Chriſtmonats durch den Erzbiſchof von Mainz mit gewöhnli-

cher Feierlichkeit gekrönt wurde. Alles dieſes hinderte die bisherigen Kriegsunternehmungen nicht. Da Carl VI. die große Allianz ſchon völlig getrennt ſah, ſo fand er ſich genöthigt, mittelſt Bewilligung des Waffenſtillſtandes in Italien und Abführung ſeiner Truppen aus Catalonien, den Vertrag Frankreichs und Englands zu Utrecht anzunehmen; allein da Frankreich, rückſichtlich des Friedens mit dem Kaiſer und dem Reiche, nicht nur den Rhein zur Gränze beſtimmte, ſondern mehrere harte und ſchimpfliche Bedingungen machte, ſo brach Carl VI. lieber alle Friedensunterhandlungen ab, und beſchloß, den Krieg wider Frankreich allein fortzuführen, bis zu Baden der förmliche Frieden den 7. des Herbſtmonats geſchloſſen und den 9. des Weinmonats von dem Reiche genehmigt wurde. Carl VI. war kaum von einem ſehr läſtigen Krieg befreit, ſo ward ihm im Jahre 1716 gleich wieder ein neüer von den Türken angekündigt, die mit einem übermächtigen Heere in Ungarn eindrangen, und ihren Weg nach Peterwardein nahmen. Auch hier zeichnete ſich wieder des Prinzen Eugens bewunderungswürdige Tapferkeit aus, denn eben in der dortigen Gegend gewann er den 5. des Sommermonats einen großen und entſcheidenden Sieg, wobei die Türken 30,000 Mann, ſammt ihrem Großweſſir, ihr ganzes reiches Lager und die Artillerie von 164 Kanonen und Mörſern eingebüßt hatten; eroberte hierauf Temeswar, und unterwarf dem Kaiſer nicht nur das ganze Banat, ſondern auch einen großen Theil der Wallachei. Freilich kam das Jahr darauf Eugen bei der Belagerung von Belgrad in eine deſto ſchlimmere Lage, da ihm nicht nur die Lagerkrankheiten faſt 20,000 Mann ſeiner Soldaten weggerafft hatten, ſondern er überdieß von den Türken in ſeinem Lager dergeſtalt eingeſchloſſen war, daß die beiden Flügel derſelben ſich bis zur Sau und Donau erſtreckten. Allein deſto herrlicher und bewunderungswürdiger war das Unternehmen Eugens, der deſſen ungeachtet die ungeheuere

[illegible], Darmstadt

SCHLACHT BEI PETERWARDEIN

Menge der Türken mit ſolcher Lebhaftigkeit angriff und ſchlug, daß ſie, nebſt einem großen Verluſte an Leuten, **130** Kanonen und **30** Mörſer einbüßten, und dadurch veranlaßte, daß Belgrad ſich an die Kaiſerlichen ergeben mußte. Durch dieſes außerordentliche Glück erſchreckt, wobei ſich mit einem Theile von Bosnien, die Feſtungen Semendria, Sabatſch und Orſowa ergeben mußten, trug die Pforte ſelbſt dem Kaiſer den Frieden an, der im Jahre **1718** den **21.** des Heumonats zu Paſſarowitz geſchloſſen wurde, und dem zufolge der Kaiſer die Feſtung und das Banat Temeswar, ganz Servien mit der Hauptſtadt Belgrad, die Wallachei bis an den Fluß Aluta, einen Theil von Kroatien und Bosnien und den türkiſchen Antheil von Slavonien behielt. Während dieſes Türkenkrieges hielt Spanien die eingegangene Neutralität in Italien ſo wenig, daß es Sardinien eroberte, und dadurch bewirkte, daß zu London ein Vertrag einer Quadrupelallianz geſchloſſen wurde. Da der Urſprung des ſpaniſchen Erbfolgekriegs vorzüglich darin lag, weil das Erzhaus Oeſterreich bisher keine feſte Erb- und Familienverträge hatte, wodurch die Erbfolge ſicher beſtimmt worden wäre, ſo lag Kaiſer Carl **VI.** nichts ſo ſehr am Herzen, als die Sorge, die öſterreichiſchen Staaten beiſammen zu erhalten, und ſie, wenn von ihm kein Mannsſtamm vorhanden wäre, auf ſeine Töchter, und ſodann auf die nächſten Seitenverwandten, jederzeit nach dem Rechte der Erſtgeburt und ohne Theilung zu vererben. Schon während dieſes Krieges befürchtete Carl **VI.** ähnliche Folgen, beſonders da er mit ſeiner Gemahlin Eliſabetha Chriſtina, einer Prinzeſſin von Braunſchweig-Blankenburg, bisher noch ohne Kinder war. Dieſen Erbfolgeunruhen vorzubeugen, und die ganze Macht ſeines Hauſes, wovon er der einzige männliche Reſt war, beiſammen zu erhalten, errichtete er eine den öſterreichiſchen Hausverträgen gemäße Erbfolgeordnung, in Geſtalt einer pragmatiſchen Sanction, die er den **19.** April im Jahre **1713** zu

Wien den verſammelten geheimen Staatsräthen und Miniſtern feierlich bekannt machte. Dieſer zufolge ſollten die geſammten öſterreichiſchen Staaten beſtändig ungetheilt bleiben, und in denſelben vor allen Carls VI. männliche, in deren Ermangelung aber ſeine weiblichen Nachkommen, und nach deren Abgang ſeines Bruders Joſephs hinterlaſſene Töchter und deren männliche und weibliche Nachkommen, ſodann ſeine Schweſtern und deren Abkömmlinge beiderlei Geſchlechts und endlich alle von ihm abſtammenden Erben und Erbinnen des Erzhauſes Oeſterreich, jedes Mal nach dem Rechte der Erſtgeburt und nach der Ordnung der Linienſucceſſion folgen. Dieſe Angelegenheit ward Kaiſer Carl VI. deſto wichtiger, weil er im Jahre **1716** ſeinen einzigen Sohn verlor, und nur noch an Maria Thereſia, Maria Anna und Maria Amalia drei Töchter hatte. Carl VI. glaubte, mittelſt des zu Wien im Jahre **1731** geſchloſſenen Vertrages mit dem Könige von England, das gute Vernehmen mit Spanien völlig hergeſtellt zu ſehen, als ihm plötzlich zwei Jahre darnach von Frankreich, Spanien und Sardinien der Krieg angekündigt wurde. Das Signal dazu gab die Ausſchließung von dem polniſchen Thron Stanislaus Leſczinsky's, des Schwiegervaters des Königs von Frankreich, deſſen ſich auch die Könige von Spanien und Sardinien, als Anverwandte, annahmen, nachdem der Kaiſer die Wahl Auguſts, Churfürſten zu Sachſen, zum Könige von Polen unterſtützt hatte, um dadurch die Garantie der pragmatiſchen Sanction deſto leichter von ihm zu erhalten. Da aber der Kaiſer nicht in der Lage war, um es mit drei Feinden auf ein Mal aufnehmen zu können, gab er lieber jenen ihm ſchon von Frankreich gemachten Friedensvorſtellungen Gehör. Endlich willigte der Wiener Hof in einen Entſchluß, dem zufolge Franz Stephan, Herzog von Lothringen, der damals ſchon zum Gemahl der Prinzeſſin Maria Thereſia beſtimmt war, ſich bereden ließ, Lothringen und Bar an den König

Stanislaus abzutreten, und dafür das Großherzogthum Toskana, wenn es erledigt ſeyn würde, anzunehmen. Nach Feſtſetzung dieſes Punktes wurden die Präliminarien zu Wien im Jahre **1735** unterzeichnet, und nachdem auch rückſichtlich auf die ſpaniſchen und ſardiniſchen Forderungen eine Ausgleichung mit Beitritt anderer Mächte erfolgt war, ward endlich im Jahre **1738** zu Wien der ſogenannte Definitivfrieden zwiſchen dem Kaiſer und dem König von Frankreich geſchloſſen, der auf die beſte und verbindlichſte Weiſe für ſich und ſeine Erben und Nachfolger die pragmatiſche Sanction vom **19.** April **1713** gegen Jedermann, ſo oft es nöthig ſeyn würde, aus allen Kräften zu vertheidigen ſich verbindlich machte. Kaum waren dieſe Unruhen beendigt, ſo traten wieder neue von einer andern Seite ein. Der ſchnelle Fortgang der ruſſiſchen Waffen gegen die Türken reizte auch die Kaiſerlichen, die, im Schutzbündniſſe mit den Ruſſen, es dabei nicht bewenden ließen, mit den an der Sau und Donau gelagerten Hülfsvölkern die Pforte deſto eher zum Frieden zu zwingen, ſondern man zeigte dem Kaiſer die ſchönſten Ausſichten, in dieſer üblen Lage der Türken zum Beſitze von ganz Bosnien und der Wallachei zu kommen. Der Krieg wurde den Türken angekündigt; Graf von Seckendorf war Oberbefehlshaber, ob er gleich dem Schwiegerſohne des Kaiſers, nämlich Franz, Herzog von Lothringen, der ſich als Freiwilliger bei der Armee befand, den Rang und die höchſte Ehre einräumen mußte.

Das Manifeſt war kaum erlaſſen, als die Kaiſerlichen im Jahr **1737** den Anfang der Feindſeligkeiten mit Eroberung der Schanze Leſuicza in Bosnien machten, worauf ſie ſich in Servien der ſchwach beſetzten Palanken Raſna, Bagna, Alexinza und der Feſtung Niſſa bemächtigten. Als nun Seckendorf dem Feldmarſchall Khevenhüller Widdin belagern hieß, befolgte dieſer aus Eiferſucht gegen ſeinen Oberbefehlshaber den Auftrag ſo nachläſſig,

daß das ganze Unternehmen mißlingen mußte. Nicht beſſer gelang es dem Prinzen von Hildburghauſen in Bosnien, als er bei der Belagerung von Banjaluka mit einem beträchtlichen Verluſte zurückgeſchlagen wurde. Bald darnach ſchlug zwar Khevenhüller den türkiſchen Angriff auf ſein Lager bei Radajowatz an der Timpe glücklich zurück, und Seckendorf deckte durch die Beſitznahme des feſten Bergſchloſſes Uſitza die Communication des öſterreichiſchen Serviens mit Niſſa, dafür aber übergab ohne Schwertſtreich der General Dorat, Commandant von Niſſa, zum Nachtheile des ganzen Feldzuges, ſeinen feſten Platz den Türken, verlor aber für dieſe ſtrafbare Feigheit ſeinen Kopf, und ſelbſt Seckendorf, von ſeinen mißgünſtigen Feinden und Verläumdern lange ſchon verfolgt, ward nach Wien zurückberufen, wo er in Verhaft genommen, und ihm der Proceß gemacht, er aber nach ſeiner erwieſenen Unſchuld nach Gräz abgeführt wurde. Nicht glücklicher war ſein Nachfolger im Hauptcommando, der Feldmarſchall Königsegg; denn die Türken machten ſich wieder Meiſter von Uſitza, trieben die Kaiſerlichen bei Alt-Orſowa in die Flucht, bemächtigten ſich des feſten Paſſes Mehadia, und belagerten Neu-Orſowa. Nach einem kleinen erfochtenen Siege, und nach der Beſitznahme von Mehadia, verdrängte zwar Königsegg die Türken aus Neu-Orſowa; doch bei ſeinem Rückzuge zuerſt in das Banat Temeswar und endlich in die alten Circumvallationslinien von Belgrad, fiel nicht nur Mehadia, ſondern auch Neu-Orſowa, Semendria und Uipalanka den Türken in die Hände. Dieſer Unfall nahm Königsegg das Commando und übertrug es auf den Grafen Olivier von Wallis, der es gewagt hatte, mit ſeiner **60,000** Mann ſtarken Armee die mehr als noch ein Mal ſo ſtarke türkiſche im Jahre **1739** bei Krotzka anzugreifen, jedoch mit einem Verluſte von ungefähr **20,000** Mann zurückgeſchlagen ward und, in einen paniſchen Schrecken verſetzt, ſich ſo weit zurückzog, daß er, wiewohl

auch Graf Neuberg zu ihm ſtieß, zum Erſtaunen des Groß- veziers ſelbſt Belgrad preisgab. Als dieſer die ſo vortheilhafte Gelegenheit benützte, dieſe Feſtung zu belagern, die, mit 15,000 Soldaten beſetzt, nichts weniger als in einem ſchlechten Vertheidi- gungsſtande ſich befand, begab ſich Neuberg, mit einer kaiſerli- chen Vollmacht verſehen, in das türkiſche Lager, und ließ ſich da- ſelbſt unter Mitwirkung des franzöſiſchen Geſandten an der Pforte mit dem Erbieten, Belgrad abzutreten, in Friedensunterhandlungen ein. Allein ſobald der Kaiſer erfuhr, daß die Nachricht, man habe ſchon Breſche geſchoſſen, falſch ſey, und daß im Gegentheil ſich dieſe Feſtung unfehlbar halten werde, befahl er in einem andern, Neuberg zugeſchickten Befehle demſelben, ſich nicht zu übereilen und ja den Türken zur Abtretung Belgrads keine Hoffnung zu ma- chen. Es war höchſt unbeſonnen, daß Neuberg ſich, ohne Paß und Geiſeln erhalten zu haben, ins türkiſche Lager gewagt und ſich ſelbſt alle Communication ſowohl mit Belgrad, als mit der Armee unterſagt hatte, ſo wie es auch des Feldmarſchalls Wallis unver- zeihlichem Haſſe gegen Neuberg zugeſchrieben wird, daß er, dieſem von dem wahren Zuſtande und von den neuen Vertheidigungsan- ſtalten Belgrads auf irgend eine Art Nachricht zu geben, ausdrück- lich verboten hatte, und daß er den kaiſerlichen Courier mit dem abgeänderten Entſchluſſe des Kaiſers ſeinen Weg nach Siebenbür- gen, wohin dieſer ebenfalls abgeordnet war, fortſetzen ließ, wodurch es geſchah, daß Neuberg erſt den ſechſten Tag darnach die kai- ſerliche Depeſche erhielt, nachdem die Friedenspräliminarien von ihm ſchon unterzeichnet waren, und ein Thor von Belgrad ſich in tür- kiſchen Händen befand.

Indeſſen ſagte man zur Entſchuldigung der Uebereilung Neu- bergs, daß er nichts ohne geheime Verhaltungsbefehle, die er gar zu ängſtlich befolgte, gethan hätte. So viel iſt gewiß, daß Neuberg mit dem Großherzoge Franz ſeit langer Zeit in einem

vertrauten Briefwechſel ſtand, und, nachdem ihn Carl VI., ſeiner Uebereilung wegen entrüſtet, eben ſo nach Glatz, wie den vielleicht noch ſchuldigern Grafen Wallis nach Brünn gefänglich ſetzen und ihnen den Proceß machen ließ, daß beide nach dem Tode des Kaiſers nicht nur ihre Freiheit erhielten, ſondern auch zu den wichtigſten Geſchäften gebraucht wurden. Dem ſey aber, wie ihm wolle, es waren ſchon von Neuberg den 1. des Herbſtmonats im Jahre 1739 im türkiſchen Lager von Belgrad die Friedenspräliminarien geſchloſſen, denen zufolge die Türken ganz Servien mit den Feſtungen Belgrad und Sabatſch, jedoch beide mit Schleifung ihrer Werke, ſodann die ganze öſterreichiſche Wallachei, die Inſel und Feſtung Orſowa und das Fort St. Eliſabeth erhielten. In Bosnien aber wurden die Gränzen wieder auf den Fuß des Karlowitzer Friedens geſetzt, wogegen der Kaiſer nur das Banat Temeswar und das geſchleifte Mehadia erhielt. Wie ſehr Carl VI. dieſen Frieden mißbilligte, erhellte nicht nur daraus, daß er dem Grafen Neuberg ſowohl, als Wallis den Prozeß machen ließ, ſondern auch aus ſeinem Circulärſchreiben an ſeine Miniſter bei den auswärtigen Höfen; vorzüglich aber klagte er ſehr bitter darüber in ſeinem Entſchuldigungsſchreiben an die Kaiſerin von Rußland, und überlebte dieſen Frieden kein Jahr mehr. Um ſich mit der Jagd zu vergnügen, hatte er ſich mit ſeinem Hofſtaate nach dem Schloſſe Halbthurn begeben, wo er in der Nacht zwiſchen dem 13. und 14. des Weinmonats eine gewaltige Kolik bekam, die von einer Unverdaulichkeit herrührte, welche er ſich durch übermäßigen Genuß von Pilzen zugezogen hatte. So krank er war, ſo wollte er doch wieder nach Wien zurück, wohin er in ſeinen Favoritpallaſt auf der Wieden in einem ſo üblen Zuſtand gebracht wurde, daß man an ſeinem Aufkommen zu zweifeln anfing. Er ſtarb den 20. des Weinmonats im Jahre 1740 in dem erwähnten Pallaſte.

Mit dem Tode Carls VI. erloſch der Mannsſtamm des

habsburg=öſterreichiſchen Erzhauſes gänzlich; denn er hinterließ nur zwei Töchter, von welchen Maria Thereſia die Gemahlin Franz, Großherzogs von Toscana, war, Maria Anna aber im Jahre **1744** Carl, Herzog von Lothringen, den Bruder des Groß=herzogs Franz, heirathete und noch in demſelben Jahr ſtarb.

Die nordiſchen Reiche.

Dänemark und Norwegen.

König Chriſtian IV. war ſchon bei ſeines Vater Leben zum Thronfolger ernannt, und als derſelbe **1588** ſtarb, erſt **11** Jahre alt. In dem Königreiche führten, bis in ſein zwanzigſtes Jahr, die vormundſchaftliche Regierung vier Reichsräthe, in den Her=zogthümern Schleswig und Holſtein aber die verwittwete Königin.

Der König trat mit ſeiner Krönung die Regierung des Reiches an, nachdem er ſie ſchon zuvor in den Herzogthümern angetreten hatte. Faſt unmittelbar nach der Krönung wurde der große Tycho Brahe eines Theiles ſeiner bisherigen Einkünfte beraubt und bald darauf wegen mancherlei Vernachläſſigung ſeiner Pflichten, beſonders in den ihm anvertrauten Lehen, und wegen Bedrückungen der Bauern auf der Inſel Horn angeklagt. Er hatte große Feinde unter den oberſten Reichsbeamten. Doch war er wohl nicht frei von aller Schuld. Aus Unmuth über den widrigen Gang ſeiner An=gelegenheiten verließ er Dänemark, und ſtarb **1601** in Böhmen. Als Chriſtian IV. vernahm, daß die Schweden in Finmarken und Nordland Schatzungen eintrieben, konnte er es nicht mit Gleich=gültigkeit anſehen, daß ſie eine ſo hafenreiche Küſte am Nordmeere, die mehr als **100** Meilen lang iſt, gewinnen ſollten. Er verbot daher nicht nur den Unterthanen, Schatzungen an Fremde zu entrichten,

ſondern ging auch ſelbſt mit acht wohlbemannten Schiffen bis an das nördliche Ende von Europa, dem Nordcap und Wardchus vorbei, bis über die jetzige Gränze des ruſſiſchen Lapplandes. Gleichwie er auf dieſem Zuge tiefe Kenntniß des Seeweſens zeigte, ſo wußte er auch ſeine Herrſchaft in dieſen Gewäſſern zu behaupten. Mancherlei über dieſen Gegenſtand angeſtellte Gränzverſammlungen und Unterhandlungen waren ſo wenig vermögend, den Zwiſt zu entſcheiden, daß vielmehr der König von Schweden, Carl IX., bei ſeiner Krönung den Titel: „König der Lappen im Nordlande,“ annahm, und daß derſelbe von Zeit zu Zeit ſeine Anſprüche geltend zu machen bemüht war. So ergriff man denn die Waffen, und der Krieg begann. Chriſtian IV. eroberte ſchnell die Stadt und nach einer dreimonatlichen Belagerung auch das Schloß Calmar, welches Carl IX. umſonſt zu entſetzen ſuchte. Der letztere ſchickte ſeinem Gegner eine Herausforderung zu einem Zweikampfe zu. Aber dieſer antwortete ihm: bei ſeinem zunehmenden Alter und Schwäche des Körpers ſey ihm ein guter Arzt dienlicher als ein Zweikampf. Carl ſtarb noch in demſelben Jahre (1611). Sein Sohn und Nachfolger, Guſtav Adolph, ſetzte den Krieg fort, der gleichwohl für Dänemark noch immer glücklich geführt wurde. Die Feſtungen Elfsburg und Guldburg wurden (1612) erobert. Der Verluſt in zwei Feldzügen, den Guſtav Adolph bei aller ſeiner Tapferkeit erlitten hatte, und der Wunſch nach Frieden, welchen er auch in Rückſicht auf die damalige Lage der ruſſiſchen Angelegenheiten hegte, erleichterten den Friedensſchluß, der unter großbritanniſcher Vermittlung in Knäröd zu Stande kam. Chriſtian IV. erhielt dadurch, nebſt andern Vortheilen, den Gebrauch der drei Kronen im däniſchen Wappen beſtätigt, ſeine Beſitzungen in Norwegen geſichert, und von Schweden die Zurückgabe der gemachten Eroberungen gegen eine Million Reichsthaler. In den Jahren des Friedens, deſſen

ſich ſeit dem Jahre 1612 die däniſchen Staaten zu erfreuen hatten, ſorgte der König mit großem Eifer für ihre innere Verbeſſerung. Aufmerkſam auf die Beförderung des Handels ſchickte er Ove Giedde, als Befehlshaber eines Geſchwaders, das aus Kriegs- und Handelsſchiffen beſtand, nach Oſtindien, welcher bei ſeinem Aufenthalte theils auf Ceilon, theils auf der Küſte Coromandel, die däniſchen Handelsgeſchäfte unter vielfältigen Schwierigkeiten mit dem glücklichſten Erfolg krönte, und wirklich die Colonie auf Tranquebar gründete.

Vermuthlich wären dieſe erſten Verſuche gleich anfangs kräftiger befördert und erweitert worden, wenn nicht Chriſtian IV. ſchon in den Jahren, in welchen ſeine Schiffe aus Indien zurückkamen, mit den großen Zurüſtungen beſchäftigt geweſen wäre, die der in Deutſchland ausgebrochene Krieg und ſeine, und ſeiner Freunde und Bundesgenoſſen und ſeiner deutſchen Mitſtände Wohlfahrt und Sicherheit ihn zu machen nöthigten. Der Churfürſt von der Pfalz, Friedrich V., den die mit dem Erzhauſe Oeſterreich ſehr unzufriedenen Böhmen zu ihrem Könige erwählt hatten, war ein Eidam König Jacobs I. von Großbritannien und ein Schweſterſohn König Chriſtians IV. Nach der unglücklichen Schlacht am weißen Berge, welche den Churfürſten nöthigte, aus dem kaum erlangten Wahlreiche zu flüchten, ſuchte er beſonders die Unterſtützung Chriſtians IV., und erhielt mehr von demſelben als von dem Könige von Großbritannien. Kaiſer Ferdinands II. weit ausſehende Abſichten und ſeine furchtbaren Heere drohete den Ständen Deutſchlands und ſelbſt den entlegenſten Theilen deſſelben, dem ganzen niederſächſiſchen Kreiſe, Verluſt der Religionsfreiheit und der geſetzlichen reichsſtändigen Verfaſſung. Entſchloſſen, die Gefahr mit gewaffneter Hand abzuwenden, wählten die niederſächſiſchen Kreisſtände Chriſtian IV., als Herzog von Holſtein, zum Kreisoberſten, und trugen ihm, als er eben zu Regensburg

war, dieſes Amt durch ihre Geſandten feierlichſt an. Er übernahm es mit der Verſicherung, über den Landfrieden zu wachen, für die innere Ruhe des Kreiſes zu ſorgen, und ſeine Gränzen vor auswärtigen Beeinträchtigungen, als Durchmärſchen, Einquartierungen, Werbungen und Schatzungen zu beſchirmen.

Er ward aber von Tilly beſiegt, und trat im Frieden zu Lübeck (1629) nicht ohne Vortheile für ſich vom Kriegsſchauplatze zurück, ob er gleich in demſelben das Intereſſe der geächteten Herzoge von Mecklenburg den Privatabſichten des mächtigen Wallenſteins aufopferte. Als aber Schwedens Theilnahme an dem deutſchen Kriege ſich mit einer überwiegenden Stärke ankündigte, betrachtete Chriſtian IV. die ſteigende Größe Schwedens nicht ohne Eiferſucht. Dieſe ſeine geheime Bitterkeit und ſeine öffentlichen Neckereien der ſchwediſchen Schifffahrt im Sunde zu ahnden, überzog ihn der kühne Torſtenſon (1643) von Deutſchland aus in Eilmärſchen mit Krieg, und eroberte in einem Feldzuge Holſtein, Schleswig und Jütland. Oeſterreichs Unterſtützung konnte ihm keine Vortheile verſchaffen, weil die Niederländer im Seekriege auf ſchwediſche Seite traten und Dänemark zu dem nachtheiligen Frieden von Brimſebroo (1645) mit Schweden nöthigten, in welchem Schweden Jempteland, Herjedalen und die Inſeln Gothland und Oeſol von Dänemark gewann. Chriſtian IV. ſtarb 1647.

Mit einer erſchöpften Landmacht und Marine ging das Reich auf den Sohn Chriſtians IV., Friedrich III. (1648—1670), über. Er entlud ſich des verjährten Grolles der Dänen gegen Schweden in dem Kriege, den er mit Carl Guſtav zum großen Nachtheile des däniſchen Staates eröffnete. Im Roeskilder Frieden (26. Februar 1658) mußte Dänemark auf Schonen, Blekingen, Halland, Bahul, Drontheim und Bornholm verzichten. So nachtheilig dieſer Frieden für Dänemark war, ſo konnte er doch nach einem ſo unglücklich geführten Kriege nicht beſſer erwartet

werden. Doch Carl Guſtav war durch die Reſultate dieſes Vertrags nicht befriedigt; mit dem großen Plane, den ganzen Norden ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen, erneuerte er gegen Dänemark den Kampf und nur ſein Tod vermochte Dänemark zu retten. Denn obgleich eine niederländiſche Flotte den Dänen zu Hülfe eilte, und die ſchwediſche Flotte ſchlug; ſo ward doch nach Carl Guſtavs Tod der Frieden zu Kopenhagen (**27.** Mai **1660**) auf die Grundlagen des Roeskilder abgeſchloſſen.

Eben dieſe Kriege hatten aber auch zugleich auf die Mangelhaftigkeit der däniſchen Verfaſſung ſelbſt aufmerkſam gemacht, weil jede dem Reiche wohlthätige und kräftige Maßregel des Königs durch die lähmende Uebermacht der Adelsariſtokratie verhindert ward. Dieſe Macht ward im Jahre **1660** auf dem großen däniſchen Reichstage gebrochen, auf welchem der König, unterſtützt von dem Bürgerſtande und der Geiſtlichkeit, nicht nur zur Erblichkeit ſeiner Würde, ſondern auch zur unumſchränkten Gewalt gelangte. So ſtark es auch gegen dieſe völlige Veränderung der bisherigen Regierungsform unter dem ſchwediſchen Adel gährte, ſo ward doch jeder Verſuch deſſelben durch den Muth und die Vorſicht der anderen Reichsſtände vereitelt, und am **18.** Oct. **1660** dem Könige auf die neue Verfaſſung gehuldigt. Seit dieſer Zeit ward kein Reichstag mehr in Dänemark gehalten und der Reichsrath aufgehoben; die Kronlehen wurden in Aemter verwandelt, deren Inhaber eine jährliche Beſoldung erhielten. Nach dieſem großen Vorgange hoben ſich der Gewerbfleiß, der Handel und der kriegeriſche Geiſt in Dänemark; allein der tief geſunkene Wohlſtand gedieh nur allmählig.

Auf Friedrich **III.** folgte Chriſtian **V.** (reg. **1670—1699**), unter welchem Oldenburg und Delmenhorſt, nach dem Tode des letzten Grafen, Adolph Günther, an Dänemark fielen. Im Kriege gegen Carl **XI.** von Schweden, der mit Ludwig **XIV.** verbündet war, gewann (**1676—1679**) Dänemark keine Vortheile,

weil ein franzöſiſches Heer Oldenburg eroberte und dadurch Chri-
ſtian V. zur Rückgabe ſeiner Eroberungen an Schweden nöthigte. Auch mißlang (1686) der Verſuch des Königs, Hamburg an Dänemark zu bringen, eine Stadt, die allerdings während des Mittelalters als Landſtadt zum Herzogthume Holſtein gehört, in der Folge aber ihre politiſche Freiheit errungen und behauptet hatte. Mit einer beträchtlichen Schuldenlaſt übernahm Friedrich IV. (1699—1730) die Regierung. Unter ihm ſtieg Dänemarks Wohlſtand von neuem, obgleich der wiederholte Kampf mit Schweden nichts weniger als glücklich geführt ward. In Verbindung mit Rußland und Polen ſollten dem jungen Könige von Schweden, Carl XII., die von ſeinen Vorfahren gemachten Eroberungen entriſſen werden; Carl XII. warf ſich aber zuerſt auf Dänemark, bedrohte Kopenhagen und eine ſchwediſche, holländiſche und engliſche Flotte ſperrte die Stadt von der Seeſeite; Friedrich IV. mußte (18. Auguſt 1700) den Frieden zu Travendahl unterzeichnen, in welchem der mit Carl XII. verſchwägerte, von Dänemark aber angegriffene Herzog von Holſtein-Gottorp in allen ſeinen ehemaligen Rechten hergeſtellt ward.

In fortdauerndem Einverſtändniſſe mit Carls XII. Feinden, erneuerte Friedrich IV. den Krieg gegen Schweden nach der Schlacht bei Pultawa. Zwar ſchlug Steenbock die Dänen bei Gadebuſch und verbrannte Altona; allein bedrängt und beſiegt von den Ruſſen und Dänen, mußte ſich Steenbock in Tönningen ergeben. Die von den Dänen eroberten ſchwediſchen Fürſtenthümer Bremen und Verden verkaufte Friedrich IV. an den König von England, Georg I. (1715), und zum Glücke für Dänemark fiel der aus der Türkei zurückgekehrte Carl XII. bei ſeinem Angriffe auf Norwegen (1718) in den Laufgräben vor Friedrichshall. Ohne dieſen Tod würde Schweden, wegen Carls damaliger Verbindung mit Peter I., im Frieden zu Friedrichs-

burg (23. Juli 1720) wahrſcheinlich nicht ein Mal die Zollfreiheit im Sunde verloren haben. Doch gewann Friedrich IV. gegen die Zurückgabe der in Pommern gemachten Eroberungen von Schwedens Bundesgenoſſen, dem Herzoge von Holſtein, den Beſitz von ganz Schleswig, und von Schweden die Summe von 600,000 Thalern.

Unter dem frömmelnden Chriſtian VI. (1730—1746) wurde Dänemark zwar nicht mit der Kraft des vorigen Regenten geleitet, doch erhob ſich der Handel wieder mehr durch die Colonie auf Tranquebar, und die weſtindiſche Compagnie brachte die Inſel St. Croix durch Kauf an ſich.

Schweden — Guſtav Adolph; Chriſtine; Carl XII.

Nach dem Tode des Königs Johann wurde ſeinem Sohne Sigismund, König von Polen, die ſchwediſche Krone nicht ſtreitig gemacht. Aber ehe er nach Schweden kam, hielt ſeines Vaters Bruder, Herzog Carl, als Reichsverweſer 1593 eine Reichsverſammlung zu Upſala, auf welcher beſchloſſen wurde, daß nur die evangeliſche Lehre in Schweden öffentlich gelehrt werden, und das augsburgiſche Glaubensbekenntniß daſelbſt ein ſymboliſches Buch ſeyn ſollte. Sigismund beſtätigte den Beſchluß und ward gekrönt, handelte aber dem Reichsſchluſſe auf mehr als eine Art entgegen. Als er wieder nach Polen gegangen war, ernannte eine neue Reichsverſammlung zu Nöderköping den Herzog Carl zum Reichsvorſteher und unterſagte alle Appellation an den König, ſo lange er ſich in Polen aufhalten würde. Aehnliche Beſchlüſſe faßte man auf einem Reichstage zu Arboga.

Aber Sigismund verwarf alle dieſe Verfügungen, kam mit gewaffneter Hand nach Schweden und ſchlug die Truppen des Her-

zogs Carl, ſah jedoch bald darauf die ſeinigen von den herzoglichen geſchlagen und ſich genöthigt, einen Vergleich einzugehen.

Umſonſt erſuchten ihn die Stände, die auf dem Reichstage zu Tönköping verſammelt waren, da er nicht verſprochenermaßen nach Stockholm, ſondern nach Polen gegangen war, ſich nach Schweden zu begeben, und nach ſeinem Eide zu regieren, oder, falls er dies nicht wollte, ihnen ſeinen älteſten Prinzen Wladislaus nach Schweden zu ſchicken, der daſelbſt evangeliſch erzogen und, ſobald er mündig wäre, gekrönt werden und als König zur Regierung kommen ſollte; im Fall er dieſe Vorſchläge verwerfe, würden ſie ihm und ſeinen Nachkommen die ſonſt gebührende Treue aufkündigen. Auf dieſe Anträge erfolgte keine Antwort. Sigismund und ſeine Nachkommenſchaft wurden auf ewig von Schwedens Throne ausgeſchloſſen, wiewohl dem Prinzen Wladislaus noch eine jährige Friſt, nach Schweden zu kommen, geſtattet war. Ganz Schweden war bereits in des Reichsverweſers Händen, Finnland und Eſthland ausgenommen, welche theils durch die Waffen, theils durch Milde gewonnen wurden. Indeſſen ſah Schweden ſeine Bürger und Edlen nicht nur durch das Schwert des Krieges, ſondern auch unter dem Henkerbeile fallen; denn Carl war ſtrenge, ob er gleich die Wohlfahrt des Reiches ernſtlich zu befördern ſuchte. Noch war er nicht der nächſte Thronerbe im Falle der Ausſchließung Sigismunds und ſeiner Nachkommen. Mehr als er berechtigt, aber zu jung, war Sigismunds Halbbruder, Herzog Johann, geboren im Jahre **1589**. Deßwegen ernannte die Reichsverſammlung zu Linköping Carl zum Könige, deſſen Prinzen Guſtav Adolph zum nächſten Thronfolger und in Ermangelung anderer den Herzog Johann zum Reichserben; dennoch wollte Herzog Carl weder den Königstitel annehmen, noch ſich krönen laſſen, bevor die Stände Sigismund nicht mit ſeiner Ausſchließung bekannt gemacht hätten.

Es geſchah und Carl ließ ſeine Krönung vollziehen. Carl IX. führte den Krieg mit dem polniſchen Könige Sigismund, der noch immer ſeine Anſprüche auf Schweden geltend machen wollte, anfangs mit glücklichem Erfolge, bis er bei Kexholm von dem polniſchen Feldherrn geſchlagen wurde. Er verlor 8000 Mann, und würde der Gefahr, getödtet oder gefangen zu werden, nicht entgangen ſeyn, wenn ſich nicht Heinrich Wrede für ihn aufgeopfert und ihm ſein Pferd gegeben hätte. Mitten unter dieſen Unruhen ward er zugleich in diejenigen verwickelt, welche Rußland durch die falſchen Demetrier zerrütteten.

Waſſilei Iwanowitſch Schuiskoi, der zum Czar erwählt war, forderte und erhielt Hülfe von Carl. Als aber Schuiskoi entthront und von polniſch geſinnten Ruſſen der Prinz Wladislaus zum Czar erwählt wurde, kamen Carl und ſein Reich in eine Lage, die noch gefährlicher ward, da auch zwiſchen Dänemark und Schweden der Krieg ausbrach. Carl IX. ſtarb noch in dem erſten Jahre dieſer neuen Fehde. Sein Sohn und Nachfolger war Guſtav Adolph. In der Gefahr eines dreifachen Krieges, den Schweden allein mit Dänemark, Rußland und Polen auf ein Mal zu führen hatte, hielt man es für beſſer, den 18jährigen Prinzen für mündig zu erklären, als die Wohlfahrt des Reiches einer vormundſchaftlichen Regierung anzuvertrauen. Der Erfolg entſprach der Erwartung. Guſtav Adolph machte die beſten Anſtalten, ließ zerſtörte Städte herſtellen und neue anlegen, und begünſtigte auch die Wiſſenſchaften. Von den drei Kriegen ward der däniſche als der gefährlichſte zuerſt geendigt. Den ruſſiſchen endigte der Friede zu Stolbowa, durch den Schweden Ingermanlands und Kexholms Lehen erhielt. Länger als beide dauerte der polniſche Krieg. Mehr als ein Waffenſtillſtand unterbrach ihn, ohne die Annäherung des Friedens zu bewirken. Endlich ward ein Waffenſtillſtand auf ſechs Jahre geſchloſ-

ſen, vermöge deſſen Guſtav Adolph bis dahin, was er in Liefland und Polniſch-Preußen inne hatte, behalten ſollte. Dieſe Ruhe benutzte er, um ein großes Vorhaben auszuführen, das ſeiner ganz würdig war: die Rettung der Proteſtanten und der Stände in Deutſchland. Das Feuer des 30jährigen Krieges wüthete ſchon ſtark. Ferdinand **II.** ſchien mit einer Macht, gegen die König Chriſtian **IV.** von Dänemark wenig hatte ausrichten können, und König Jacob von England nichts hatte ausrichten wollen, die Religionsfreiheit und die politiſche Freiheit eines beträchtlichen Theiles der Fürſten und Stände Deutſchlands zu zertrümmern. Ihr Retter zu ſeyn, entſchloß ſich und ward König Guſtav Adolph. Er landete bei Ruden, verſicherte ſich Pommerns und rückte ins Brandenburgiſche ein, unterſtützt durch ein Bündniß mit Frankreich und durch Subſidien von dieſer Krone. Vereinigt mit Chur-Sachſen, lieferte der König dem kaiſerlichen Feldherrn Tilly die Schlacht bei Leipzig, in welcher dieſer berühmte Heerführer lernte, was er bisher nicht geglaubt zu haben ſchien: daß er überwunden werden könne. Nach dieſem glorreichen Siege breiteten ſich die ſchwediſchen Waffen über einen beträchtlichen Theil von Deutſchland aus, und Guſtav Adolph gebot von der Oſtſee an bis nach München. Als Wallenſtein demnächſt Sachſen verheerte, eilte der König zur Rettung herbei, und blieb bei Lützen an der Spitze ſeines Heeres, das faſt das ganze kaiſerliche Heer zu Grunde richtete. Folgſam ſeinem Grundſatze, daß der beſte Chriſt der beſte Soldat ſey, voll Menſchenliebe und Edelmuth, war er ein wahrer Held. Verwickelt in einen auswärtigen ſchweren Krieg, verwaiſet, das Erbtheil einer ſechsjährigen zur Thronfolge beſtimmten Prinzeſſin, der ſpäter berühmten Königin Chriſtine, den Mängeln und Verwirrungen ausgeſetzt, welche eine lange vormundſchaftliche Regierung zu begleiten pflegen, war Schweden in einer ſchlimmen Lage. Aber der Erfolg war beſſer als die

Erwartung. Unter der Staatsverwaltung der fünf hohen Reichsbeamten, unter welchen der Großkanzler Oxenſtierna der größte war, ward die junge Königin, der ihr Vater bald nach ihrer Geburt hatte huldigen laſſen, männlich und gelehrt erzogen, aber lernte unglücklicherweiſe mehr die Wiſſenſchaften und die Gelehrten als das Vaterland und die Wohlfahrt ihrer Bürger lieben. Der Krieg in Deutſchland wurde durch Oxenſtierna's Staatsklugheit und durch die Tapferkeit großer Feldherren fortgeſetzt. Das Anſehen, welches die Schweden bei den Proteſtanten behaupteten, erregte die Eiferſucht des Churfürſten von Sachſen. Die Niederlage der Schweden bei Nördlingen drohte ihren Heeren in Deutſchland und ihren Bundesgenoſſen unvermeidliches Verderben. Der Churfürſt von Sachſen ſchloß den Prager Frieden mit dem Kaiſer, und focht jetzt wider die Schweden; und mancher deutſche Reichsſtand unterzeichnete in der Folge den Frieden, in feiger Erwartung der Unfälle, die über ihn kommen möchten. Aber unterſtützt durch Frankreichs Theilnahme an dem Kriege, und geſichert durch Verlängerung des polniſchen Waffenſtillſtandes, ſtand die ſchwediſche Macht ungebeugt, mitten unter den Stürmen, die um ſie her tobten. Ihre großen Feldherren, Banner, Wrangel und Torſtenſon, führten den deutſchen Krieg mit Muth, Klugheit und Glück. Selbſt der Krieg mit Dänemark, den die Reichsſtände wünſchten und die im Jahre 1632 mündig erklärte Königin Chriſtine genehmigte, war für Schweden von glücklicher Wirkung. Gleichwohl wollte die Königin die Fortſetzung des deutſchen Krieges nicht, und drang ſo ſehr auf die Beſchleunigung des Friedens, daß, aller Schwierigkeiten ungeachtet, der weſtphäliſche Frieden zu Stande kam. Chriſtinens Regierung war nicht ſehr glücklich für das Land. Man hat die richtige Bemerkung gemacht, ihr Vater habe Alles für die öffentliche Wohlfahrt aufgeopfert, ſie aber habe nur auf eigene Größe und Ehre

geſehen. Eben dieſe Ehrbegierde und die Hoffnung, wegen eines ſeltſamen Entſchluſſes bewundert zu werden, und die Neigung zu einem ungebundenen, den Wiſſenſchaften und jedem ſelbſtgewählten Geſchäfte ganz gewidmeten Leben, wie auch die Betrachtung der nöthigen Einſchränkung ihrer bis dahin unbegränzten Freigebigkeit, ſcheinen ihr den Vorſatz eingeflößt zu haben, die Regierung niederzulegen, was auch **1654** geſchah. Kaum hatte ſie den Thron verlaſſen, als ſie ſich auch aus dem Reich entfernte.

Nachdem ſie den königlichen Pallaſt aller Koſtbarkeiten beraubt hatte, reiſ'te ſie in Mannskleidern ab. Als ſie die Gränze Dänemarks betrat, ſagte ſie: „Nun bin ich endlich in Freiheit und außerhalb Schwedens, wohin ich nie wieder zu kommen hoffe." Zu Brüſſel nahm ſie die katholiſche Religion an, und ſchwor die lutheriſche zu Insbruck feierlich ab. Nachdem ſie einige Zeit in Rom ſich aufgehalten hatte, begab ſie ſich **1656** nach Frankreich, wo ſie wenig Gefallen an dem galanten Hofe Ludwigs **XIV.** fand. In Paris beſuchte ſie die Gelehrten, unter denen ſie Menage den Vorzug gab. Kaum war ſie nach Rom zurückgekommen, als ſie ſich ſchon wieder nach Frankreich ſehnte. Sie erſchien daſelbſt zum zweiten Male **1657**, und entehrte ſich durch die Hinrichtung ihres Oberſtallmeiſters Monaldeſchi, den ſie wahrſcheinlich wegen gewiſſer Ränke, worüber ſie eiferſüchtig war, haßte. Man behauptet jedoch, ſie habe ihn durch ſeinen aufgefangenen Briefwechſel der Untreue und Verrätherei ſchuldig befunden, und deßhalb in der Gallerie zu Fontainebleau ermorden laſſen. Nach dieſer ſchändlichen That, die gleichwohl Vertheidiger fand, von den Franzoſen verabſcheuet, kehrte Chriſtina wieder nach Rom zurück. Zu Ende der verderblichen Kriege mit Polen und Dänemark ſtarb ihr Nachfolger in der Regierung, Carl **X.**, im Jahr **1660.** Alsbald reiſ'te ſie nach ihrem alten Königreiche mit dem Verlangen, den dortigen Thron wieder zu beſteigen; aber die Schweden nöthigten

CHRISTINE SCHWÖRT DIE LUTHERISCHE RELIGION AB.

ſie, eine zweite Verzichtsacte auszuſtellen. Einige Jahre darnach unternahm ſie eine abermalige Reiſe nach Schweden; da es ihr aber nicht beſſer glückte, als früher, ſo kehrte ſie nach Rom zurück, wo ſie im Jahr 1689 ſtarb.

Noch bevor ſie den Entſchluß, der Regierung zu entſagen, öffentlich bekannt machte, hatte ſie bereits im Jahre 1649 die Reichsſtände vermocht, den Pfalzgrafen Carl Guſtav, einen Sohn des Pfalzgrafen Johann Caſimir und der ſchwediſchen Prinzeſſin Catharina, Carls IX. Tochter, zum Thronfolger zu ernennen. Dieſer Prinz beſtieg alſo den Thron, ſobald Chriſtine denſelben verließ. Seine kurze Regierung war zu unruhig, als daß er der innern Reichsverfaſſung ſeine ernſte Sorge hätte widmen können.

Der König von Polen, Johann Caſimir, Sigismunds Sohn, wollte von ſeinen Anſprüchen auf Schweden nicht abſtehen. Carl Guſtav, der ihn von dem Ungrunde ſeiner Forderungen mit dem Degen in der Hand überzeugen wollte, brach in Polen ein. Der Krieg ward mit glücklichem Erfolge geführt; aber die däniſche Kriegserklärung unterbrach den Lauf ſeiner Siege und nöthigte ihn, ſeine Waffen ſchnell gegen den neuen Feind zu wenden, was er auch mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit that. Das däniſche Kriegsmanifeſt war vom 1. Juni, und am 23. Juli ſtand Carl Guſtav ſchon mit dem Heere in Holſtein; indeſſen hatte dieſer Krieg, trotz des anfangs unbegränzten Glückes der ſchwediſchen Waffen, keinen günſtigen Erfolg.

Carl Guſtav, der ſeine Reichsſtände nach Gothenburg beſchieden hatte, ſtarb 1660, bedauert in Schweden und gefürchtet faſt vom ganzen übrigen Europa. Unter der Minderjährigkeit ſeines Sohnes, Carls XI., ſorgte die vormundſchaftliche Regierung ſogleich für die Herſtellung des Friedens. Mit Polen ward er zu Oliva und eben daſelbſt mit dem Kaiſer und Chur-Brandenburg

geſchloſſen; Johann Caſimir entſagte nun allen Anſprüchen an Schweden. Mit Rußland kam der Friede zu Kardis zu Stande, bei welchem der von Stolbowa zum Grunde gelegt ward. Auf harte Bedingungen erhielt auch Dänemark den Frieden. Mit der Krone Dänemark ſtand Carl XI. ſeit dem Lunden'ſchen Friedensſchluſſe in ſo gutem Vernehmen, daß er ſich mit der däniſchen Prinzeſſin Ulrike Eleonore, Friedrichs III. Tochter, vermählte. Bei den Streitigkeiten, die zwiſchen dem Könige von Dänemark und dem Herzoge von Holſtein-Gottorp nach gedachtem Friedensſchluſſe vorfielen, ſchien die Eintracht zwiſchen Schweden und Dänemark unterbrochen zu werden. Dennoch ward ſie geſichert, und dauerte fort bis zu dem Tod des Herzogs Chriſtian Albrecht. Die Mißhelligkeiten, welche zwiſchen deſſen Sohne und Nachfolger, dem Herzoge Friedrich IV., und dem Könige von Dänemark entſtanden, würden wahrſcheinlich König Carl XI. zu größerer Theilnehmung an denſelben bewogen haben, wenn ihn nicht ſein früher Tod (1697) daran gehindert hätte.

Bei dem Ableben Carls XI. war ſein Sohn, Carl XII., erſt 15 Jahr alt, und ſchien unfähig, ſich Ruhm erwerben zu können. Indeſſen kündigten einige Züge ſeiner Jugend heldenmüthige Eigenſchaften an. Obgleich er ein eigenſinniger Feind alles Studierens war, ſo lehrte man ihn doch, indem man ſeine Ruhmbegierde rege machte, dieſen Widerwillen überwältigen. Beſonders las er den Quintius Curtius gern. Als einſt ſein Lehrer ihn fragte, was er von Alexander denke, ſo antwortete er: „Ich denke, ich wünſchte ihm ähnlich zu werden.“ Und als ſein Lehrer ihm die Einwendung machte: „Aber Alexander lebte nur 32 Jahre;“ ſo erwiederte er: „Wie? iſt denn das nicht genug, wenn man Königreiche erobert hat?“ Der Vormundſchaft ſeiner Mutter entzogen, zeigte er beim Antritte ſeiner Regierung nichts als Stolz und Ungeſtüm; doch die Gefahr, die ihn bedrohte, entwickelte bald

ſeinen Charakter und ſeine Geiſtesſtärke. Drei mächtige Feinde verbanden ſich zu ſeiner Unterdrückung.

Dieſſeits des finnländiſchen Meerbuſens hatte Schweden Eſthland und Liefland erobert, und ſich durch den Oliva'ſchen Frieden in dieſen Beſitzungen befeſtigt. Es hatte den Liefländern ihre Privilegien gelaſſen, weil man anfangs die neuen Unterthanen ſchonte; aber nach Gewohnheit der Despoten verletzte Carl XI. dieſe Privilegien, ſobald er dabei ſein Intereſſe zu finden glaubte. An der Spitze einer Deputation ſuchte Patkul die Rechte ſeines Vaterlandes mit einer unerſchrockenen Freimüthigkeit geltend zu machen, und ward deßhalb zum Tode verurtheilt. Er entwich und dachte, erboſ't auf den König, auf Rache. Nach dem Tode Carl XI. überredete er mit leichter Mühe den König von Polen, Auguſt, Churfürſten von Sachſen, und auch nachmals den Czar Peter, daß die Schwäche des jungen Carls XII. die günſtigſte Gelegenheit darbiete, die ehemals eingebüßten Provinzen den Schweden zu entreißen.

Friedrich IV., König von Dänemark, war nicht weniger geneigt, die Umſtände zu ſeinem Vortheile zu benutzen. Der alte Vergleich Chriſtians III. und ſeines Bruders Adolph in Hinſicht der Herzogthümer Holſtein-Gottorp und Schleswig war eine Urſache der Streitigkeiten zwiſchen dieſen beiden Häuſern. Der Herzog von Holſtein, Carls Schwager, war, angegriffen vom Könige Friedrich, nach Stockholm gegangen, und ſchon ward Schweden von den däniſchen Waffen bedroht.

Man berathſchlagte ſich in dem geheimen Rathe über die Maßregeln, die man zur Abwendung ſo großer Gefahren zu nehmen hätte. Als Einige dahin ſtimmten, daß man den Weg der Unterhandlung verſuchen müſſe, ſo nahm der junge König das Wort. „Ich bin entſchloſſen," ſagte er, „nie einen ungerechten Krieg anzufangen, aber auch nie einen gerechten anders, als durch den

Untergang meiner Feinde zu endigen. Ich werde den erſten angreifen, der ſich für meinen Feind erklären wird, und wenn ich denſelben werde überwunden haben, ſo hoffe ich dadurch die andern in Schrecken zu ſetzen.“ Sogleich gab er die zum Kriege nöthigen Befehle. Er veränderte ſeine Lebensart, entſagte allen Vergnügungen, kleidete ſich aufs einfachſte, hielt die mäßigſte Tafel und widmete ſich ganz den Beſchwerden und Gefahren des Krieges.

Der König von Dänemark that einen Einfall in Holſtein, der König von Polen in Liefland und die Ruſſen überfielen Ingermannland. Carl XII. ging zu Schiffe, landete auf der Inſel Seeland, auf welcher Copenhagen liegt, und erfüllte dieſe Hauptſtadt mit Schrecken. Friedrich eilte, durch Entſchädigung des Herzogs von Holſtein Frieden zu ſchließen. Dieſer erſte Krieg ward in ſechs Wochen beendigt. Carl hatte geſagt, als er zuerſt das Pfeifen der auf ihn gerichteten Kugeln hörte: „Gut! das ſoll fortan meine Muſik ſeyn.“ Er gewöhnte ſich leider nur gar zu ſehr daran.

Schon hatte Auguſt, König von Polen, die Belagerung der Hauptſtadt in Liefland, Riga, aufgehoben. Voll Ungeduld, ſich an dem Czar zu rächen, den er mit Recht beſchuldigte, die neueſten Friedenstractate gebrochen zu haben, eilte Carl im September an der Spitze von 9000 Mann nach Ingermannland. Die ungefähr 60,000 Mann ſtarke ruſſiſche Armee belagerte Narva. Er griff ſie unter Begünſtigung eines ſtarken Schneegeſtöbers an, das der Wind ihnen entgegen trieb, und erſtieg ihre Verſchanzungen. Mitten unter der Verwirrung, die vornehmlich aus Mangel an Kriegszucht entſtanden war, ergriff ſie ein paniſcher Schrecken. 30,000 Mann ergaben ſich einem kleinen Haufen Schweden zu Gefangenen. 45 Kanonen, das Feldlager, das Gepäcke, Alles blieb in der Gewalt des Siegers. Dies war der erſte Feldzug eines ſiebzehnjährigen Königs.

Immer ſiegreich, hatte indeſſen der König von Schweden ſich

Curland unterwürfig gemacht, und war durch Litthauen in das Herz von Polen gedrungen. Seine Abſicht war, Auguſt vom Throne zu ſtoßen, und ſodann mit ſeiner ganzen Macht Rußland zu überfallen. Carl bemächtigte ſich 1702 der Stadt Warſchau, und erklärte, er würde nicht eher Friede machen, als bis man einen andern König erwählt hätte. Auguſt war zu Krakau. Er entſchloß ſich, ein Treffen zu liefern, und ward mit einer zwiefach ſtärkern Armee, als die feindliche war, bei Cliſſow geſchlagen. Krakau ward eingenommen. Danzig, Thorn, Elbingen, lauter freie Städte, nach ihren Privilegien, unter polniſcher Herrſchaft, mußten Geldbußen erlegen, weil ſie Widerſtand gethan hatten. Der Primas, der ſeine unredlichen Abſichten bisher unter der Maske der Treue verborgen hatte, erklärte ſich auf einem Reichstage zu Warſchau wider den König, und man entſchied daſelbſt, daß der Thron erledigt ſey (1704). Als Alexander Sobiesky, einer von den Söhnen des berühmten Königs dieſes Namens, die Krone ausſchlug, ließ Carl den Stanislaus Lesczinski, Woiwoden von Poſen und Kronſchatzmeiſter, zum Könige wählen.

Der Czar verließ den König Auguſt nicht. In einer Conferenz, die ſie zu Grodno in Litthauen hielten, entwarf man einen neuen Operationsplan. 60,000 in Polen zerſtreute Ruſſen dienten nur, das Land zu verheeren. Die Schweden ſchlugen ſie allenthalben. Schulenburg, ein ſächſiſcher General, ward im Jahre 1706, in der Schlacht bei Frauſtadt, von dem General Rhenſchild, der eine weit kleinere Armee commandirte, geſchlagen und ſeine Truppen zerſtreut. Der Schrecken that mehr als das Schwert, Alles ward faſt in einem Augenblicke entſchieden. Carl XII. überfiel nun Sachſen, und ſchrieb daſelbſt ſchwere Contributionen aus. Aller Hoffnung beraubt, bat Auguſt ihn jetzt heimlich um Frieden. Der Sieger ſchrieb ihm die Bedingungen vor: daß er dem Throne entſagen, Stanislaus als König anerkennen, und den Patkul

ausliefern ſolle. Dieſer Liefländer war in ruſſiſchen Dienſten, und der Czar hatte ihn als General und Botſchafter an den König von Polen abgeſandt. Während dieſer Unterhandlung ward Auguſt von dem Fürſten Menzikow, vor dem er Alles ſorgfältig verſchwiegen hielt, beinahe gezwungen, bei Kaliſch einen ſchwediſchen General anzugreifen, und es geſchah. Die Ruſſen erhielten den Sieg; noch nie hatten ſie bisher die Schweden in regelmäßiger Schlachtordnung überwinden können. Unterdeſſen unterwarf ſich Auguſt den Geſetzen, die ihm Carl vorſchrieb. Er unterzeichnete den Frieden, ohne beſſere Bedingungen, als die ihm vorgeſchriebenen, erwirken zu können, und ward ſogar gezwungen, dem Stanislaus ein Glückwünſchungsſchreiben zu überſenden. Schon wegen eines bloßen Verdachts ungerechter Weiſe in Verhaft genommen, ward Patkul dem Könige von Schweden ausgeliefert, der, den Beſchwerden des Czars ungeachtet, dieſen Miniſter eines ſo großen Fürſten rädern ließ, wobei durch die Ungeſchicklichkeit und Schwäche des Henkers die Qualen des Unglücklichen unſäglich vermehrt wurden. Denn nachdem er 15 Stöße erhalten hatte, mußte er losgebunden und umgekehrt werden. „Kopf ab!“ ſtöhnte er endlich und kroch mit zerſchlagenen Gliedern ſelbſt heran, ſeinen Kopf auf den Block zu legen, wo aber erſt der vierte Hieb ſein Haupt vom Rumpfe trennte. Ein ſchreckliches Beiſpiel grauſamer Kabinetsjuſtiz!!

Der in dem Lager zu Alt-Ranſtädt, nahe bei Leipzig, geſchloſſene Frieden brachte den Ruhm Carls aufs höchſte. Er empfing in ſeinem Lager eine Menge von Geſandten. Der gegen Frankreich und Spanien ausgebrochene Krieg ſetzte alle Staaten in Bewegung. Jeder verlangte ihn zum Bundesgenoſſen. Man glaubte, er ſey geneigt, ſich mit Ludwig XIV. zu verbinden, ob er ſchon im Jahre 1700 die Neutralität verſprochen hatte. Der Herzog von Marlborough ſtellte ſich ein, um ſeine Geſinnung zu erforſchen, und da er bald entdeckte, daß Carl Rußland zu bekriegen ent-

ſchloſſen ſey, ſo machte er demſelben nicht den geringſten Antrag. Der Kaiſer Joſeph gab in verſchiedenen Punkten nach, die der König von Schweden, ehe er den deutſchen Boden verließ, zum Beſten der Proteſtanten in Schleſien von ihm verlagte.

Sachſen ward im Jahre 1707 von den Schweden befreit, die mit reicher Beute von dannen zogen. Ihr Held, der mit jeder Gefahr ſein Spiel trieb, ließ es ſich einfallen, unter Weges den König Auguſt zu beſuchen. Er eilte in Begleitung einiger Generale der Armee voraus; zeigte ſich unter falſchem Namen am Thore von Dresden; ging in Stiefeln in das Zimmer des Königs, frühſtückte mit ihm, beſah die Feſtungswerke, und kam endlich zurück zu ſeinen äußerſt beſorgten Truppen. „Ich habe mich auf mein gutes Glück verlaſſen,“ ſagte er.

Faſt hätte der Czar noch einen dritten König von Polen erwählen laſſen. Man dachte darauf während eines Reichstages zu Lublin, und brachte einige Woiwoden in Vorſchlag, was indeſſen für dieſe verheerte Republik eine neue Quelle der Verwüſtung und des Gräuels geworden ſeyn würde. Inzwiſchen verſuchte der franzöſiſche Miniſter in Sachſen, den ſchwediſchen und ruſſiſchen Monarchen mit einander auszuſöhnen. Carl aber ſagte rund heraus, er würde in Moskau mit dem Czar Frieden ſchließen. Dieſer Stolz gab Peter dem Großen Gelegenheit zu den Worten: „Mein Bruder Carl will den Alexander ſpielen, aber er ſoll an mir keinen Darius finden.“

An der Spitze von 45,000 Mann ging Carl nach Litthauen, wo ſich der Czar aufhielt, nahm Grodno, rückte weiter vor bis gegen den Dnieper (den Boryſthenes), und ſchlug bei Holowezin ein Corps Ruſſen, das hinter einem Strome und einem Moraſte vortheilhaft verſchanzt ſtand. Er war auf dem Wege nach Moskau, doch ſtatt denſelben zu verfolgen, wand er ſich, nachdem er über den Dnieper gegangen war, ſüdwärts, und überfiel die Ukraine,

das Land der Koſaken, in der Hoffnung, ſich daſſelbe bald unterwürfig zu machen, und alsdann ſich auf die Hauptſtadt Rußlands zu ſtürzen. Der alte Mazeppa, Hetmann oder Haupt der Koſaken, der an ſeinem Oberfeldherrn, dem Czar, zum Verräther ward, hatte den König von Schweden zu dieſem unglücklichen Entſchluß gebracht. Er verſprach, mit einer Armee zu ihm ſtoßen, und ihm Lebensmittel und Geld zuzuführen; Verſprechungen, deren Werth man erſt klüglich hätte überlegen ſollen, und worauf man ſich ohne Unterſuchung verließ. Man zog unter vielen Beſchwerlichkeiten gegen die Desna, einen Fluß, der ſich in den Dnieper ſtürzt. Hier ſollte Mazeppa zu Carl ſtoßen, aber er ſuchte vergeblich die Koſaken zu einer Empörung zu bewegen. Er kam nicht, und an Lebensmitteln war bereits Mangel. Der General Löwenhaupt war indeſſen im Anzug, um aus Liefland 16,000 Mann ſo wie Mund- und Kriegsvorrath herbeizuführen. Doch auch dieſe große Hülfsquelle verſchwand. Peter verfolgte ihn jenſeit des Dniepers, griff ihn drei Tage nach einander an, und ſchlug ihn endlich. Die Schweden verloren über 8000 Mann, ihr Geſchütz und ihre Lebensmittel. Mitten in der Schlacht, als der Czar ſeine Truppen zurückweichen ſah, befahl er, auf die Flüchtlinge zu ſchießen, und auf ihn ſelbſt, wenn er ſich zurückziehen würde. Unterrichtet von der Treuloſigkeit des Mazeppa, ſchickte er den Menzikow nach der Ukraine. Man eroberte die Hauptſtadt Baturin, die Magazine und die Schätze des Hetmannes, der im Bildniſſe gehängt ward. Aus allen ſeinen Verheißungen ward nichts weiter, als daß er mit 2000 oder 3000 Mann zu Carl ſtieß, weil die übrigen Koſaken ihm nicht folgen wollten. Löwenhaupts Niederlage, der nur die Trümmer ſeiner Armee herbeiführte, und der ungeheuren Kälte ungeachtet, die auf einem einzigen Marſche gegen 2000 Schweden tödtete, verfolgte der König, ohne Lebensmittel und dem beſtändigen Angriff der

Feinde ausgeſetzt, eigenſinnig ſeinen Weg in einem unbekannten Lande. Mitten in dem ſtrengen Winter des Jahres 1709 durchſtreifte er die ganze Ukraine, kam vor Pultawà an und belagerte dieſe Stadt, von wo er nach Moskau zu gehen gedachte, um den Thron des Czars umzuſtürzen. Die berühmte Schlacht bei Pultawa vernichtete endlich ſeine Hoffnungen. In derſelben gaben beide Monarchen gleich große Beweiſe ihrer Talente und Tapferkeit. Carl, ſchon ſeit einigen Tagen verwundet, ließ ſich in einer Sänfte tragen, die von einer Kanonenkugel zerſchmettert wurde. Peter befand ſich, wie er, mitten im größten Feuer. Die zweiſtündige Schlacht koſtete 9000 Schweden das Leben und 14,000 gaben ſich gefangen. Unter dieſen Gefangenen waren: Carls erſter Miniſter, der Graf Piper, deſſen kluge Rathſchläge nicht immer waren befolgt worden; Rhenſchild, Löwenhaupt und mehrere andere Generale. Die Ruſſen verloren nur ungefähr 1300 Mann. Dieſer furchtbare Carl XII., nun genöthigt, in der Flucht ſein Heil zu ſuchen, welcher ſogar zu Pferde flüchtete, da er während der Schlacht kein Pferd hatte beſteigen können, war von nun an ein Beiſpiel der Wechſel des Glückes, oder vielmehr der Unglücksfälle, die man ſich durch Mißbrauch deſſelben zuzieht. An Kräften erſchöpft, ging er über den Dnieper, ſodann über den Bog (den Hyphanis der Alten) und ſuchte eine Freiſtätte in der Türkei. Peter, viel weiſer als Carl, ſuchte den Sieg aufs beſte zu benützen. Er zog die vornehmſten ſchwediſchen Gefangenen an ſeine Tafel, und ſagte zu ihnen: „Ich trinke auf die Geſundheit meiner Lehrer in der Kriegskunſt." Worte, welche ihm nicht weniger Ehre machten, als ihnen. Er bewies fortwährend, daß ihre Unterweiſung ihn würdig gemacht habe, ihr Sieger zu ſeyn. Er eilte, den König Auguſt wieder auf den polniſchen Thron zu ſetzen, und ſchloß ein Bündniß mit demſelben, mit dem Könige von Dänemark und mit dem Churfür-

ſten von Brandenburg, erſtem Könige von Preußen. Nach einem triumphirenden Einzuge in Moskau, dem er bloß als General beiwohnte, nahm er Wieburg, die Hauptſtadt von Karelien in Finnland, ein, und bemächtigte ſich der Hauptſtadt Lieflands, Riga. Dieſe beiden Provinzen kamen nunmehr in ſeine Gewalt. Ein ſchwediſcher General commandirte noch **11,000** Mann in Pommern. Die Regierung zu Stockholm, die nicht wußte, ob der König noch lebte, oder todt ſey, unterzeichnete in Rückſicht auf dieſe Truppen eine Neutralitätsacte. Sobald Carl **XII.** dies erfuhr, ſchrieb er an den Senat: „er werde einen ſeiner Stiefel ſenden, um dem Senate vorzuſtehen.“

Mit ſeinem Gefolge von **1800** Mann campirte er bei Bender. Der Hof zu Conſtantinopel begegnete ihm edelmüthig; allein er verlangte, daß derſelbe für ihn die Waffen ergreifen ſollte; und ſeine Agenten betrieben daſelbſt ſeine Angelegenheiten mit einer Geſchicklichkeit, die eben ſo groß war, als der Stolz ſeines Betragens. Ein Großvezier, der ſeine Abſichten nicht ſehr begünſtigte, fiel in Ungnade. Ein anderer, der behauptete, daß man keine rechtmäßige Urſache zum Kriege habe, hatte daſſelbe Schickſal. Ein dritter beredete den Sultan Achmet **III.** zur Ergreifung der Waffen.

Der Krieg wurde jedoch nach dem Feldzuge am Pruth durch einen Vergleich beendigt. In voller Wuth über die Nachricht von dem geſchloſſenen Frieden, beſuchte Carl **XII.** den Großvezier, machte ihm die bitterſten Vorwürfe, zerriß ſogar mit ſeinen Sporen den Talar dieſes Miniſters, ließ durch ſeine Agenten in Conſtantinopel Alles in Bewegung ſetzen, und zog ſich dennoch, obſchon der Großvezier in Ungnade gefallen war, den Befehl zu, ſich aus der Türkei zu entfernen. Er verachtete dieſen Befehl und wagte es **1713**, in ſeinem kleinen Lager bei Bender gegen eine Armee eine Belagerung auszuhalten; ein Unternehmen, das man für einen

Don Quixot's-Streich, für ein Mährchen halten würde, wenn es möglich wäre, daſſelbe in Zweifel zu ziehen.

Die Frucht ſeines Eigenſinns war der Verluſt ſeiner deutſchen Staaten. Er ſchickte beſtändig Befehle nach Schweden, Schlachten zu wagen und in keinem Stücke nachzugeben. Aber das Königreich war an Menſchen und an Geld erſchöpft; deſſenungeachtet unterſtand man ſich nicht, ihm den Gehorſam zu verſagen, duldete Alles, nach dem Beiſpiele eines Helden, deſſen traurige Lage und ausharrende Geduld ſo bekannt war. Der General Steenbock erfocht **1712** noch einen Sieg bei Gadebuſch; er verbrannte Altona, und ward bald nachher genöthigt, ſich mit ſeiner kleinen Armee zu Kriegsgefangenen zu ergeben. Im Jahr **1713** war Bremen, Verden, Stettin und ein Theil von Pommern in feindlicher Gewalt, und der Czar hatte ſich der Küſte von Finnland bemächtigt.

Entſchloſſen, zur Erleichterung des Friedens auf die Krone Polens Verzicht zu thun, war Stanislaus nach der Türkei gegangen, um Carl zum Nachgeben zu bewegen. Beide waren Gefangene der Türken. Die Schweden konnten nicht länger der Gewalt widerſtehen; und der Czar, die Könige von Polen und Dänemark, und der Churfürſt von Hannover, als Verbündete, entriſſen ihm Alles, was ehemals Guſtav Adolph erobert hatte.

In dem Gefechte bei Bender hatten die Türken Carl **XII.** geſchont, den ſie gar leicht hätten tödten können, und der viele von ihnen mit eigener Hand erſchlug. Man bewachte ihn nun zu Demotica, nahe bei Adrianopel. Er verlangte endlich, wegreiſen zu dürfen, nachdem er alle Hoffnung aufgegeben hatte, daß das ottomaniſche Reich ſeinethalben ſich waffnen würde. Ein neuer Großvezier verlangte, daß er den Tag ſeiner Abreiſe beſtimmen ſolle, worauf Carl eine prächtige Geſandtſchaft abſchickte, um Abſchied zu nehmen, ob er gleich die dazu erfor-

derlichen Koſten nicht ohne erniedrigende Anleihen aufbringen konnte. Nach einem mehr als fünfjährigen Aufenthalte in der Türkei begab er ſich im Anfange des Octobers **1714** auf den Weg. Als er die Gränze erreicht hatte, beurlaubte er die türkiſche Bedeckung, trennte ſich von ſeinen Leuten, und machte in Begleitung zweier Officiere, von denen einer bald zurückblieb, die Reiſe durch ganz Deutſchland mit Courierpferden oder leichten Poſtwagen, ohne ſich aufzuhalten. Er kam den **11.** November zu Stralſund in Pommern an, deſſen Eroberung ſeine Feinde beſchloſſen hatten. Die Dänen, Preußen und Sachſen belagerten ihn daſelbſt im folgenden Jahre. Er that nach ſeiner Gewohnheit Wunder der Tapferkeit. Man bombardirte die Stadt; eine Bombe drang durch das Dach ſeines Hauſes und zerſprang nahe bei ſeinem Zimmer, wo er einen Brief diktirte. Dem Secretär fiel die Feder aus der Hand, „Schreibe fort,“ ſagte er kaltblütig, „was hat die Bombe mit dem Briefe zu thun, den ich diktire?“ Die Feinde beſtürmten das Hornwerk, er ſchlug ſie mit ſeinen Grenadieren, die er ſelbſt anführte, zwei Mal zurück, dennoch ward das Werk eingenommen. Endlich gab er dem inſtändigen Bitten ſeiner Generale nach, und entfernte ſich in einem kleinen Boote, in welchem ihm eine Kanone von einer däniſchen Batterie zwei Leute tödtete. Stralſund ergab ſich des folgenden Tages, und Wismar bald darauf. Kurz, Carl beſaß endlich in Deutſchland nichts mehr. Er brachte den Winter in Carlskrona zu, ohne ſich nach einer **15**jährigen Abweſenheit in ſeiner Hauptſtadt zeigen zu wollen, und gab Befehl zu neuen Kriegsrüſtungen. Man warb junge Leute an, und vollendete durch alle nur zu erdenkende Auflagen die Verarmung des Staates, der ohnehin in Gefahr war. Dennoch unternahm es Carl, den Dänen Norwegen zu entreißen. Er drang in dieſes Königreich mit **20,000** Mann, ohne für deren Unterhalt die nöthige Sorge getragen zu haben, ſo daß der Mangel an Lebensmitteln ihn zum Rück-

zuge zwang. Inzwiſchen war der Baron von Görz, aus Franken gebürtig, ſein erſter Miniſter geworden, er beherrſchte dieſen bisher ſo unbezwinglichen Geiſt, und ſpann Händel an, die, wie es ſchien, eine große Revolution bewirken mußten. Einſchmeichelnd, kühn, fähig, alle Geſtalten anzunehmen, und alle Maßregeln zu ergreifen, hatte dieſer Miniſter die Abſicht, zuvörderſt einen Frieden und ein Bündniß mit dem Czar zu ſchließen, und alsdann die übrigen Feinde Schwedens zu Boden zu drücken. Er richtete ſeine Abſichten beſonders wider Georg I., König von England, Churfürſten von Hannover, der die Fürſtenthümer Bremen und Verden von dem Könige von Dänemark erkauft hatte. Er nahm ſich vor, ihm nicht nur dieſe Provinzen zu entreißen, ſondern auch den Prätendenten auf den engliſchen Thron zu ſetzen. Der ſpaniſche Miniſter, Cardinal Alberoni, der dem Baron Görz an Charakter glich, trat ſeinen Abſichten bei. Der Czar, dem man die eroberten Länder überlaſſen mußte, ließ ſich gleichfalls hineinziehen, ſetzte den Krieg ſehr unthätig fort, und machte eine Reiſe nach Frankreich. Der Graf von Gyllenborg, ſchwediſcher Miniſter in London, ſpann eine Verſchwörung zu Gunſten des Prätendenten an. Görz, dem ſein König völlig Gewalt gegeben hatte, hielt ſich in Holland auf. Aufgefangene Briefe entdeckten jedoch die Verſchwörung. Beide Miniſter wurden in Verhaft genommen, und ſogar gerichtlich verhört. Ihre ſechsmonatliche Gefangenſchaft trieb die Erbitterung Carls XII. aufs höchſte. Sobald der Baron Görz die Freiheit erhalten hatte, begab er ſich zu dem Czar, und ſchmeichelte ſeiner Herrſchſucht mit einer Beſitzung in Deutſchland, wodurch dieſer ein Reichsſtand werden und wohl gar die Kaiſerkrone erlangen könnte. Peter beſtimmte die Inſel Aland zu den Conferenzen. In Schweden ließ der Miniſter bei dem drückenden Geldmangel, in dem er ſich befand, Kupfermünzen ſchlagen, und legte einem Stück Kupfer, von einem halben Schillinge wahren Gehal-

tes, unter dem Stempel des Königs den Werth von 40 Schillingen bei. Dieſe Münze, die man in ungeheurer Menge mußte ſchlagen laſſen, weil bei dem geringen Gehalt derſelben der Preis aller Waaren bis ins ungeheure ſtieg, ward gar bald verſchrien, und machte Görz allgemein verhaßt. Die Geiſtlichkeit, die er mit einer Schatzung belegte, beſchuldigte ihn laut des Atheismus. Carl folgte, vielleicht aus Eigenſinn, mehr als jemals ſeinen Vorſchlägen, und überließ ihm die Staatsverwaltung und die ganze Unterhandlung mit Rußland. Dieſe Unterhandlungen näherten ſich gerade ihrem Ziele, als ſie durch eine unglückliche Begebenheit gänzlich unterbrochen wurden. Der König von Schweden war wieder nach Norwegen gegangen, um Friedrich IV., der ſich mit den ihm abgenommenen Ländern bereichert hatte, zu demüthigen und dieſe wieder zu erobern. Der ſtrengen Kälte zum Trotze, die ſelbſt ſeinen Soldaten beinahe unerträglich wurde, belagerte er Friedrichshall im December, und ward daſelbſt, im 36ſten Jahre ſeines Alters, in einem Laufgraben durch eine Kugel getödtet, von der man vermuthete, daß ſie aus einem ſchwediſchen Gewehr kam. Durch den Tod dieſes Helden gewann Schweden unſtreitig. Es ſetzte ſich wieder in den Beſitz ſeiner Freiheit, und führte eine neue Regierungsform ein, die es zur Befeſtigung ſeiner Freiheit für die zuträglichſte hielt, und deren Mißbräuche es nicht zum voraus ſah.

Da der König keine Kinder hinterlaſſen hatte, und ſeine beiden Schweſtern vermählt waren, die eine an den Herzog von Holſtein und die andere an den Landgrafen von Heſſen-Caſſel; ſo mußte ein neuer König erwählt werden, und zwar vermöge eines im Jahr 1604 abgefaßten und auf verſchiedenen Reichstagen erneuerten Geſetzes, des Inhaltes: „Daß die Tochter eines Königs oder Prinzen, die man für thronfähig hält, unvermählt ſeyn muß, und ſich ohne Einſtimmung und Bewilligung der Reichsſtände nicht vermählen darf.“ Man ſah wohl ein, was

BORNIGER SC.

KARL XII. TOD.

die zu groſze Gewalt, die Carl XI. zugeſtanden worden war, für Drangſale verurſacht hatte, beſonders unter der Regierung ſeines Sohnes, den doch die Nation liebte, und als einen groſzen Mann verehrte. Man wollte ſich nicht dem Despotismus eines andern Prinzen bloſz ſtellen, und ſagte: „Was würde nicht ein laſterhafter Monarch thun, da ſogar Carl XII. uns unglücklich gemacht hat?" Seine Schweſter Ulrike Eleonore, Gemahlin des Landgrafen von Heſſen, die im Anfange des Jahres 1719 auf einem Reichstage zur Königin erwählt ward, gab dem Verlangen, oder vielmehr dem Willen der Schweden nach. Man dankte ihr für den gerechten und vernünftigen Abſcheu, welchen ſie gegen die willkürliche und unumſchränkte Gewalt geäuſzert hatte; ſchaffte dieſe Gewalt ab, und ſetzte eine neue Regierungsform feſt. Sobald dieſe eingeführt war, fiel das Syſtem des Barons von Görz. Dieſer Miniſter bezahlte die Anſchläge, die er Carl XII. gegeben hatte, mit ſeinem Kopfe. Man fühlte lebhaft die Nothwendigkeit des Friedens; und ſchloſz ihn in verſchiedenen Verträgen, zuvörderſt mit dem Könige von England, als Churfürſten von Hannover, indem man ihm das Herzogthum Bremen und das Fürſtenthum Verden für eine Million Reichsthaler abtrat; darauf mit dem Könige von Preuſzen, Friedrich Wilhelm, der Stralſund ſammt der Inſel Rügen zurückgab, und dagegen Stettin und die Inſeln Uſedom und Wollin behielt; endlich noch in demſelben Jahre 1720 mit dem Könige von Dänemark, der einen Theil von dem Herzogthume Schleswig, das er von den Landen des Herzogs von Holſtein erobert hatte, behielt, Wismar jedoch mit der Bedingung zurückgab, daſz die geſchleiften Feſtungswerke nicht wieder hergeſtellt werden ſollten.

Der Krieg mit Ruſzland ward noch fortgeſetzt. Georg I. ſchickte, ſeinem Verſprechen zufolge, Schweden eine engliſche Flotte zu Hülfe; aber dieſe Flotte blieb unthätig, oder richtete äuſzerſt

wenig aus. Die Ruſſen hingegen nahmen den Schweden einige Fregatten, und verbrannten bei einer Landung 40 Dörfer. Man trat zu Nyſtad in Finnland aufs neue in Friedensunterhandlungen, wobei der Czar die Bedingungen vorſchrieb. Er behielt die eroberten Provinzen Liefland, Eſthland, Ingermannland, Karelien und einen Theil von Finnland.

Die Königin Ulrike Eleonore liebte mehr die Ruhe, als die Beſchwerden der Regierung, und erlangte von den auf dem Reichstage verſammelten Ständen, daß ihr Gemahl Friedrich, erſt Erbprinz, dann Landgraf von Heſſen, zum König erwählt wurde. Als nach Beendigung des ſchwediſchen Reichstages vom Jahre 1738 der Major Sinclair, wie es hieß, mit einem ſehr wichtigen Geſchäfte nach der Türkei abgefertigt und bereits auf der Rückreiſe war, wurde er bei Grünberg in Schleſien ermordet. Seine bei dieſer Gelegenheit ihm räuberiſch entriſſenen Papiere wurden nach einiger Zeit mit der Poſt nach Stralſund überſandt. Aus einer Erklärung, die der Kaiſer in Wien herausgab, erſah man, daß der ruſſiſche Reſident zu Warſchau an der Sache Theil hatte. Man behauptete, daß Beſtuſcheff, damals ruſſiſcher Miniſter in Schweden, Mittel gefunden, Sinclairs Bildniß zu erhalten, und es nach Rußland geſandt habe, wo man unzählige wohlgetroffene Copien machen ließ, um ſolche unter diejenigen zu vertheilen, welchen der Raub und das Mordgeſchäft aufgetragen war. Die Kaiſerin Anna erklärte öffentlich, daß ſie an dieſer ſchändlichen That keinen Antheil habe. Gleichwohl wurde das Volk in Schweden gegen Rußland äußerſt aufgebracht. Noch nach dem Tode der Kaiſerin Anna und während der Minderjährigkeit des jungen Iwan wurde der Krieg gegen Rußland wirklich beſchloſſen und erklärt. Bei einer damals unter den Schweden herrſchenden innern Uneinigkeit, und bei gänzlichem Mangel aller guten Anſtalten wurde der Krieg mit unglücklichem

Erfolge geführt. Der Generalmajor Wrangel wurde von dem ruſſiſchen Feldmarſchall Laſcy bei Willmanſtrand geſchlagen, und gerieth mit dem größten Theile ſeiner Truppen in Gefangenſchaft. Nachdem Eliſabeth den ruſſiſchen Thron beſtiegen hatte, ward ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, der aber an keine Zeit gebunden war. In der That gab er den Ruſſen nur Gelegenheit, ſich beſſer zu rüſten, und ſie erneuerten die Feindſeligkeiten im März des folgenden Jahres. Das ſchwediſche Heer zog ſich beſtändig zurück, bis es endlich capitulirte, nach Schweden ging, und dem Feinde Land, Geſchütz und Magazine preisgab. Kurz vorher waren die ſchwediſchen Feldherren Löwenhaupt und Buddenbrok in Verhaft genommen und nach Stockholm gebracht worden.

Auf dem Reichstage, der eben in dem Jahre **1742** verſammelt war, wollte man Unterſuchungen gegen die Urheber des ſo unglücklich geführten Krieges anſtellen. Aber dieſe unterbrach eine wichtigere Angelegenheit, die Thronfolgewahl. Der junge Herzog von Holſtein, ein Enkel der Schweſter Carls **XII.**, war derjenige, dem die ſchwediſchen Stände die Anwartſchaft auf ihren Thron antrugen. Aber ihn hatte ſeiner Mutter Schweſter, die Kaiſerin Eliſabeth, bereits von Kiel nach Rußland kommen laſſen, woſelbſt er die griechiſche Religion annahm und Großfürſt und Kronerbe ward. Er mußte alſo den Antrag der ſchwediſchen Stände ablehnen. Nun ſtimmten einige für den Kronprinzen Friedrich von Dänemark, nachmaligen König Friedrich **V.**, andere für den Pfalzgrafen Chriſtian von Zweibrücken, und noch andere für den Biſchof von Lübeck, Adolph Friedrich. Von allen fand der Pfalzgraf die wenigſte Unterſtützung. Den Biſchof empfahl ſeine Abſtammung von Guſtav **I.** und die Fürſprache der Kaiſerin Eliſabeth, die ſeine Wahl zur Bedingung eines günſtigen Friedens machte. Er wurde alſo zum Thronfolger erwählt, wenn gleich der Kronprinz von Dänemark auch

noch immer eine mächtige Partei hatte. Vergebens ſuchte ihn ſein Vater mit gewaffneter Hand zu unterſtützen; umſonſt empörten ſich die Dalbauern für ihn. Den Angriff von däniſcher Seite hielt die Verbindung zurück, welche Rußland mit Schweden in dem Frieden zu Abo geſchloſſen hatte, deſſen Präliminarien bereits im Juni unterzeichnet waren, und in welchem Rußland überdieß noch einige neue Erwerbungen machte. Der Bauernaufſtand hatte das gewöhnliche Schickſal ſolcher Unternehmungen. Die Kühnheit unregelmäßiger Haufen mußte der Ueberlegenheit weichen, welche Ordnung und Kriegszucht den königlichen Truppen gab. Zwar wurden einige der letztern theils verwundet, theils getödtet. Selbſt der Reichsrath Adlerfeldt bekam eine tödtliche Wunde; ſobald aber die Soldaten Feuer gaben, und zwei Kanonen auf die Anführer abgefeuert wurden, zerſtreute ſich der Haufe nach Zurücklaſſung von 50 Todten und 80 Verwundeten. Nun unterließ man nicht, die Theilnehmer an der Empörung eben ſowohl, als diejenigen zu beſtrafen, welche das Commando der Armee in Finnland nicht zur Zufriedenheit der Nation geführt hatten.

König Friedrich I. wurde 1748 vom Schlage gerührt. Bei einer dadurch ſehr geſchwächten Geſundheit lebte er unter verſchiedenen Abwechſelungen ſeines Geſundheitszuſtandes noch drei Jahre, bis er 1751 mit Tod abging.

Rußland — Peter der Große.

Nach dem Tode des Czars Feodor Iwanowitſch fand ſein Schwager Boris Ghodunow Mittel, mit Ausſchließung des Bojaren Feodor Nikitiſch Romanow, Feodors nächſten Anverwandten mütterlicher Seite, den Thron zu beſteigen; ein Fürſt, der viel Böſes, aber auch ſo viel Gutes that, daß es

zweifelhaft ward, ob nicht jenes von dieſem überwogen werde. Er ſicherte 1598 ſein Reich durch ein Bündniß mit Schweden auf den Fall eines Angriffes von Seiten der Polen, und bald darauf durch einen Vergleich mit Polen hinſichtlich eines 26jährigen Waffenſtillſtandes. Der Czar, welcher Gerechtigkeit übte, wo ihn keine Privatverhältniſſe hinderten, belohnte das Verdienſt, und war freigebig. Beſonders war er dieſes 1601—1603 bei einer ſchrecklichen Hungersnoth, durch die eine halbe Million Menſchen umkam. So lange er Geld hatte ließ er täglich 30,000 Rthlr. unter die Armen austheilen. Doch weder ſeine Güte gegen Leidende, noch ſeine unmäßige Strenge gegen verſchiedene große Familien, beſonders gegen das Haus Romanow, konnten ihm einen Thron ſichern, der durch Stürme erſchüttert wurde, welche ein Betrüger erregte.

Czar Feodor Iwanowitſch hatte einen Bruder Dimitrij Iwanowitſch, den Boris, um ſich den Weg zum Throne zu bahnen, ſchon im Jahre 1591 barbariſch ermorden ließ. So glaubte es Jedermann, bis auf ein Mal ein Menſch erſchien, der ſich für dieſen Dimitrij ausgab, und behauptete, er ſey erhalten und ein anderer an ſeiner Stelle ermordet worden. Dieſer Abenteurer, Grigori Otrepiew, ein verlaufener Mönch, fand zwar nicht in Rußland, aber in Polen Unterſtützung, ſo daß der Woiwode von Sendomir, Georg Meiſcheck, ihm ſeine Tochter Marina zur Gemahlin verſprach, und eben dadurch faſt ganz Polen zu ſeinem Vortheile einnahm. Otrepiew brachte 5000 Mann zuſammen, rückte in Rußland ein, erhielt ungeheuren Zulauf, und ſchlug das Heer des Czars, ward aber bald darauf von den czariſchen Völkern geſchlagen. Dennoch blieb er ſo furchtbar, daß ſich Czar Boris Ghodunow durch Gift das Leben nahm. Sein Sohn, Feodor II. Boriſſowitz, wurde zwar zu Moskau als rechtmäßiger Czar, unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter, anerkannt; aber die Unternehmungen des falſchen Demetrius hatten ſo großen Erfolg

daß ſelbſt Moskau für ihn aufſtand, den Czar der Regierung entſetzte und den Betrüger für den rechtmäßigen Herrſcher anerkannte. Der Frevler ermordete gleich im Anfang ſeiner Regierung den Czar und deſſen Mutter. Seine zügelloſen Ausſchweifungen, die Schändung der Prinzeſſin Arinia Boriſſowna; der Vorzug, den er den Polen gab; ſeine Vermählung mit der polniſchen Marina; ſeine Abſicht, die römiſch-katholiſche Religion in Rußland einzuführen, und den Polen verſchiedene anſehnliche Provinzen einzuräumen; ſowie ſein Vorſatz, bei einem Freudenfeſte viele hohe und gemeine Ruſſen von Polen und Koſaken niederhauen zu laſſen: alles dieſes erregte einen Unwillen, der erſt in der Stille glimmte und bald in fürchterliche Flammen ausbrach.

Tags zuvor, als gedachter Mord ſtattfinden ſollte, verſammelte ſich unter Anführung des Knes Waſilej Iwanowitſch Schuiskoi der Adel mit ſeinen Knechten und einem großen Theile bewaffneter Bürger in Moskau, beſetzten den Pallaſt und die Quartiere der Polen und ließen den falſchen Demetrius den Lohn ſeines Frevels fürchten. Umſonſt verſuchte er erſt durch Drohungen, dann durch raſende Gegenwehr den Aufruhr zu ſtillen. Fliehend eilte er in den hintern Theil des Pallaſtes, ſprang aus dem Fenſter, zerbrach ein Bein, geſtand, ergriffen, den Bojaren ſeinen Betrug, ward dem Volke preisgegeben, von einem aus demſelben erſchoſſen, und dann ſein Leichnam gemißhandelt. In dem Tumulte kamen 2000 Menſchen um. Der Beſchützer des Staates, Knes Waſilej Iwanowitſch Schuiskoi, wurde nun Beherrſcher deſſelben, und als Czar einſtimmig ausgerufen. Seine Regierung war unruhig. Ein Knes, Grighorei Schakopsky, verbreitete das Gerücht, Czar Dmitrij Otrepiew ſey entkommen und erregte auf dieſe Weiſe Unruhen, die große Gefahr droheten, aber doch glücklich gedämpft wurden. Bald darauf ſtellten die Polen, um die Verwirrungen in Rußland zu verlängern, einen neuen falſchen Dmi-

trij auf. Dieſer war ein Schulmeiſter, dem die Frechheit, womit er die polniſche Marina, als ſeine Gemahlin, öffentlich empfing, großen Anhang verſchaffte. Waſilej rettete ſich, unterſtützt durch ſchwediſche Hülfsvölker; als aber Polen ſich öffentlich in die ruſſiſchen Angelegenheiten miſchte, und die vereinigten Ruſſen und Schweden von den ſchwächern Polen bei Cluſin geſchlagen wurden, ward das außerdem ſchon durch harte Auflagen mißvergnügte Volk vollens aufgebracht, und Czar Waſilej, der auch mit verſchiedenen Großen ſich zur Unzeit überworfen haben mochte, genöthigt, **1610** die Regierung niederzulegen, und in ein Kloſter geſteckt. Bald nachher ward er den Polen ausgeliefert, und ſtarb in ihrer Gefangenſchaft aus Gram oder an Gift.

In dem unruhevollen Interregnum ſuchte der vorgebliche Dmitrij nur vergebens, ſich zu behaupten. Die Polen ſelbſt, die ihn ſchon verlaſſen hatten, nöthigten ihn zur Flucht. Bald darauf ward er auf Anſtiften eines tartariſchen Murſen, den er eines Todſchlages wegen ins Gefängniß geworfen und demnächſt begnadigt hatte, auf der Jagd ermordet. Zwei andere Betrüger, welche die Rolle des Dmitrij ſpielten, wurden unter der folgenden Regierung gehängt.

Mittlerweile hatten die Ruſſen den polniſchen Prinzen Wladislaw zum Czar erwählt; allein ſein Vater, König Sigismund, verſäumte es, ihn nach Moskau zu ſchicken. Auch erfüllten die Polen die verſprochenen Bedingungen nicht. Rußland ſah ſich durch Polen und Schweden ſchrecklich zerrüttet. Die Härte, womit die Polen den Ruſſen begegneten, erregte einen Aufſtand, worin die Polen mit Verluſt von **6000** Mann zurückgeſchlagen wurden. Sie rächten dieſes dadurch, daß ſie Moskau in Brand ſteckten und während der Beſtürzung der Ruſſen Alle, die ihnen vorkamen, niedermachten. Ueber **100,000** Menſchen kamen dabei um.

Mitten unter den Zerrüttungen, denen Rußland bei ſo vielen

Zwiſten unterworfen war, traten einige patriotiſche Ruſſen zuſammen, zwangen die Polen, die den Pallaſt inne hatten, ſich zu ergeben, und erwählten Michailo Feodorowitſch Romanow, einen Vetter des Czars Feodor Iwanowitſch, zum Czar von Rußland. So hatte denn Rußland ein Haupt und einen Herrn, von deſſen Regierung es Ruhe und Frieden nach ſo vielen Unfällen hoffen konnte.

Der Czar ſchloß zuerſt mit Schweden den Frieden zu Stolbowa, einem Dorfe im Nowgorodſchen, auf harte, aber in der damaligen Lage nothwendige Bedingungen für Rußland, welches Kexholm, Karelien und Ingermannland an Schweden abtreten mußte. Von Polen hatte der Czar noch einen harten Angriff, den Einbruch und die Verheerungen des Prinzen Wladislaw, zu erdulden, ehe er den Waffenſtillſtand zu Diwilina auf 14 Jahre und ſechs Monate ſchließen konnte. Daß dadurch die Provinzen Smolensk, Severien und Tſchernigow den Polen überlaſſen wurden, ſicherte den Frieden nicht. Der Czar, welcher mancherlei neue Beſchwerden führte, denen die Polen nicht nach ſeinem Wunſche abhelfen wollten, erneuerte den Krieg, noch ehe der Waffenſtillſtand ganz abgelaufen war.

Daß nach König Sigismunds Tod Schweden und die Pforte unzufrieden über Polen waren, ſchien einen günſtigen Zeitpunkt zum neuen Angriffe anzudeuten. Dennoch wurde der Krieg mit unglücklichem Erfolge geführt. Der Czar erkaufte die Ruhe durch den Frieden zu Wiasma, zufolge deſſen Rußland gedachte drei Provinzen an Polen völlig abtrat, und ſeinen Anſprüchen auf Liefland, Eſthland und Curland entſagte, indem dagegen König Wladislaw, Sigismunds Sohn, ſeinen Anſprüchen auf Rußland und dem Czartitel entſagte, und Michailo für den rechtmäßigen Czar erkannte. Dieſer hatte nur aus Noth, nicht aus Neigung, Krieg geführt. Im Frieden ſuchte er ſein Volk

glücklich zu machen, dem lange zerrütteten Staate wieder Stärke zu geben, den Handel auszubreiten, und durch Verbindungen mit auswärtigen Höfen ſeinem Reiche Vortheile zu verſchaffen. Er ſtarb **1645**, nach einer **32**jährigen Regierung.

Ihm folgte ſein Sohn Alexei Michailowitſch. Innere Unruhen erſchwerten ihm anfangs ſeine Regierung, aber er dämpfte ſie glücklich; er nahm Cromwells Geſandten nicht an, ſo ſehr auch die übrigen Mächte Europas, ſeine Freundſchaft zu ſuchen, wetteiferten; und rächte die Schmach, die Rußland von Polen erlitten hatte. Als die mißvergnügten Koſaken ſich gegen Polen empört und ſich dem Czar Alexei unterworfen hatten, kam es zwiſchen ihm und Polen zu einem Kriege, der mit ſehr günſtigem Erfolge für Rußland geführt wurde. Der Czar eroberte Smolensk, ſah bald Tſchernigow und Severien ſeiner Herrſchaft unterworfen, und die Polen, die eben damals auch von Schweden bedroht worden, genöthigt, unter kaiſerlicher Vermittlung zu Niemez **1656** einen Waffenſtillſtand zu ſchließen, und Rußland in dem Beſitze der wieder gewonnenen Provinzen zu laſſen.

Nicht ſo glücklich war Alexei in einem Kriege mit Schweden, den er aus Eiferſucht über Carl Guſtavs erſtaunliche Fortſchritte begonnen hatte. Eine ſtarke Kriegsmacht, womit er in Liefland eingerückt war, vermochte nicht, viel auszurichten. Sein Feldherr Scheremetow wurde in einer offenen Feldſchlacht überwunden. Der Czar ſchloß erſt einen Waffenſtillſtand, und nach drei Jahren endlich zu Kardis den Frieden auf die Bedingungen des Vergleichs von Stolbowa.

Noch ehe Polen und Schweden ihren Zwiſt durch den Oliva'ſchen Frieden endigten, waren Rußland und Polen von neuem im Kriege. Die Koſaken hatten ſich gegen Rußland aufgelehnt und ſich wieder unter polniſchen Schutz begeben. Der Krieg ward anfangs von Rußland unglücklich geführt; indeſſen endigte er für

daſſelbe doch rühmlich 1667 durch den Andruszowſchen Waffenſtillſtand auf 13 Jahre, der nach einigen Jahren beſtätigt wurde. Der Czar bekam zu ſeinen vorigen Eroberungen nun auch noch den Theil der Urkaine jenſeit des Dniepers. Befreit von auswärtigen Feinden, nöthigte ihn nun ein einheimiſcher, die kaum niedergelegten Waffen wieder zu ergreifen. Stenko Razin, den Tod eines hingerichteten Bruders zu rächen und ſogleich ſeine Ehrſucht zu befriedigen, verleitete die doniſchen Koſaken zum Aufruhre. Die Rebellen machten ſich eine Zeit lang den Ruſſen und Perſern furchtbar, nahmen 1670 ſogar Aſtrachan und andere Plätze ein, wurden aber bald darauf mehr als ein Mal hart geſchlagen. Stenko ſelbſt ward gefangen genommen und 1671 als ein Landesverräther geviertheilt. Die Orte, die er eingenommen hatte, kehrten bald unter die Botmäßigkeit ihres rechtmäßigen Herrn zurück. Ein ähnliches Schickſal hatte Polen. Die Saporoger Koſaken empörten ſich, und unterwarfen ſich den Türken, die auch gegen Rußland feindſelige Geſinnungen äußerten. Der Czar ward alſo mit in den Krieg verwickelt, und leiſtete den Polen eine Zeit lang nachdrückliche Hülfe, beſonders nachdem der polniſche König Michael einen ſchimpflichen Frieden mit den Türken geſchloſſen hatte, den die Republik verwarf. Allein ſein Eifer erkaltete, da die Republik ſeinem zweiten Sohne die polniſche Krone nicht ertheilen wollte, die er ſchon ehedem für ſeinen ältern Sohn und auch für ſich ſelbſt vergebens geſucht hatte. Dieſer Fürſt, der viele Ausländer ins Reich zog, ſeine Reſidenz vergrößerte und verſchönerte, Geſetzverbeſſerer ward, die Manufacturen und den Handel zu befördern ſuchte, ſogar darauf bedacht war, Flotten auf dem caspiſchen und ſchwarzen Meere zu errichten, ſtarb noch vor dem Ende des Krieges im 46ſten Jahre ſeines Alters 1676. Der Krieg mit den Türken bekam unter ſeinem Sohne und Nachfolger, dem Czar Feodor Alexiewitſch, eine vortheilhafte Wendung. Nach

rühmlichen Gefechten und Siegen bei Czerin nöthigte der Czar die Türken zu dem 20jährigen Frieden oder Waffenſtillſtand zu Radzin. Die Türken entſagten ihren Anſprüchen auf die Ukraine, und die Tartaren mußten einige Landſtriche abtreten. Noch ehe die Beſtätigung des Friedens aus Conſtantinopel nach Moskau kam, ſtarb der Czar 1682 ohne Kinder in der Blüthe ſeines Alters. Sein früher Tod vereitelte die großen Erwartungen, die man von ſeiner Staatskunſt und von ſeiner Denkart hegen durfte.

Da er die Unfähigkeit Iwans, ſeines Bruders aus der erſten Ehe ſeines Vaters, kannte, ſo hatte er ſeinen Halbbruder Peter, einen zehnjährigen Prinzen, deſſen ausnehmende Geiſtesfähigkeiten ſich bereits zu entwickeln anfingen, zum Thronerben ernannt. Die Prinzeſſin Sophia, Schweſter dieſer beiden Prinzen, beging ſchreckliche Gewaltthätigkeiten, um Iwan auf den Thron zu ſetzen, oder vielmehr, um ſich ſelbſt der Regierung zu bemächtigen. Sie erregte die Wuth der Strelitzen, einer den türkiſchen Janitſcharen ähnlichen Miliz, von ungefähr 30,000 Mann. Es gelang ihr, beide Brüder zu Regenten ausrufen zu laſſen, denen ſie als Mitregentin zugeſellt ward. So regierte ſie einige Jahre mit Baſilius Galitzin, ihrem Lieblinge. Eine wahrſcheinlich von ihr ſelbſt angeſponnene Verſchwörung gegen das Leben Peters verurſachte ihren eigenen Untergang. Peter brachte Truppen zuſammen, beſtrafte die Aufrührer, ſteckte Sophia in ein Kloſter, ließ dem Iwan nichts weiter, als den leeren Titel eines Czar und ward im Jahre 1689 Beherrſcher des Staates.

Dieſer Prinz, von einer herrſchſüchtigen Schweſter in der Unwiſſenheit erzogen, dem Weine und der Wolluſt ergeben, von einem Temperamente, das ihn zu allen Arten der Ausſchweifung fortzureißen vermochte, aber von einem Geiſte, der größten Thaten fähig, machte ſich bereits einen Entwurf zur Verbeſſerung ſeines Reiches. Er wollte daſelbſt die Künſte, die Wiſſenſchaften, die Kriegszucht,

die Vortheile einer Seemacht und alles dasjenige einführen, was andere europäiſchen Staaten blühend machte, und die Nation umgeſtalten konnte. Le Fort, ein Genfer von Verdienſt, war das bedeutendſte Werkzeug der wunderbarſten Revolution. Er war ein junger Mann, den die Lebhaftigkeit ſeines Alters, und die Begierde, ſein Glück zu machen, nach Moskau gezogen hatte. Peter kannte ihn, und ſchenkte ihm ſeine Freundſchaft. Er hatte viel geſehen, und ohne ſich durch tiefes Nachdenken von irgend einer Sache gründliche Kenntniſſe erworben zu haben, war ſein durchdringender Geiſt bemüht, den Verſtand des Czars aufzuklären und zu leiten.

Zwei wichtige Gegenſtände zogen gleich Anfangs die ganze Aufmerkſamkeit dieſes Czars auf ſich: die Armee und das Seeweſen. Entſchloſſen, die Strelitzen, deren Empörungen den Thron erſchütterten, einſt zu verabſchieden, unternahm er es, eigne Officiere und Soldaten zu bilden, und ſie einer ihnen bis dahin unbekannten Kriegszucht zu unterwerfen. Le Fort machte den Anfang mit einer Compagnie, die zu einem Regimente von 12,000 Mann anwuchs. Um den Bojaren ein Beiſpiel der Subordination zu geben, that Peter ſelbſt als Trommelſchläger Dienſte, ſtieg langſam von einer militäriſchen Ehrenſtelle zu der andern, befolgte ſeinen Plan mit bewunderungswürdigem Eifer, und kam durch Hülfe ſeiner ausharrenden Standhaftigkeit zu ſeinem Zwecke. Er nahm in Anſehung der Marine dieſelben Maßregeln, ließ von Fremden einige Schiffe bauen, und übte ſich in dem Manövre. Er ernannte, da er noch kaum den Schatten einer Flotte hatte, den Le Fort zum Admiral, und ſetzte die rühmlich begonnene Laufbahn mit unermüdeter Thätigkeit fort. Im Jahre 1689 ſchloß er einen Frieden mit dem Kaiſer von China, Cauchi, wegen einigen Feſtungen bei dem Fluſſe Amur, die man ſich einander ſtreitig machte. Sieben chineſiſche Geſandte begaben ſich nach den beſtimmten Orten, und man ward über die Gränzen einig. Nie hatte China

bisher weder Geſandte geſchickt, noch mit einer andern Macht einen Frieden geſchloſſen.

Der Kaiſer Leopold, Polen und Venedig waren damals im Kriege wider die Türken; und ſchon hatte Rußland zum Vortheile der erſteren eine Diverſion gemacht. Peter, der ſeine Truppen im Kriege üben und die günſtigen Umſtände benützen wollte, unternahm die Belagerung der Feſtung Azow, die durch ihre Lage an der Mündung des Don das Meer delle Zabache beherrſcht, von dem man in das ſchwarze Meer hinüberſchifft. Dem ottomaniſchen Reiche war daher eben ſo ſehr daran gelegen, dieſe Feſtung zu behaupten, als dem ruſſiſchen Reiche, ſie zu erobern. Die erſte Belagerung im Jahre **1695** gelang nicht. Im folgenden Jahre führte der Czar ſelbſt die zweite Belagerung aus und ſie glückte ihm. Seine kleine Flotte ſchlug die türkiſchen Schiffe, ein Vortheil, der ſein Vertrauen vergrößern half. Ein triumphirender Einzug, den er in Moskau hielt, wo er im Gefolge der Generalsperſonen unter einer Menge von Officieren aufmarſchirte, trug nicht wenig dazu bei, ſein Volk zur Tapferkeit und zum militäriſchen Gehorſam zu erwecken.

Sein leidenſchaftlicher Hang zu großen Dingen flößte ihm den Gedanken ein, ſich ſelbſt auf den Weg zu machen, und die Kenntniſſe an ihrer Quelle zu ſammeln. Er glaubte, daß er ſeine Staaten auf eine Zeitlang verlaſſen müſſe, um als Privatmann und nicht als Monarch zu reiſen, und an dem Ende Europens dasjenige aufzuſuchen, was ſeinem Reiche nützlich ſeyn könnte. Er ernannte drei Botſchafter, Le Fort und zwei Ruſſen, um die Mächte zu beſuchen, mit denen er in Verbindung ſtand. Er war in dem Gefolge der Geſandtſchaft, nachdem er für die öffentlichen Bedürfniſſen und Angelegenheiten das Nöthige weislich angeordnet hatte. Er reiſ'te zuvörderſt nach Liefland, der fruchtbarſten Provinz im Norden, die damals der Krone Schweden zuge-

hörte. Der Commandant von Riga verſagte ihm das Vergnügen, die dortigen Feſtungswerke beſehen zu dürfen, und erregte dadurch ohne Zweifel Unwillen in dem Geiſte des Monarchen, der bereits ſich mit Entwürfen wider den jungen Carl XII. beſchäftigte. Man ging von da nach Deutſchland, wo die Schwelgereien der Tafeln den Gewohnheiten des Czars nur zu ſehr entſprachen. Erhitzt vom Weine, zog er einſt bei einem Gaſtmahle den Degen wider Le Fort; doch von Reue durchdrungen, bat er ihn um Vergebung.

In Holland war es, wo Peter in Schiffszimmermannskleidung unter dem Namen Meiſter Peter (Peterbaaß) Jedermanns Bewunderung erregte, Alles lernte, was zum Schiffsbaue erfordert wird, mit den Schiffszimmerleuten umging und mit ihnen arbeitete, nützliche Künſte lernte und das ſelbſt in Ausführung zu bringen ſuchte, was er in ſeinen Staaten einzuführen gedachte. Von da ging er nach England, um ſich zu vervollkommnen, lernte daſelbſt die mathematiſchen Verhältniſſe der Schiffe kennen, und baute ſelbſt eins, das man als ein Muſter betrachtete. Nachdem er ausgeſuchte Leute von allen Claſſen, See-Officiere, Steuermänner, Wundärzte, Matroſen u. ſ. w. in ſeine Dienſte genommen hatte, kehrte er über Wien nach ſeiner Heimath zurück.

Ein barbariſches und unwiſſendes Volk läßt ſich mehr als ein anderes durch Neuerungen aufbringen, die ſeinen Sitten und Gewohnheiten zuwider ſind. Man ſah eine Menge Fremdlinge unbekannte Gebräuche einführen; ward darüber unwillig, daß der Monarch aus dem Lande ging, um Kenntniſſe zu ſammeln, und daß er ſeine Unterthanen reiſen ließ, um aus ihnen geſchickte Leute zu machen. Man ſchalt die Erlaubniß gottlos, die er den Engländern gegeben hatte, in Rußland Tabak zu verkaufen; denn die dortigen Prieſter unterſagten denſelben als ſündlich. Dieſer letzte Beweggrund beſonders brachte die Aufrührer auf. Sie beſchloſſen, die Prinzeſſin Sophia auf den Thron zu ſetzen.

PETER DER GROSSE ALS ZIMMERMANN.

Zwei Hauptleute der Strelitzen, Sikel und Sukawnin, leiteten die Unternehmung. Der Plan war, in einer Nacht Feuer anzulegen, und in dem dabei entſtehenden Gedränge den Czar, der bei ſolcher Gelegenheit immer mit Hand anlegte, umzubringen. Einige Stunden vorher ſollte ſich die Rotte bei Sukawnin verſammeln, und dort bis Mitternacht beiſammen bleiben. Schon war der verhängnißvolle Tag gekommen, da entdeckten zwei furchtſame Strelitzen dem Czar das Complot. Dieſer ließ ſie verhaften, unterrichtete den Capitän der Leibwache davon, und befahl ihm, in der Nacht um **11** Uhr in größter Stille mit ſeiner Compagnie das Haus des Sukawnin zu umzingeln. Da er aber nachher in der Verwirrung glaubte, er habe den Capitän um **10** Uhr beſtellt, ging er in Begleitung eines einzigen Pagen nach **10** Uhr ſelbſt hin. Er fand Niemand vor dem Hauſe und vermuthete, daß die Wache ſchon darin ſey. Aber wie erſtaunte er, als er beim Eintritt Niemand als die betrunkenen Strelitzen erblickte. Dieſe, nicht minder erſchrocken, fuhren raſch auf; er aber nahm ſich zuſammen, grüßte ſie freundlich und ſagte, er ſey eben hier vorbei gekommen, und weil er aus dem hellen Lichte auf eine luſtige Geſellſchaft geſchloſſen, ſo habe er, zum Schlafengehen noch zu munter, erſt ein Gläschen mit ihnen trinken wollen. Dieſe Anrede benahm den Verwirrten alle Furcht, ſie tranken ſeine Geſundheit und er, mitten unter ihnen ſitzend, that ihnen nach ſeiner Weiſe tapfer Beſcheid. Bald darauf ſagte einer der Verſchwornen halblaut zu Sukawnin: „Jetzt, Bruder, iſt es Zeit.“ „Noch nicht,“ flüſterte dieſer. „Ha!“ rief der Czar mit fürchterlicher Stimme, indem er wild aufſprang, „wenn es bei dir noch nicht Zeit iſt, ſo iſt es bei mir Zeit!“ Und in dem Augenblicke ſchlug er dem Sukawnin mit der geballten Fauſt ſo heftig ins Geſicht, daß er zu Boden ſtürzte. Dann ſchrie er faſt ſinnlos gegen die Thür: „Wache, bindet die Hunde!“ Und glücklicherweiſe erſchien

in dieſem Augenblicke, mit dem Schlag 11 Uhr, der Gardecapitän mit ſeinen Leuten. Die Verſchwornen fielen auf die Knie und baten um Gnade. Sie wurden gebunden und abgeführt. In der Hitze erhielt auch der Capitän eine Ohrfeige, weil er eine Stunde zu ſpät gekommen. Als er aber ſeinen Befehl vorzeigte, küßte der beſchämte Czar ihn auf die Stirn, nannte ihn einen braven Officier, und bat ihn um Vergebung. Die Strafe der Strelitzen war fürchterlich. Die Anführer wurden geviertheilt, und ihre Glieder an allen Stadtthoren aufgeſteckt. Sophia ward von jetzt an ſchärfer bewacht, als zuvor.

Nun fing Alles ſich zu verbeſſern an, nicht nur im Kriegsweſen, ſondern auch bei der Staatsverwaltung, in den Sitten, Gewohnheiten und ſelbſt in der Kirche. Der Czar wandte dazu ſeinen ganzen Despotismus an; dadurch legte er wenigſtens den Grund zu der wahren Größe ſeines Reiches. Le Fort war ſo eben geſtorben, und durch dieſen Verluſt ward in dem Verbeſſerungsſyſteme nichts verändert. Da der Abſcheu vor Ausländern den Abſichten des Czars eins der größten Hinderniſſe entgegen ſetzte, ſo glaubte er, die äußerlichen Merkmale, wodurch ſeine Unterthanen ſich von jenen auszeichneten, abſchaffen zu müſſen, den langen Bart und die lange Kleidung. Bei Hofe war dazu ſein Beiſpiel hinlänglich. Der Pöbel widerſetzte ſich dergeſtalt, daß man Gewalt gebrauchen mußte. Man belegte die Widerſpenſtigen mit einer Auflage, und beſchnitt denen, die ſolche nicht bezahlen wollten, die Bärte und die Kleider.

Peter hatte erfahren, wie ſehr ſich die Diener der Religion, wenn ſie zu viel Gewalt haben, durch Vorurtheile und Ränke manches Mal gefährlich machen. Nach dem Ableben des Patriarchen hob er daher dieſe hohe Würde auf, vereinigte die Güter und Einkünfte derſelben mit der Krone, ſchrieb der Kirche Geſetze vor und hielt ſie beſtändig im Gehorſame. Da er die Zahl der Mönche,

PETER DER GROSE UNTER DEN VERSCHWORNEN

die er um ſo ſchädlicher hielt, als es dem Reiche an Bevölkerung fehlte, vermindern wollte, ſo verbot er, vor dem 50ſten Jahre in ein Kloſter zu gehen.

Der Anfang des Jahres mit dem erſten Januar und nicht mehr, wie früher, mit dem erſten September; der zu Schriften verordnete Gebrauch des Papieres; die weislich abgeſchaffte Gewohnheit, ſich zu verheirathen, ohne ſich vorher geſehen zu haben, waren nicht weniger Verbeſſerungen des Czars. Der Geiſt der Geſelligkeit verbreitete ſich mit neuen Kenntniſſen; die Zeit allein konnte denſelben vervollkommnen.

Durch den im Jahre 1699 mit den Türken geſchloſſenen Frieden zu Carlowitz blieb Peter in dem Beſitze der wichtigen Feſtung Azow. Aber er hatte bloß einen zweijährigen Waffenſtillſtand bewirken können. Es gelang ihm, denſelben auf 30 Jahre zu verlängern, und er überließ ſich nunmehr ganz ſeinen Entwürfen, ſeine Macht auf der Seite Europas zu vergrößern.

Als nach der unglücklichen Schlacht bei Narva, welche man gegen Carl XII. verlor, die Ruſſen ihre Klagen an den heiligen Nikolaus, ihren Schutzheiligen, richteten, und demſelben ein von einem Biſchofe verfertigtes ſeltſames Gebet vorſagten, in welchem die Schweden als abſcheuliche Zauberer geſchildert waren, arbeitete der Czar an der Wiederherſtellung ſeiner eingebüßten Macht. Weit entfernt, den Muth ſinken zu laſſen, ſah er wohl ein, daß die vortreffliche Kriegszucht der Feinde, und ſelbſt ihre Siege ſeine Leute zu Soldaten bilden würden. „Sie werden," ſagte er, „noch lange ſiegen, aber endlich werden ſie uns auch lehren, ſie zu überwinden." Peter rüſtete ſich aufs neue zum Kriege. Die Glocken zu Moskau wurden in Kanonen umgeſchmolzen. Die Seen Peipus und Ladoga wurden mit Halbgaleeren bedeckt, um die ſchwediſchen Fahrzeuge anzugreifen. Die Feldzüge in den Jahren 1701 und 1702 wurden ſowohl zu Lande als auf dem See mit abwechſeln-

dem Glücke geführt. Ein Sieg, den der General Scheremetow erfocht, hatte die Eroberung der kleinen Stadt Marienburg zur Folge. Hier war es, wo man eine junge Liefländerin, Namens Catharina gefangen nahm, die dereinſt aus der Gefangenſchaft zum Throne hervorgehen, dem Czar in der Regierung folgen und mit Ruhm und Würde ſeine Stelle vertreten ſollte.

Noteburg, jetzt Schlüſſelburg, eine auf einer Inſel des Ladogaſees erbaute feſte Stadt, die man den Schlüſſel von Ingermannland und Finnland nennen kann, konnte den Angriffen der Ruſſen nicht widerſtehen. Sie eroberten dieſelbe mit Sturm durch drei Wallbrüche. Kaum blieben noch 100 dienſtfähige Schweden übrig. Inzwiſchen capitulirten die Schweden nicht eher, als bis ſie Erlaubniß erhalten hatten, zu beweiſen, daß ſie ſich nicht mehr vertheidigen könnten. Ihre alte Kriegszucht that immer Wunder. Menzikow, der als Knabe ein Kuchenbäckerjunge geweſen, jetzt aber des Czars Liebling geworden, von demſelben zu einem Fürſten erhoben und der Gunſt deſſelben, ſeiner Talente und Dienſte wegen, würdig war, wurde Befehlshaber der neuen Eroberung.

Noch indem Peter ſelbſt im Kriege war, und ſeinen Bundesgenoſſen Hülfstruppen ſchickte, legte er den Grund zur Erbauung der Stadt St. Petersburg, am Ende des finnländiſchen Meerbuſens, auf einem ſumpfigen Boden, bei der Newa, die ſich mit dem ladoganiſchen See verbindet. Man mußte zur Ausführung dieſes Unternehmens eine zahlreiche Menge von Schwierigkeiten überwältigen. Nach Verlauf von fünf Monaten kam ein holländiſches Schiff mit Kaufmannsgütern in Petersburg an. Es ſtanden erſt nur zwei Häuſer mit Backſteinen und einige Hütten (1703). Die Feſtung Kronſchlot ſetzte bald die heranwachſende Stadt in Sicherheit.

Im Jahre 1704 ward Narva von dem Czar in eigner Perſon belagert und mit Sturm eingenommen. So löſchte er den Schimpf der ſchmählichen Niederlage aus, die ſeine Truppen von

Carl XII. erlitten, und was ihm noch größere Ehre machte, er bemühte ſich, der thieriſchen Wuth der Soldaten Einhalt zu thun, die in der Trunkenheit des Sieges nach einem Sturme ſchwer zu bändigen waren. Er tödtete zwei, die ſeinen Befehlen nicht gehorchten, und legte bald darauf im Rathhauſe ſeinen Degen auf den Tiſch, und ſagte zu den Ueberwundenen: „Dieſer Degen iſt mit dem Blute meiner eigenen Soldaten gefärbt, das ich zur Rettung Eures Lebens vergoß.“ Ganz Ingermannland ward unterjocht und der Fürſt Menzikow wurde Statthalter daſelbſt. Noch kurz zuvor ſtand Peter als Bombardier-Lieutenant unter ſeinem Commando.

Kaum hatten die Türken auf Antrieb Carls XII. den Krieg mit Rußland beſchloſſen, als der Divan den Geſandten des Czars in Verhaft nehmen ließ. Peter beſchleunigte ſeine Rüſtungen, doch ehe er den Krieg ſelbſt begann, gab er noch ein ſonderbares Beiſpiel von Seelengröße, die ihn über alle Vorurtheile erhob. Der jungen gefangenen Liefländerin, Catharina, war es gelungen, ihm zu gefallen und ſein Vertrauen zu gewinnen. Er hatte im Jahre 1696 ſeine erſte Gemahlin, ihrer Geburt nach eine ſeiner Unterthanen, verſtoßen. Im Jahre 1707 vermählte er ſich heimlich mit Catharina, und an dem Tage, da er ſeinen Marſch wider die Türken antrat, machte er dieſe ſeine Vermählung öffentlich bekannt. Catharina folgte ihm allenthalben, trotzte mit ihm den Beſchwerden, verſcheuchte ſeine Sorgen, mäßigte ſeine Hitze und leiſtete ihm gar bald den wichtigſten Dienſt.

Denſelben Fehler, deſſen ſich Carl XII. dadurch ſchuldig machte, daß er auf die Koſaken rechnete, beging auch Peter, indem er auf eine Empörung hoffte, die nicht erfolgte. Der Woiwode von der Moldau, Cantemir, machte ihm trügeriſche Hoffnungen; und der Czar, der, in der Hoffnung, Lebensmittel und Truppen zu finden, zu kühn vorgerückt war, befand ſich in

der gefährlichſten Lage. Er war in die Moldau vorgedrungen, bis nach Jaſſy am Pruth, der ſich in die Donau ergießt. Die ottomaniſche Armee, die man, die Tartaren mit einbegriffen, auf **250,000** Mann angiebt, ging über den Pruth, umzingelte den Czar und ſchnitt deſſen Gemeinſchaft mit einer anſehnlichen Verſtärkung ab, die er erwartete. Er hatte nicht mehr als ungefähr **40,000** Mann dieſer ungeheuren Menge entgegen zu ſtellen. Die Kriegszucht der Ruſſen hatte ſich ſchon ſo ſehr vervollkommnet, daß ihre Nachhut ein dreiſtündiges Treffen wider die Türken aushielt, **7000** derſelben erlegte und ſie zurückſchlug; aber der Mangel an Lebensmitteln, oder die Ueberlegenheit des Feindes, ſchien ihm Unglück anzukündigen und keine Rettung möglich.

Genagt vom Kummer, der ihm ſogar Convulſionen zuzog, unterſagte der Czar Jedem ohne Ausnahme den Eingang in ſein Zelt. Glücklicherweiſe hatte Catharina den Muth, dieſem Befehle entgegen zu handeln. Sie bewog ihn, mit dem Großvezier in Unterhandlung zu treten; ſuchte Alles zuſammen, was in ihrem Vermögen war, um damit dem Großvezier nach orientaliſcher Weiſe vorläufig ein Geſchenk zu machen; wählte die Abgeſandten und traf die beſten Vorkehrungen. Während man die Antwort erwartete, erklärten die Generale und Miniſter ihre Meinung dahin, daß man lieber mitten durch die Feinde dringen, als das Gewehr ſtrecken müßte. Bewogen durch die Entfernung des Kriegsſchauplatzes, oder durch Schwäche oder Beſtechung, geſtand der Großvezier den Frieden unter der Bedingung zu, daß der Czar Azow zurückgeben, den Hafen Tangerok an dem Meere von Zabache nebſt den an dieſer Seite gelegenen Feſtungswerken ſchleifen, und dem Könige von Schweden, bei deſſen Rückkehr in ſein Königreich, nicht feindlich begegnen ſolle.

Bedauerte Peter der Große die Stadt Azow und die Herrſchaft auf dem ſchwarzen Meere, die er durch den Frieden mit

den Türken verloren hatte, ſo hielt er ſich dafür ſchadlos durch ſeine zunehmende Macht an dem baltiſchen Meere; denn es war ſein eifrigſtes Streben, ſich daſelbſt in Anſehen zu ſetzen. Er bemächtigte ſich der Inſel Aland, nahe bei Schweden; gewann daſelbſt ein Seetreffen gegen die Schweden, machte ihren Admiral Rhenſchild zum Gefangenen und ſetzte ſich in den Beſitz von Finnland. Mehr als jemals mit Ruhm bedeckt, hielt er mitten unter den Denkmalen ſeiner kriegeriſchen Arbeiten zu St. Petersburg einen triumphirenden Einzug. Nach dieſer Feierlichkeit hielt er folgende merkwürdige Rede.

„Meine Brüder! Hätte wohl Jemand unter Euch vor 20 Jahren gedacht, daß er auf von uns ſelbſt erbauten Schiffen auf dem baltiſchen Meere mit mir Treffen liefern und wir uns in dieſen, durch unſere Arbeit und unſern Muth eroberten Plätzen anbauen würden? — Der Sitz der Wiſſenſchaften war zuerſt in Griechenland; dann zogen ſie nach Italien, von wo ſie ſich in alle Theile von Europa verbreiteten. Nun iſt die Reihe an uns, wenn Ihr anders durch Nachdenken und Gehorſam meine Wünſche unterſtützen wollt. Die Künſte circuliren in der Welt, wie das Blut im menſchlichen Körper, und vielleicht werden ſie ihre Wohnung bei uns nehmen, um nach Griechenland, ihrem alten Vaterlande, zurückzukehren. Ich wage es, zu hoffen, daß wir durch unſere Bemühungen und durch unſern wahren Ruhm die cultivirteſten Nationen werden erröthen machen.“

Zur Ehre ſeiner Gemahlin, die er feierlich hatte anerkennen laſſen, errichtete Peter den St. Catharinenorden. Nach dem Frieden zu Nyſtadt, wo Peter die Bedingungen vorſchrieb und das Reich mit ſo vielen Provinzen vermehrte, wie wir bei Schwedens Geſchichte ſahen, legten ihm ſeine Unterthanen den Kaiſertitel bei, einen Titel, den ihm alle europäiſchen Mächte zugeſtanden, der aber zur Vermehrung ſeines Ruhmes nichts beitrug.

Peter endigte ſeine Laufbahn mit einem Feldzuge nach Perſien. Der Sophi Huſſein war von Rebellen angegriffen worden, welche die Stadt Shamachie, nahe beim caſpiſchen Meere, überrumpelten, wo die Ruſſen einen beträchtlichen Handel führten. Alles ward daſelbſt geplündert und ermordet. Peter, der keine Genugthuung erhalten konnte, bekriegte dieſes Land. Er ſetzte ſich vor, ſich der Herrſchaft auf dem caſpiſchen Meere zu verſichern, um den perſiſchen und einen Theil des indiſchen Handels nach Rußland zu ziehen. Im Jahre **1722** ging er über den Berg Caukaſus, nahm Derbent ein, und kam triumphirend nach Moskau zurück. Um ſeinen Schutz wider den Thronräuber Mahmud zu erlangen, überließ ihm der neue Sophi im folgenden Jahre drei Provinzen, die einen großen Theil des alten Königreichs Medien ausmachten. Man gab ſpäter den Beſitz dieſer Provinzen wieder auf.

Peter, ſo glücklich er auch war, hatte doch nicht das Vergnügen, einen Kronerben zu haben. Alexei Petrowitſch, den er mit ſeiner erſten Gemahlin erzeugt hatte, war im Jahre **1718** auf eine ſehr traurige Art geſtorben. Seine Mutter hatte ihm einen blinden Aberglauben beigebracht, der ihn gegen die Neuerungen des Czars mit Abſcheu erfüllte. Prieſter, die nicht weniger abergläubig waren, mißbrauchten das Vertrauen, das er auf ſie ſetzte, zur Unterhaltung ſeiner Vorurtheile, und er verband damit die größten Ausſchweifungen. Er machte, daß ſeine Gemahlin, eine Prinzeſſin von Braunſchweig, Schwägerin des Kaiſers Carls **VI.**, vor Kummer ſtarb. Mit einem Worte, er ſchien nur geboren zu ſeyn, um dereinſt die großen Werke ſeines Vaters zu zerſtören. Peter gab ihm Verweiſe, bedrohte ihn, aber umſonſt. Er ſchrieb an ihn: „Verlaß Dich nicht darauf, daß Du mein einziger Sohn biſt; denn da ich für mein Vaterland und für die Wohlfahrt meines Volkes mein eigenes Leben nicht ſchone, wie ſollte ich dann Deiner ſchonen? Ich will lieber einen Fremden zu

meinem Thronfolger ernennen, der dieſe Ehre verdient, als meinen Sohn, der ſich derſelben unwürdig macht.“ Er ſagte in einem andern Briefe: „Beſſere Dich, mache Dich der Thronfolge würdig, oder werde ein Mönch!“ Der Prinz antwortete: er wolle ein Mönch werden. Der Czar gab ihm ſechs Monate Bedenkzeit, und verreiſ'te, in der Abſicht, Frankreich zu ſehen, wo er noch viele Kenntniſſe ſammeln konnte. Bei ſeiner Ankunft in Kopenhagen erfuhr er, daß ſein Sohn lauter Mißvergnügte um ſich ſammle. Er befahl demſelben, zu ihm zu kommen. Alexei ſtellte ſich, als wollte er gehorchen, und flüchtete im Jahre 1717 an den Wiener Hof. Drohende Befehle, begleitet von Gnadenverheißungen, bewogen ihn, nach Rußland zurückzukehren. Er kam 1718 in Moskau an. Peter, der ſchon da war, ließ ihn in Verhaft nehmen, enterbte ihn feierlich, und erklärte ein Kind, das Catharina ihm vor kurzem geboren hatte, für ſeinen Thronfolger. Noch nicht mit dieſer Strenge zufrieden, wollte er, daß Alexei gerichtlich abgehört werden ſollte, und befahl ihm bei Todesſtrafe, nichts zu verſchweigen. Man befragte ihn um ſeine Gedanken, um ſeine geheimſten Wünſche ſogar; man legte ſeinen Beichtvater, der von ihm beſchuldigt war, daß derſelbe es nicht gemißbilligt habe, daß er ſeines Vaters Tod wünſche, auf die Folter. Das letzte Bekenntniß, das der junge Prinz unterſchrieb, enthielt: daß er in ſeiner Jugend gefrömmelt, Prieſter und Mönche fleißig beſucht, mit ihnen getrunken, und von ihnen Meinungen eingeſogen habe, die ihn mit Abſcheu vor ſeinen Pflichten und ſelbſt gegen die Perſon ſeines Vaters erfüllt hätten; daß er entſchloſſen geweſen ſey, durch jedes mögliche Mittel, nur nicht durch das rechtmäßige, den Thron zu beſteigen. Acht Biſchöfe und andere Glieder der Cleriſei, die von dem Czar in dieſer Angelegenheit waren zu Rath gezogen worden, ſagten inzwiſchen in einem von ihnen eigenhändig unterſchriebenen Bedenken: „Die im ruſſiſchen Reiche eingeführte unumſchränkte Gewalt iſt nicht dem

Urtheile der Unterthanen unterworfen, ſondern der Monarch hat daſelbſt volle Macht." 144 Richter, die gleichfalls erkannten, daß eine ſolche Sache, von Rechtswegen, allein von dem freien Willen des Monarchen abhänge, verurtheilten endlich den jungen Prinzen zum Tode. Alexei fiel, als er ſein Urtheil las, in krampfhafte Verzuckungen. Er ſtarb Tages darauf, nachdem er den Czar um Vergebung gebeten, und dieſer ihm öffentlich verziehen hatte. Nach Andern iſt der Prinz auf Befehl des Kaiſers den 7. Juli 1718 durch einen deutſchen General enthauptet worden. Ein gewiſſes Fräulein Kramer hat den Kopf wieder an den Rumpf nähen müſſen, worauf der Leichnam öffentlich zur Schau ausgeſtellt und feierlich beerdigt worden iſt.

Die Gerüchte, die ſeines Todes wegen beſonders zum Nachtheile der Czarin verbreitet wurden, ſind von mehreren Schriftſtellern widerlegt. Peter und Catharina verloren im folgenden Jahre 1719 das zum Throne beſtimmte Kind. Es ſcheint gewiß die Abſicht des Czars geweſen zu ſeyn, daß ſeine Gemahlin ihm in der Regierung folgen ſolle; er ließ ſie im Jahre 1724 krönen und ſalben. Gleichwohl konnte Catharina keine Gnade für eine von ihr begünſtigte Dame d'Atour auswirken, die Geſchenke genommen zu haben überführt war; denn dies war allen Hofleuten aufs ſtrengſte verboten. Aufgebracht über ihr inſtändiges Bitten, ſchlug der Czar im Zorne einen venetianiſchen Spiegel entzwei. „Du ſiehſt," ſagte er, „daß es bloß eines Schlages bedarf, um dieſes Glas wieder in den Staub zu ſtoßen, woraus es hervorgegangen iſt." Catharina beſänftigte ihn, indem ſie gelaſſen antwortete: „Nun gut, Sie haben dasjenige zerſchmettert, was Ihrem Pallaſte zur Zierde diente, aber glauben Sie, daß er dadurch ſchöner werde?" Uebrigens erlangte ſie weiter nichts, als daß die Kammerfrau ſtatt elf nur fünf Knutenſtreiche erhielt. Peter ſtarb im Jahre 1725, 53 Jahre alt. Ihm konnte

daher entweder ſeine Tochter, Anna Petrowna, Gemahlin des Herzogs von Holſtein, folgen, der ſich wieder in den Beſitz ſeiner Staaten zu ſetzen ſuchte, oder des Czar's Enkel, Peter, Sohn des unglücklichen Alexei. Der Fürſt Menzikow, beſtändig ein Freund der Kaiſerin, kam den Gegenparteien zuvor, verſicherte ſich des Schatzes und der Garden, und gewann die Biſchöfe. Man rief ſchleunig die Senatoren und Generale zuſammen. Ein Prälat verſicherte, der Czar habe am Abende vor Catharinens Krönungstage geſagt, daß ſie nach ihm regieren ſolle. Man rief ſie noch denſelben Tag als Kaiſerin aus, was für Rußland heilbringend war.

Billig richten wir unſere Blicke auf die Verfügungen Peters des Großen. Nach ſeiner Rückkunft von der Reiſe nach Frankreich, auf welcher er ſich viele Einſichten erworben hatte, im Jahre 1718, arbeitete er vornehmlich an der Vervollkommnung der angefangenen Reformation. Ein in Petersburg errichtetes Polizei-Tribunal verbreitete ſeine Aufmerkſamkeit über die Provinzen. Man reinigte die Städte von jenen trägen Bettlern, die nicht weniger ſchädlich als beſchwerlich waren; ſorgte für die Erziehung der Jugend und für den Unterhalt der Waiſen; traf in Petersburg und Moskau alle diejenigen Verfügungen, welche die Reinlichkeit, die gute Ordnung und die öffentliche Wohlfahrt erforderten. Die Manufacturen und Fabriken kamen in einen blühenden Zuſtand. Gleiches Maß und Gewicht erleichterten den Handel. Ein Canal, der durch Hülfe der Wolga das caspiſche Meer mit dem baltiſchen vereinigte, ward mit eben ſo gutem Erfolge als Einſicht gegraben. Auch ſtand Rußland in allerlei Handelsverträgen, ſelbſt mit China. Man zählte bereits jährlich mehr als 200 fremde Schiffe, die, um Handel zu treiben, nach Petersburg kamen, und dieſe Stadt, worin man jetzt an 400,000 Seelen zählt, war noch im Jahre 1702 ein undurchdringlicher Moraſt.

Entſchloſſen, die großen Entwürfe ihres Gemahles auszufüh- ren, vermählte Catharina ihre Tochter, die Prinzeſſin Anna, mit dem regierenden Herzog von Holſtein, Carl Friedrich. Demſelben ſuchte ſie vergebens die ſchwediſche Thronfolge und die Rückgabe ſeines Antheils vom Herzogthum Schleswig zu verſchaf- fen. Der Fürſt Menzikow, der ihr ganzes Vertrauen beſaß, bewog ſie, ſeine Tochter zur Gemahlin des jungen Großfürſten Peter, Peters des Großen Enkel, von ſeinem unglücklichen Sohn Alexei, zu beſtimmen. Daß der römiſche Kaiſer die Ver- mählung mit dieſem Prinzen, der ein Schweſterſohn ſeiner Gemah- lin war, billigte, reizte den Fürſten Menzikow, das Bündniß zwiſchen den Höfen von Wien und Petersburg zu befördern, das dem kaiſerlichen Hof weit günſtiger als dem ruſſiſchen war. Denn der Fall der wechſelſeitig verſprochenen Hülfe von 30,000 Mann konnte zehn Mal zum Vortheil des Wiener Hofes vorkommen, ehe er ein Mal zum Beſten des ruſſiſchen eintrat.

Menzikows Ehrgeiz hat dem ruſſiſchen Reiche einige hun- derttauſend Menſchen und viele Millionen Rubeln gekoſtet. Dieſe Vermählung mißbilligten verſchiedene Großen, die Menzikows Stolz und Herrſchaft fürchteten, und es eben daher für Unrecht erklärten, daß der Großfürſt in der Thronfolge den kaiſerlichen Töchtern vor- gehen ſollte; aber Menzikow hob alle Schwierigkeiten auf durch das Teſtament der Kaiſerin, das ſie kurz vor ihrem Tode unter- ſchrieb. Es enthielt, daß der Großfürſt Kaiſer werden und mit unumſchränkter Gewalt regieren ſollte. Bis in ſein 16tes Jahr ſollte er unter der Vormundſchaft der Prinzeſſinnen Anna und Eliſabeth, des Herzogs von Holſtein und der Mitglieder des am 11. Februar 1726 errichteten Cabinet-Conſeils ſtehen. Würde er ohne Erben abgehen, ſo ſollte die Prinzeſſin Anna mit ihren Nachkommen, nach deren Tod die Prinzeſſin Eliſabeth und deren Nachkommen, und nach dieſen endlich des Großfürſten Schweſter,

die Prinzeſſin Natalia mit ihren Nachkommen in der Regierung folgen. Wer ſchon eine andere Krone habe, oder ſich nicht zur griechiſchen Kirche bekenne, war von der Thronfolge ausgeſchloſſen. Die verordnete vormundſchaftliche Regierung ſollte ſich bemühen, die Vermählung des Großfürſten mit Menzikows Tochter zu Stande zu bringen, und der römiſche Kaiſer um Garantie des Teſtaments erſucht werden.

Die Kaiſerin Catharina I. ſtarb, und am folgenden Tage wurde der Großfürſt Peter Alexeiwitſch unter dem Namen Peter II. zum Kaiſer erklärt. Der Fürſt Menzikow nahm den jungen Monarchen aus dem kaiſerlichen Pallaſt in den ſeinigen, um ihn beſtändig unter den Augen zu haben. Sein Anſehen ſtieg und Alles beugte ſich vor ihm; auch wurde ſeine jüngſte Tochter, aller Abneigung des Kaiſers ungeachtet, mit demſelben öffentlich verlobt.

Der Mißbrauch, den der Fürſt von ſeiner Gewalt machte; die Entfernung aller derjenigen, denen der Kaiſer ſein Vertrauen ſchenkte, und all der Großen, die er haßte, oder gegen die er mißtrauiſch war; der Stolz, womit er den Großen und ſelbſt dem Kaiſer begegnete: alles dieſes bewirkte ſeinen Fall. Die mißvergnügten Großen bedienten ſich des jungen Knes Iwan Dolgorucki, des Kaiſers Günſtling; und dieſer benutzte die Jagd, auf der er den jungen Monarchen täglich ohne Menzikow zu ſehen Gelegenheit fand, dazu, ihn gegen den Fürſten einzunehmen. Als der Hof den Sommeraufenthalt zu Peterhof mit dem Aufenthalte in der Reſidenz verwechſeln wollte, reiſ'te Fürſt Menzikow voraus nach Petersburg, um in ſeinem Pallaſte den Kaiſer zu empfangen; allein er vernahm bald von den Hofleuten, der Kaiſer habe befohlen, den kaiſerlichen Sommerpallaſt zu ſeiner Aufnahme bereit zu halten. Der Fürſt ſagte, er wolle dann auch daſelbſt ſeine Wohnung nehmen, worauf die Hofbedienten ihm erklärten, der Kaiſer habe es verboten. Sobald der Kaiſer nach Petersburg kam, ließ er dem

Fürſten Arreſt ankündigen, und am folgenden Morgen ihn mit ſeiner ganzen Familie nach Beroſewa in Sibirien abführen.

So war denn auch der Entwurf der Vermählung mit der Tochter Menzikows vernichtet. Aber der junge Kaiſer fiel nun in die Hände der Fürſten Dolgorucki, die ihn täglich auf die Jagd führten, und von allen nützlichen Geſchäften entfernten. Zu ſeiner Gemahlin beſtimmte man nun ſeines Günſtlings Schweſter, die Prinzeſſin Dolgorucki. Die Prinzeſſin Natalia, die große Eigenſchaften beſaß, viel Gewalt über den Geiſt des Kaiſers, ihres Bruders, hatte, ſtarb zur äußerſten Betrübniß der Nation zu Moskau, wohin der Hof zur Vollziehung der Krönung des Kaiſers gegangen war. Bei dieſem Aufenthalte zu Moskau errichteten die Großen des Reiches ein Tribunal von acht Perſonen aus den vornehmſten Häuſern, unter dem Namen des hohen geheimen Conſeils, dem der Senat und alle Collegien unterworfen ſeyn ſollten.

Endlich näherte ſich der Tag, an welchem der Kaiſer für volljährig erklärt und die Vermählung mit der Prinzeſſin Dolgorucki vollzogen werden ſollte; aber er ward von den Kinderblattern befallen, und ſtarb, zum Leidweſen des Volkes, das ihn anbetete, den **29.** Januar **1730.**

Jetzt war die Regierung in den Händen des gedachten geheimen Conſeils, welches die Ruſſen haßten. Gleichwohl entwarf das Conſeil einen Plan zur Abſchaffung der unumſchränkten Gewalt. Der Souverain ſollte ſich mit den ihm angewieſenen Einkünften begnügen, ſelbſt nicht ein Mal die Stelle eines Fähnrichs bei der Garde ertheilen können; Alles ſollte von dem geheimen Conſeil abhängen. Daſſelbe beſchloß nun, die Prinzeſſin Anna Iwanowna, verwittwete Herzogin von Curland, und Tochter des Czars Iwan Alexeiwitſch, Peters des Großen Bruder, auf den Thron zu ſetzen. Eine anſehnliche nach Mietau abgeſandte Deputation trug der Prinzeſſin die Krone an, unter der Bedingung, daß ſie eine

Acte unterzeichnen ſolle, kraft deren ſie der unumſchränkten Gewalt entſagte, und die Regierung dem geheimen Conſeil überließ. Sie unterſchrieb die Acte, ward als Kaiſerin anerkannt und kam nach Moskau, wo ſie ſich ſehr eingeſchränkt fand. Mißvergnügt darüber, hatte ſie das Glück, eine Partei zu finden, die ihr die höchſte Gewalt zu verſchaffen ſuchte. Die Fürſten Alexis Michailowitſch Tſcherkaski und Iwan Juriewitſch Trubetzkoi übergaben ihr eine Schrift, worin ſie erklärten, daß zwar das geheime Conſeil, nicht aber der ganze Adel, wie die Deputirten in Mietau gemeldet hätten, für die Aufhebung der unumſchränkten Gewalt ſtimme, vielmehr ſey es der Wunſch des Adels, der Geiſtlichkeit und der ganzen Nation, daß Ihre Majeſtät die Regierung nach Art ihrer Vorfahren unumſchränkt führen möchte. Nachdem die Kaiſerin ihre Sicherheit wahrgenommen hatte, befahl ſie dem geheimen Conſeil, bei Hofe zu erſcheinen, und die in Mietau von ihr unterzeichnete Acte mitzubringen. Darauf erklärte ſie in Gegenwart der Mitglieder des geheimen Conſeils, der Miniſter und Generale, ſie habe zu Mietau die Acte bloß in Rückſicht auf die ihr gegebene Verſicherung unterzeichnet, daß ſolche den allgemeinen Wunſch des Adels und der Nation enthalte; da ſie jetzt das Gegentheil erfahre, ſo nehme ſie ihre Verſicherung zurück, vergebe Allen, die Schuld daran wären, und werde von nun an, nach Art ihrer Vorfahren, als unumſchränkte Monarchin mit Gerechtigkeit regieren. Herauf zerriß ſie die Acte, die Verſammlung ging auseinander, und Alles blieb in Ruhe.

Die Kaiſerin gab die Provinz Ghilan und das übrige Land jenſeits des Fluſſes Kur an den perſiſchen Schach Thamas zurück. Sie erforderten einen Aufwand an Geld und Menſchen, der den Nutzen, den ſie brachten, weit übertraf. Sie beförderte die polniſche Königswahl zum Vortheile des Churfürſten von Sachſen, der unter dem Namen August **III.** König ward. Die Streife-

reien der krimiſchen Tartaren verwickelten ſie in einen Krieg mit den Türken, an dem auch der römiſche Kaiſer, vermöge des Freundſchaftsbündniſſes mit Rußland vom Jahre 1726, Theil nahm. Der Krieg wurde unter Anführung des Feldmarſchalls Grafen von Münnich, zwar mit Verluſt vieler Leute, aber doch mit glücklichem Erfolge, geführt, Azow, Okzakow und Chozim erobert, die Krim verheert und die Moldau beſetzt. Da aber Carl VI., der minder glücklich in demſelben Kriege war, einen beſondern Frieden mit den Türken, ſogar mit Aufopferung der Feſtung Belgrad, als einer wichtigen Vormauer, ſchloß, und von ſchwediſcher Seite bedenkliche Bewegungen gemacht wurden: ſo kam durch die Vermittlung der Krone Frankreich auch der Frieden zwiſchen Rußland und den Türken zu Stande, vermöge deſſen Azow zwar nicht zurückgegeben, aber geſchleift, neue Gränzlinien gezogen, die Schifffahrt der Ruſſen auf dem ſchwarzen Meere zwar nicht ausdrücklich zugeſtanden, aber auch nicht unterſagt, und die ruſſiſchen Gränzen der Ukraine gegen die Krim erweitert wurden; auch die ſapogoriſchen Koſaken unter der Herrſchaft Rußlands bleiben ſollten.

Nachdem ſie die mecklenburgiſche Prinzeſſin Anna, Tochter ihrer Schweſter und deren Gemahls, des Herzogs Carl Leopold von Mecklenburg, mit dem Prinzen Anton Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel vermählt hatte, erklärte ſie den im folgenden Jahr aus dieſer Ehe erzeugten Prinzen Iwan zum Thronfolger. Zum vormundſchaftlichen Regenten wurde, vermöge einer Schrift, die man nachmals das Teſtament der Kaiſerin nannte, ihr Günſtling, der Herzog Biron von Curland, verordnet. Sie ſtarb bald nach dieſer letztern Verfügung.

Herzog Biron wurde alſo wirklich Regent. Wenn die neue Thronfolgeordnung den Nachkommen Peters I. mißfiel, ſo mißfiel auch die Ernennung des Herzogs zum Regenten den Eltern des jungen Kaiſers; auch haßten ihn die Großen des Reiches. Der

Feldmarſchall Graf von Münnich nahm ihn, nach einem der Prinzeſſin Anna gethanen Verſprechen, in der Nacht vom 8. auf den 9. November durch ſeinen Generaladjutanten von Manſtein gefangen, nachdem er noch am Tage vorher bei dem Herzoge das Mittagsmahl genoſſen, und ihn, da er traurig war, durch muntere Geſpräche aufgeheitert hatte. Man ſandte ihn nach einer Regentſchaft von drei Wochen nach Sibirien. Jetzt wurde die Mutter des Kaiſers Großfürſtin und Regentin.

Indeſſen vereitelte der Fall der Regentin ihre ferneren Entwürfe. Unthätig, wie ſie war, verachtete ſie mehr als eine Warnung, die ihr gegeben wurde, ſich vor der Prinzeſſin Eliſabeth zu hüten. Dieſe berühmte Tochter Peters des Großen hatte durch eine Leutſeligkeit, die ihr alle Herzen gewann, ſich auch beſonders die Liebe der Officiere und Gemeinen bei dem Garderegiment erworben. L'Eſtocq, damals Wundarzt, ſpäter ruſſiſcher Geheimerrath und deutſcher Reichsgraf, war ihr Vertrauter bei ihrem Beſtreben, den Thron ihres Vaters zu beſteigen. Man hatte dazu einen zwiefachen Entwurf gemacht. Der erſte war, durch Hülfe der Krone Schweden, welcher große, wiewohl unbeſtimmte Vortheile verſprochen wurden, ſich des Reiches zu bemächtigen. Der andere, bei der feierlichen Waſſerweihe am 6. Januar 1742 die alsdann verſammelte St. Petersburger Beſatzung durch Geſchenke zu gewinnen. Der franzöſiſche Geſandte, Marquis de la Chetardie, der um ihre Anſchläge wußte, verſorgte ſie mit anſehnlichen Geldſummen. Entdeckungen, die ihr die Regentin machte, bewogen den L'Eſtocq, auf die Beſchleunigung des Vorhabens zu dringen, und er beredete ſie, anſtatt den 6. Januar des folgenden Jahres abzuwarten, den Entwurf, der ſchon zum Theil der Regentin verrathen war, früher und gleich in der folgenden Nacht auszuführen. Sie betete und that Gelübde, legte den Catharinenorden an, ſetzte ſich in ihren Schlitten, hinter welchem ihr Kammerjunker, Graf Woronzow,

und L'Eſtocq ſtanden, und fuhr nach dem Regimentshauſe der Praopraſchenskiſchen Grenadiere, die der Tochter Peter's I. augenblicklich huldigten. Von etwa 200 oder 300 derſelben nach dem kaiſerlichen Pallaſte begleitet, ſchickte man drei Haufen, jeden von 25 Mann, ab, die Grafen Oſtermann, Münnich und Golowkin in Verhaft zu nehmen. Die Wache in dem kaiſerlichen Pallaſte huldigte ihr. Auf erhaltenen Befehl ging ein Commando der Grenadiere hierauf in das Zimmer, worin die Regentin und ihr Gemahl, Herzog Anton Ulrich, ſchliefen. Beide und bald darauf auch der junge Kaiſer Iwan wurden gefangen genommen, und nach dem Pallaſte der Prinzeſſin Eliſabeth gebracht. Im Vorbeifahren ließ ſie dem Marquis von Chetardie den glücklichen Erfolg ihres Vorhabens melden; L'Eſtocq ſorgte dafür, daß die Generale und die ſämmtliche Beſatzung Nachricht bekamen, und ſich vor dem Pallaſte ihrer nunmehrigen Kaiſerin Eliſabeth aufſtellten. Als die Soldaten das Hurrah oder Vivat riefen, ahmte der kleine Prinz Iwan, den die Kaiſerin Eliſabeth auf dem Arme trug, das Geſchrei lächelnd nach, worauf ſie ſagte: „Du unſchuldiges Kind, weißt nicht, daß du dieſes Freudengeſchrei wider dich ſelbſt machſt." Die ganze fürſtliche Familie wurde erſt nach Riga und dann nach Oranienburg im woroneſiſchen Gouvernement und darauf nach Kolmogori, 80 Werſte von Archangel, gebracht, den Prinzen Iwan ausgenommen, den man nach Schlüſſelburg führte. Die Prinzeſſin Anna ſtarb im Jahre 1746.

Eliſabeth ließ ihren Schweſterſohn, den Herzog von Holſtein, Carl Peter Ulrich, nach Rußland kommen, der nun ſich zur griechiſchen Kirche bekannte, den Namen Peter Feodorowitſch führte, zum Thronfolger und Großfürſten ernannt wurde und im Jahre 1745 ſich mit einer Prinzeſſin aus dem Hauſe Anhalt-Zerbſt, der nachmaligen Catharina II., vermählte.

Ein Anſchlag gegen die Regierung der Kaiſerin und zur

Wiederherſtellung des Prinzen Iwan und ſeiner Mutter ward entdeckt und hart beſtraft. Es waren vornehme Perſonen, ſelbſt Damen, mit in die Sache verwickelt. Auch gab der Vorfall Gelegenheit zu einer Mißhelligkeit zwiſchen dem ruſſiſchen und kaiſerlichen Hofe. Allein die Freundſchaft wurde nach Ablauf einiger Jahre ſo vollkommen wieder hergeſtellt, daß ein anſehnliches ruſſiſches Heer, welches die Kaiſerin zum Vortheile des öſterreichiſchen Hauſes gegen Frankreich nach Deutſchland ſandte, die Beendigung des öſterreichiſchen Erbfolgekriegs und die Beſchleunigung des Aachener Friedens bewirkte.

Daſſelbe Jahr bezeichnet auch den Fall des Geheimenrathes L'Eſtocq, der das bedeutendſte Werkzeug der kaiſerlichen Thronbeſteigung geweſen war. Ihn ſtürzte der Graf Beſtuchef, der 10 Jahre ſpäter das nämliche Schickſal hatte.

Polen.

Wir geben hier die Fortſetzung der Geſchichte von Polen mit Hinweglaſſung deſſen, was wir ſchon bei Schweden und Rußland berichteten. Nach dem Tode des polniſchen Königs Stephan Bathori wurden durch eine zwieſpaltige Wahl von einer Partei Erzherzog Maximilian von Oeſterreich, Kaiſer Rudolphs **II.** Bruder, von der andern der ſchwediſche Prinz Sigmund, Sohn des Königs Johann, 1587 erwählt. Der Letztere behielt die Oberhand; aber ſeine Regierung war unruhevoll und ſeine Unterthanen waren unzufrieden mit ihm. Als er ihren Beſchwerden nicht, ſo wie ſie es verlangten, abhelfen konnte oder wollte, errichteten ſie **1607** einen ſogenannten Rokoſch, eine Verbindung des Adels, der ihn abſetzen wollte, den er aber endlich überwand und trennte.

Der Antheil, den König Sigmund an den moldauiſchen Unruhen nahm, um das den Polen von den Türken entzogene alte Kronrecht herzuſtellen, verwickelte ihn in große Verwirrung; denn Polen ward nicht nur den Verheerungen der Tartaren ausgeſetzt, ſondern gerieth auch bald in einen Krieg mit den Türken. Das Kriegsglück war abwechſelnd; dennoch litt Polen am meiſten. Vermöge des **1631** erfolgten Friedens ſollten die Moldau und Wallachei bei ihrer Religionsverfaſſung, aber nebſt der Feſtung Chozim unter türkiſcher Hoheit bleiben. Doch ſollten die Türken einen Hospodar ſetzen, der ein Chriſt und den Polen nicht abgeneigt wäre. König Sigmund ſtarb **1632** im **66**ſten Jahre ſeines Alters und im **45**ſten ſeiner Regierung.

Sein Sohn Wladislaw war der einzige öffentliche Kron-Candidat, und daher ſeine Königswahl ohne Schwierigkeiten. Der ſchwediſche Waffenſtillſtand ward **1635** auf **26** Jahre verlängert. Die Schweden mußten Preußen räumen; aber Liefland bis an die Düna ſollten ſie behalten. Uebrigens war ſeine Regierung ruhig, den Streit ausgenommen, den er mit Dänemark und Brandenburg über die neuen polniſchen Seezölle bei Danzig und Pillau hatte. König Chriſtian **IV.** befreite mit gewaffneter Hand die Kaufleute von dieſer neuen Laſt.

König Wladislaw ſtarb **1648**, nachdem er ein Jahr zuvor ſeinen einzigen achtjährigen Sohn Caſimir verloren hatte. Dieß bahnte ſeinem Bruder, Johann Caſimir, den Weg zum Throne. Ein Aufſtand, den die Koſaken noch unter der vorigen Regierung erregt hatten, ward von Johann Caſimir durch einen Vergleich beendigt. Aber die Koſaken und ihr Hetmann Ohmielniki, der ſich auf die Ruſſen und Tartaren verließ, brachen den Frieden. Der König ließ ſie bei Bereſterzko **1650** eine gewaltige Niederlage erleiden. Ohmielniki, der um Frieden bat, erhielt ihn auf die Bedingung, daß er Abbitte thun, die Koſaken

ſich von den Tartaren trennen, griechiſche Religionsfreiheit haben und den Polen mit Hülfsvölkern beiſtehen ſollten. Der neue Aufſtand des Hetmanns, vermittelſt deſſen ſich die Ukraine dem Czar Alexei unterwarf, veranlaßte den Krieg und darauf den Waffenſtillſtand zu Niemez. Einen andern Krieg erregte den Polen Carl Guſtav, König von Schweden. Er endigte ſich erſt **1660** nach Carl Guſtav's Tod durch den Frieden zu Oliva. Durch denſelben entſagte Johann Caſimir ſeinen Anſprüchen auf Schweden, und die Republik Polen den ihrigen auf Liefland und Esthland. Dieſer Unruhen hatte ſich der große Churfürſt von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, zu ſeinem Vortheile bedient. Durch ſeine Verbindung mit dem Könige Carl Guſtav und durch den Königsberger Vertrag erkannte Friedrich Wilhelm das brandenburgiſche Preußen für ein ſchwediſches Lehen an. Durch den Vergleich zu Labiau erhielt er von Schweden die Aufhebung der Lehenspflicht und freie Oberherrſchaft, die endlich ſelbſt von Polen durch den Vergleich von Welau beſtätigt wurde.

Nach den Unruhen, welche ſein Beſtreben, dem Prinzen von Condé die Thronfolge zu verſchaffen, erregte, und nach dem Tode ſeiner Gemahlin, legte Johann Caſimir die Krone nieder, und ging nach Frankreich, wo er als Abt von St. Germain des Prez und von Nevers **1672** ſtarb. Als bei der Wahl die Parteien, welche die Bewerbungen verſchiedener auswärtigen Fürſten begünſtigten, nicht einig werden konnten, wählte man einen Piaſten, Michael Thomas Koribut Wiesnowiecki, aus altem herzoglich lithauiſchen Stamme. — Die polniſchen Koſaken hatten ſich jetzt den Türken unterworfen; die Tartaren ſtanden den Koſaken bei, und fingen die Feindſeligkeiten an. Der Feldherr Sobiesky vertheidigte ſich gegen ſie ſehr tapfer; aber furchtbarer waren die Türken, die **1671** Kaminieck eroberten und große Fortſchritte machten. König Michael erkaufte die Ruhe durch einen Frieden, zufolge deſſen

den Türken Kaminieck, Podolien und die Koſaken überlaſſen wurden, und ihnen außerdem noch 22,000 Ducaten jährlich bezahlt werden ſollten. Sobiesky hatte nun vergebens in eben dem Monate, wo der Friede geſchloſſen wurde, 15,000 Tartaren geſchlagen und 20,000 Gefangene befreit. Indeſſen bewirkte er einen Reichstag, auf welchem beſchloſſen wurde, daß man den ſchimpflichen Frieden nicht genehmigen, vielmehr das Verlorne wieder erkämpfen wolle. Auf dem neuen Feldzuge gegen die Türken ſtarb 1673 der König. Am Tage nach ſeinem Ableben griff der Feldherr Johann Sobiesky 6000 Türken in einem befeſtigten Lager an, und erſchlug die Hälfte, während er kaum 200 Mann verlor; worauf ſich Chozim ergeben mußte. Auf die Nachricht vom Tode des Königs ging der Adel zurück, und Sobiesky vertheilte ſeine Völker in der Wallachei und in den angränzenden Ländern. Von einer Menge Kron-Candidaten, unter welchen ſich ein ruſſiſcher Prinz, der Prinz Georg von Dänemark, und der franzöſiſche Prinz von Condé befanden, blieben zuletzt nur drei übrig: der Pfalzgraf von Neuburg oder vielmehr ſein Sohn, für den er thätig war, Herzog Carl von Lothringen, und ein franzöſiſcher unbenannter Prinz, unter welchem Namen ſich Sobiesky für ſich ſelbſt Mühe gab. Endlich brachte der Woiwode von Reußen, Stanislaus Jablonowsky, den Piaſten Johann Sobiesky in Vorſchlag. Der Antrag fand Beifall, und Sobiesky ward 1674 König. Er ſetzte den Türkenkrieg mit eben ſo vielem Muthe als Glücke fort, ſchlug die Türken und Tartaren mehrere Mal, und wehrte ſich beſonders bei einem fürchterlichen Angriffe der Feinde auf ſein Lager ſo herzhaft, daß dieſe ſich erſt zum Waffenſtillſtande und dann zum Frieden bewogen ſahen, der in ihrem Lager geſchloſſen wurde. Von der Ukraine bekam Polen zwei Theile, den dritten behielten die Koſaken. Die Türken und Tartaren verſprachen den Polen, Hülfsvölker zu ſchicken, wohin ſie wollten;

allein dieſer Friede war nicht von Dauer. Vermöge eines Schutzbündniſſes, das **1683** zwiſchen dem Kaiſer und Polen geſchloſſen worden war, ſollten Wien und Krakau, wenn die Türken eine dieſer Städte belagern würden, mit vereinter Macht entſetzt werden. Der Fall kam bald vor, und betraf Wien, vor welchem die Türken mit einem Heere ſtanden, das auf **300,000** Mann geſchätzt ward. Der König und ſein Sohn Jacob kamen mit **20,000** Mann herbei, vereinigten ſich mit den Kaiſerlichen, Lothringern, Sachſen und Baiern, ſo daß der König jetzt **68,000** Mann commandirte. Der mächtige Feind wurde geſchlagen, verlor ſein Lager und Feldgeräthe, und Wien ward befreit. Am folgenden Tage hielt der König ſeinen Einzug unter großem Zurufe, und Tags darauf umarmte der Kaiſer den König, ſeinen Retter, vor der Stadt, und dankte dem aufgeſtellten Heere. Als demnächſt der König mit ſeiner Reuterei nach Barkan gezogen war, kam er nebſt ſeinem Sohn in einem Gefechte mit den überlegenen Feinden in große Gefahr, aus welcher ihn der Herzog von Lothringen befreite. Nach einem Raſttage wurde ein herrlicher Sieg erfochten. Von minderer Wirkung waren die folgenden Feldzüge, wenn gleich in denſelben ſich die Feldherren Stanislaus Jablonowsky und Andreas Potocky auszeichneten, und der König zweien derſelben perſönlich beiwohnte. König Johann Sobiesky ſtarb **1696** in ſeinem **72**ſten Jahre. Sein Tod ward von mehreren Perſonen, jedoch ohne Gewißheit, einem jüdiſchen Arzte beigemeſſen.

Auf Sobiesky folgte Auguſt **II.**, Churfürſt von Sachſen nicht ohne Widerſpruch. Es herrſchten große Verwirrungen im Staate und im königlichen Hauſe. Die verwittwete Königin bat ſogar, daß man keinen ihrer Prinzen, am wenigſten den Prinzen Jacob, zum Könige erwählen möchte. Unter mehreren Kron-Candidaten aus den anſehnlichſten Fürſtenhäuſern kamen zwei am meiſten in Betrachtung. Des vorigen Königs Sohn, Prinz Ja-

kob Sobieſky, bot fünf Millionen an; verſprach, Kaminieck den Türken wieder zu entreißen, jährlich **100,000** Gulden zur Auslöſung der Gefangenen zu geben und auch Feſtungen anzulegen. Der franzöſiſche Prinz, Franz Ludwig von Conti, erbot ſich zu zehn Millionen und zur Wiedereroberung deſſen, was die Republik verloren hatte. Wenn gleich auf beide Anträge geachtet wurde, ſo hatte doch der Prinz von Conti einen ſtärkern Anhang. Als man endlich darüber berathſchlagte, ob man bei dem Zwiſte der Parteien nicht lieber beide Prinzen übergehen und irgend einen dritten wählen ſollte, meldete ſich Auguſt, Churfürſt von Sachſen. Dieſer trug noch vortheilhaftere Bedingungen an, verſprach, außer zehn Millionen, Kaminieck, die Ukraine, die Moldau und Wallachei wieder an Polen zu bringen, **6000** Mann auf ſeine Koſten, wenn es nöthig wäre, zu ſtellen, Feſtungen und Ritterſchulen anzulegen, und ſelbſt katholiſch zu werden.

Die Abſtimmung fiel zu Gunſten Conti's aus; nächſt dieſem hatte der Churfürſt die meiſten Stimmen, während Sobiesky die wenigſten zählte. Als der Primas die Ausrufung bis auf den folgenden Tag verſchob, trat die Partei des Sobiesky und ſelbſt mancher von den Anhängern des Prinzen von Conti zum Churfürſten. Man ſchlug einen vierten Candidaten, den Prinzen Ludwig von Baden, vor. Der Primas ernannte den Prinzen von Conti, der Biſchof von Cujavien den Churfürſt zum Könige, und der Letztere ließ die Berathſchlagungen durch den Grafen von Flemming beſchwören. Die ſtärkſte Unterſtützung gab er der auf ihn gefallenen Wahl, als er an der Spitze von **8000** Mann ſächſiſcher Truppen in Polen erſchien, den Vertrag beſchwor und das Abendmahl nach römiſch-katholiſcher Weiſe empfing. Er ward zu Krakau gekrönt.

Der König unternahm in Perſon einen Feldzug in die Ukraine gegen die Türken. Der Krieg wurde in Verbindung mit Rußland und dem Kaiſer durch den für Polen ſo rühmlichen Carlo-

witzer Frieden beendigt. Vermöge deſſelben ſollte Alles zurückgegeben werden, was zur Zeit des Königs Michael verloren worden war. Polen erhielt Kaminieck, Podolien und was die Pforte von der Ukraine beſaß. Das Verſprechen, alles der Republik Polen entriſſene Land wieder herzuſtellen, und vielleicht der glückliche Erfolg ſeiner Unternehmung gegen die Türken reizte den König Auguſt, die Eroberung Lieflands zu verſuchen, in welcher Abſicht er gegen Schweden mit Dänemark und Rußland Bündniſſe ſchloß. Mit welchem Erfolge für ihn dieſer Krieg geführt wurde, und wie Carl XII. alle Anſtrengungen ſeines Gegners vernichtete, iſt bereits erzählt worden.

Der ſchwediſche Krieg wurde nach dem Tode Carls XII. erſt durch einen Waffenſtillſtand beendigt, den die Königin Ulrike Eleonore und der König Auguſt ſchloſſen, worauf die Friedensverträge in den Jahren **1729** und **1732** folgten. Ein ſchrecklicher Tumult in Thorn, der **1724** unter dieſer Regierung entſtand, zeigte den wilden Religionseifer in ſeiner fürchterlichen Größe. Streitigkeiten, welche Jeſuitenſchüler mit lutheriſchen jungen Leuten bei Gelegenheit einer Proceſſion der Römiſch-Katholiſchen anfingen, erregten Unruhen, woran ſpäter der Pöbel unter den Lutheranern nicht ohne mancherlei Ausſchweifungen Theil nahm, und die demnächſt mit der übertriebenſten Härte geahndet wurden. Ohne geſetzliche Unterſuchung, auf bloße Eide parteiiſcher Kläger und von ihnen gewonnener Leute, wurde der Präſident Rösner enthauptet, eben ſo verſchiedene Bürger und Handwerker, zum Theil wegen Beſchuldigungen, wovon ſie das Gegentheil beweiſen konnten. Anderen wurde vor der Hinrichtung erſt die Hand abgehauen, und von mehreren wurden die Leichname geviertheilt und verbrannt. Die Stadt Thorn aber verlor einen beträchtlichen Theil ihrer Religions- und bürgerlichen Freiheit. Gern hätte der König noch bei ſeinem Leben die Thronfolge ſeinem Sohne geſichert, aber eine von einem alten Schaden am

Fuße entſtandene Krankheit vereitelte den Entwurf, indem ſie dem Leben des Königs 1733 ein Ende machte. Sein Sohn fand einen mächtigen Mitbewerber in der Perſon des ehemals ſchon erwählten Königs Stanislaus Lesczinski, dem der Titel eines Königs von Polen vorbehalten und der ein Schwiegervater des Königs von Frankreich, Ludwigs XV., war. Für Stanislaus verwandte ſich nachdrücklichſt der Primas Theodor Potocki. Er verwandelte den Convocations=Reichstag in eine General=Conföderation, welche beſchloß, nur einen gebornen Polen zu wählen, der katholiſcher Religion wäre, und keine auswärtigen Erblande und Kriegsmacht hätte. Auf dieſe Weiſe war es ihm leicht, die Wahl des Stanislaus zu bewirken. Dagegen hatte Friedrich Auguſt, Churfürſt von Sachſen, durch Vermittelung Kaiſer Carls VI. und der ruſſiſchen Kaiſerin Anna eine mächtige Gegenpartei zu Stande gebracht. Stanislaus war insgeheim in Warſchau, obgleich der Ritter Thiange, der von Breſt nach Kopenhagen ſegelte, ſeine Perſon vertrat. Die Partei des Churfürſten trennte ſich von der Partei des Primas und ging nach Praga, einer Vorſtadt von Warſchau. Der Primas ernannte den Stanislaus zum Könige; aber auf Befehl der Kaiſerin Anna näherten ſich Laſcy und ſein Heer der Stadt Warſchau. Bei ſeiner Ankunft wich die Partei des Königs Stanislaus, wie zuvor die im Pallaſte belagerten ſächſiſchen Geſandten hatten weichen müſſen. Auguſt ward unweit Krakau zum Könige erwählt, und von dem Biſchofe von Poſen ausgerufen. Die Verträge wurden von dem Grafen von Wackerbarth beſchworen, und gegenſeitige Manifeſte und Kriegsfeuer in Polen, Deutſchland und Italien waren die Folgen dieſer zwieſpaltigen Wahl. Indeſſen ging Auguſt nach Polen und ward 1734 gekrönt.

Mittlerweile hatte ſich Stanislaus nach Danzig geflüchtet. Dieſe Stadt, die ihn als König anerkannte, nahm ihn auf, und

ward der Waffenplatz der franzöſiſchen Partei. Die Ruſſen unter Laſci rückten vor Danzig. Der General Münnich kam an, und das Bombardement nahm ſeinen Anfang. Der Herzog von Weiſſenfels unterſtützte die Belagerung mit dem ſächſiſchen Heere. Vor Danzig kamen **1500** Mann zum Entſatz an, denen unter dem Grafen von Plato, franzöſiſchen Geſandten in Dänemark, noch **1000** andere folgten. Aber ſie mußten ſich unter die Kanonen von Weichſelmünde zurückziehen, bei welcher Gelegenheit der Graf von Plato umkam. Die Ankunft der ruſſiſchen Flotte raubte der Stadt alle Hoffnung des Entſatzes. Weichſelmünde ergab ſich. Stanislaus rettete ſich in Begleitung des Generals Steinflicht durch die Flucht. Danzig mußte ſich ergeben, und ſollte zwei Millionen bezahlen, welche aber im Jahre **1736** die Kaiſerin Anna der Stadt erließ, die dann auch Weichſelmünde bekam. Nun mußte ſich der Primas Potocki, der in Danzig gefangen genommen worden war, nebſt mehreren Großen ebenfalls unterwerfen.

Der ſchwere Krieg, den ſich durch dieſe polniſche Händel der römiſche Kaiſer und das deutſche Reich von Seiten Frankreichs zugezogen hatten, ward durch die Wiener Präliminarien beendigt, nach welchen August **III.** als regierender König und Stanislaus als Titular-König von Polen erkannt wurde. Der letztere bekam auf Lebenszeit die Herzogthümer Lothringen und Bar, die nach ſeinem Tode der Krone Frankreichs mit völliger Souverainität zufallen ſollten.

Der Pacifications-Reichstag beruhigte endlich den ganzen polniſchen Staat. Auf eben demſelben wurden auch Verfügungen gemacht, welche die Diſſidenten betrafen. Mit Rückweiſung auf dergleichen Verfügungen, beſonders auf dem tumultuariſchen Reichstage vom Jahre **1717**, verordnete der Pacifications-Reichstag vom Jahre **1736**, daß die Diſſidenten zwar Friede und Sicherheit der Güter und Gleichheit der Perſonen haben, aber nicht in der Landboten-

kammer, in Tribunalen und in Commiſſionen in Wirkſamkeit ſeyn, keine verbotenen Zuſammenkünfte halten und bei fremden Mächten keine Hülfe ſuchen ſollten.

An dem öſterreichiſchen Erbfolgekriege hat König Auguſt III. nur als Churfürſt von Sachſen Theil genommen. Der Aachener Friede ſchaffte zwar dem in dieſem Kriege hart mitgenommenen Sachſen Ruhe, aber nicht Entſchädigung.

Fortſetzung der Geſchichte des Hauſes Hohenzollern und der preußiſchen Monarchie (1619—1740).

Georg Wilhelm, den 3. Nov. 1595 geboren, folgte 1619 ſeinem Vater Johann Sigismund in der Churwürde, und ſeine Regierungsperiode fiel in die taurige Zeit, wo der 30jährige Krieg mit ſeinen Gräueln große Verheerung im Lande anrichtete. Leider war Georg Wilhelm ein Fürſt, dem der Muth und der Wille gebrach, kräftig einzuſchreiten, ſonſt würde er dem Uebel und den böſen Folgen, die ſein Land und Volk entgelten mußten, geſteuert haben. Leider war er der erſte brandenburgiſche Regent, der ohne den fürſtlichen Ruhm, das Wohl ſeiner Unterthanen gefördert zu haben, aus der Welt ging, wiewohl er an ſich gutmüthigen Charakters war. Den jammervollſten und beklagenswertheſten Zuſtand erblickend, ſtarb er am 20. November 1640 in Preußen, wo er ſich oft aufhielt, und wohin er ſich in dem letzten Lebensjahre mit ſeinem Sohne, dem Churprinzen Friedrich Wilhelm, begeben hatte. Sein Nachfolger war Friedrich Wilhelm, geboren am 6. Februar 1620 zu Cöln an der Spree, mit Recht der große Churfürſt genannt; denn er war groß an Verſtand, an Talent, an Charakter, an Muth, an religiöſem Vertrauen und an Erfahrung. Seine Erziehung und die Entwickelung ſeiner Anlagen zu

den Wiſſenſchaften leitete Friedrich von Kalkuhn, genannt Leuchtman, und ſeine Staatsbildung genoß er auf der holländiſchen Univerſität Leyden, wohin er 1634 ſich begab.

Widerwärtigkeiten und Leiden vom hartnäckigſten Charakter ſuchten ſeine 48jährige Regierung heim, und ſeine unbeſchreiblich großen Sorgen nahmen kein Ende und raubten ihm alle Ruhe. Sein eigenes Land fand er beim Regierungsantritte in der ſchrecklichſten Unordnung und ſein Volk in der jammervollſten Lage der Armuth und Zerrüttung. Dieſe Lage wurde durch die Gehäſſigkeit der gegenſeitigen verſchiedenen Religionsparteien begründet, und hatte die betrübendſten Folgen herbeigeführt. Nicht nur aber, daß ihm das Verhältniß ſeines eigenen Staates ſo vielen Kummer verurſachte; auch von außen ward er unaufhörlich in ſeinem Streben geſtört, denn faſt alle europäiſchen Mächte hatten ihn in die hartnäckigſten Kriege verwickelt, beſonders mußte er an dem leidigen 30jährigen Kriege noch Antheil nehmen.

Außer dieſem trübſeligen Zuſtande hatte er auch noch mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen, die von ſeinem häuslichen Kreiſe ausgingen. Verläumdungen heuchleriſcher Umgebungen bewirkten Spaltungen in der Familie und ſtiefmütterliche Geſinnungen von Seiten ſeiner zweiten Gemahlin, Dorothea von Holſtein-Glücksburg, fachten den glimmenden Funken des Haſſes gegen Friedrich, ſeinen dritten Sohn, der, weil die beiden älteſten Söhne frühzeitig geſtorben waren, in der Churwürde folgen ſollte, immer mehr zur Flamme an, und ſo häufte ſich Schmerz auf Schmerz und Verdruß auf Verdruß, der wie ein giftiger Wurm an ſeinem Herzen nagte. Deſſenungeachtet ertrug er mit überwindender Geduld, Großmuth und Würde alle dieſe Leiden und kränkenden Empfindungen, und nichts vermochte ſeine frommen Grundſätze zu erſchüttern, und ihn in ſeinem Streben, das Wohl ſeiner Unterthanen zu heben, irre zu machen. In der That auch blieben ſeine mühevol-

len Anſtrengungen nicht erfolglos, denn ſein Land wurde allmählig vergrößert und auch die Künſte und Wiſſenſchaften auf eine höhere Stufe gebracht. Ihm verdankt das Poſtweſen in den deutſchen Beſitzungen (1650) ſein Entſtehen, ſo wie die Anlegung des für den Handel höchſt wichtigen Canals bei Müllroſe — von ihm Friedrich Wilhelms Canal genannt — (1668) zur unmittelbaren Verbindung der Oder mit der Spree und vermittelſt der Spree und Havel zur mittelbaren Vereinigung der Elbe mit der Oder von ihm verordnet und ausgeführt wurde. Auch iſt von ihm das Friedrich Werder'ſche Gymnaſium zu Berlin und die Univerſität zu Duisburg geſtiftet worden. Sein Ruf verbreitete ſich durch alle europäiſchen Länder und ſein Anſehen hatte einen ſolchen Einfluß auf die Gemüther und den Willen aller europäiſchen Staatsregenten, daß ſie, mit Anerkennung und Verehrung ſeiner Klugheit und Umſicht, gern in ſeine Friedensvorſchläge willigten, die eine allgemeine Eintracht bezwecken ſollten. Vorzüglich vortheilhaft wirkte er bei der Herſtellung des weſtphäliſchen Friedens (1648). Mit dem bedeutungsvollen Troſte, für ſeine Mit- und die Nachwelt nach Pflicht gedacht und gehandelt zu haben, ſtarb er, allgemein geliebt und geehrt, am 20. April 1688. Ihm folgte Churfürſt Friedrich III., oder ſeit 1701 König Friedrich I.

Nachdem die beiden älteſten Söhne des großen Churfürſten bei deſſen Lebzeiten ſchon verſtorben waren, erbte der dritte Sohn, nämlich Friedrich III., den churfürſtlichen Thron und die Regierung. Er war am 12. Juli 1657 zu Königsberg in Preußen von der erſten Gemahlin ſeines Vaters, der liebenswürdigen Louiſe Henriette, Tochter des niederländiſchen Statthalters Friedrich Heinrich von Naſſau-Oranien, geboren, und in der erſten Zeit unter Leitung des Freiherrn Otto von Schwerin erzogen. Sein nachheriger würdiger Lehrer war Freiherr Eberhard von Dankelmann.

Iſt es gleichwohl nicht unwahr, daß Friedrich ſchon frühzeitig eine auffallende Reizbarkeit und Hitze des Temperaments zeigte, ſo darf nicht vergeſſen werden, daß ſein von Natur ungeſtalteter Körper an dieſem Fehler großen Antheil hatte; er war nämlich kleiner Figur, von ſchwachem äußeren Anſehen, und litt an Bruſtbeſchwerden, welche Krankheit in der Regel die Reizbarkeit nährt. Abgeſehen von dieſem Naturfehler, war Friedrich von Character höchſt gutmüthig und für Wohlthun geſinnt. Auch hob ſich durch ſeine Regierung der Bürger- und Bauerſtand. Hierzu mag wohl die Einrichtung ſeines eigenen Hofhaushaltes viel beigetragen haben, da er für Pracht und Luxus ſehr eingenommen war. Mit dieſem Sinne für äußern Glanz verband ſich noch die Rang- und Titelſucht, die ſeine Eitelkeit ſo ſehr ſteigerte, daß er die theuerſten Opfer brachte, um die Würde eines Königs zu erlangen. In der That erreichte er auch dieſe hohe Stufe und mit dem glänzendſten Aufwand ſchmückte er den **18.** Januar **1701** zu Königsberg ſein Haupt mit der Königskrone, indem er ſich Friedrich **I.** König in Preußen nannte. Auch ſeine Gemahlin ward gleichzeitig mit ihm als Königin gekrönt. Sie war die Tochter des hannöveriſchen Churfürſten Ernſt Auguſt und hieß Sophie Charlotte, nach deren Namen und ihr zu Ehren ihr königlicher Gemahl Charlottenburg erbauen ließ. Friedrich war der Erſte, der den ſchwarzen Adlerorden geſtiftet. Dies geſchah am Tage vor ſeiner Krönung und zum Andenken an die Erhebung des Herzogthums Preußen zum Königreiche.

Mit der Bekleidung der Königswürde hob ſich natürlich das Anſehen ſeiner Regierung und ſeines Staates, und mit dem lebhafteſten Eifer ſorgte er für eine beſſere Geſtaltung aller Verhältniſſe. Gleichwohl mußte er an den Kriegen anderer Mächte durch Stellung ſeiner Hülfstruppen Theil nehmen; in ſeinem eigenen Lande aber herrſchte Ruhe und Friede. Selbſt wiſſenſchaftlich gebildet,

lag ihm die Errichtung von Unterrichts- und Bildungs-Anſtalten ſehr am Herzen. Schon 1688 ward von ihm in Halle eine Ritterakademie, durch des Thomaſius Vorleſungen berühmt, geſtiftet und 1691 die Univerſität daſelbſt eingerichtet. 1700 entſtand zu Berlin die Akademie der Wiſſenſchaften. Als Nachahmung der Akademie für Maler und Bildhauer in Rom und Paris, die damals die beiden erſten in Europa waren, ſtiftete er in Berlin ebenfalls eine ſolche, als die erſte in Deutſchland. Noch hatte er das Greiſenalter ſeiner Ahnen nicht erreicht, als ſchon der Zuſtand ſeiner Geſundheit ſich ſehr verſchlimmerte; beſonders wirkte die an Wahnſinn gränzende Gemüthsſtimmung ſeiner dritten Gemahlin, der frömmelnden Sophie Louiſe, einer mecklenburg-grabowſchen Prinzeſſin, ſehr nachtheilig auf ſein ohnehin ſehr ſchwaches und reizbares Nervenſyſtem, und von einer ſchleichenden Abzehrung gemartert, ſtarb er am 25. Februar 1713 im 25ſten Jahre ſeiner churfürſtlichen und im 12ten ſeiner königlichen Regierung. Vergrößert und erweitert ward ſein Land, ſowohl durch Ankauf, als auch durch Erbſchaft einiger Ländertheile aus der Verlaſſenſchaft ſeines Vetters Wilhelm von Oranien, König von England, der 1702 kinderlos ſtarb. Unter die letztern gehören außer mehreren Grafſchaften auch das Fürſtenthum Neufchatel in der Schweiz.

Sein Nachfolger war König Friedrich Wilhelm I., geboren den 15. Auguſt 1688. Dieſer war ein wahrhaft reiner Naturmenſch, mit einem feſten und beharrlichen Gerechtigkeitsſinn. Eine höhere Entwicklung ſeiner Geiſtesanlagen, die zur Ausbildung tieferer Ideen, zur Erlangung eines nutzreichen Zwecks erforderlich ſind, vermiſſen wir aus dem Grunde an ihm, weil die den vernünftigen Grundſätzen entgegen gewirkte Unterrichtsmethode ſeines Lehrers Rebeur, eines gebornen Schweizers, ihm allen und jeden Geſchmack und Wohlgefallen an einer feineren Bildung verleidete. Hiervon abgeſehen, beſaß er geſunde Urtheilskraft, die ihm bei der

weislich ſparſamen Einrichtung ſeiner innern Staatsverwaltung ſehr zu ſtatten kam. Seine beſondere Liebe zum Soldatenſtande verdankte er namentlich der Leitung des Grafen Alexander von Dohna, der als Oberhofmeiſter ſeinem ganzen Weſen eine ernſte Richtung zu geben wußte. Seine erſte Erziehung genoß er am großväterlichen Hofe zu Hannover, gleichzeitig mit dem nachmaligen Könige von Großbritannien, Georg **II.**, und deſſen Schweſter, der Prinzeſſin Sophie Dorothea, die ſpäter (**1706**) ſeine Gemahlin ward.

Als Friedrich Wilhelm an den hannöveriſchen Hof kam, war er erſt **3** Jahr alt (**1691**), und ſchon nach **2** Jahren (**1693**) kehrte er, von einer innern Abneigung gegen die Sinnesart des Prinzen Georg dazu getrieben, wieder nach Berlin zurück. Ein entſchiedener Feind aller Eitelkeit und Verſchwendung, war es beim Antritt der Regierung ſeine erſte und ernſte Sorge, den Zuſtand der Hof- und Staatsfinanzen, der durch die übertriebene Pracht ſeines Vaters bedeutend geſchmälert wurde, beſſer und günſtiger zu geſtalten, und ſtatt des früher herrſchenden Glanzes eine mäßige Sparſamkeit und ordnungsvolle Staatswirthſchaft einzuführen. Friedrich Wilhelm's Regierung war eine friedlich ruhige und nur für das Wohl der Unterthanen ſorgende, obwohl er an den Kriegen anderer Mächte Theil genommen hatte. Die Bevölkerung ſeines Staates lag dem Könige ſehr am Herzen und er bemühete ſich, Preußen mit Coloniſten aus Schwaben, der Schweiz, Pfalz und Salzburg zu bevölkern.

Obgleich ſelbſt eifriger Proteſtant im ſtrengſten Sinne des Worts, geſtattete er dennoch jeder andern Religionspartei in ſeinem Lande volle Freiheit und bewies ſich höchſt tolerant gegen ſie. Angelegentlich ſorgte er für die Verbeſſerung des Volksunterrichts, indem er mehr als **1000** Schulen ſtiftete. In Potsdam gründete er (**1722**) ein großes Waiſenhaus, das zur Aufnahme von **2500** armen, elternloſen Soldatenkindern beſtimmt wurde. Berlin ver-

dankte ihm die Entſtehung des Cadettenhauſes (**1717**), das medizinisch-chirurgiſche Collegium (**1724**), die Charité (**1727**) und mehrere wohlthätige Anſtalten. Auch ſtrebte er für die Verbeſſerung und Verſchönerung vieler Städte ſeines Landes, unter welchen er namentlich Magdeburg, Memel, Stettin und Weſel beſonders ſtark befeſtigen ließ. Für den Soldatenſtand bis zum höchſten Grade eingenommen, verwendete er leider ſehr viel zur Aufſtellung und Erhaltung einer großen Armee, die bei ſeinem Tode faſt **80,000** Mann ſtark und unter welchen ſeine Leibgarde, ihrer Rieſengröße wegen, berühmt war, und er erlaubte ſich ſelbſt die gewaltſamſten Mittel, dieſe Rieſen herbeizuſchaffen. Weniger that er für die Verbeſſerung höherer Künſte. In Folge einer Waſſerſucht ſtarb er am **31**ten Mai **1740**.

Die Niederlande und die Schweiz.

Spanien erkannte die Republik der Niederlande im weſtphäliſchen Frieden als einen unabhängigen Staat an, mit dem Beſitze ihrer erworbenen Colonien und Continentalländer. Jetzt ſtand der junge Freiſtaat auf der höchſten Stufe ſeiner Macht und ſeines politiſchen Gewichts; durch die Navigationsacte aber, die Cromwell in England erließ, ward deſſen Herrſchaft auf dem Meere bereits bedeutend bedroht. Gegen Portugal, das ſeit **1641** eine eigene Regentendynaſtie wieder erhalten hatte, kämpfte es den Kampf wegen den oſtindiſchen Colonien (bis **1669**) mit glücklichem Erfolg, und zwei Handelsgeſellſchaften, die oſt- und weſtindiſche, leiteten die Schätze der fernen Erdtheile in den Mittelpunkt des an ſich armen Vaterlandes.

Der Prinz Wilhelm **II.** (**1648—1650**) von Oranien, verhaßt durch ſeine eigenmächtigen Abſichten, ſtarb im Jahre **1650**, und ſein Sohn, Wilhelm **III.**, ward erſt nach ſeinem Tode geboren.

22 Jahre (bis 1672) ruhte die Statthalterwürde; doch ſicherten die kühnen Admirale Tromp und Ruyter die Größe des niederländiſchen Namens im Kampfe gegen England und Portugal. Die Staatsverwaltung leitete der einſichtsvolle Landſyndicus de Witt und das Vorgebirge der guten Hoffnung ward durch eine angelegte Colonie behauptet.

Als Carl II., der durch Cromwells Einfluß aus den Niederlanden verbannt worden war, den engliſchen Thron beſtieg, beſtätigte er die Navigationsacte, gegen welche das niederländiſche Intereſſe ſo oft angekämpft hatte. Im erneuerten Seekriege (1666) gegen England verbrannte zwar Ruyter (8. Juli 1667) eine engliſche Flotte in der Themſe und ſetzte London in Schrecken; auch war der Frieden mit England zu Breda (31. Juli 1667) den Niederländern vortheilhaft: allein ſchnell änderte ſich das bisherige freundſchaftliche Verhältniß mit Ludwig XIV., als dieſer die ſpaniſchen Niederlande nach dem Tode ſeines Schwiegervaters, Philipps IV., an ſich bringen wollte. Der entſchiedene Einfluß der Republik auf den Frieden zu Aachen (1668), in welchem Ludwig ſeine Abſicht, die geſammten ſpaniſchen Niederlande zu erwerben, aufgeben und ſich bloß mit einigen feſten Plätzen begnügen mußte, erregte Ludwigs Haß. In einem Rachekrieg (1672), den er in Verbindung mit den Biſchöfen von Cöln und Münſter gegen die Niederlande begann, konnte ſich Holland nur durch die Eröffnung der Schleußen retten, durch welche das Land unter Waſſer geſetzt ward. Ob nun gleich Brandenburg, Oeſterreich, Spanien und mehrere deutſche Fürſten den Niederländern zu Hülfe eilten, ſo koſtete doch ein Aufſtand des Pöbels im Innern dem ſtaatsklugen de Witt (1673) das Leben, und die auflebende oraniſche Partei brachte den mündig gewordenen Wilhelm III. zur erblichen Statthalterſchaft; denn Ruyters Ueberlegenheit über die engliſch-franzöſiſche Flotte konnte den Sturm im Innern des Staates nicht beſchwören.

Wilhelm III. war ein Mann voll kriegeriſchen Geiſtes und mit vielen Regierungstalenten ausgeſtattet. Vermählt mit der Tochter Jacobs II. von England, ging er, zur Behauptung der Freiheiten der Proteſtanten, 1688 nach England, und beſtieg den von ſeinem nach Frankreich geflüchteten Schwiegervater heimlich verlaſſenen engliſchen Thron. Die Niederlande, als der minder mächtige Staat, konnten bei dieſer Verbindung mit England unter einem gemeinſchaftlichen Regenten nichts gewinnen; ſeit dieſer Zeit verminderte ſich allmählig ihre Macht eben ſo, wie Wilhelms Einfluß auf die europäiſche Politik die Republik in mehrere weit=ausſehende Kriege verflocht. Schon Wilhelms Thronbeſteigung in England veranlaßte einen Krieg mit Frankreich (Dec. 1688), der bis zum Frieden von Ryßwik (1697) fortdauerte, in welchem der vorige Beſitzſtand hergeſtellt ward. Noch lebhafter war der Antheil der Niederländer, in Verbindung mit England, an dem ſpaniſchen Erbfolgekrieg ſeit 1702, obgleich Wilhelm III. im Jahre 1702 ſtarb, und die Beſetzung der durch ſeinen Tod erledigten Statthalterwürde ſuspendirt ward. Sein nächſter Verwandter war der Statthalter von Friesland und Geldern, Johann Wilhelm Friedrich von Naſſau=Diez; die Regierungs= und Kriegsangelegenheiten leitete aber der unternehmende Landſyndicus Heinſius in Verbindung mit dem britiſchen Feldherrn, dem Herzoge von Marlborough. Beide hatten antioraniſche Geſinnungen; beide waren erklärte Feinde des übermüthigen Ludwigs XIV., deſſen Macht in dieſem Kriege gebrochen ward. Doch gewährte der Friede zu Utrecht (1713) der Republik keine Vortheile; denn der, gegen Frankreichs Abſichten, mit Oeſterreich, das in dieſem Frieden zum Beſitze Belgiens gelangte, geſchloſſene Barriere=Vertrag (1715) ward ihr bald von der einen Seite eben ſo läſtig, wie er freilich von der andern gegen Frankreichs Bedrohungen vortheilhaft war. Seit dem Utrechter Frieden ward die

Republik von dem unter dem Hauſe Hannover ſich ſtolz erhebenden England in ihrem politiſchen Einfluſſe überflügelt, und konnte ihre vorige Macht nicht mehr behaupten. Am ſichtbarſten zeigte ſich dieſes, als ſie im öſterreichiſchen Erbfolgekrieg **1741** mit England zugleich für Maria Thereſia ſich erklärte, und Frankreich, im Kampf gegen Oeſterreich und England, den Kriegsſchauplatz in die öſterreichiſchen Niederlande verſetzte, und ſelbſt der Barriere-Vertrag den Fall mehrerer mit Oeſterreich gemeinſchaftlich beſetzten Feſtungen nicht zu ſichern vermochte. Doch griff Frankreich die vereinigten Niederlande erſt im Jahre **1747** an, um ſie zu nöthigen, das engliſche Bündniß zu verlaſſen. Dieſer Kampf ward die Veranlaſſung, daß (**1747**) die größere Volksmaſſe den Statthalter Wilhelm **IV.** von Gröningen und Geldern zum allgemeinen Statthalter und Generalcapitän ausrief, worauf, nach der Schlacht bei Laffeld (**2.** Juli **1747**) und nach der Einnahme der Feſtung Berg op Zoom (**17.** Sept.), der niederländiſche Adel mit ſeinem Plane durchdrang, dem Statthalter, unter Englands Einfluß, ſeine Würde nicht nur in männlicher, ſondern auch in weiblicher Linie erblich zu verſchaffen. Seit dieſer Zeit hatte der Erbſtatthalter den entſchiedenſten Einfluß auf die Wahl der Magiſtrate und des Ausſchuſſes, der die Stände bildete.

Die Neutralität, welche die Schweizer im **30**jährigen Kriege beobachteten, verſchaffte ihnen die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit im Frieden zu Münſter.

In den unruhigen Zeiten Ludwigs **XIV.** behaupteten die Schweizer gleichfalls ihre Neutralität, die auch von keiner der kriegführenden Mächte beeinträchtigt ward; nur in ihrem Innern ſelbſt wogten bisweilen religiöſe Stürme auf, die nicht ſelten blutige Folgen hatten. Die Sitte, **30** bis **40,000** Eingeborne in fremden Sold zu geben, blieb bis auf die neueſten Zeiten.

Die Türkei.

Von Osman II. bis Osman III.

Osman II., Achmeds Sohn, folgte 1618 dem entthronten Muſtapha I. Ein nachtheiliger Krieg gegen Perſien beſchränkte die Gränze der Türkei in Aſien; die erbitterten Janitſcharen führten den abgeſetzten Sultan Muſtapha I. auf den Thron zurück, und der ſiebenjährige Osman ward vor ſeinen Augen erwürgt. Doch auch dies Mal behauptete ſich der ſchwache Muſtapha nur fünf Monate in der Regierung; Murad IV., der zweite Sohn Achmeds I., beſtieg in einem Aufſtande der Großen den Thron (1623—1640), und ließ ſeinen Vorgänger hinrichten. Er bändigte den Stolz der Janitſcharen; denn er war ſeit langer Zeit der erſte Sultan, der ſelbſt wieder in den Kampf zog und es den Janitſcharen in körperlichen Uebungen gleich that. Unter ihm ward Bagdad den Perſern entriſſen; das Reich ſchien neue Kraft und Haltung zu gewinnen. Als er aber im 31ſten Jahre dem allzuſtarken Genuſſe ſinnlicher Freuden erlag, folgte ihm ſein Bruder, Ibrahim I. (1640—1648), ein Schwächling, der wieder den Großvezier für ſich regieren ließ, und durch die Entſcheidung der Ulema's abgeſetzt und auf Befehl des Mufti im Gefängniß erdroſſelt ward. Ihm folgte zuerſt ſein minderjähriger älteſter Sohn, Muhamed IV. (1648—1687), und dieſem die jüngeren Söhne Ibrahims, Soliman II. (1687—1691) und Achmed II. (1691—1695), worauf erſt Muhamed's IV. Sohn, Muſtapha II. (1695—1702), zur Regierung gelangte. Unter den letzten vier Regenten brachten drei Großveziere aus einer Familie, Mehemed Kiupruli, Vater, Sohn und Enkel, auf einige Zeit ein neues Leben in den geſunkenen Staat. Hartnäckig war der 24jährige Kampf mit den Venetianern wegen Candia, bis endlich 1699 dieſe Inſel der Tapferkeit der Türken erlag. Eben ſo

ward in Ungarn der Kampf gegen das Haus Oeſterreich erneuert, beſonders ſeit die franzöſiſche Politik es mit Glück verſucht hatte, durch die Pforte Oeſterreich zu beſchäftigen. In dieſem Kampfe belagerten die Türken (1683) Wien, welches von Johann Sobiesky und Carl von Lothringen gerettet ward. Als aber der Vezier Kiupruli Muſtapha in der Schlacht bei Salankeman (19. Aug. 1691) gefallen war, da ward die Schwäche der Pforte ihren Nachbarn immer ſichtbarer, und im Frieden zu Carlowitz (26. Jan. 1699) mußte ſie an Oeſterreich, Polen, Rußland und Venedig große Opfer bringen. Der Sultan mußte Siebenbürgen und das ganze Land zwiſchen der Donau und Theiß an Oeſterreich, Morea bis an den Iſthmus und einige Plätze und Inſeln in Dalmatien an Venedig, Azow an Rußland abtreten, und an Polen das in Podolien zurückgeben, was vorher von der Pforte der Republik Polen entriſſen worden war. Nicht lange nach dieſem Frieden ward Muſtapha II. genöthigt, ſeinem Bruder, Achmed III., den Thron zu überlaſſen.

Während des ſpaniſchen Erbfolgekrieges kämpfte die Pforte unter Achmeds III. Regierung (1702—1730), auf Anregung Carls XII., den er in Bender ſchützte, mit dem am ſchwarzen Meere nach einer bleibenden Beſitzung ringenden Czar Peter I. von Rußland, gegen den man die am Pruth (1711) gewonnenen Vortheile nicht gehörig benutzte. Während dieſer Regierung, unter welcher (1726) die erſte Buchdruckerei, jedoch mit geringem Erfolg, zu Conſtantinopel angelegt ward, überfielen die Türken das den Venetianern im Vertrage zu Carlowitz überlaſſene Morea mitten im Frieden (1715), worauf der Krieg des Kaiſers und der Venetianer gegen die Pforte (1716—1718) erneuert ward. So groß auch Eugens Siege über die Türken bei Peterwardein und Belgrad waren; ſo behielt doch die Pforte im Frieden zu Paſſarowitz (21. Juli 1718) Morea. Den Venetianern blieben ihre Eroberun-

gen in Dalmatien und Albanien; die Oeſterreicher aber gewannen die Wallachei bis an die Aluta, einen Theil von Servien und Bosnien, Temeswar und Belgrad. Die neue Kraft, zu welcher damals Schah Nadir Perſien erhob, nöthigte den Sultan zu einem Kriege mit dieſem Nachbarſtaate in Aſien. Er endigte erſt unter der folgenden Regierung zum Nachtheile der Pforte; die Koſten dieſes Krieges veranlaßten eine neue Auflage in Conſtantinopel, und dieſe führte einen Aufſtand herbei, in welchem Achmed **III.** freiwillig ſeine Würde niederlegte und Mahmud **I.**, der Sohn Muſtapha's **II.**, den Thron beſtieg.

Unter Mahmud **I.** (**1730—1754**) ward der Krieg gegen Rußland und Oeſterreich erneuert (**1736—1739**). Zwar ſiegten die Ruſſen unter Münnichs Anführung; die Eiferſucht der öſterreichiſchen Feldherren auf die Ruſſen hinderte aber die weiteren Fortſchritte der letztern, und die politiſche Anſicht Maria Thereſia's ließ den nachtheiligen Frieden zu Belgrad (**18.** Sept. **1739**) gegen den Willen ihres alternden Vaters übereilen, um bei dem Kampfe über die öſterreichiſche Erbfolge, den ſie nach dem Tode ihres Vaters voraus ſah, wenigſtens den Rücken frei zu haben. Dieſer Vortheil verdiente wohl die Aufopferung der öſterreichiſchen Wallachei, Belgrads und eines Theiles von Servien im Belgrader Frieden. Deſto unglücklicher kämpfte die Pforte gegen Schah Nadir in Aſien, welchem ſie im Frieden alle früherhin gemachte Eroberungen abtreten und die alte Gränze zwiſchen beiden Reichen, wie ſie unter Murad **IV.** beſtanden hatte, anerkennen mußte.

Ludwig XV. in Frankreich; Georg II. in England.

Alles, was während der Regentſchaft vorgegangen, war wenig dazu geeignet, dem jungen Könige gute Grundſätze beizubringen, und ihn zu einer ſein Land und Volk beglückenden Regierung tüchtig zu machen. Schon im ſechſten Jahre hatte man ihn ein **Lit de Justice**, das heißt, einen despotiſchen Gewaltſtreich, halten laſſen. Sein Führer, der Marſchall von Villeroi, zeigte ihm aus den Fenſtern des Pallaſtes das Volk, welches über ſeine Geneſung von einer ſchweren Krankheit jubelte, mit den Worten: „Sehen Sie, mein König, das iſt Ihr Volk, welches Ihnen ganz angehört und Ihr Eigenthum iſt, mit dem Sie nach Belieben ſchalten und walten können.“ Ludwig XV. verheirathete ſich in ſeinem 15ten Jahre mit der Prinzeſſin Maria, Tochter des entthronten Königs von Polen und Herzogs von Lothringen und Bar, Stanislaus Lecſzinsky. Sie war ſieben Jahre älter als er; trotz dieſem Unterſchied des Alters und dem böſen Beiſpiel, das der junge Fürſt beſtändig vor Augen gehabt hatte, lebte er in den erſten Jahren ſeiner Ehe dennoch ſehr glücklich mit ſeiner Gattin, und war ein Muſter ehelicher Treue; die vielen Kinder, die ſie ihm ſchnell nach einander gebar, waren ein Beweis ſeiner ehelichen Zärtlichkeit für dieſe Prinzeſſin, deren Aeußeres gerade nicht ſehr verführeriſch geweſen ſeyn ſoll. Dieß gute Verhältniß war eine Folge der trefflichen Lehren, welche der Cardinal Fleury dem jungen Fürſten beigebracht hatte. Die Verſchiedenheit des Alters zwiſchen ihm und ſeiner Gattin war nicht ſo außerordentlich, aber dennoch immer ſehr zu berückſichtigen; ſie beſaß dabei manche vortreffliche Eigenſchaften, und die Gewohnheit that endlich das Ihrige. Der König hatte lange für keine andere Frau Sinn und Augen als für die ſeinige; einige niedrige Höflinge, die ſich

ſchmeichelten, ſo recht nach ihrem Gutdünken und Willen ſchalten zu können, wenn der König eine andere Lebensart annehmen würde, ſuchten ihm daher bald dieſe, bald jene Schönheit mit den lebhafteſten Farben zu ſchildern und ſeine Sinne zu reizen. Bei einer ſolchen Gelegenheit ließ er ſeine ganze Verachtung einige derſelben fühlen, die ihre Abſicht allzu deutlich hatten merken laſſen, indem er ihnen zur Antwort gab: „Hätten Sie wohl die Frechheit, dieſe Dame ſchöner als meine Frau zu finden?“ Dieß machte ſie beſchämt verſtummen, und vereitelte alle ihre Projecte; aber auf die Dauer konnte eine ſolche Beſtändigkeit an einem bis auf den Grund verdorbenen Hofe nicht wohl ſtattfinden, denn das böſe Beiſpiel iſt anſteckend. Nach 10 bis 12 Jahren, als die Königin ihm ſchon mehrere Kinder geboren hatte, wurde die Verſchiedenheit des Alters fühlbarer, Ludwigs Zuneigung erkaltete, und er ſuchte endlich andere Zerſtreuungen. Nachdem ein Mal der erſte Schritt gethan war, koſtete der zweite keine Ueberwindung mehr, und von nun an überließ ſich der König den gränzenloſeſten Unordnungen und Ausſchweifungen, und kannte weder Maß noch Ziel.

So ſehr auch Cardinal Fleury, Ludwigs XV. Miniſter, den Frieden liebte, ſo machte ihm doch die Ehre des Königs einen Krieg zur Nothwendigkeit, nachdem deſſen Schwiegervater, König Stanislaus, aus Danzig in Matroſenkleidern unter großen Gefahren hatte entfliehen müſſen. Da man die Ruſſen nicht angreifen konnte, ſo richtete Frankreich ſeine Macht wider den Kaiſer. Eine Verbindung mit den Königen von Spanien und Sardinien verſprach ihm um ſo mehr einen glücklichen Erfolg, da England und Holland neutral blieben. In zwei kriegeriſchen Jahren (1734 und 1735) brachte man den Kaiſer aufs äußerſte. Die Feldzüge in Italien waren glänzend und entſcheidend. Der 82jährige Marſchall von Villars ſtarb daſelbſt, nachdem er Mailand eingenommen

hatte, auf dem Bette der Ehre. Der Marſchall von Coigni, ſein Nachfolger im Commando, ſchlug die Kaiſerlichen unter den Mauern von Parma, wo ihr Feldherr, der Graf von Mercy, den Tod fand; und gewann noch ein zweites Treffen bei Guaſtalla. Der Graf von Montemar, ein Spanier, Sieger bei Bitonto, eroberte die Königreiche Neapel und Sicilien. Man gab demſelben den Titel eines Herzogs von Bitonto. In Deutſchland ward der Marſchall von Berwick bei der Belagerung der Stadt Philippsburg erſchlagen; dennoch wurde der Platz erobert.

Seiner Staaten beraubt und von allen Seiten bedrängt, bediente ſich der Kaiſer der Vermittlung der Seemächte. Weil der franzöſiſche Miniſter den Frieden aufrichtig wünſchte, ſo ward derſelbe ohne Mittelsperſonen geſchloſſen. Spanien gewann dabei für Don Carlos das Königreich beider Sicilien gegen die Herzogthümer Parma, Piacenza und Toskana. Der König von Sardinien erhielt Tortona, Novara und die Langhiſchen Lehen. Er hatte auf ganz Mailand gehofft, das der Hof von Turin nie aus den Augen ließ. Stanislaus entſagte zum zweiten Male der Krone Polens, mit Beibehaltung des königlichen Titels und der damit verbundenen Vorzüge. Man überließ ihm Bar und der Herzog von Lothringen ſollte dagegen Toscana erhalten, und Ludwig XV. verſicherte ihm ein jährliches Einkommen von 3,500,000 Livres bis zum Ableben des Großherzogs Johann Gaſton, des letzten Prinzen aus dem Mediceiſchen Hauſe. So verſchenkte man Toscana zum zweiten Male bei Lebzeiten ſeines Regenten.

Zwiſchen Spanien und England brach ein Seekrieg aus, und zwar geringer Urſachen halber. Im Jahr 1727 war Georg I. geſtorben, der von den Engländern nicht geliebt war, weil er in ihre Freiheiten Eingriffe that. Er bezog die anſehnlichſten Subſidien nicht zum Vortheil des Königreichs, ſondern zu dem ſeines Churfürſtenthums. Georg I. folgte ſein Sohn Georg II. in der Regierung;

den jener vom Staatsruder entfernt hatte, von welchem aber die Nation glaubte, daß er des Thrones viel würdiger ſey, als ſein Vater. Robert Walpole, ein einſichtsvoller und friedfertiger Miniſter, fühlte eben ſo gut als der Cardinal Fleury, wie ſehnlich der Friede bei der Erſchöpfung zu wünſchen ſey, die der Krieg vom Jahre 1701 allen Völkern zugezogen hatte. Daher miſchte ſich auch England nicht in den Krieg Frankreichs mit dem Kaiſer. Dieſer Miniſter ward von der Ehrſucht der Nation gezwungen, von ſeinem Syſtem abzuweichen.

Sich der Herrſchaft auf dem Meere zu verſichern, einen ſchon zu großen Handel noch weiter auszubreiten, den Handel der andern Seemächte entweder zu vernichten, oder doch zu ſchwächen: das ſchienen die Engländer ſeit ihren glücklichen Fortſchritten in Amerika zur Abſicht gehabt zu haben. Aus ihrer langen Schlafſucht erwacht, beklagte ſich die ſpaniſche Regierung vergebens über den Schleichhandel, den die Engländer mit Verachtung aller ſpaniſchen Gerechtſame trieben. Um dem Unweſen zu ſteuern, vermehrte ſie die Küſtenwachen. Man bemächtigte ſich einiger Schiffe. Der Streit ward immer heftiger, und verbreitete ſich von einem Schiffe, worüber er entſtand, auf andere Gegenſtände. Man ſtritt ſich über die Gränzen von Florida und Carolina. Die Engländer erhoben ein wüthendes Geſchrei und begangen die Feindſeligkeiten. Die Regierung konnte dem Schwindelgeiſte nicht widerſtehen, der das Volk entflammte. Man ſchloß einen Frieden mit Spanien, in welchem ſich Philipp V. verpflichtete, zur Erſetzung des Schadens, worüber ſich England mit bewaffneter Hand beklagte, 95,000 Pfund Sterling zu zahlen. Indeſſen ſchrie das Volk noch lauter. Die Feindſeligkeiten wurden nicht eingeſtellt, und da dieſe Philipp verhinderten, das Geld zu zahlen, ſo bediente man ſich dieſes Vorwandes zu einer Kriegserklärung (1739). Der Admiral Vernon

eroberte und ſchleifte Porto-Bello; aber die Belagerung der Stadt Carthagena ſchlug ihm fehl.

Vergebens bemühte ſich Frankreich, einem ſo unglücklichen Bruche zuvor zu kommen. Glücklicher war es in ſeinem Vermittlungsgeſchäfte zum Beſten des von den Türken geängſtigten Kaiſers Carl VI. Der Friede ward in dem türkiſchen Lager geſchloſſen. Einen Monat darauf kam auch der Friede mit Rußland zu Stande, das ſich der Stadt Azow bemächtigt hatte.

Maria Thereſia von Oeſterreich; Carl VII. deutſcher Kaiſer; der öſterreichiſche Succeſſionskrieg.

Der vielfach garantirten pragmatiſchen Sanction ungeachtet, erhob ſich nach dem Tode Kaiſer Carls VI. eine Reihe von Prätendenten an der großen öſterreichiſchen Erbſchaft. Wer zuerſt, ohne vorläufig gemachte Anzeige der Anſprüche und bei aller garantirten pragmatiſchen Sanction, Schleſien plötzlich in Beſitz nahm, und alsdann erſt in einem Manifeſt mit ſeinen Anſprüchen auftrat, war der König von Preußen, und ſein Unternehmen war gleichſam das Signal, Andere aufzumuntern, daß auch ſie die Waffen ergreifen ſollten, um ihre Anſprüche geltend zu machen. Die thätigſte Rolle dabei ſpielte Frankreich, welches vorgab: daß es bloß die Rechte ſeines alten Bundesgenoſſen, des Churfürſten von Baiern, vertheidigen helfe, übrigens aber immerfort noch die pragmatiſche Sanction garantire. Es ſchickte mehrere heimliche Unterhändler aus, ſchloß heimlich Bündniſſe wider das Haus Oeſterreich, und ergriff die zweckmäßigſten Mittel, um Franz, Großherzog von Toskana, nicht zur kaiſerlichen Würde gelangen zu laſſen. Dieſe durch Frankreich wider Oeſterreich angeſponnene Verſchwörung wurde zu Verſailles den 11. Juni

1741 in einem förmlichen Theilungs- und Operationsplane feſtgeſetzt, dem zufolge die Kaiſerwahl dahin eingeleitet war: daß ſie auf den Churfürſten von Baiern fallen ſollte; zugleich aber ſollte ein zahlreiches franzöſiſches Heer, als baieriſche Hülfsvölker, in das Herz der öſterreichiſchen Erblande eindringen, um den Churfürſten von Baiern in den Beſitz von Oeſterreich und Böhmen zu ſetzen. Spanien ſollte die öſterreichiſchen Erblande in Italien angreifen, und um die Seemächte von allen Unternehmungen für die Königin von Ungarn abzuhalten, ſollte ein ſtarkes Heer an den Niederrhein geſchickt werden, welches zugleich diejenigen deutſchen Fürſten in Furcht erhalten würde, die ſich etwa beigehen laſſen wollten, für die Wahl des Großherzogs Franz zu ſtimmen. Von Rußland glaubte man nichts zu befürchten, weil es zu dem Kriege mit Schweden ſeine eigenen Truppen brauchte. Um die Sache beſſer gelingen zu machen, mußten die franzöſiſchen Miniſter bei allen Höfen von nichts Anderm, als von den beſten Friedensabſichten ſprechen und die ſtandhafte Erklärung geben, daß ihr König keine Hand breit von den öſterreichiſchen Ländern für ſich verlange. Zur Ausführung dieſes Plans glaubte man nicht mehr, als ein halbes Jahr zu brauchen, und weil der Erfolg von Geſchwindigkeit und Nachdruck abhängen ſollte, ward ſogleich alles dazu erforderliche Geld herbeigeſchafft, und Frankreich ſtellte nicht mehr, als vier Armeen auf, die von vier verſchiedenen Seiten ſich in thätige Bewegung ſetzen mußten. Bei ſolchen Zurüſtungen war die Lage Maria Thereſia's gewiß deſto bedenklicher, weil ſie, ohne Geld, ohne Truppen und Bundesgenoſſen, ſelbſt auf alle noch ſo dringende Vorſtellungen, weder vom deutſchen Reiche, noch von den Seemächten, als Garanten der pragmatiſchen Sanction, eine Hülfe erlangen konnte, und nur der König von England allein war es, der in Hannover mit Maria Thereſia ſich verband, um die pragmatiſche Sanction zu vertheidigen, und ihren Gemahl, den Großherzog Franz, zur Kaiſerwürde zu befördern.

Allein er ſowohl als die Generalſtaaten wurden bei dem Einbruche der franzöſiſchen Armee in Weſtphalen, welche die Seemächte zur Neutralität nöthigte, in eine ſolche Lage verſetzt, daß ſie ſtatt durch Truppen nur mit Geld Hülfe leiſten konnten. Inzwiſchen war auch ſchon eine andere franzöſiſche Armee, unter Anführung des Churfürſten von Baiern, in Oeſterreich eingefallen, wo dieſer ſich ſogleich huldigen und in einem Manifeſte ſeine Anſprüche in Betreff der Beſitznahme bekannt machen ließ, die jedoch in der öſterreichiſchen Gegenerklärung widerlegt wurden. Auf das beſtändige Zudringen des franzöſiſchen Hofes ließ ſich auch der König von Polen und Churfürſt von Sachſen zu dem franzöſiſch-ſpaniſch-baieriſchen Bündniſſe wider Oeſterreich ziehen, ſuchte ebenfalls einige Anſprüche hervor, um bei der Zerſtückelung der öſterreichiſchen Staaten einen Theil an ſich zu bringen; drang in Böhmen ein, und wollte ſogar gerade nach Wien ziehen, wenn er nicht dadurch abgehalten worden wäre, daß er ſich in Böhmen mit dem baieriſch-franzöſiſchen Heere vereinigt hätte, wo ſich der Churfürſt von Baiern, nach eroberter Hauptſtadt Prag, von den böhmiſchen Ständen als König von Böhmen huldigen ließ. Mittlerweile bemächtigte ſich der König von Preußen ganz Schleſiens und trat dem franzöſiſch-baieriſchen Bündniſſe vollkommen bei. Inzwiſchen konnte Frankreich mit den Anſtalten zur neuen Kaiſerwahl nicht genug eilen, und auf ſolche Art geſchah es, daß Carl Albrecht, Churfürſt von Baiern, den 24. Januar 1742, trotz aller Widerſprüche Churböhmens, das man ſogar von der Wahl ausſchloß, zu Frankfurt zum römiſchen König und künftigen Kaiſer erwählt wurde. Auch dieſer eilte von Prag über München und Mannheim nach Frankfurt, hielt daſelbſt mit ſeiner ganzen Familie den 31. Januar einen prächtigen Einzug, und ward den 12. Februar in der Bartholomäuskirche mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten gekrönt. Während man ſich zu Frankfurt mit der Kaiſerwahl beſchäf-

tigte, hatte Maria Thereſia, die nach dem Antritte ihrer Erbſtaaten ihren Ehegemahl, den Großherzog Franz, zum Mitregenten annahm, nichts unverſucht gelaſſen, um ſich aus ihrer höchſt bedrängten Lage zu retten. Gleich bei dem erſten Einfalle der Feinde in ihre Staaten zeigte ſie ſich zu einigen Aufopferungen bereit; allein je nachgiebiger ſie war, deſto dreiſter forderte man noch weit mehr von ihr. Da weder von den Seemächten, noch von Rußland eine wirkſame Unterſtützung zu erwarten war, und auch der König von Preußen die ihm angetragenen beſſeren Bedingungen abgewieſen hatte, ſo ſchien ihr nichts übrig zu bleiben, als ſich ihren Gegnern zu unterwerfen, und von ihrer Willkür zu erwarten, was für einen Theil ihrer Erbländer man ihr laſſen wolle. In den fortwährenden freundſchaftlichen Unterhandlungen mit dem franzöſiſchen Hofe that Maria Thereſia das Aeußerſte, um ihn zu billigern Bedingungen zu vermögen, und bot ihm nach dem Eindringen in Oeſterreich das ganze Herzogthum Luxemburg an, wenn er Spanien und Baiern dahin bewegen würde, daß ſie ſich für ihre Forderungen mit den Niederlanden und den vorderöſterreichiſchen Provinzen in Schwaben begnügen wollten. Allein taub gegen alle Bitten und Anerbietungen, fuhr der franzöſiſche Hof in ſeinen Unternehmungen fort, und glaubte ſeinen Plan deſto ſicherer durchzuſetzen, je weiter er denſelben ſchon zur Reife gebracht hatte. Wirklich ſchien das Haus Bourbon von ſeinem Zwecke nicht weit mehr entfernt zu ſeyn, indem Wien ſchon ſo bedroht war, daß alle Koſtbarkeiten des Hofes und der beſte Theil des Archivs nach Preßburg abgeführt und auch der junge Erzherzog Joſeph dahin gebracht wurde.

Je größer die Gefahr war, deſto mehr ſchien der Muth der entſchloſſenen Maria Thereſia zu wachſen, und deſto lebhafter erwachte dadurch die Liebe ihrer Unterthanen, vorzüglich aber der Ungarn, für ſie. Sie hatte ſich zwar gleich nach dem Tode

MARIA THERESIA UNTER DEN UNGARN

ihres Vaters von ihren Erblanden huldigen laſſen, ließ ſich aber während der herrſchenden Unruhen erſt den 25. Juni 1741 zur Königin von Ungarn krönen. Sowohl bei dieſer Gelegenheit, als während des ungariſchen Reichstages, hatte ſie ſich durch ihre Freundlichkeit und Willfährigkeit den Weg zu den Herzen dieſer Nation gebahnt, und gewann dieſelben endlich ganz, nachdem ſie die ſchon lang erledigt geweſene Stelle eines Palatins mit der Perſon des Grafen Johann Palfy beſetzte und zugleich, ihre Forderungen zu befriedigen, die beſtimmteſten Anſtalten traf.

Aeußerſt beunruhigt über die Nachrichten von dem Einfalle der Franzoſen und Baiern, berief Maria Thereſia den 11. September 1741, während ihres Aufenthaltes zu Preßburg, die Stände zu ſich auf das Schloß, nahm ihren Prinzen Joſeph, den ſie erſt den 13. März dieſes Jahres geboren hatte, auf den Arm, und indem ſie ihnen denſelben zeigte, zugleich aber auch die bedenkliche Lage ihrer Erbſtaaten und ſelbſt des ungariſchen Reiches ſchilderte, ſagte ſie mit den rührendſten Ausdrücken, bei denen ihr Thränen entfielen, zu ihnen: „Es gilt jetzt nichts Geringeres als die Sicherheit dieſer Krone, meiner Perſon und meiner Kinder. Verlaſſen von allen Freunden, haben wir keine andere Zuflucht, als zu Eurer längſt erprobten Tapferkeit und Treue. Wir werfen uns in Eure Arme, und erwarten, daß Ihr uns mit ſchleunigem Rathe und aller möglichen Hülfe beiſtehen werdet." Dieſe Worte drangen ſo tief in die Herzen der ungariſchen Stände, daß ſie hierüber in die höchſte Begeiſterung geriethen, und hoch betheuerten: daß alle für ihre Königin Blut und Leben aufzuopfern entſchloſſen wären. Der Eifer der Ungarn war wirklich ſo groß, daß Maria Thereſia denſelben mäßigen mußte, und die Anzahl des Aufgebotes belief ſich ſo hoch, daß ſie zwei große Armeen ausmachte, wovon die eine zur Vertheidigung der Erbländer gegen die Verbündeten diente, die andere aber Oeſter-

reich wieder eroberte, und überdies eine Diverſion nach Baiern machte, die dem Churfürſten im Jahre **1742** ſelbſt ſchon ſeine Hauptſtadt München entriß und ihn dadurch nöthigte, ſeinen künftigen Aufenthalt zu Frankfurt zu nehmen, und dahin ſowohl den Reichshofrath, als den Reichstag zu verlegen. Dieſes außerordentliche Waffenglück zu hemmen, fiel Preußen, mit Sachſen und Franzoſen vereinigt, in Mähren ein, eroberte Brünn, kam über Znaym nach Niederöſterreich, bis vier Meilen vor Wien, und wandte ſich hierauf nach Böhmen, wo der König von Preußen dem Prinz Carl von Lothringen bei Czaslau eine Schlacht abgewann, welche die gute Folge hatte, daß auf Vermittlung Englands zwiſchen Preußen und Maria Thereſia der Breslauer Particularfrieden zu Stande kam, dem zufolge dieſe jenem, mit Ausnahme des Fürſtenthums Teſchen, der Stadt Troppau und des jenſeits des Oppauſtromes und in den hohen Gebirgen von Oberſchleſien gelegenen und eigentlich noch zu Mähren gehörigen Theiles, ſowohl Nieder- als Oberſchleſien, nebſt dem Diſtrikte Katſcher und der Grafſchaft Glatz abtrat, und in dieſen Frieden der König von England und Churfürſt von Hannover, die Kaiſerin von Rußland, der König von Dänemark, die Generalſtaaten, das Haus Braunſchweig-Wolfenbüttel und der König von Polen, als Churfürſt von Sachſen, eingeſchloſſen wurden. Dieſer Verluſt an ſo mächtigen und thätigen Bundesgenoſſen ſetzte die Franzoſen in große Verlegenheit, und verſchaffte dagegen den öſterreichiſchen Generalen Gelegenheit, ihre Kräfte zuſammen zu ziehen, was die Folge hatte, daß die Franzoſen aus ganz Böhmen verjagt wurden, worauf ſich Maria Thereſia den **11.** Mai **1743** zu Prag von den Landſtänden huldigen ließ. Eben ſo glücklich waren die öſterreichiſchen Waffen in Baiern. Während der feindlichen Einfälle in Böhmen, glückte es zwar dem kaiſerlichen General Seckendorf, den größten Theil

von Baiern im Anfange des Jahres **1743** von ſeinen Feinden frei zu machen, und Carl **VII.** Gelegenheit zu geben, daß er nach ſeiner Reſidenz München zurückkehren konnte. Allein bereits im Mai waren die Oeſterreicher wieder in Baiern eingedrungen, und ſchon am 8. Juni mußte er von neuem in das Exil wandern, und ſich durch die Flucht nach Frankfurt retten. Nun nahm Maria Thereſia ſein ganzes Land in Beſchlag, ließ es durch eine von ihr zu München eingerichtete Landes-Adminiſtration in ihrem Namen regieren, und ſich im September von den baieriſchen und oberpfälziſchen Ständen eine Interimshuldigung leiſten. Jetzt war Carl **VII.** ſchon zum zweiten Male ein Kaiſer ohne Land. Als nun in dem Wormſer Vertrage der König von Sardinien, England und Oeſterreich, denen auch Churſachſen beitrat, ſich zuſammen vereinigten, und darin Maria Thereſia alle Staaten, vermöge der Verträge zu Turin, Utrecht, Baden, der Quadrupelallianz, des Wiener Definitivvertrags und der im Jahre **1739** zu Verſailles unterzeichneten Beitrittsacte, ohne des Breslauer Friedens dabei zu erwähnen, zugeſichert hatten, und deßhalb dem König von Preußen, bei dem dermaligen öſterreichiſchen Waffenglücke, wegen der Behauptung Schleſiens bange wurde, ſo ließ er ſich bewegen, zum Beſten des bedrängten Kaiſers neuerdings in Böhmen einzubrechen, um die Oeſterreicher dadurch zu zwingen, Baiern zu verlaſſen und dem ſchlecht vertheidigten Böhmen zu Hülfe zu eilen. Freilich koſtete es dem Könige von Preußen nicht wenig Mühe und kluge Maßregeln, ſich aus Böhmen wieder zurückzuziehen, das er zu räumen gezwungen war; doch eben die dazu gebrauchten öſterreichiſchen Truppen verhalfen ihm zu ſeinem Zwecke, und dadurch benützte der kaiſerliche Feldmarſchall von Seckendorf die Gelegenheit, im Spätjahre Baiern wieder zu erobern, und Carl **VII.** im Jahr **1744** aus ſeinem Exil nach München wieder zurückzuführen. Allein gegen Ende dieſes Jahres fingen die Oeſterreicher abermals an,

in Baiern wieder vorzudringen; denn beide Ufer der Donau, bis auf Kehlheim und Straubing, und auch die ganze Oberpfalz, waren ſchon wieder in ihren Händen, ſo daß Carl VII. neue Gefahr lief, ſeine Reſidenz zum dritten Male verlaſſen und ſich wieder ins Exil begeben zu müſſen, wenn nicht inzwiſchen England gegen die Frankfurter Union zu Anfang des Jahres 1745 mit der Königin von Ungarn, mit dem König von Polen als Churfürſt von Sachſen und mit den Generalſtaaten, zur Wiederherſtellung des Friedens und der guten Ordnung in Europa und beſonders im deutſchen Reiche, eine neue Quadrupelallianz zu Warſchau geſchloſſen hätte. Bald nach dem Abſchluſſe dieſes Bündniſſes, den 20. des nämlichen Monats und Jahres, machte das zurückgetretene Podagra nach einer kurzen Krankheit dem unruhevollen Leben Kaiſer Carls VII. zu München im 47ſten Jahre ſeines Alters ein Ende.

Friedrich der Große und ſeine Zeit.

Geboren zu Berlin den 24. Januar 1712, ward gar bald ſein Talent und ſeine Geſinnung von ſeinem eigenen Vater verkannt und widerwärtige Familienzwiſte beſtimmten ihn, bei Gelegenheit einer Reiſe, die er mit ſeinem Vater nach Weſtphalen machte, zu dem kühnen Entſchluſſe, von Weſel aus nach England zu flüchten, und zwar in der Abſicht, um ſich daſelbſt mit der engliſchen Prinzeſſin Amalie, Tochter ſeines Oheims Georg's II., zu vermählen.

Letzterer ſowohl, als auch ſeine Mutter wünſchte dieſe Verbindung ſehnlichſt. Schon auf der Flucht begriffen, wurde dieſe dennoch durch unvorſichtige Aeußerungen ſeines innigſten Freundes, des Lieutenants Katt, der ſeine Unüberlegtheit mit dem Leben

büßen mußte, verrathen, er ſelbſt unfern Weſel eingeholt und auf Befehl ſeines Vaters nach der Feſtung Küſtrin in die äußerſt ſtrengſte Haft geſandt.

Dieſe väterliche Züchtigung war übrigens von erfolgreichem Nutzen, denn er mußte an den Staatsverwaltungen der Domainenkammer zu Küſtrin Theil nehmen, und erweiterte dadurch ſeine Kenntniſſe und Wiſſenſchaften aufs bedeutendſte. Mit dem Vater endlich ausgeſöhnt, vermählte er ſich — freilich wider Willen — (1733) mit der Prinzeſſin Eliſabeth Chriſtina von Braunſchweig-Bevern, die er in Rückſicht auf ſeine erworbene Bildung gleichwohl hochſchätzte, nie aber lieben konnte, weil die Ehe eine vom Vater erzwungene war. Später erſt, als er (1734) den König nach dem Kriegsſchauplatz am Rheine begleitete, erkannte Letzterer ſeinen Irrthum, in welchem er über die Geſinnungen des geiſtreichen Sohnes war, und faßte nun eine beſſere Meinung von ihm. Als Zeichen der Ausſöhnung und Zufriedenheit mit ihm ſchenkte er ihm das durch ſeine romantiſche Lage reizende Städtchen Rheinsberg zum Eigenthume, wo er von ſeiner Rückkehr ins Vaterland bis zur Thronbeſteigung (1740) ununterbrochen ſeinen Aufenthalt nahm und ſich allda ganz den Muſen widmete.

Friedrich II. führte mit allem Rechte den Namen des Großen und Einzigen; denn groß ward ſein Name, mächtig ſein Ruf und einzig ſein Wirken, als Regent, Landesvater und Kriegsheld. Seine ausgezeichnete Tapferkeit verräth nicht nur unerſchütterliches Vertrauen und beharrliche Standhaftigkeit in den Gefahren, die ihm in den Zeiten des Krieges ſo oft drohten, ſondern ſie giebt auch von einer beiſpielloſen Geiſtesgegenwart den untrüglichſten Beweis. Aus ſeiner Regierungsweiſe, ſeinem Verhältniſſe, in welches er ſich zu den Unterthanen ſtellte, und der Leitung ſeiner Feldzüge entnehmen wir die größte Klugheit und den bewunderswertheſten Scharfſinn. Seine Gewandtheit in den Kriegsun-

ternehmungen verdankte er der, ſchon als Knabe erhaltenen militäriſchen Leitung des Generals Grafen von Finkenſtein und des Oberſten von Kalkſtein; ſeine wiſſenſchaftliche Bildung aber und die Vorliebe für die höhere Gelehrſamkeit, die das geiſtige Denkvermögen in Anſpruch nimmt, beſonders dem Franzoſen Etienne de Jandün, der ihm frühzeitig als Lehrer gegeben ward.

Außerdem bereicherte er ſeine wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe durch den Umgang und lebhaften Briefwechſel mit großen Gelehrten in mehreren Staaten, unter welchen z. B. der Graf Manteuffel, der ſächſiſche Geſandte von Suhm, Voltaire, Gellert, Fontenelle u. a. m. bekannt ſind.

Als Weltweiſer und Staatskundiger bewährte er ſich durch ſeine Schriften, die er in franzöſiſcher Sprache abfaßte und herausgab. Als ausgezeichnet tapferer, und in politiſcher Rückſicht merkwürdig gewordener Feldherr ward er durch die ſchleſiſchen Feldzüge und den allgemein bekannten ſiebenjährigen Krieg berühmt, bewundert und gefürchtet, indem ſein Ruf durchs ganze Land erſcholl und auch in fremden Staaten, ja ſelbſt ſogar in andern Erdtheilen ſich ein Denkmal der Bewunderung ſtiftete. Seine Kriege waren merkwürdig, erſtaunenswerther aber noch ſeine Siege, die er auch ſelbſt dann errungen, wenn der Feind an Mannſchaft und Geſchütz ungleich zahlreicher war und die Gefahr und der Untergang unvermeidlich ſchien. Ungewöhnliches Glück war ihm allerdings günſtig und erregte darum Neid und Mißgunſt, ſelbſt unter denen, die früher als Bundesgenoſſen an ihn ſich angeſchloſſen, dergeſtalt, daß er ſtets neuen Kämpfen zu widerſtehen hatte.

Sein Muth und ſeine Entſchloſſenheit kamen ihm indeß ſehr zu ſtatten, und furchtlos überwand er alle Schwierigkeiten. Der erſte von den ſchleſiſchen Kriegen, der, auf ältere Anſprüche gegründet, den Erwerb der ſchleſiſchen Fürſtenthümer Brieg, Jägerndorf, Liegnitz und Wohlau, die Maria Thereſia ihm ſtreitig machte,

bezwecken ſollte, begann **1740** und dauerte bis **1742.** **28** Jahr alt, fing Friedrich zuerſt und allein einen Krieg an, der ſeine Flamme bald über ganz Europa verbreitete.

Friedrich hatte ſo eben den Thron beſtiegen. Einen Monat nach dem Ableben des Kaiſers drang er an der Spitze von **30,000** Mann in die reiche Provinz Schleſien, griff die Königin von Ungarn an und erbot ſich auf ein Mal zu ihrer Vertheidigung, falls ſie ihm Niederſchleſien abtreten würde. Auf der einen Seite würde Maria Thereſia durch Annahme dieſes Erbietens eine Schwäche gezeigt haben, die ihr neue Feinde zuziehen konnte. Der König von Preußen ſah ſehr wohl ein, daß ſein kühner Schritt, wenn man ſein Anerbieten verwerfen ſollte, ihm Bundesgenoſſen verſchaffen würde. Seine Lage war um ſo vortheilhafter, weil es der Erbin Carls **VI.** bei ſehr weitläufigen Staaten ſowohl an Geld als an Truppen fehlte. Die muthige Fürſtin zog ihre Vertheidigung vor. Man ſah in dem Treffen bei Molwitz, wie vortrefflich die preußiſche Kriegszucht war. Als ſchon die preußiſche Cavallerie in Unordnung gebracht, das Gepäcke des Königs geplündert und der König ſelbſt der Gefahr, gefangen genommen zu werden, ausgeſetzt war, ſtellte die unerſchrockene Standhaftigkeit und das beſtändige Feuer der Infanterie Alles wider her. Er erfocht den Sieg; eine Vorbedeutung der glücklichſten Erfolge (**1741**).

Durch die Schlacht bei Molwitz, in der hauptſächlich durch den Feldmarſchall Schwerin der Sieg errungen worden, hatte Friedrich die Meinung von ganz Europa für ſich gewonnen. Faſt alle europäiſchen Höfe ſchickten nun ihre Geſandten in ſein Lager, und bewarben ſich um ſeine Freundſchaft oder um ein Bündniß mit ihm, oder ſuchten wenigſtens Neutralität zu gewinnen; nur Oeſterreich wollte ſich noch nicht zu billigen Bedingungen verſtehen. Eine unmittelbare Folge des Sieges bei Molwitz war noch die Eroberung der bedeutenden Feſtung Brieg.

Der erſte ſchleſiſche Krieg endigte ſich **1742.** Maria Thereſia ſah wohl ein, daß Friedrich ihr als Feind gefährlicher als alle übrigen ſey, und ſie ſich mit ihm vergleichen müſſe, wenn ſie ſich der übrigen erwehren wolle. Sie gab daher dem engliſchen Geſandten den Auftrag, den Frieden zu vermitteln, der auch am **11.** Juli **1742** in Breslau unterzeichnet und den **28.** Juli zu Berlin beſtätigt wurde. Oeſterreich trat darin ganz Ober- und Niederſchleſien nebſt der Grafſchaft Glatz, mit Ausnahme des Fürſtenthums Teſchen und der Städte Troppau und Jägerndorf, des Gebiets jenſeits der Oppa und der zu Mähren gehörigen Gebietstheile von Schleſien, an Preußen ab; dagegen übernahm Preußen eine auf Schleſien haftende Schuld von **1,700,000** Thalern. Gleich nach Abſchluß des Friedens verließen die preußiſchen Heere Böhmen, der König aber begab ſich nach Schleſien, traf daſelbſt viele heilſame Einrichtungen in der Rechtspflege und Verwaltung, ordnete den Anbau der fünf Feſtungen: Glogau, Brieg, Neiſſe, Glatz und Koſel an, verlegte ein Heer von **35,000** Mann zur Beſchützung der Provinz nach Schleſien, und dann kehrte er ſieggekrönt und mit dem Ruhme, die Ehre und das Wohl ſeiner Unterthanen feſt begründet zu haben, in ſeine Hauptſtadt zurück.

Nach dem ruhmvoll erkämpften Frieden widmete Friedrich ſeine ganze Thätigkeit der innern Regierung ſeiner Staaten, und zuerſt richtete er ſeine Aufmerkſamkeit auf Schleſien, wo es viele Mißbräuche abzuſchaffen, Vieles, was im Kriege zerſtört, herzuſtellen und viele alte Wunden zu heilen gab. Er unterſtützte die Bauern mit Vieh und Getreide, daß ſie ihre Aecker beſtellen konnten, die Bürger mit Geld zur beſſern Betreibung ihrer Gewerbe und neuen Anlagen; Handarbeitern gab er reichlichen Unterhalt durch den Feſtungsbau, die Fabriken und den Handel begünſtigte er auf alle Weiſe und legte zwei Meſſen in Breslau an. Die Beamten aber hielt er unter ſtrenger Aufſicht, damit ſie weder das Volk drück-

ten, noch Unterſchleiſe machten, und um gewiß zu ſeyn, daß ſeine Anordnungen befolgt wurden, machte er ſelbſt öftere Reiſen nach Schleſien, und brachte dieſes Land in kurzer Zeit ſo in Aufnahme, daß Oeſterreich nunmehr erſt anfing, einzuſehen, welchen großen Werth die abgetretene Provinz habe.

Die Thätigkeit des Königs für die neuerworbene Provinz that aber ſeiner Sorgfalt für die ältern Länder und für das Ganze des Staates keinen Abbruch. Schon im Jahre **1743** richtete er die innern Regierungsgeſchäfte auf die Weiſe ein, wie ſie von da an ſtets betrieben worden ſind, und das geſchah auf eine ſo muſterhafte Weiſe, daß die preußiſche Staatsverwaltung ſtets als die regelmäßigſte, ſparſamſte und beſte allgemein anerkannt worden iſt. Jährlich wurden die Rechnungen von allen öffentlichen Einnahmen unterſucht, und gleiche Unterſuchung in jeder Abtheilung der Verwaltung, der ein Miniſter vorſtand, gehalten. Alles war an eine feſte Zeit, an eine beſtimmte Ordnung geknüpft, von der unter keinen Umſtänden abgewichen werden durfte. In der Rechtspflege wurden große, durchgreifende Verbeſſerungen gemacht, und noch andere vorbereitet, die nur der wiederausbrechende Krieg auf eine ſpätere Zeit hinausſchob. Unter allen deutſchen Fürſten ſchaffte er zuerſt die Folter ab, eben ſo die verhaßte Advokatentracht, die viele taugliche Perſonen abgehalten hatte, ſich dieſem Stande zu widmen. Auch ließ er ſchon damals die Abfaſſung eines Landrechts in deutſcher Sprache vorbereiten. Am neuen Jahre **1744** gab er allen ſeinen Unterthanen die Erlaubniß, ſich mit ihren Beſchwerden unmittelbar an ihn zu wenden. Die Liebe des Volkes, die er ſchon früher beſeſſen hatte, ſtieg nun für ihn bis zur höchſten Verehrung. Die Betriebſamkeit in ſeinem Lande zu erhöhen, den Handel zu ermuntern und zu erleichtern, und den Bodenertrag zu vermehren, war er auf das angelegentlichſte bemüht. Auf ſeinen Befehl wurde der große Plauenſche Kanal gegraben, wodurch die

Elbe mit der Havel näher verbunden wird; der Hafen zu Stettin wurde gereinigt, der Swinekanal ſchiffbar gemacht und neue Heerſtraßen angelegt. Da es zu der Zeit Sitte war, daß der reiche junge Adel ſein Geld im Auslande, beſonders in Paris, verzehrte, ſo verbot er das Reiſen ins Ausland ohne ſeine ausdrückliche Erlaubniß. Durch ſeine weiſe Sparſamkeit hatte er den durch den Krieg geleerten Schatz binnen zwei Jahren wieder ſo gefüllt, daß er im Stande war, Krieg zu führen, ohne neue Auflagen oder Anleihen zu machen. Dabei hatte er das Heer um ein Beträchtliches vermehrt, und es ſo vervollkommnet, daß es keinem andern in der Welt nachſtand.

Bei all ſeiner großen Wirthſchaftlichkeit ließ König Friedrich es doch an keiner anſtändigen Pracht und an keinen Ausgaben fehlen, die er der königlichen Würde für angemeſſen hielt. In dieſen Friedensjahren wurde das Opernhaus erbaut, eines der herrlichſten Gebäude in Berlin. Bei ſeinen friedlichen Beſchäftigungen und bei ſeiner Sorge für das Innere ſeiner Staaten hatte Friedrich die auswärtigen Angelegenheiten nicht aus dem Auge verloren; Oeſterreich hatte die Franzoſen und Baiern aus Böhmen gedrängt und Baiern beſetzt, dann im Vereine mit England die Franzoſen bei Dettingen geſchlagen und über den Rhein gedrängt.

Nunmehr hielt Maria Thereſia die Eroberung von Schleſien ſehr leicht, und ſchloß zu dem Ende ein Bündniß mit Sachſen und England. Dieſes Bündniß ward ſehr geheim gehalten, doch wurden die Holländer zur Theilnahme daran eingeladen, und dieſe entdeckten es dem Könige von Preußen. Dieſer ſchloß ſich nun wieder an Frankreich an, und trat am **22.** Mai **1744** der Vereinigung zu Frankfurt am Main bei, durch die ſich Frankreich, der Kaiſer, der Churfürſt von der Pfalz und der König von Schweden als Landgraf von Heſſen-Kaſſel gegen Oeſterreich verbündeten. Dem Könige von Preußen wurde der Theil von Böhmen, der zwiſchen

Schleſien und Sachſen liegt, zugeſichert. Die preußiſchen Miniſter waren gegen den Krieg, doch der König antwortete, und wohl mit Recht: wer Frieden haben wolle, müſſe den Krieg nicht ſcheuen; denn da Oeſterreich ihn angreifen wollte, ſo war es der Klugheit angemeſſen, ihm zuvorzukommen. Im Juli 1744 rückte er mit 80,000 Mann gegen Böhmen vor. Sehr gut von Sachſens Feindſchaft gegen ſich unterrichtet, ließ er die ſächſiſche Regierung höflichſt um einen Durchzug erſuchen, doch hatte er ſein Heer ſo geſtellt, daß ihm ſein Geſuch nicht mehr abgeſchlagen werden konnte. Er ließ in Sachſen Alles mit baarem Gelde bezahlen und die ſtrengſte Mannszucht halten. Seine Feinde waren vor Wuth außer ſich, daß ſie auf dieſe Weiſe von Friedrich überliſtet worden waren. Dieſer zweite ſchleſiſche Krieg wurde mit abwechſelndem Glück geführt, indeſſen bewies Friedrich in demſelben ſeine große Meiſterſchaft in der Kriegskunſt, namentlich in der Schlacht bei Hohenfriedberg (4. Juni 1745). Maria Thereſia und König Auguſt, ihr Bundesgenoſſe, boten im December 1745 nach noch mehreren verlorenen Schlachten die Hand zum Frieden.

Die Unterhandlungen begannen und waren innerhalb 24 Stunden beendigt. Am 25. December wurde der Friede geſchloſſen. Der öſterreichiſche Bevollmächtigte war auf weit höhere Forderungen von Seiten des Königs von Preußen gefaßt geweſen; er konnte ſeine Verwunderung über deſſen Billigkeit kaum begreifen und ſtattete dem Könige den wärmſten Dank ab. Friedrich entſagte allen Eroberungen, tauſchte blos die Stadt Fürſtenberg und das Dorf Schidlo gegen gleiche Beſitzungen an Sachſen aus und erkannte Franz I. als Kaiſer an. Sachſen zahlte eine Million Thaler als Kriegsſteuer und verſprach, keinem Feind Friedrichs den Durchzug durch ſeine Staaten zu geſtatten. Schon am 29. December traf Friedrich in Berlin ein, wo er mit unbeſchreiblichem Jubel empfangen wurde. Er hatte 45,000 Gefan-

gene gemacht, ſeine Feinde 4400. Sachſen büßte in dieſem Kriege am ſchwerſten und verlor fünf Millionen Thaler an Kriegsſteuer.

Durch den zweiten ſchleſiſchen Krieg hatte König Friedrich zwar kein Land, aber noch mehr als das, den unvergänglichen Ruhm eines tapfern und einſichtsvollen Feldherrn, eines weiſen und vorſichtigen Staatsmannes erworben, die Liebe und Bewunderung ſeiner Freunde gewonnen, von ſeinen Feinden aber Furcht und Achtung erzwungen. Sein Heldenheer hielt ſich unter ſeinem Befehl für unüberwindlich, ſein Volk war ihm mit der wärmſten Anhänglichkeit zugethan und ſtolz auf ſeinen Landesherrn, dem es kein anderer in ganz Europa an fürſtlichen Tugenden gleich that. Zehn Jahre lang blieb Frieden und dieſe Zeit benutzte er, ſeine Länder blühend zu machen. Durch gute Wirthſchaft hatten die Staatseinnahmen zur Beſtreitung der Kriegskoſten hingereicht; durch gute Einrichtungen und durch die Erwerbungen Schleſiens und Oſtfrieslands waren ſie wenigſtens um 6 Millionen Thaler vermehrt worden. Vieles davon wandte der König zur Verbeſſerung des Ackerbaues, des Handels, der Gewerbe und Fabriken an. Meilenweite Moräſte ließ er trocken legen und berief neue Anſiedler dahin. An der Oder allein wurde ſo viel neues Land gewonnen, daß darauf 3500 Familien anſäſſig werden konnten, die bald zu einem großen Wohlſtande gelangten. Die Zahl der im preußiſchen Staate neu angelegten Dörfer während der zehn Friedensjahre beträgt 280. So gewann er innerhalb ſeiner Staaten ſelbſt neue Gebiete und wo noch vor kurzem faule Sümpfe die Luft verpeſtet hatten, wohnten nun wohlhabende und glückliche Menſchen. Um den Handel von Stettin zu erweitern, wurde 1748 der Hafen an der Swine in den Stand geſetzt und dabei die neue Stadt Swinemünde erbaut. In den Städten entſtanden durch königliche Unterſtützung viele neue Fabriken, die Sammt und Seidewaaren, Barchent und Juften lieferten. Die Wollenwebereien

wurden verbeſſert, Zuckerſiedereien errichtet; in den holzreichen Gegenden entſtanden Glas- und Eiſenhütten, Gewehrfabriken; neue Salzwerke wurden entdeckt, die Woll- und Flachsſpinnerei vermehrten ſich; die Maulbeerbäume- und Seidenwurmzucht wurde eingeführt und durch große Belohnungen emporgebracht. Auf die Verbeſſerung der Rechtspflege wandte Friedrich eine ganz beſondere Sorgfalt. Er ſtiftete die neue Würde eines Großkanzlers, die er dem berühmten Baron von Cocceji ertheilte, der neue Geſetze und neue Gerichtsordnungen entwerfen mußte, wodurch der Rechtsſtreit abgekürzt und aller Willkür vorgebeugt wurde. Schon im Jahr **1748** kam das bekannte Geſetzbuch heraus, welches ſeinen Namen führt. Eine Hauptwohlthat war aber die Stiftung des Pupillencollegiums, wodurch die Rechte der Unmündigen auf eine kräftige Weiſe geſchützt und geſichert wurden.

Nächſt dem richtete Friedrich ſein Augenmerk auf die Vermehrung und Vervollkommnung ſeines Heeres. Er gewöhnte die Soldaten zum pünktlichſten Gehorſam und zur ſtrengſten Zucht, ſchrieb eine eigene Anweiſung für die Befehlshaber, verſammelte die verſchiedenen Heeresabtheilungen jährlich ein Mal in großen Uebungslagern und ließ ſolche Uebungen halten, die den Soldaten und die Officiere mit jeder Art des Kriegführens bekannt und erfahren machten. Er achtete und ehrte ſeine Krieger und ſorgte auf eine wahrhaft väterliche Weiſe für ſie, doch begünſtigte er ſie nicht auf Koſten der andern Stände. Schon im Jahr **1747** begann er den Bau des großen Invalidenhauſes in Berlin, worin alle verſtümmelten und ausgedienten Krieger auf eine großmüthige Art verpflegt wurden. Bei dieſer ruhmwürdigen Thätigkeit verſchmähte er doch Lebensgenuß nicht. In dem zwar königlichen, doch nicht mit übermäßiger Pracht geſchmückten Luſtſchloſſe Sansſouci bei Potsdam lebte er ohne alles Hofgepränge, von einigen vertrauten Freunden umgeben, deren Umgang ſeine wenigen Erholungsſtunden

ausfüllte. Von da aus regierte er mit der Fürſorge eines liebenden Vaters, aber auch mit der Klugheit eines wahren Weltweiſen ſeinen Staat. Daſelbſt widmete er ſich in ſeinen Ruheſtunden den Wiſſenſchaften, ſchrieb die frühere Geſchichte ſeines Staates und überließ ſich den harmloſen Freuden der Geſelligkeit. Glänzende Feſte, wodurch er ſeine zärtlich geliebte Mutter, oder ſeine Gemahlin ehren wollte, wurden in Berlin gefeiert, ſo wie ſonſtige große Feierlichkeiten, die er der Würde ſeiner Krone ſchuldig war. Nie ſparte er in dem, was das Vorurtheil der Welt für nöthig hielt, um das Anſehen eines Königs aufrecht zu erhalten. In ſeinem häuslichen Leben war er aber höchſt einfach und ein Feind alles Prunkes. Seine Einfachheit that aber den Künſtlern und Handwerkern keinen Eintrag, denn obwohl er ſtets für die Vermehrung des Schatzes ſorgte, ſo verwandte er doch auch große Summen auf Bauwerke und auf die Ausſchmückung ſeiner Palläſte und Hauptſtädte. So waltete und lebte Friedrich, als ihn ſein Schickſal noch ein Mal zu der blutigen Heldenbahn berief, auf welcher er ſich und ſeinem Volke unvergänglichen Heldenruhm erkämpfen ſollte.

Begebenheiten bis zum Aachener Frieden.

Eduard in Schottland; Franz I., deutſcher Kaiſer; Kriege Ludwigs XV.

Nach dem **1743** erfolgten Tod des Cardinals Fleury widmete ſich Ludwig **XV.** mehr den Regierungsangelegenheiten, und Frankreich unterſtützte den Kaiſer, ſo wie England die Maria Thereſia mit Hülfstruppen. Man ſah ſie in der Schlacht bei Dettingen, einige Stunden von Aſchaffenburg, ihre Kräfte meſſen. Georg **II.** hatte ſich mit ſeinem zweiten Sohne, dem Herzoge

von Cumberland, bei der Armee eingefunden, die der Lord Stair, Zögling des berühmten Marlborough, commandirte. Der Marſchall von Noailles hatte an der Spitze der franzöſiſchen Armee den Feinden die Lebensmittel abgeſchnitten, und ſie in die Nothwendigkeit geſetzt, einen gefährlichen Marſch anzutreten, der ihren Untergang zu bewirken leicht machte. Durch vortreffliche Anordnungen war er eines vollſtändigen Sieges im voraus verſichert. Aber ſeine Befehle wurden ſchlecht befolgt; und zu große Uebereilung vernichtete alle Maßregeln. Ein Generallieutenant verließ den vortheilhaften Poſten, wo er den Feind erwarten ſollte. Man griff die Feinde an, noch ehe ſie in die Schlinge gerathen waren; gerieth ſogar ſelbſt in einen engen Paß; focht mit eben ſo viel Unordnung als Tapferkeit; kurz, nach einer dreiſtündigen Schlacht, in welcher der Herzog von Cumberland an der Seite des Königs, ſeines Vaters, verwundet ward, zog ſich der Marſchall von Noailles zurück. Dieſer Rückzug war der einzige Beweis, daß die Franzoſen die Schlacht verloren hatten.

Der König von Spanien, der nach Ableben des Kaiſers Carl **VI.** auf Mailand und wegen ſeiner Kinder zweiter Ehe auf die Erbſchaft der Farneſe Anſprüche hatte, entſchloß ſich, aus allen dieſen Staaten einen wichtigen Sitz für Don Philipp, des Königs von Neapel Bruder, zu errichten. Auch machte der König von Sardinien auf Mailand Anſprüche. Ohne denſelben zu entſagen, verband ſich dieſer mit der Königin von Ungarn; behielt ſich aber vor, wenn er es zuträglich finden würde, andere Maßregeln zu nehmen. Die Staatsklugheit vermochte ihn zu dieſem Bündniſſe und — er war aufrichtig genug, öffentlich zu ſagen, daß die Staatsklugheit ihn leicht zu einem Bruche verleiten könnte. Seit Ausgang des Jahres **1741** ging der Herzog von Montemar, der Sieger von Bitonto, mit Truppen nach Italien. Er war daſelbſt nicht glücklich, weil der König von Sardinien, verbunden mit den Oeſterrei-

chern, der ſtärkere war. Das Sonderbarſte war die ſcheinbare Neutralität der übrigen Herrſcher Italiens. Alle erklärten ſich aus Furcht für neutral, obſchon alle irgend einer Partei zugethan waren, nur Benedict XIV. ausgenommen. Was den König von Neapel, Don Carlos, anbetrifft, ſo mußte derſelbe nach dem Willen der Engländer Partei nehmen. Eins ihrer Geſchwader drohete, ſeine Hauptſtadt zu bombardiren, wenn er nicht verſpräche, ſeine Truppen von der ſpaniſchen Armee abzurufen, und man gab ihm nur eine Stunde Bedenkzeit. Unvermögend, ſich zu vertheidigen, ward Don Carlos gezwungen, dieſe Beſchimpfung zu erdulden. Er verſprach, was man von ihm verlangte.

Die engliſchen Flotten beherrſchten das mittelländiſche Meer; daher konnte der Infant, Don Philipp, nicht zu Genua landen. Er wandte ſich nach Savoyen, und bemächtigte ſich dieſes Herzogthums. Zu Toulon befand ſich eine ſpaniſche Flotte, entweder um ihn nach Italien zu führen, oder um ihm Lebensmittel und Hülfstruppen zu bringen. Der engliſche Admiral Matthews hielt dieſe Flotte gewiſſermaßen in dem Hafen gefangen. Nachdem man daſelbſt eine Zeit lang die Kanoniere geübt hatte, wagte man es, die ſtärkere Macht anzugreifen. 12 ſpaniſche und 14 franzöſiſche Schiffe unternahmen (im Februar 1744) ein Gefecht wider 45 engliſche Schiffe. Der Sieg blieb unentſchieden.

Endlich erklärte Frankreich dem Könige Georg und der Maria Thereſia feierlich den Krieg. Man traf Anſtalten zu größeren Unternehmungen. Don Philipp, dem der König von Sardinien gar bald Savoyen wieder entriſſen hatte, ward von einer franzöſiſchen Armee unter Anführung des Prinzen von Conti unterſtützt. Dieſe beiden Prinzen gingen über den Varo, und unterwarfen ſich die Grafſchaft Nizza, aber Feſtungswerke und ſtarke Verſchanzungen auf den Alpen widerſetzten ſich ihrem weitern Vorrücken; inzwiſchen verſchwanden alle Hinderniſſe vor ihrer Tapferkeit.

Der Prinz Conti eroberte mit Sturm den Paß Villa Franca, der für eine der beſten Vormauern des Fürſtenthums Piemont gehalten ward. Unter tauſend Gefahren drang man bis Montalban vor. Bei hellem Tage erſtiegen die Franzoſen die auf einem Felſen errichteten Verſchanzungen und bemächtigten ſich derſelben, obſchon der König, Carl Emanuel, die Truppen dieſes Poſtens durch ſeine Gegenwart ermunterte. Chateau-Dauphin ward eingenommen. Man drang bis nach Demont im Thale Stura, und eroberte dieſe, ſowohl wegen ihrer Lage als ihrer Verſchanzungen furchtbare Feſtung. Die Ebene von Piemont ſtand offen, und man belagerte Coni. Der König von Sardinien griff die Belagerer in ihren Linien an. Seiner klugen Einrichtungen ungeachtet, verlor er das Treffen und ungefähr 5000 Mann. Dennoch hoben die Sieger die Belagerung auf, weil ſie ſelbſt durch die Strenge der Jahreszeit (im Monate October), durch die Ausbrüche der Gewäſſer und durch die Schwierigkeiten beſiegt wurden, die den Krieg in Italien ſo gefährlich machen. Nun mußte man nothwendig wieder über die Gebirge zurück ziehen.

Maria Thereſia wandte Alles an, ihrem Gatten die Kaiſerkrone zu verſchaffen. Die Gränzen Frankreichs am Rheine wurden bedroht; und man lud ſogar die von Ludwig XV. eroberten Provinzen zur Rückkehr unter die öſterreichiſche Herrſchaft ein. In dieſer kritiſchen Lage machte Ludwig XV. ſeinen erſten Feldzug, und griff die Niederlande an. Die Zurüſtungen wurden ſo gemacht, daß man ſich einen glücklichen Erfolg verſprechen konnte. Cortrycht Menin, Ypern, Furnes, Knoke wurden in kurzer Zeit erobert. Der Marſchall von Sachſen, natürlicher Bruder des Königs von Polen, erfocht mit einem Corps der Armee einen Sieg nach dem andern, und ſeiner Vorſicht entging faſt nichts. Aber man erfuhr plötzlich, daß der Prinz Carl von Lothringen über den Rhein gegangen, daß er bereits im Elſaß und dort glücklich ſey, daß

die feindlichen Parteien bis in Lothringen vorgedrungen wären, und daß der König Stanislaus von Lüneville abgereiſ't ſey, weil er ſich dort nicht mehr ſicher hielt. Nun verließ Ludwig den bisherigen Schauplatz ſeiner Eroberungen und eilte ſeinen Provinzen zu Hülfe. Bei ſeiner Ankunft zu Metz erhielt er die Nachricht von dem Einfalle des Königs von Preußen in Böhmen. Er eroberte Prag und die 15,000 Mann ſtarke Beſatzung ward zu Kriegsgefangenen gemacht. Dieſer Held ſchien unüberwindlich.

Der Prinz Carl war eilig wieder über den Rhein gegangen. Schnell war ſein Marſch, aber noch ſchneller die Eroberung der Preußen. Da er ſolches nicht hatte verhindern können, ſo erwarb er ſich doch den Ruhm, das Verlorne wieder herzuſtellen. Er zwang die Feinde, Böhmen zu räumen, ging im Angeſicht Friedrichs über die Elbe und drang vor bis in Schleſien. Nach einer tödtlichen Krankheit hatte Ludwig XV. die feſte Stadt Freiburg eingenommen, deren Commandant erſt zwei Monate nach Eröffnung der Laufgräben capitulirte. Man hoffte, daß der Krieg nach Ableben Carls VII. aufhören würde; aber es wurde ein Krieg aus Leidenſchaft. Die Engländer, die ſich mit einer Landung zum Beſten des Prinzen Eduard, Sohnes des Prätendenten, bedroht geſehen hatten, überließen ſich ihrem Nationalhaſſe wider Frankreich. Ihr Geld gaben ſie allenthalben in vollen Haufen und die Verbündeten ſchienen alle in ihrem Solde zu ſtehen. Sie gaben der Königin von Ungarn 500,000 Pfund Sterling, dem Könige von Sardinien 200,000; bezahlten den König von Polen, den ſie ſchon mit in ihr Bündniß gezogen hatten, theuer; den Churfürſten von Mainz; ſogar den Churfürſten von Cöln, Bruder Carls VII., bloß für die Freiheit, in ihren Staaten Truppen werben zu dürfen. Nach langem Hin- und Herwanken nahm auch Holland ihre Partei. Schon glaubte die Erbin des öſterreichiſchen Hauſes, ſtatt im geringſten nachgeben zu wollen, ſich befugt, Schadenerſatz zu verlangen.

Frankreich, das immer den Frieden wünſchte, nahm, um denſelben zu bewirken, ſchlechte Maßregeln. Es wollte, daß die Spanier den König von Sardinien ſchonen ſollten, und ſchonte auf ſeiner Seite die Holländer. Dieſes Benehmen nährte den Muth der Feinde, und beſtärkte ſie in ihren Anſprüchen. Die einzige Partei, die man zu nehmen hatte, war, den Krieg mit Macht fortzuſetzen, um den Feinden dieſen Frieden, deſſen Nothwendigkeit man fühlte, wünſchenswerth zu machen. Man nahm daher kräftigere Maßregeln.

Dornick, die bedeutendſte holländiſche Barriere, wurde belagert. Die Feinde entſchloſſen ſich zu einem Treffen. Ihre Armee, zum wenigſten 55,000 Mann ſtark, die aus Engländern, Hannoveranern und Holländern beſtand, bei der aber gar keine Oeſterreicher waren, näherte ſich Dornick. Der Marſchall von Sachſen, deſſen letzter Feldzug ein Meiſterſtück von Kriegswiſſenſchaft geweſen war, hatte, von einer ſehr ermattenden Krankheit abgezehrt, Paris verlaſſen, und geſagt: „Jetzt iſt die Rede nicht vom Leben, ſondern vom Abreiſen." Der König begab ſich mit dem Dauphin zur Armee.

Das Treffen bei Fontenoi erfolgte den 11. Mai 1745. Die Holländer blieben unthätig, nachdem ſie den Poſten von Antoing zwei Mal angegriffen hatten. Aber die Unerſchrockenheit der Engländer und Hannoveraner ſetzte Frankreich in Gefahr. Der Herzog von Cumberland, Sohn Georgs II., der ſie commandirte, rückte vor bis in eine enge Gegend, wo er ein ſchreckliches Feuer aushielt, indem er ſeine Truppen in einer undurchdringlichen Colonne geſchloſſen hielt. Dieſe Colonne drang nach und nach unter unzähligen Hinderniſſen durch, und ließ die ihr entgegenſtehenden Truppen ihr ganzes Gewicht fühlen. Die Franzoſen, die nicht einträchtig angriffen, wurden allenthalben zurückgetrieben, und man hielt die Schlacht für verloren. Endlich kam man auf den Einfall, vier Kanonen auf die engliſche Colonne zu richten, und ſie,

unter Abfeuerung derſelben, mit den königlichen Haus- und andern Truppen anzugreifen. Dieß entſchied den Sieg. Die Feinde zogen ſich mit einem Verluſte von **9000** Mann in guter Ordnung zurück. „Hier ſehen Sie, worauf es in Schlachten ankommt,“ ſagte der Marſchall von Sachſen zu dem Könige. In der That beweiſen tauſend Beiſpiele, daß das Glück der Waffen von einem Ungefähr oder Augenblicke abhängt.

Wenige Tage hernach erfocht der König von Preußen einen Sieg in Schleſien, und ſchrieb an Ludwig **XV.**: „Ich habe zu Friedberg den Wechſel bezahlt, den Sie zu Fontenoi auf mich gezogen haben.“ Man erntete ſchnell die Früchte des Sieges ein. Dornick ergab ſich. Nach einem Gefechte bei Mesla nahmen die Franzoſen Gent ein, wo die feindlichen Magazine waren. Oudenarde, Brügge und Vendernionde thaten wenigen Widerſtand. Endlich wurde auch Oſtende in **15** Tagen mit Sturm erobert. Nieuport und Ath unterwarfen ſich Ludwig **XV.** nach deſſen Abreiſe. Die ganze Grafſchaft Flandern war erobert.

In Italien wurde der Krieg im Jahre **1745** nicht weniger mit Glück geführt. Da Genua mit Spanien einen Vertrag geſchloſſen hatte, ſo hatten die Truppen einen freien Durchzug. Die ſpaniſche und franzöſiſche Armee unter den Befehlen des Marſchalls von Maillebois, verbunden mit der genueſiſchen, ſtieg auf ungefähr **80,000** Mann. Der Graf von Gages, der die Oeſterreicher von dem Kirchenſtaate bis nach Modena verfolgt hatte, ſtieß zu dieſer großen Armee. Man griff den König von Sardinien an, der zwiſchen Valencia und Aleſſandria verſchanzt ſtand; zwang ihn, ſich bis nach Caſal zurück zu ziehen; und Don Philipp wurde gar bald Meiſter von Mailand, Parma, Piacenza, Montferrat, Tortona u. ſ. w. Zu derſelben Zeit ließ ſich der Prinz Eduard, der mit ſieben Officieren in Schottland gelandet war, zu Edinburg zum Regenten ausrufen.

Dieſer Enkel Jacobs II. nahm ſich vor, den König Georg II., der 1727 zur Regierung gelangt war, vom Throne zu ſtürzen. Er ſchiffte ſich im Jahre 1745 mit ſieben Officieren, 1200 Flinten und einer mäßigen Summe Geldes auf einer Handelsfregatte ein. Einige Häupter von Stämmen (clans) der Gebirgsbewohner in Schottland nahmen ihn auf und erklärten ſich für ihn. Bald ſtanden 1500 Mann unter ſeinen Befehlen, die er mit Waffen verſorgte. Sein Muth, ſein Beiſpiel, die Mühſeligkeiten, die er an ihrer Spitze übernahm, das harte Leben, das er gleich ihnen führte, brachte ſie zur Begeiſterung. Der König von England war außerhalb des Königreichs, und faſt alle Truppen dienten auf dem feſten Lande. Eduard bemächtigte ſich der Stadt Perth, ging ſchnell nach Edinburg und ward daſelbſt ſtatt ſeines Vaters, Jacobs III., als Regent ausgerufen. Man hatte einen Preis von 30,000 Pfund Sterling für ſeine Auslieferung geboten. Er hingegen verbot in ſeinen Manifeſten alles gewaltſame Verfahren wider die Perſon Georgs II. Dieſer Contraſt konnte ihm Herzen gewinnen. Ein engliſcher General zog ihm mit mehr als 4000 Mann entgegen. Der Prinz flog herbei, um ein Treffen zu liefern. Seine undisciplinirten und ſelbſt der Zahl nach geringern Bergſchotten, die ſich nach abgeſchoſſenem Gewehre mit dem Säbel in der Fauſt in die Feinde ſtürzten, erfochten einen vollſtändigen Sieg. Der König war eilends nach England zurückgekehrt, er rief die Truppen von dem feſten Lande nach Hauſe, und befürchtete eine Staatsrevolution. Aber die Hülfe, die Eduard von Frankreich erhielt, war nicht zulänglich. Es fehlte ihm an Gelde. Er verlor Edinburg, weil er aus Mangel der Kanonen das Schloß dieſer Stadt nicht hatte bezwingen können. Nach einem zweimaligen Siege im Januar 1746 ward er dennoch genöthigt, ſich nach Inverneß zurück zu ziehen. Der Herzog von Cumberland verfolgte ihn. Den 27. April kam es zu einem Treffen bei

Culloden. Eduard ward überwunden und ſeine Armee zerſtreut. Gezwungen, ſich in Moräſten, in Höhlen und wüſten Inſeln zu verbergen, erreichte er endlich unter tauſend Gefahren, unter allen erdenklichen grauenvollen Begebenheiten eine Küſte, wo zwei kleine franzöſiſche Fregatten ſeiner warteten. Er ging Ausgangs September zu Schiffe, und entwiſchte ſeinen Feinden. Einige ſchottiſche Pairs und eine große Anzahl anderer Perſonen wurden hingerichtet.

Franz I.

Franz, Großherzog von Toscana, Herzog von Lothringen, ward im Jahre **1703** geboren. Als ein Verwandter Carls **VI.** ſtand er bei dieſem ſehr in Gnaden. Wirklich gab er ihm den größten Beweis davon, als er ihm im Jahre **1736** ſeine älteſte Tochter, die Erzherzogin Maria Thereſia, verlobte, welche Vermählung mit vieler Pracht vollzogen wurde.

Um den König von Frankreich, der über die Verſtoßung Stanislaus, Königs von Polen, ſeines Schwiegervaters, beleidigt war, deſto eher auf Friedensgeſinnungen zu leiten, bewog der Kaiſer bei dieſer Gelegenheit den Herzog Franz Stephan, gegen das Großherzogthum Toscana den Herzogthümern Lothringen und Bar zu entſagen. Als bei dem ſchnellen Fortgange der ruſſiſchen Waffen auch der Kaiſer den Türken den Krieg angekündigt und hierzu Hülfe von dem Reiche angeſucht hatte, ernannte im Jahre **1737** die Reichsverſammlung in einer außerordentlichen Zuſammenkunft an die Stelle des verſtorbenen Herzogs von Würtemberg den Großherzog Franz Stephan zum Reichsgeneralfeldmarſchall, der ſich damals als Freiwilliger bei der Armee befunden hatte. Als nun nach dem Tode Carls **VI.** die, kraft der pragmatiſchen Sanction zur Erbin aller öſterreichiſchen Staaten erklärte Maria There-

ſia ſich ſo viele Feinde gegen dieſe Erbfolge erheben ſah, und die gefährlichſten Folgen zu befürchten anfing, nahm ſie ihren Gemahl zum Mitregenten auf, der ſich geſchmeichelt hatte, mit dieſem Titel auch den kaiſerlichen zu vereinigen. Es fanden ſich jedoch der Hinderniſſe ſo viele, daß Franz vielmehr erfahren mußte, wie ſehr man ihm alle ſeine Vortheile ſtreitig mache; ja er mußte ſogar zu ſeinem Mißvergnügen zuſehen, wie der Churfürſt von Baiern unter dem Namen Carl **VII.** den kaiſerlichen Thron beſtieg. Allein der frühzeitige Tod dieſes unglücklichen Kaiſers machte wieder ſeine Hoffnung aufleben. Bei all dem auch noch ſo kläglichen Zuſtande Carls **VII.** war nach deſſen Tode ſein Churprinz, Maximilian Joſeph, durch franzöſiſche Verheißungen eingewiegt und gegen das Erzhaus aufgereizt, anfangs entſchloſſen, den Krieg gegen Oeſterreich fortzuſetzen; allein die raſchen Fortſchritte der öſterreichiſchen Armee in ſeinen Erblanden brachten ihn auf den Gedanken, ſich eines Beſſern zu beſinnen und zu Wien um den Frieden anzuſuchen. Dieſer ward ihm auch wirklich den **22.** April im Jahre **1743** bewilligt und dem zufolge ward er in ſeine Länder wieder eingeſetzt, nachdem er, unter einer feierlichen Verzichtleiſtung auf die öſterreichiſche Monarchie, der vom Reiche übernommenen Garantie der pragmatiſchen Sanction beigetreten war, die churböhmiſche Wahlſtimme erkannt und dem Großherzoge Franz ſeine Stimme zur Kaiſerwahl verſprochen hatte. Das traurige Schickſal Carls **VII.** hatte jeden Fürſten von der Mitbewerbung um die deutſche Krone abgeſchreckt, und nach völlig zu Stande gebrachter Wahlcapitulation liefen alle Veranſtaltungen dahin aus, Franz, Großherzog von Toskana, zum römiſchen König zu erwählen. Freilich hatten die Geſandten von Churbrandenburg und Churpfalz dagegen proteſtirt und ſich deßhalb ſogar nach Hanau entfernt; doch ließen ſich dadurch die übrigen, der goldenen Bulle zufolge, durchaus nicht irre machen, ſondern erwählten den **13.**

September **1745** den Großherzog Franz mit gewöhnlicher Feierlichkeit zum römiſchen König und künftigen Kaiſer. Franz befand ſich damals in ſeinem Hauptquartier zu Heidelberg, als ihm das Wahldekret zukam, und er begab ſich hierauf nach Aſchaffenburg, wo er ſeine Gemahlin Maria Thereſia antraf, mit der er den **25.** des nämlichen Monats ſeinen feierlichen Einzug zu Frankfurt hielt, daſelbſt die Wahlcapitulation beſchwor, und endlich den **4.** October die feierliche Krönung empfing.

Mit dem Regierungsantritte des Kaiſers Franz kehrte Alles wieder ziemlich auf den Fuß zurück, wie es unter Kaiſer Carl **VI.** war. Unterdeſſen bemächtigte ſich Friedrich **II.** der ganzen Lauſitz und machte hierauf Sachſen zum Kriegsſchauplatze. Nachdem ſein wiederholter Verſuch zu Friedensvorſchlägen vergebens geweſen war, kam es bei Keſſelsdorf zu einem Treffen, wobei die Preußen ſchon den Kürzern zogen, als eben das weitere Verfolgen derſelben ihnen einen Vortheil verſchaffte, wodurch ſie ihren Feinden den Sieg wieder aus den Händen riſſen, ob ſie gleich dabei weit mehr als die Sachſen und Oeſterreicher eingebüßt hatten. Die Folge davon war die Eroberung Dresdens und der bald darauf erfolgte Frieden, der in dieſer Stadt geſchloſſen wurde und dem zufolge Sachſen an Preußen eine bedeutende Geldſumme bezahlen mußte. Oeſterreich hingegen trat für immer alle ferneren Anſprüche auf Schleſien ab. Dafür erkannte Preußen den Großherzog Franz als römiſchen Kaiſer und die Gültigkeit der böhmiſchen Wahlſtimme; beide Theile garantirten ſich den Beſitz ihrer Staaten, England aber übernahm die Garantie des Dresdner Friedens, und weil auch Churpfalz mit in dieſen Frieden gezogen war, ſo erkannte auch dieſe Franz als römiſchen Kaiſer und die böhmiſche Wahlſtimme für gültig an. Obgleich ſich Maria Thereſia auf dieſer Seite Frieden verſchafft hatte, ſo währte der Krieg, ſowohl in den Niederlanden, als in Italien immer noch mit gro-

ßer Heftigkeit fort. In den erſteren erging es ſo übel, daß die Alliirten die feſteſten Plätze räumen mußten, und die Franzoſen gewannen dort dergeſtalt die Oberhand, daß der Kaiſerin am Ende nichts mehr als Luxemburg und Limburg blieb.

Allein deſto glücklicher waren die öſterreichiſchen Waffen in Italien, wo ſie unter dem Grafen Brown im Jahr 1746 Guaſtalla und Parma eroberten, während der Fürſt von Lichtenſtein die ſpaniſchen Truppen am Teſſino vertrieb, den Infanten, Don Philipp, ſelbſt nöthigte, nicht nur die Stadt Mailand, ſondern das ganze Herzogthum zu verlaſſen, und die Spanier endlich auch noch nach erhaltener franzöſiſcher Unterſtützung bei Piacenza ſchlug. Indem die Spanier und Franzoſen ſich nach Nizza zurückzogen, gingen die Oeſterreicher und Piemonteſer ihnen nach, überwältigten den Paß der ſogenannten Bochetta, und bemächtigten ſich der Stadt Genua. Auch der König von Sardinien focht mit Glück und trieb die Franzoſen von Vintimiglia und die Spanier von Soſpello über den Varo nach der Provence zurück, worauf denn nicht nur der ganze Reſt vom genueſiſchen Gebiete, ſondern auch Alles, was die Feinde in Oberitalien beſaßen, erobert wurde. Schon war es im Plane, den Krieg nach der Provence zu verſetzen, als ein Aufſtand des Pöbels die Kaiſerlichen Genua und die Bochetta zu verlaſſen nöthigte. Die Oeſterreicher hatten den Genueſern eine Schatzung von 24 Millionen aufgelegt, und davon 16 eingetrieben. Die Bank war erſchöpft, und man bat um Gnade. Weit entfernt, dieſelbe zu bewilligen, verlangten die Oeſterreicher noch die nöthigen Lieferungen zum Unterhalte von neuen Regimentern, die in den Vorſtädten und Dörfern vertheilt lagen. Mit ſo harten Befehlen verbanden ſie grauſame Bedrückungen. Sie behandelten das Volk als Sclaven, und gaben ihm dadurch den Muth der Verzweiflung. Indem man aus dem Arſenale Kanonen durch Leute aus dem Volke wegziehen ließ, ward ein Genueſer von einem

Officiere hart geſchlagen. Alsbald kam das Volk in Wuth, verſammelte ſich, griff zu den Waffen und machte ſich in wenigen Tagen ſeinen Unterdrückern, die mit Verachtung auf daſſelbe herabſahen, furchtbar. Der öſterreichiſche General, Marquis von Botta, ein Mailänder, trat, da er die Empörung mit bewaffneter Hand hätte erſticken ſollen, mit dem Senate in Unterhandlung. Der Senat ſtellte ſich mit dem Volke unzufrieden, nahm ſich aber wohl in Acht, wider daſſelbe, wie man es verlangte, Truppen zu bewaffnen. Ein Prinz Doria griff an der Spitze des muthigen Haufens den 9. December 1746 die Oeſterreicher an und nöthigte ſie zur Flucht. Man darf ſich nicht darüber wundern, daß der Geſandte der Republik am Wiener Hofe im Namen des Senats dieſe Unternehmung mißbilligte, aber zu bewundern iſt es, daß der Wiener Hof, unter den obwaltenden Umſtänden, da man unabläſſig Gelder zahlte, außer den rückſtändigen acht Millionen noch 30 Millionen als Schadenerſatz verlangte. Er hielt ſich der Rache gewiß, erregte aber dadurch nur Verzweiflung. Sowohl Frankreich als auch Spanien ſchickte den Genueſern Hülfstruppen. Der Herzog von Boufflers, und nach ihm der Marſchall von Richelieu, retteten dieſe Republik, die ihrem gänzlichen Umſturze ſo nahe war. Philipp V., ein Fürſt, der ſeiner wohlthätigen Tugenden wegen die Liebe ſeiner Unterthanen verdiente, war, 63 Jahr alt, geſtorben. Ferdinand VI., Infant von der erſten Ehe, beſtieg den Thron. Bei der Armee in Italien erhielt man dieſe Nachricht nach der unglücklichen Schlacht bei Piacenza. Dieſes war eine der hauptſächlichſten Urſachen, warum man ſich zum Rückzuge entſchloß; denn die Gefahr war dringend und man wußte nicht, was Don Philipp von dem neuen Könige, ſeinem Bruder, für Hülfe zu gewärtigen hatte. Die eigentliche und erſte Urſache des unglücklich geführten Krieges war der unerwartete Friedensſchluß des Königs

von Preußen mit Maria Thereſia. Die Kaiſerlichen gebrauchten nun die Kräfte, die ſie wider ihn verwenden mußten, in Italien.

Frankreich ſiegte in den Niederlanden. Brüſſel ward mitten im Winter von dem Marſchalle von Sachſen eingenommen; darauf Antwerpen von dem Könige in Perſon; Bergen vom Prinzen von Conti; Namur von dem Prinzen von Clermont u. ſ. w. Dieſe und noch andere ſchnell eroberte Feſtungen und das bei Raucoux oder Rocours, nahe bei Lüttich, über die Feinde erfochtene Treffen zeichneten den Feldzug vom Jahre **1746** aus. Die zur Vertheidigung dieſer Provinzen beſtimmten Engländer und Holländer konnten den Strom nicht aufhalten. Bei allen ſeinen Siegen ward Ludwig **XV.** es nicht müde, den Frieden anzubieten und Holland zu ſchonen, das er alſo in ſeine friedlichen Abſichten zu ziehen hoffte. Aber das einzige Mittel, die Holländer zum Entſchluſſe zu bringen, beſtand darin, daß man ſie ihrer eigenen Länder wegen in Furcht ſetzte. Conferenzen, zu Breda gehalten, blieben ohne Wirkung.

England und Oeſterreich wollten entweder aus Erbitterung, oder aus Ehrſucht den Krieg verlängern. Man drang endlich im Jahre **1747** in das Gebiet der Holländer. Der verſchiedenartigen Hülfsbeiträge ungeachtet, welche dieſe den Feinden leiſteten, beobachteten ſie eine ſcheinbare Neutralität. Der König erklärte, es wäre ſeine Abſicht nicht, mit ihnen zu brechen; er wolle nur ihre feſten Plätze als ein Unterpfand in Beſitz nehmen, und ſie wieder heraus geben, ſobald die vereinigten Provinzen durch ihr parteiliches Betragen dem Frieden keine Hinderniſſe mehr entgegen ſetzen würden. Als man den Staat in Gefahr ſah, verlangten das Volk und die Städte einen Statthalter. Man ſah ſich genöthigt, dieſe ſeit Wilhelms **III.** Tode aufgehobene Würde wieder herzuſtellen, und ernannte nicht nur Johann Wilhelm Friſo, Prinzen von Oranien, aus dem Geſchlechte Naſſau-Dietz, zum Statthalter, ſondern machte auch zum Beſten der

Prinzeſſinnen dieſes Hauſes, wenn es an Prinzen fehlen ſollte, die Statthalterſchaft erblich. Doch mußten die Prinzeſſinnen mit Bewilligung der Staaten mit einem Prinzen proteſtantiſcher Religion, der weder König, noch Churfürſt wäre, vermählt ſeyn. Die Prinzeſſin Erbſtatthalterin ſollte den Titel einer Gouvernantin führen, und zu Kriegszeiten der Republik einen derſelben angenehmen General vorſchlagen. Während der Minderjährigkeit ſollte die Prinzeſſin Mutter, doch unter der Bedingung, daß ſie ſich nicht wieder vermählen würde, unter demſelben Titel dieſelbe Macht ausüben.

England, noch erbitterter als Holland, und beſonders durch den feindlichen Einfall des Prinzen Eduard aufgebracht, ſchloß im Juni mit der Kaiſerin Eliſabeth einen Tractat, vermöge deſſen Rußland bloß gegen **100,000** Pfund Sterling, eine weit geringere Summe, als den hannöveriſchen Truppen jährlich bezahlt ward, eine Armee bis nach den Niederlanden zu ſenden verpflichtet war. Ehe noch dieſe neuen Feinde aus ſo weiter Ferne anzulangen im Stande waren, konnte der Marſchall von Sachſen große Entwürfe ausführen. Er wollte Maſtricht einnehmen, um ſich den Weg nach Nymwegen zu öffnen. Dieſe Unternehmung erforderte eine Schlacht, und er griff demnach die Alliirten bei Laffeld an. Der König commandirte die Armee und der Herzog von Cumberland die feindliche. Dieſe wurde überwunden, und zog ſich unter Maſtricht zurück. Indeſſen war der Verluſt beinahe gleich, ungefähr **5000** Mann auf jeder Seite. Da der Sieg nicht ſo vollſtändig geweſen war, als er zur Ausführung des vorgehabten Zweckes hätte ſeyn müſſen: ſo machte man jetzt einen Entwurf von größerer Wichtigkeit. Man belagerte Bergen op Zoom. Dieſer Ort, umgeben mit Moräſten und durch einen bis zur Mündung der Schelde geführten Canal mit dieſem Fluſſe in Verbindung geſetzt, ward für unüberwindlich gehalten. Dennoch nahm ihn der Graf von Löwenthal, ein Däne, nachdem die Laufgräben drei Wochen lang eröffnet

waren, mit Sturm ein. Man fand in dem Hafen **17** große, mit Kriegsvorrath und Erfriſchungen angefüllte Barken. Die Holländer hatten auf die Päcke mit großen Buchſtaben ſchreiben laſſen: „Der unüberwindlichen Beſatzung von Bergen op Zoom." Zwei Monate vor Eroberung dieſer Feſtung brachte die blutige Schlacht bei Aſſiette das Unglück der Franzoſen in Italien aufs höchſte. Es kam darauf an, durch Hülfe der Feſtung Exilles wieder in Italien einzudringen und Genua in Sicherheit zu ſetzen. Der Graf von Belle-Isle, Bruder des Marſchalls, unternahm dieſen kühnen Feldzug. Die Truppen des Königs von Sardinien ſtanden in dem engen Wege bei Aſſiette verſchanzt. Man wagte es, ihre **18** Fuß hohen, mit Palliſaden und Kanonen beſetzten Verſchanzungen anzugreifen. Die Piemonteſer hatten innerhalb zwei Stunden nichts anders zu thun, als zu tödten. Man verlor ungefähr **4000** Mann, und unter dieſen eine Menge Officiere, deren Verluſt ihres Heldenmuthes wegen nicht genug bedauert werden konnte. An beiden Händen verwundet und gleichwohl bemüht, die Palliſaden auszureißen, fand Belle-Isle den gewünſchten Tod.

Der öſterreichiſche Erbfolgekrieg war ſeit dem Jahre **1741** eine allgemeine Geißel, indem er die Kräfte der Völker erſchöpfte. Eine im Jahre **1747** dem Könige von England zugeſtandene Subſidie von **9,324,000** Pfund Sterling iſt ein eben ſo auffallender Beweis von den erſtaunlichen Hülfsquellen der Engländer, wie von der ungeheuren Schuldenlaſt, die ſich der Staat auflud. So viel vermag indeſſen der Eigenſinn des Nationalhaſſes oder der Vorurtheile.

Ludwig **XV.**, der nach jedem Siege Frieden anbot, zeigte vergeblich eine Mäßigung, welche die Feinde für Schwäche oder Verſtellung hielten. Er konnte ſeinen Zweck, Europa die Ruhe zu ſchenken, nicht anders erlangen, als durch Schläge, die

Holland zittern machten, und der Marſchall von Sachſen ſagte als ein guter Staatsmann: „Der Frieden iſt in Maſtricht."

Eine Armee von 80,000 Mann unter den Befehlen des Herzogs von Cumberland verhinderte die Belagerung dieſer Stadt; man mußte daher den Feind zu überliſten ſuchen. Dieſes that der General und wandte dazu alle Geheimniſſe der Kriegswiſſenſchaft an, einer Wiſſenſchaft, in deren Tiefen er wie Cäſar und Turenne eingedrungen war. Endlich ward die Stadt den 5. April 1748 eingeſchloſſen. 35,000 Ruſſen waren im Anzuge, und ſtanden bereits mitten in Deutſchland. Doch Maſtricht mußte ſich ergeben, bevor ihre Hülfe Nutzen ſchaffen konnte. Nun verbreitete ſich Schrecken in Holland, und die Feinde baten endlich um den ſo oft verweigerten Frieden. Als nun Rußland mit Oeſterreich und England ein Vertheidigungsbündniß geſchloſſen hatte, kam es zu Aachen, nach den daſelbſt geſchloſſenen Friedens=Präliminarien, im Jahre 1748 endlich zu einem Friedensſchluſſe, dem zufolge alle in= und außerhalb Europa gemachten Eroberungen gegenſeitig zurückgegeben und Modena und Genua völlig wieder hergeſtellt werden ſollten. Der Infant, Don Philipp, erhielt die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guaſtalla; doch ſollte die Stadt Piacenza nebſt dem Piacentino an Sardinien zurückfallen, wenn etwa der König beider Sicilien zur ſpaniſchen Krone gelangte, oder Philipp ohne männliche Erben mit Tode abginge; hingegen ſollte das Uebrige von den drei Herzogthümern an Oeſterreich zurückfallen, wenn Philipp oder einer ſeiner Abkömmlinge den ſicilianiſchen oder ſpaniſchen Thron beſtiege, oder Philipp ohne männliche Erben bliebe. Sardinien behielt die ihm von Oeſterreich bereits im Jahre 1743 abgetretenen Landſchaften Vigevanaſco, den Theil von Paveſe und die Grafſchaft Anghiera, im übrigen aber ſollte in Italien zur Beförderung der Ruhe Alles in dem Stande bleiben, wie es vor dem Kriege geweſen war.

Gleichwie dem König von England, als Churfürſten von Hannover, ſeine deutſchen Staaten garantirt wurden, eben ſo hatten auch alle an dieſem Frieden theilnehmenden und die pragmatiſche Sanction Carls VI. garantirenden Mächte die Garantie in beſter Form neuerdings übernommen, jedoch mit der einzigen Ausnahme der bereits geſchehenen Abtretung, weßhalb auch dem König von Preußen der Beſitz von dem Herzogthume Schleſien und der Grafſchaft Glatz auf ähnliche Art garantirt wurde.

So hatte ſich der Krieg geendigt, der 8 Jahr lang Deutſchland, Italien und die Niederlande verwüſtete, bei welchem Frankreich und England nach einem ungeheuren Aufwande von Truppen und Geldſummen nichts gewannen, die Kaiſerin Schleſien, Parma, Piacenza, Guaſtalla und ein Stück von Mailand verlor.

Nach dem Aachener Frieden bekam auch das politiſche Syſtem in Europa eine unvermuthete Wendung, und der Graf von Kaunitz-Rittberg arbeitete daran, den unverſöhnlichen Haß, der zwiſchen den Häuſern Bourbon und Oeſterreich ſeit mehr als zwei Jahrhunderten herrſchte, in eine freundſchaftliche Verbindung umzuwandeln, und Frankreich von Preußen abwendig zu machen.

So wenig ſich der gewünſchte Erfolg ſo leicht verſprechen ließ, ſo arbeitete Kaunitz doch zu Paris zwei Jahre lang in eigener Perſon heimlich und mit ſolcher Geſchicklichkeit daran, bis es ihm durch die begünſtigte Maitreſſe Ludwigs XV., Marquiſe von Pompadour, endlich gelang, ſeinen Plan durchzuſetzen; es blieb aber dieſes Unternehmen doch nicht ſo geheim, als daß der König von Preußen die Abſichten deſſelben nicht bemerkt haben ſollte, der daher, ſo bald er auch Oeſterreichs Unterhandlungen mit Rußland erfuhr, ſich durch die Verbindung mit England ſicher zu ſtellen ſuchte. Eine Folge davon war, daß, weil Frankreich und England wegen des Gränzſtreites über Acadien oder Neu-Schottland und der nordamerikaniſchen Beſitzungen in einen offenbaren Krieg

geriethen, dadurch auch ihre Bundesgenoſſen mit hinein gezogen wurden, ſo daß man die Streitigkeiten in Deutſchland zu entſcheiden ſuchte. So wie demnach auf der Seite Englands Preußen kämpfte, eben ſo war auf der Seite Frankreichs Oeſterreich, wo Kaunitz auch zugleich eine Spekulation auf die Wiedereroberung Schleſiens machte.

Der Seekrieg zwiſchen England und Frankreich wurde mit großem Glück für das erſtere geführt, deſſen Seemacht **263** Kriegsſchiffe betrug, die Fregatten, die Bombardier-Galioten und Brander mit eingerechnet. Frankreich hatte nur etwa **35** königliche Schiffe und gleichwohl Colonien zu vertheidigen und einen Seehandel zu beſchützen, folglich viel zu fürchten. Schon dachten die Engländer auf die Eroberung von Canada, und ſetzten ihre Ehre darein, Frankreich ſeine Beſitzungen in Nordamerika zu entreißen. Ihre Colonie zu Neu-England übernahm auf eigene Koſten eine Kriegsrüſtung wider die Inſel Cap-Breton, die zum Stockfiſchfang beſonders gut gelegen iſt. Vier Kriegsſchiffe, die der Hof zu London abſandte, waren, verbunden mit den Kräften der Colonie, zur Erreichung des Zweckes hinlänglich. Ludwigsburg vertheidigte ſich faſt zwei Monate, ob es ſchon an Kriegsvorrath gebrach; endlich mußte es ſich ergeben. Reich beladene Schiffe kamen in den Hafen, ohne an eine Gefahr zu denken, und fielen den Fremden in die Hände; ein abermaliger Verluſt von **25** Millionen (**1746**). Anderwärts hatte man in einem einzigen ungefähren Kampfe zwei Kriegs- und **30** Kaufmannsſchiffe verloren. Anſon, Vice-Admiral, gewann das Seetreffen bei Finisterre; in demſelben Jahre, **1747**, der Admiral Hawke ein zweites und die franzöſiſche Marine war bis auf ein einziges Schiff zuſammen geſchmolzen.

Die indiſche Compagnie hatte Kriegsſchiffe und Truppen. Sie führte Krieg, und zwar mit Glück. La Bourdonnaie, Commandant auf der Inſel Bourbon, übernahm es, Madras

auf der Küſte von Coromandel zu belagern. Dies war die bedeutendſte Niederlage der Engländer. Nachdem er eines ihrer Geſchwader überwunden und auseinander gejagt hatte, zwang er die Stadt zur Uebergabe. Er ward mit den Einwohnern zu Madras um ein Löſegeld von mehr als neun Millionen franzöſiſchen Geldes einig (**1746**). Du Plaix, General-Statthalter zu Pondichery, mißbilligte dieſe Capitulation, brach ſie, zerſtörte einen Theil von Madras, ruinirte die Colonien, und verlor die Früchte der Eroberung. Er ließ von dem Rathe zu Pondichery heftige Klagſchriften wider einen Mann unterzeichnen, der ſo eben einen nützlichen Dienſt geleiſtet und ſeine Pflicht rühmlich erfüllt hatte. La Bourdonnaie kam nach Frankreich zurück, ward in die Baſtille geſetzt, blieb daſelbſt länger als drei Jahre, wurde endlich für unſchuldig erklärt, und ſtarb an einer Krankheit, die er in dem Gefängniſſe bekommen hatte. Machte ſich du Plaix durch ſeine Ungerechtigkeit gegen einen Mitbewerber an Ruhm, der ſeine Erkenntlichkeit verdiente, verhaßt: ſo verdiente er anderweitig, wegen ſeiner Talente und Mühſeligkeiten, die Hochſchätzung der Nation. Er hatte die Ehre, im Jahre **1748** Pondichery zu retten, welches der engliſche Admiral Boscawen zu Waſſer und zu Lande belagerte. Er miſchte ſich in die bürgerlichen Kriege der Nabobs, Vaſallen des Groß-Moguls, Tyrannen, die einander bekriegten, wie ehemals die Vaſallen der Könige in Europa unter der Feudal-Regierung. Er gewann daſelbſt Provinzen. Nach dem Aachener Frieden beſtand er einen Krieg wider die Engländer, die Feinde der Nabobs, die er aus Staatsklugheit in Schutz nahm. Aber ſo viel Glanz und Macht endigte ſich mit nichts als Ungnade. Eine vermeſſene Unternehmung gegen Maduras ſtürzte ihn ohne Rettung. Ueberwunden von den Engländern, zurückberufen nach Frankreich (**1753**), gerieth er in Prozeß mit der indiſchen Compagnie wegen der Trümmer ſeiner Reichthümer, und der Gram tödtete ihn.

Der ſiebenjährige Krieg.

Schon **1753** hatte der König von Preußen durch einen Zufall und durch die Verrätherei eines ſächſiſchen Cabinets-Canzliſten die Entdeckung gemacht, daß die Höfe zu Wien, St. Petersburg und Dresden ſchon **1746**, ſogleich nach dem Dresdener Frieden, ein gegen ihn gerichtetes Bündniß und, auf den Fall eines Krieges, einen eventuellen Theilungs-Tractat über ſeine Staaten geſchloſſen hätten. Aus dieſen Entdeckungen und aus den churſächſiſchen Depeſchen, von denen er ſeit **1753** bis **1756** poſttäglich Abſchriften erhielt, ſchloß er, daß die Miniſter dieſer drei Höfe nur daran arbeiteten, dieſen Krieg einzuleiten. Geheime und wahrſcheinliche Nachrichten ließen ihn im Juni **1756** glauben, der Augenblick ſey gekommen, in welchem die drei Höfe ihren gegen ihn entworfenen Plan auszuführen Willens wären, und der Angriff werde zu Anfang des Jahres **1757** geſchehen. Die Rüſtungen in den öſterreichiſchen Staaten und in Rußland entſprachen dieſer Erwartung. Um aber vor Ergreifung der Waffen kein Mittel unverſucht zu laſſen, ließ er die Kaiſerin durch ſeinen Geſandten drei Mal um Erklärung darüber bitten. Allein als er nichts als trockene, lakoniſche und unbefriedigende Antworten bekam, ſo glaubte er, daß er den wirklichen Einbruch ſeiner Feinde nicht abwarten, ſondern ihnen durch einen Einfall in Sachſen und Böhmen zuvorkommen müßte. Er ließ den Grafen von Herzberg insgeheim nach Sansſouci kommen, übergab ihm die Depeſchen des ſächſiſchen Hofes, um daraus einen Auszug zu machen, der die Abſichten des Wiener und Dresdener Hofes und die Nothwendigkeit, worin der König war, ihnen zuvor zu kommen, darſtellte, und welcher allen Höfen mitgetheilt wurde. Darauf rückte ein preußiſches Heer von etwa **70** Bataillonen und **80** Schwadronen

in drei Corps, deren mittelſtes der König ſelbſt anführte, in Sachſen ein, nachdem er zuvor durch ſeinen Geſandten, den Herrn von Malzahn, dem Dresdener Hofe die Gründe angezeigt hatte, die ihn nöthigten, ſein Heer nach Sachſen und von da weiter nach Böhmen zu führen. Der König von Polen bezog mit ſeinen churſächſiſchen Truppen, die nach Einigen **15,000**, nach Andern **16** bis **17,000** Mann ausmachten, ein Lager bei Pirna an der Elbe. Man hatte den König von Polen überredet, daß er hier unüberwindlich ſeyn würde. Und in der That war vielleicht keine zum ſichern Zufluchtsorte vortheilhaftere Stellung zu denken. Der rechte Flügel des ſächſiſchen Heeres ſtieß an die Feſtung Sonnenſtein, der linke an den Königſtein. Die Fronte war unerſteiglich. Die Natur ſelbſt hat in dieſer ſeltſamen Gegend eine Art von Feſtungen gebildet. Die ſteilen und hohen Felſen, welche ſie einſchließen, ſind an einigen Orten, mit großen Fichten bewachſen, von welchen die Sachſen ſtarke Verhaue gemacht hatten. Hinter Pirna und Sonnenſtein fließt die Elbe zwiſchen unerſteiglichen Felſen. Gleichwohl vergaß man es, daß es noch einen mächtigeren Feind als das überlegene preußiſche Heer gab, den Hunger. Zwar hatte man viel Proviant in das Lager geſchafft, aber in der Eile es bei weitem nicht hinreichend und auf lange Zeit verſorgen können. Und in dem Plane Friedrichs **II.**, der, wenn er in Böhmen eindrang, die Sachſen nicht im Rücken laſſen durfte, war es, ſie durch Hunger zu zwingen. Unterdeſſen kam der König von Preußen zu Dresden an, das, von allen Truppen entblößt, ihm die Thore öffnete, und von den Seinigen beſetzt ward. Er bemächtigte ſich der Kriegsgeräthſchaften, der Caſſen und des Archivs. Aus letzterm erhielt er nun all die Original-Depeſchen der öſterreichiſchen und ſächſiſchen Miniſter, wovon er längſt die Abſchriften hatte. Jene Originalſchriften ſandte er nun ſeinem Miniſter zu, und aus denſelben entwarf Herzberg das berühmte

Memoire raisonné, worin die eventuellen Kriegs- und Theilungsplane unwiderſprechlich erwieſen wurden. Unterdeſſen verſuchte der König noch ein Mal den Weg der Güte und der Unterhandlung mit Sachſen, und erklärte ſich bereit, die Neutralität, die der König von Polen anbot, anzunehmen, wenn derſelbe ſeine ſächſiſchen Truppen auseinander gehen laſſen wollte. Dieſes Begehren ward abgeſchlagen. Nun richtete der König von Preußen ſeine Sorge darauf, die Sachſen eingeſchloſſen zu halten, und ſie durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Dieß gelang vollkommen nach ſeinem Wunſche. Noch vor Ausgang des Septembers waren ſie in den kläglichſten Zuſtand verſetzt, und litten an Allem Mangel.

Bemüht, in Böhmen einzudringen, hatte der König von Preußen ein anſehnliches Corps, anfänglich unter dem Befehl des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig, nachmals aber unter dem Feldmarſchall Keith, abgeſchickt, um ſeine Stellung bei Johannisdorf in Böhmen zu nehmen. Der Feldmarſchall Schwerin erhielt Befehl, ſich Königgrätz gegenüber zu zeigen. Dadurch mußten die Oeſterreicher genöthigt werden, ihre Macht zu theilen, wenn ſie Sachſen befreien wollten, und dann waren ihre Bemühungen dem Könige von Preußen weniger gefährlich.

Die Kaiſerin hatte, vielleicht um ihre Abſichten zu verdecken, anfangs keine beträchtliche Armee in Böhmen zuſammen gezogen. Sobald ſie aber von den Bewegungen der Preußen Nachricht erhielt, gab ſie Befehl, ihre in dieſer Provinz ſtehenden Truppen in zwei Lager zuſammen zu ziehen. Das kleinſte commandirte der Fürſt Piccolomini bei Königgrätz gegen den Feldmarſchall Schwerin; das größte bei Kollin der Feldmarſchall Brown. Dieſer hatte Befehl, ſo bald als möglich zum Entſatze der Sachſen zu marſchiren.

Er kam den 1. October zu Lowoſitz an. Friedrich ließ einen Theil des Heeres zur Einſchließung der Sachſen zurück und

ging ihm ſogleich entgegen, allein ſein Heer war noch nicht halb ſo ſtark als das öſterreichiſche. Brown hatte eine ſehr vortheilhafte Stellung genommen, doch dabei verſäumt, einige Anhöhen zu beſetzen, die nun die Preußen einnahmen. Die Oeſterreicher wollten ſie am 1. October daraus vertreiben, und die Preußen konnten nur mit der höchſten Anſtrengung Widerſtand leiſten, weil ſie bald ihr Pulver verſchoſſen hatten. Dennoch behaupteten ſie ſich, trieben die Oeſterreicher mit Kolbenſchlägen zurück, verfolgten ſie und ſteckten die Stadt Lowoſitz in Brand. Dadurch wurde der Sieg entſchieden und Brown trat um drei Uhr Nachmittags ſeinen Rückzug an. Die Zahl der Todten und Verwundeten war ungefähr gleich, von jeder Seite etwa 3000 Mann. Friedrich konnte die Oeſterreicher nicht verfolgen, da ſie noch immer doppelt ſo viel Mannſchaft hatten, als er, und auch ſchnell die Brücke über die Eger abbrachen; doch hatte er den Zweck der Schlacht völlig erreicht, denn die Entſetzung der Sachſen war fehl geſchlagen. In Wien wurde dennoch ein Siegesfeſt gefeiert. Die Sachſen hatten unterdeſſen unbeſchreiblich durch Hunger gelitten und waren von den Preußen immer enger eingeſchloſſen worden. Auguſt hatte ſich auf den Königſtein zurückgezogen. Von da aus gebot er dem Grafen Rutowski, die Preußen anzugreifen; den Sachſen fehlte es aber an Pulver und Kanonen, ſie hatten ſeit drei Tagen nichts gegeſſen und waren unter freiem Himmel vor Kälte beinahe erſtarrt. Nun befahl Auguſt dem Kriegsrath, zu entſcheiden, ob das Heer ſich ergeben, oder den Tod durch Hunger oder durchs Schwert leiden ſollte, und am Ende wurde der Antrag zur Uebergabe gemacht. 14,000 Mann mußten das Gewehr ſtrecken und im preußiſchen Heere Dienſte nehmen. Die Officiere wurden entlaſſen, mit der Bedingung, nicht gegen die Preußen zu dienen. Die Sachſen blieben in zehn Regimenter vereinigt, erhielten preußiſche Officiere und ſollten nun preußiſche Dienſte

thun; doch ſie verjagten oder tödteten die Officiere, plünderten die Geldkaſſen, und gingen nach Polen oder unter die Franzoſen. Weiter wurde in dieſem Jahre nichts von Bedeutung gethan. Ein preußiſches Heer war zwar in Böhmen eingerückt und lebte da auf Koſten des Feindes; doch der Widerſtand der Sachſen hatte den König zu lange aufgehalten, als daß er noch etwas Wichtiges hätte unternehmen können. Ohne dieſen würde er ganz Böhmen erobert haben, da es den öſterreichiſchen Heeren noch an allem Nothwendigen fehlte. Die Sachſen hatten durch ihr Unglück Oeſterreich einen weſentlichen Dienſt geleiſtet. Zum Dank dafür wurden ſie in Wien verſpottet, obgleich ihre Ausdauer und Anhänglichkeit nur Lob verdiente.

Die Vortheile, die Friedrich durch ſein raſches Verfahren über ſeine Feinde erlangt hatte, machten dieſe nur noch begieriger auf ſeinen Untergang, und ſie entwarfen einen vollſtändigen Theilungsplan ſeiner Länder. Rußland ſollte das Königreich Preußen, Schweden das Herzogthum Pommern, Oeſterreich Schleſien, Sachſen das Herzogthum Magdeburg, Frankreich die weſtphäliſchen Provinzen erhalten, doch ſollte aus Mitleid, und wenn er ſich zur rechten Zeit demüthigte, dem König Friedrich das Churfürſtenthum Brandenburg gelaſſen werden, wo nicht, ſo wollte man ihn abſetzen, die Churmark verheeren und dann ſeinen Erben übergeben. Der erſte Schritt, der dazu gethan wurde, war eine Anklage bei dem Reichstage zu Regensburg gegen den König als Reichsfriedensſtörer, worauf er denn als ſolcher von dem deutſchen Reiche bekriegt werden ſollte. Die Vorladung wurde dem preußiſchen Geſandten von Plotho durch einen kaiſerlichen Notarius, Dr. April, überbracht; der Geſandte aber ließ den Notar zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter werfen. Wie lächerlich auch der Reichstag hierdurch wurde, ſo gelang es dem Hauſe Oeſterreich doch, durch eine Stimmenmehrheit den Reichskrieg gegen Preußen

erklären und ein Reichsheer von 120,000 Mann zuſammen bringen zu laſſen. Nachdem es dahin gekommen war, und Schweden, von Frankreich aufgereizt, auch den Krieg gegen Preußen erklärt hatte, da ſchonte Friedrich Sachſen auch nicht länger, ſondern behandelte es völlig als ein erobertes Land. Er ließ daraus Truppen zur Ergänzung ſeines Heeres ausheben, und verwandte die Landeseinkünfte ganz zu ſeinem Nutzen.

Da die verbündeten Mächte 700,000 Mann ins Feld rücken ließen, denen Friedrich aufs höchſte 260,000 entgegen ſtellen konnte, ſo nahm er ſich vor, ſeine Feinde einzeln zu ſchlagen, ehe ſie ihn vereinigt überfallen könnten. Der nächſte und gefährlichſte Gegner war Oeſterreich, deſſen Feldherr, Brown, Böhmen mit vier beſonderen Heeren zu decken ſuchte. Friedrich theilte ſein Heer gleichfalls in vier Abtheilungen, welche durch Sachſen und Schleſien in Böhmen einrückten und ſogleich mehrere beträchtliche Magazine eroberten. Der Graf Königsegg ſtand mit 28,000 Oeſterreichern bei Reichenberg in einem ſo ſtark befeſtigten Lager, daß es einer Feſtung glich. Der Herzog von Bevern, dem er durch ſeine Stellung den Weg verlegte, griff ihn am 16. April mit 16,000 Mann an und zwang ihn, nach fünfſtündigem Kampfe und einem Verluſte von 1,800 Mann, zu fliehen. Der König vereinigte ſich am 6. Mai mit der Heeresabtheilung des Feldmarſchalls Schwerin. Bei ſeinem Uebergange über die Mulde hätte das große öſterreichiſche Heer, welches in der Nähe ſtand, ihn aufreiben können; glücklicherweiſe erfuhr es nichts von ſeinem Anrücken und die Vereinigung ging um fünf Uhr Morgens vor ſich. Die Feldherren wollten die ermüdeten Soldaten ruhen laſſen, der König wußte aber, daß das große öſterreichiſche Heer, welches ohnehin ſchon 76,000 Mann ſtark war, noch eine Verſtärkung erhalten ſollte; darum befahl er um 9 Uhr Morgens den Angriff. Die Oeſterreicher wurden auf ihrem rechten Flügel durch moraſtige

Teiche gedeckt, die Preußen mußten bis an die Knie im Schlamme waten; doch als ſie ſich aus dem Moraſte herausgearbeitet hatten, da ſtürzten ſie mit gefälltem Bajonett auf die Feinde los. Aber ein furchtbares Kartätſchenfeuer empfing ſie und ſtreckte ſie reihenweiſe zu Boden. Immer neue Linien rückten an, und wurden von dem entſetzlichen Feuer der Feinde niedergeſchmettert. Sie mußten weichen; auch der Reuterei wollte es nicht beſſer gelingen. Zwar hatte ſie die erſte Linie der Oeſterreicher ſchon geworfen, da fiel aber ihr Anführer, Prinz von Schönaich. Nun entſtand Verwirrung, und Reuterei und Fußvolk floh. Da warf ſich Ziethen mit zehn Schwadronen Dragonern den Fliehenden, die über ſchmale Dämme mußten, entgegen. Schon konnte aber auch er dem Andrange der Flüchtlinge nicht widerſtehen, als ihm glücklicherweiſe **20** Schwadronen Huſaren zu Hülfe eilten. Jetzt brachte er die Fliehenden zum Stehen, ging mit den friſchen Truppen auf die Oeſterreicher los, die Geſchlagenen folgten ihm und bald wurde der Feind zum Weichen gezwungen. Was Ziethen bei der Reuterei, das wirkte der **70**jährige Held Schwerin bei dem Fußvolke. Er holte neue Regimenter herbei, ſtieg vom Pferde, ergriff eine Fahne und drang vor mit den Worten: „Mir nach, wer kein Feiger iſt!" Aber nur wenige Schritte hatte er gethan, da warfen ihn vier Kartätſchenkugeln zu Boden. Er ſank von der Fahne bedeckt. Sein Tod entflammte die Preußen zur Rache. Mehrere Generale, unter ihnen des Königs Bruder, Heinrich, ſprangen von den Pferden, und führten die Regimenter zu Fuß an. Mit unwiderſtehlicher Gewalt drang die Heldenſchaar in den Feind, der nun zum Weichen gezwungen wurde. Noch ſtand aber der feindliche linke Flügel. Dieſen griff Prinz Ferdinand von Braunſchweig an, machte eine Oeffnung in denſelben, in die Friedrich ſogleich eindrang, und dadurch das öſterreichiſche Heer in zwei Theile theilte. Der kleinſte floh mit dem Verluſte des ganzen

Lagers nach Beneſchau, der größere von **40,000** Mann warf ſich nach Prag. Der angeſchwollene Fluß verhinderte eine preußiſche Heeresabtheilung, die jenſeits ſtand, den Oeſterreichern in den Rücken zu fallen; hätte dies geſchehen können, ſo würde kein Mann entkommen ſeyn. Die Oeſterreicher verloren in der Schlacht bei Prag **19,000** Todte und Verwundete und **5000** geriethen in Gefangenſchaft. Die Preußen hatten **16,500** Todte und Verwundete, und **1500** waren gleich anfangs gefangen worden. Noch büßten die Oeſterreicher **60** Kanonen, ihre Kriegskaſſe, ihr Gepäck und viele Feldzeichen ein; nur Schwerins Tod verbitterte die Siegesfreude.

Friedrichs Ruhm erſcholl wegen dieſes Sieges durch ganz Europa; ſeine Feinde zitterten und mehrere derſelben dachten ſchon auf Friedensvorſchläge. Fiel auch noch Prag in ſeine Hände, und dieſes konnte ihm kaum entgehen, ſo gelangte er auch ohne Widerſtand nach Wien. Die Prinzen Carl von Lothringen, von Sachſen, von Zweibrücken und von Modena, **40,000** Flüchtlinge, **10,000** Mann alter Beſatzung und **80,000** Einwohner waren in der Stadt eingeſchloſſen, die nun bald beſchoſſen und in die höchſte Bedrängniß verſetzt wurde. Schon lagen **900** Häuſer in Trümmer, ſchon wütheten Hunger und Krankheiten, und rafften eine Menge Menſchen hin; da erbot ſich Prinz Carl zur Uebergabe und bedingte ſich nur freien Abzug. Dieſen Vorſchlag verwarf aber Friedrich und beſtand auf Gefangenſchaft. Da nahete Daun, der die Flüchtlinge geſammelt und einige Heeresabtheilungen an ſich gezogen und ſein Heer auf **60,000** Mann gebracht hatte. Er wollte das kleine vom Herzog von Bevern befehligte Heer umzingeln und gefangen nehmen. Ziethen aber, der ſich dabei befand, zog es durch ſeine Kriegskunſt ſchnell aus der Falle. Friedrich jedoch mußte fürchten, von Daun umſtellt zu werden und zwiſchen zwei Feuer zu kommen. Er ließ alſo **12,000** Mann zur Belagerung von

Prag zurück und ging den Oeſterreichern mit 32,000 Mann bis Kollin entgegen. Das feindliche Heer, mehr als doppelt ſo ſtark, hatte eine vortreffliche Stellung. Das hinderte Friedrich nicht, es am 18. Juni anzugreifen. Der Feind focht mit der größten Tapferkeit; dennoch brachte Ziethen und Hülſen den linken Flügel zum Weichen, und ſchon hatte Daun den Befehl zum Rückzuge gegeben, als der preußiſche General Mannſtein dem Befehl des Königs zuwider die Schlachtlinie verließ, um einige zerſtreute Kroatenhaufen anzugreifen. Dadurch zerrüttete er den ganzen Schlachtplan des Königs. Die Oeſterreicher benutzten die Verwirrung und wurden von den rachedürſtenden Sachſen auf's kräftigſte unterſtützt. Die Preußen geriethen unter die Kartätſchen der Oeſterreicher, wurden reihenweiſe hingeſtreckt, und die Schlacht ging verloren. Prinz Moritz von Deſſau war eben im Begriff, Siegesſchüſſe thun zu laſſen, als er den Befehl zum Rückzug erhielt. Die Oeſterreicher wollten ihn verfolgen, doch ihr Feldherr hielt ſie zurück, denn ſelbſt geſchlagen ſchienen ihm die Preußen noch furchtbar. Der preußiſche Verluſt belief ſich auf 14,000 Mann, doch wurden alle Kanonen bis auf 16, die aus Mangel an Pferden zurückgelaſſen werden mußten, gerettet. Die Oeſterreicher hatten 9000 Todte und Verwundete, die Sachſen etwa 3000.

Friedrich war geſchlagen, aber nicht überwunden, denn ſein Muth war ihm geblieben und ſeine wackern Preußen eilten, ihm Hülfsmittel darzubringen, damit er wieder ſeinen Feinden furchtbar entgegen treten konnte.

Friedrich mußte nun die Belagerung von Prag aufheben. Er zog mit klingendem Spiel ab und die Feinde, denen ihr Sieg etwas Neues war, ließen ihn ungehindert ziehen.

Nach der Schlacht von Kollin wollten die übrigen Feinde Preußens ſich auch Kriegsruhm erwerben. Der Feldmarſchall Apraxin fiel mit 100,000 Mann Ruſſen und großen Schaaren

Tartaren, Kalmucken und Koſaken in das Königreich Preußen ein, und drang bis gegen Wohlau vor. Seine ungezügelten Horden verübten unmenſchliche Grauſamkeiten. Der Feldmarſchall Lewald konnte nur **24,000** Mann zuſammen bringen, dennoch griff er am **30.** Auguſt das große ruſſiſche Heer bei Groß-Jägerndorf an. Der großen Ueberzahl ungeachtet, wurde der eine Flügel der Ruſſen geworfen, als unglücklicher Weiſe, durch den Dampf mehrerer brennenden Dörfer getäuſcht, Preußen auf Preußen feuerten und ſo eine augenblickliche Verwirrung hervorbrachten, welche die vier Mal ſtärkeren Ruſſen benutzten, ſie zu überflügeln. Dennoch wurde das preußiſche Heer eigentlich nicht geſchlagen, ſondern zog ſich nach einem zehnſtündigen Gefechte in der größten Ordnung zurück. Auch die Ruſſen traten gleich nach Beendigung der Schlacht den Rückzug an. Sie hatten **7000**, die Preußen **1400** Mann verloren. Der Rückzug der Ruſſen geſchah ſo ſchnell, daß **80** Kanonen, **15,000** Kranke und vieles Kriegsgeräthe in die Hände der Preußen fielen. Auf ihrem Rückzuge machten ſie aber das Land beinahe völlig zur Wüſte. Sie ließen **10,000** Mann Beſatzung in Memel und gingen über die preußiſche Gränze zurück, da der Großfürſt Peter, ein warmer Verehrer Friedrichs, ihr weiteres Vordringen für den Augenblick zu verhindern wußte.

Mittlerweile waren auch **22,000** Schweden in Stralſund gelandet, um Preußen vernichten zu helfen. Sie hätten gerne Stettin überrumpelt, doch mißlang ihre Abſicht aus Mangel an Kriegsbedürfniſſen; darum beſchränkten ſich ihre Heldenthaten auch nur auf das Plündern des preußiſchen Gebietes. Von welchem Geiſte dieſe Helden beſeelt waren, davon zeugt folgender Vorfall. Einige Hundert Schweden hatten ſich in einem Gebüſche der Uckermark verborgen, um das platte Land zu brandſchatzen. Fünf preußiſche Poſtknechte, die wohl nicht wiſſen mochten, daß der Feinde ſo viele waren, verkleideten ſich des Abends als Huſaren,

und ſchoſſen mit Piſtolen ins Gebüſch. Nun nahmen die Schweden Reißaus, liefen bis nach Prenzlau, und verbreiteten dort einen ſolchen Schrecken, daß das ganze ſchwediſche Heer aufbrach, und die Uckermark verließ. Im October aber kam der alte Feldmarſchall Lewald mit 10,000 Mann herbei, und trieb die Schweden ohne Schwertſtreich vor ſich her. Sie flohen nach Stralſund, doch dieſe ſtarke Feſtung ſchien ihnen noch nicht ſicher genug, ſie ſetzten nach Rügen über, und überließen den Preußen 3000 Gefangene. Von einer andern Seite drohte aber dem Könige von Preußen eine größere Gefahr. Der König von Frankreich hatte, durch ſeine beſtochenen Hofleute und durch ſeine Maitreſſe Pompadour beſtürmt, im Frühjahr 1767 an 100,000 Mann gegen Friedrich ins Feld rücken laſſen. 18,000 Hannoveraner, 12,000 Heſſen und 6000 Braunſchweiger waren Alles, was ihnen entgegen geſtellt werden konnte. Friedrich wollte dieſem Heere 15,000 Mann und ſeinen tüchtigen Feldherrn Schmettau beigeben, wenn das Heer an den Rhein rücken und ſich dem Uebergange der Franzoſen widerſetzen würde. Dagegen ſetzten ſich aber die hannöviſchen Miniſter und beſtanden darauf, nur die Weſer zu beſetzen. Um das Unglück noch zu vollenden, übernahm der Sohn des Königs von England, der Herzog von Cumberland, den Heeresbefehl. Er ließ ſogleich ein großes Kriegsmagazin in die Hände der Feinde fallen, lief am 26. Juni aus der Schlacht bei Haſtenbeck, die von den Deutſchen beinahe ſchon gewonnen war, davon, ließ ſich bei Bremervörde von den Franzoſen einſchließen, und ſetzte dann ſeinen vielen Mißgriffen durch den Vertrag von Kloſter Seeven am 8. September die Krone auf. Nach dieſem Vertrage ſollte Hannover geſchont werden, dagegen ſollten alle Deutſchen, die unter des Herzogs Befehl geſtanden hatten, während des ganzen Krieges nicht mehr gegen die Franzoſen fechten. Glücklicherweiſe wurde dieſer Vertrag von allen Theilen verworfen; doch

Friedrichs weſtphäliſche Provinzen waren in der Gewalt der Franzoſen, die nun Anſtalten machten, ihm auch Sachſen zu entreißen. Ein Theil des franzöſiſchen Heeres unter dem Prinzen Soubiſe hatte ſich mit dem Reichsheere vereinigt, das nach der Schlacht bei Kollin vor Begierde brannte, auch Heldenthaten zu verrichten. Mit 30,000 Mann Reichstruppen vereinigten ſich eben ſo viel Franzoſen und 4000 Oeſterreicher. Sie rückten nach Gotha vor und wollten bis zur Elbe vordringen; Friedrich ließ ſein Heer von 30,000 Mann gegen die Oeſterreicher, die 90,000 Mann ſtark waren, unter dem Befehle des Herzogs von Bevern zurück, das ihnen den Eintritt nach Schleſien wehren ſollte, und zog ſelbſt mit 16,000 Mann dem vereinigten Reichs- und franzöſiſchen Heere entgegen. Er hatte ſein kleines Heer durch Abſendungen verſchiedener Abtheilungen bis auf 9500 Mann geſchwächt. Mit dieſer kleinen Schaar ſtellte er ſich dem großen Heere entgegen, und hielt es mehrere Wochen lang in Unthätigkeit, denn ſeine tapfern Feinde bezogen ein feſtes Lager bei Eiſenach, und wagten nicht, ihn anzugreifen. Als endlich am 19. September dann doch die ſämmtlichen franzöſiſchen Generale mit einer Bedeckung von 8000 Mann nach Gotha zogen, um ſich daſelbſt mit einem Gaſtmahle, das der Herzog ihnen geben mußte, zu erquicken: da vertrieb ſie der General Seidlitz mit 1500 Mann, und verzehrte mit ſeinen Offizieren das Mahl. Während Friedrich aber hier den Feind von ſeinen Gränzen abhielt, ſchlug ſich der öſterreichiſche General Haddik mit 7000 Mann durch die preußiſchen Heere, drang bis Berlin vor und forderte 600,000 Rthlr. Brandſchatzung. Die Bürger wollten Gegenwehr leiſten, der preußiſche Befehlshaber, von Rochow, aber nahm dieſes Anerbieten nicht an, machte auch ſelbſt keine Anſtalten zur Gegenwehr und zog ſich endlich ſeiner Sicherheit wegen nach Spandau zurück. Haddik's Soldaten verübten in den Vorſtädten viele Schandthaten, getraueten ſich aber

nicht in die Stadt. In aller Eile wurden der Stadt 200,000 Rthlr. abgepreßt. Einige Stunden nach Haddik's Abzuge traf Seidlitz mit 6000 Reutern zur Rettung der Stadt ein. Haddik hatte ſich aber beeilt, fort zu kommen, und Seidlitz konnte nur noch einige Geldwagen von ihm erbeuten. Nun drangen aber die Franzoſen und Reichsvölker in Sachſen ein und trieben mit Plünderungen, Brandſchatzungen, Mord und Brand ein ſolches Unweſen, daß die Sachſen ſehnlichſt ihre menſchlicheren Feinde herbeiwünſchten, um ſie von dieſen Bundesgenoſſen zu befreien. Wie wunderlich es auch klingt, ſo iſt es doch wahr, es verbreitete ſich eine allgemeine Freude in Sachſen, als Friedrich mit einem Heer von 22,000 Mann gegen Leipzig heranrückte. Er ging am 2. November über die Saale, und ſtellte ſich bei dem Dorfe Roßbach auf; fand aber die Feinde in ſo vortheilhafter Stellung, daß er keine Schlacht mit ihnen wagen konnte, da ſie ohnehin dreimal ſtärker waren, als er. Jetzt galt es, die Feinde aus ihrer vortheilhaften Stellung heraus zu locken, und es gelang über alle Erwartung gut. Friedrich machte eine rückgängige Bewegung, während die Franzoſen ſich den Kopf zerbrachen, ob es ihnen auch Ehre bringe, einen ſo ſchwachen Feind gefangen zu nehmen. Am 5. November kam es endlich zur Schlacht. Die Franzoſen ſetzten ſich um 11 Uhr in Bewegung, um das preußiſche Heer zu umgehen. Mit Verachtung ſahen ſie auf die Preußen, die, weil ſie ſich nicht bewegten, ihrer Meinung nach aus Verzweiflung nicht ein Mal mehr einen Kampf verſuchen wollten. Friedrich ſpeiſ'te ruhig zu Mittag, ließ aber ſeine Reuterei unter Seidlitz Befehl die Feinde, die ihn einſchließen wollten, umgehen. Unerwartet fiel er ihnen in den Rücken, und ſetzte ſie in eine ſolche Beſtürzung, daß ſie gleich den Muth zur Gegenwehr verloren. Wie ein Sturmwind jagte er die franzöſiſche Reuterei aus einander. Nur zwei öſterreichiſche Regimenter hielten Stand; aber da ſie von ihren

Bundesgenoſſen verlaſſen waren, mußten ſie ihre Rettung auch in der Flucht ſuchen. Darauf ließ der Prinz Soubiſe fünf neue Regimenter vorrücken, die, ſo wie ſie ſich aufſtellten, auch gleich zerſprengt wurden.

Jetzt rückte das preußiſche Fußvolk heran, und trieb durch geſchickte Bewegungen und muſterhaftes Feuern die Franzoſen in einen dichten Haufen zuſammen, die nun, Reuterei und Fußvolk, ſich auf eine entſetzliche Weiſe verwirrten und dann in eine wilde Flucht auflöſ'ten. Die Fliehenden warfen ihre Waffen weg, ſogar ihre Torniſter, ihre Bruſtharniſche, ihre Reitſtiefel, um nur ungehindert laufen zu können. Der ganze Weg bis Erfurt war mit weggeworfenen Waffen und andern Gegenſtänden beſäet, ganze Haufen wurden von einzelnen Preußen gefangen genommen und ihrer Noth machte nur die dunkle Herbſtnacht ein Ende. Nie iſt ein Sieg leichter gewonnen worden, nie iſt eine Niederlage ſchimpflicher geweſen. Mehrere Regimenter im rechten preußiſchen Flügel kamen nicht ein Mal dazu, ihre Gewehre abzuſchießen. Prinz Ferdinand mit **10** Bataillonen mußte müßiger Zuſchauer bleiben. Die Preußen hatten **91** Todte und **274** Verwundete, **7000** Feinde wurden auf dem Schlachtfelde, und noch mehrere Tauſend auf der Flucht gefangen genommen, unter ihnen **8** Generale. Den Siegern fielen **68** Kanonen, viele Feldzeichen und eine unermeßliche Beute in die Hände. Die Flüchtigen ſprengten, wie Spreu vor dem Winde, auseinander; viele wurden von den ſächſiſchen Bauern gefangen genommen und den Preußen ausgeliefert. Der geſchlagene Held Soubiſe behielt doch den Heeresbefehl, und erhielt von Ludwig **XV.** ein Troſtſchreiben. Die Pariſer belohnten ihn dagegen mit Spottliedern und Gaſſenhauern.

Während Friedrich in Sachſen ſiegte, wurde ſeine Lage in Schleſien höchſt bedrängt. Bevern ſtand dort mit **30,000** Mann **100,000** Oeſterreichern gegenüber. Er hatte zwar eine vortheil-

hafte Stellung, jedoch verſäumt, einen nahen Berg, den Galgenberg, zu beſetzen. Nadaſti beſetzte ihn; Winterfeld, des Königs Liebling, wollte gegen Ziethens Rath die Oeſterreicher davon vertreiben, opferte aber einige tauſend Preußen und ſein eigenes Leben vergebens dabei auf. Nachdem das Bevern'ſche Heer keine Lebensmittel mehr hatte, zog es ſich bis in die Nähe von Breslau zurück. Die Oeſterreicher eroberten Schweidnitz mit großer Beute an Geld und Kriegsvorräthen und machten dort 5800 Mann gefangen. Nun wurde das preußiſche Heer von den Oeſterreichern, die ſich bei Liſſa gelagert hatten, angegriffen. Die Preußen wehrten ſich mit Löwenmuth, Ziethen warf ſogar mehrmals die Reuterei, doch 25,000 Mann konnten 80,000 nicht überwältigen, und die Preußen wurden geſchlagen. Der Herzog von Bevern gerieth in Gefangenſchaft und Breslau mußte übergeben werden, beſonders weil die Hälfte der Beſatzung, die aus Ausländern beſtand, zum Feinde überging. Mit welcher Tapferkeit die Preußen gefochten hatten, ging daraus hervor, daß die Oeſterreicher 18,000 Todte und Verwundete hatten; die Preußen verloren ungefähr 6000 Mann. Nun hielten die Oeſterreicher Schleſien für erobert und ſtellten die alten Einrichtungen wieder her. Friedrich eilte mit ſeinen ſiegreichen Truppen herbei, aber er hatte deren nur 14,000 Mann. Mit dieſen vereinigte er 15,000 des Bevern'ſchen Heeres, die ihm Ziethen zuführte, und mit dieſer geringen Streitmacht unternahm er es, den Fortſchritten von 90,000 ſiegreichen Oeſterreichern Einhalt zu thun. Prinz Carl wollte ihn mit einem Schlage vernichten und rückte ihm entgegen. Als das öſterreichiſche Heer ſich in zwei unabſehbaren Linien bei dem Dorfe Leuthen ausdehnte und die kleine, noch nicht 30,000 Mann ſtarke preußiſche Schaar erblickte, da erhoben die ſtolzen Krieger ein Gelächter und ſpotteten über die armſelige „Potsdamer Wachtparade.“ Friedrich aber führte den Feind durch ſo klug berech-

nete, als pünktlich ausgeführte Bewegungen irre. Ziethen warf ſich auf Nadaſti und brachte ihn ſo ſchnell zum Weichen, daß ſein Huſarenregiment allein 2000 Mann gefangen machte. Die feindlichen Generale geriethen durch Friedrichs ſchnelle Bewegungen in Verwirrung. Bald hier, bald dort angegriffen, wußten ſie nicht, wohin ſie Hülfe ſenden ſollten, und brachten durch widerſprechende Befehle eine ſolche Unordnung hervor, daß ſie ſich ſelbſt einander im Wege waren. Friedrich ſiegte und zertrümmerte in fünf Stunden das Waffenglück der Feinde, deſſen ſie ſich während fünf Monaten erfreuet hatten. 21,500 Gemeine, 300 Officiere, nebſt 59 Fahnen und 134 Kanonen geriethen auf dem Schlachtfelde in die Gewalt der Preußen. Getödtet und verwundet wurden 6500 und 6000 Mann gingen nach der Schlacht freiwillig zu den Siegern über. Der preußiſche Verluſt an Todten und Verwundeten betrug 2260. Nach der Schlacht ſtimmte zufällig ein preußiſcher Soldat das Lied an: „Nun danket alle Gott." Mehrere fielen ein, die Feldmuſik begleitete den Geſang, an dem das ganze Heer Theil nahm. Herzerhebender iſt wohl nie ein Danklied geſungen worden, als dieſes auf dem Schlachtfelde in der Dunkelheit der Nacht und aus freiem Antrieb von 20,000 Siegern. Der Sieg bei Leuthen wurde am 5ten December 1757 erfochten.

Die Folgen dieſes Sieges waren unbeſchreiblich groß. Prinz Carl floh, verfolgt von Ziethen und Fouquet, über die Gebirge nach Böhmen, wo er am 22. December noch mit 17,000 Mann ankam, welches der Reſt des ganzen Heeres war. Ziethen und Fouquet machten noch 9000 Gefangene und erbeuteten 3000 Wagen. Friedrich eilte, den Sieg zu benutzen, rückte vor Breslau, zwang die Stadt zur Uebergabe und machte die Beſatzung von 686 Officieren und 17,500 Gemeinen kriegsgefangen. 10 Tage ſpäter ergab ſich auch Liegnitz mit großen Vor-

räthen. Von allen ihren Eroberungen hatten die Oeſterreicher nichts mehr, als die einzige Feſtung Schweidnitz, die vor der Hand nicht erobert werden konnte, weil Friedrich ſeinem tapfern Heere Ruhe gönnen mußte.

Während dieſer Vorfälle in Sachſen und Schleſien hatte das Hauptheer der Franzoſen, unter des raubgierigen Richelieu Befehl, Hannover, Braunſchweig und Heſſen durch Raub und Plünderungen, die alles Maß überſtiegen, ausgeſogen. Herzog Ferdinand von Braunſchweig ging ihm am **26.** November von Stade aus entgegen und trieb es bis Celle zurück, woſelbſt Richelieu ein feſtes Lager bezog. Dieſer ſchlechte Heerführer wurde abberufen und durch einen noch ſchlechtern, den Grafen von Clermont, erſetzt. Der Herzog von Braunſchweig fuhr fort, die Franzoſen zurück zu drängen, die, nachdem ſie auch Hameln mit **3500** Mann verloren, von ihrem Feldherrn ſelbſt den Befehl zur Flucht erhielten. Sie leiſteten ihm darin einen ſo pünktlichen Gehorſam, daß ſie Mundvorräthe, Geſchütz, Gepäck, Kriegskaſſen und Alles, was ihren Lauf hätte erſchweren können, zurückließen und nicht eher Halt machten, bis ſie den Rhein im Rücken hatten. Nur zwei Schaaren, in Frankfurt und Hanau, unter des Herzogs Broglio Befehl, hielten ſich dieſſeits des Rheins.

Herzog Ferdinand hatte binnen ſechs Wochen Hannover, Heſſen, Braunſchweig und die preußiſch-weſtphäliſchen Provinzen befreit. Nach dieſen Siegen wünſchte Friedrich des Blutvergießens Ende, ſchrieb deßhalb eigenhändig an Maria Thereſia und bot ihr den Frieden an; doch ſie wies ſeine Anträge zurück und gab nur der Stimme der Rache Gehör.

Während deſſen beſetzte Fermor in Rußlands Namen das Königreich Preußen, und ließ zu Königsberg ſeiner Kaiſerin den Eid der Treue ſchwören. Obgleich dadurch das Schickſal des eigentlichen Preußens ſeit dieſer Zeit etwas, gegen das vorjährige

unmenſchliche Betragen der Ruſſen in demſelben, gemildert ward, ſo konnte doch Friedrich dieſe Nachgiebigkeit der preußiſchen Stände nicht vergeſſen. Er ſelbſt ſah Preußen in ſeinem Leben nicht wieder. Gegen die Ruſſen, welche die Mark und Pommern nach der Beſetzung Oſtpreußens verheert und die Stadt Küſtrin (15. Aug. 1758) verbrannt hatten, beſtand Friedrich die mörderiſche Schlacht bei Zorndorf, unweit Küſtrin in der Neumark (25. Aug. 1758), um ihr Mordbrennerhandwerk zu züchtigen; die Ruſſen verloren 19,000 an Todten und Verwundeten, die Preußen 10,000 Mann. Friedrich verfolgte den fliehenden Feind bis Landsberg, und ſchickte gegen die Schweden ein kleines Heer; er ſelbſt wandte ſich aber gegen den in Sachſen vordringenden Daun, der dieſes Land in Verbindung mit den Reichstruppen beſetzte. Friedrich lagerte ſich bei Hochkirch unweit Bautzen und erlitt durch Dauns nächtlichen Ueberfall (14. October 1758) einen empfindlichen Verluſt; doch behauptete er ſich am Morgen nach dieſer Nacht nicht weit vom Schlachtfelde, und ging darauf nach Schleſien, wo er (6. Nov.) Neiſſe entſetzte. Daun ward für dieſe Schlacht vom Pabſte Clemens XIII. mit einem geweihten Hute und Degen belohnt.

Einen weſentlichen Vortheil hatte übrigens Daun durch dieſen Ueberfall nicht, denn ob er gleich ſchrieb, daß er den König von Schleſien abgeſchnitten habe, ſo wurde er doch bald ſeinen Irrthum gewahr, denn ſchnell zog Friedrich ſeinen Bruder Heinrich mit einer Heeresabtheilung und vielem Geſchütze an ſich, ſtand ſchon zehn Tage nach der Niederlage bei Hochkirch dem öſterreichiſchen Feldherrn zu deſſen großem Schrecken im Rücken und nöthigte den General Horſch, nicht nur die Belagerung von Neiſſe aufzugeben, ſondern auch ganz Oberſchleſien zu räumen. Darauf ſuchte Daun ſich Dresdens zu bemächtigen, mußte aber unverrichteter Sache abziehen, als er hörte, daß Friedrich auf dem

Wege dahin ſey. Das Reichsheer, welches bis Leipzig vorgedrungen war, floh nach Franken.

Die Schweden, die angefangen hatten, in den Marken zu brandſchatzen, wurden durch eine preußiſche Schaar wieder bis Stralſund zurückgetrieben, und das Ruſſenheer, welches ſich mit der Belagerung von Kolberg beſchäftigt hatte, zog ſich, nachdem es dieſe Feſtung nicht hatte einnehmen können, nach Polen zurück. Kolberg wurde von dem Invalidenmajor von Heiden, einem Heldengreiſe, und **700** Invaliden vertheidigt, welche von der Bürgerſchaft mit dem rühmlichſten Muthe unterſtützt wurden.

In den Weſer- und Rheingegenden hatte Clermont den Oberbefehl der Franzoſen an Richelieu's Stelle übernommen. Er ward aber von den Verbündeten unter Ferdinand und dem Erbprinzen, dem nachmaligen Herzoge, von Braunſchweig über die Weſer und den Rhein zurück gedrängt, und bei Crefeld im preußiſchen Fürſtenthume Meurs (**23.** Jun. **1758**) geſchlagen. An Clermonts Stelle traten Contades, Broglio und Soubiſe. Die Franzoſen und Sachſen unter Broglio's Anführung beſiegten zwar den Herzog Ferdinand bei Bergen unweit Frankfurt (**13.** April **1759**); er behauptete aber die Weſer und ſchlug Contades bei Minden (**1.** Aug. **1759**), worauf ſich die Franzoſen nach Gießen zurückzogen. Im folgenden Jahre beſiegte er ſie nochmals (**31.** Jul. **1760**) bei Marburg.

Friedrich war im Anfange des Jahres **1759** zu Breslau mit der Sorge für die Ergänzung ſeiner Heere beſchäftigt, deren Beſtand er im Frühling wieder auf **142,000** Mann gebracht hatte; die feindlichen Heere, die gegen ihn kämpfen ſollten, waren etwa **100,000** Mann ſtärker, als die ſeinigen. Drei Jahre hatte der heldenmüthige König gegen die Unzahl ſeiner Feinde gekämpft und war nicht erlegen, ja er befand ſich in einer viel beſſeren Lage als ſeine Gegner. Zwar waren Preußen und die weſtphäliſchen Provinzen nicht in

ſeiner Gewalt, dagegen hatte er Sachſen und Mecklenburg beſetzt, und zog aus dieſen Ländern und aus Franken große Kriegsſteuern, die mit den Hülfsgeldern von 700,000 Pfund Sterling, die er aus England bezog, und dem Gewinn, den er durch das Ausprägen geringhaltiger Münzen ſich verſchaffte, hinreichten, die Koſten des Kriegs zu beſtreiten. Er belaſtete ſeine Unterthanen während der ganzen Kriegszeit mit keinen neuen Steuern und den Staat mit keinen neuen Schulden; ſeine Feinde konnten dagegen ohne Beides nicht beſtehen, und darum wurde ihnen auch das Kriegführen je länger, deſto beſchwerlicher. Noch immer hatte Friedrich ſeine Feldzüge mit Angriffen eröffnet; in dieſem Jahre beſchloß er, ſo lange vertheidigungsweiſe zu verfahren, bis die Feinde ihre Abſichten kund gethan hätten. Dennoch brach auf ſeinen Befehl Prinz Heinrich plötzlich in Böhmen ein, vernichtete alle Kriegs- und Mundvorräthe der Oeſterreicher in Auſſig, Lowoſitz, Leutmeritz, Budin und Saatz, nahm bei Prießnitz 2500 Oeſterreicher gefangen und kehrte dann eben ſo ſchnell, als er gekommen war, nach Sachſen zurück, um über das Reichsheer herzufallen. Er trieb es während des Mais gleichſam im Fluge vor ſich her bis zu den baieriſchen Gränzen, zerſtörte alle ſeine Magazine, trieb große Kriegsſteuern ein, nahm eine Heeresabtheilung von 3000 Mann gefangen und kehrte dann im Juni nach Sachſen zurück, um zur Unterſtützung ſeines königlichen Bruders in der Nähe zu ſeyn.

Unterdeſſen hatte Friedrich eine Truppenabtheilung nach Polen geſandt, um die großen Magazine der Ruſſen zu zerſtören. Doch da die Ruſſen ihren großen Verluſt in dem getraidereichen Lande bald wieder erſetzt hatten, ſo befahl der König dem Grafen Dohna, dem er eine Verſtärkung zugeſandt hatte, die Ruſſen, die ſich mit den Oeſterreichern vereinigen wollten, auf ihrem Zuge anzugreifen. Als Dohna aber die günſtige Gelegenheit verſäumte, da nahm ihm der König den Heeresbefehl und gab ihn

dem General Wedel. Dieſer griff die Ruſſen am 23. Juni bei Palzig an, war aber dabei ſo wenig auf Ort und Umſtände bedacht, daß er 5000 Preußen aufopferte, ohne den Ruſſen etwas anhaben zu können. Nun zogen dieſe über Kroſſen nach Frankfurt, wo ſich Laudon mit 18,000 Mann, meiſtens Reuterei, am 8. Auguſt mit ihnen vereinigte.

Friedrich übergab den Befehl über das ſchleſiſche, Daun gegenüber ſtehende Heer ſeinem Bruder Heinrich und eilte nach der Mark, um Berlin zu retten. Er zog aus Sachſen ſo viel Verſtärkungen an ſich, daß ſein Heer 40,000 Mann ſtark wurde. Die Ruſſen und Oeſterreicher zählten an 80,000. Erſtere hatten ſich zwiſchen Frankfurt und Kunersdorf verſchanzt, ihr Lager mit einer ungeheuren Menge Geſchütz befeſtigt und durch Verhaue unzugänglich gemacht; auch war ihr rechter Flügel durch die Oder, der linke durch Sümpfe und Gebüſche gedeckt. Dadurch ließ ſich Friedrich aber nicht abhalten, ſie dennoch am 12. Auguſt anzugreifen. Sein Heer hatte dabei ganz ungewöhnliche Schwierigkeiten zu überwinden, mußte durch Moräſte waten, ſchroffe Anhöhen erklettern, die Verhaue auseinander zerren, verſunkene Kanonen mit den Händen herausziehen und war ganz abgemattet, als es den Feind erreichte. Dieſer hatte unterdeß ruhig geſtanden und empfing nun die Ermüdeten mit 100 Kanonen. Dennoch drangen die Helden vorwärts, erſtiegen die Verſchanzungen mit gefälltem Bajonett und vertrieben die Ruſſen mit einem furchtbaren Gemetzel daraus. Ihr linker Flügel floh. Des Abends um ſechs Uhr hatten die Preußen 180 Kanonen erobert und mehrere Tauſend Gefangene gemacht. Eilboten gingen bereits ab, um den Sieg der Preußen zu verkündigen, als die Sache plötzlich eine andere Wendung nahm. Die Ruſſen völlig zu vernichten, ſollte Seidlitz mit ſeinen Reutern die Fliehenden verfolgen; dieſer ſtand aber auf dem linken Flügel und hatte Laudon bis dahin

in Unthätigkeit erhalten. Auf Befehl des Königs mußte er vorrücken; ſeine Gegenvorſtellungen halfen nichts. Nun erhielt Laudon freie Hand und fiel jetzt den ermüdeten Preußen in den Rücken. Dadurch erhielten die Ruſſen wieder Luft. Die Preußen kamen zwiſchen zwei Feuer, und ob ſie ſich gleich mit einer alle Vorſtellung übertreffenden Tapferkeit wehrten, ſo wurden ſie doch in Verwirrung gebracht und gänzlich geſchlagen.

Hätten die Sieger es verſtanden, ihren Sieg beſſer zu benutzen, ſo wäre das preußiſche Heer aufgerieben worden, und der Krieg beendigt geweſen. Vergebens hatte Friedrich ſich den größten Gefahren bloß geſtellt. Zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erſchoſſen; ſeine Kleider waren von Kugeln durchlöchert; er ſelbſt hatte eine, wiewohl leichte Wunde erhalten: ein goldenes Etui, welches er in der Taſche hatte, fing die Kugel auf, und rettete ihm das Leben. Er war einer der Letzten auf dem Schlachtfelde, und als er ſich zurückziehen wollte, ſah er ſich in einem Hohlwege plötzlich von mehreren Tauſend Feinden umringt. Nun gab er ſich verloren. „Es iſt Alles hin!“ rief er aus. „Nein,“ antwortete ihm der Major von Prittwitz, „noch habe ich **100** Huſaren, und ſo lange wir einen Arm bewegen können, ergeben wir uns nicht.“ Er hieb den König glücklich durch; ein Avancement und Landgüter von **300,000** Thaler an Werth lohnten dieſe Heldenthat. Der preußiſche Verluſt, der größte während des ganzen Krieges, betrug **8000** Todte, **15,000** Verwundete und **3000** Gefangene; die Oeſterreicher und Ruſſen aber hatten auch **24,000** Todte und Verwundete. In dieſer unglücklichen Schlacht fand auch der edle deutſche Dichter Kleiſt den Heldentod. Friedrich ſchlief die Nacht nach dieſer Niederlage in einer zerſtörten Bauernhütte auf der bloßen Erde. Beim Erwachen fand er von ſeinem Heere noch **5000** Mann bei ſich. Jetzt zeigte aber dieſer bewundernswürdige Fürſt, daß auch das größte Unglück unfähig ſey, ſeinen Muth zu beugen. Schon am

Tag nach der Schlacht ging er über die Oder, zog alle Flüchtlinge an ſich und den General Wunſch, rief den General Kleiſt aus Pommern mit **5000** Mann zu ſich, ließ Geſchütz aus Berlin und Küſtrin kommen und ſtand in kurzem dem Feind wieder mit einem wohlgerüſteten Heer von **28,000** Mann gegenüber. Daun drang nun in den ruſſiſchen Feldherrn Soltikow, die Preußen wieder anzugreifen. Dieſer ſagte aber, er habe zwei Mal geſiegt und dabei **27,000** Mann verloren, nun möchten es die Oeſterreicher eben ſo machen; es wäre nicht billig, daß die Ruſſen Alles allein thun ſollten. Zwei Mal noch ließ Soltikow ſich zwar von ſeinem Vorhaben, nach Polen zurückzugehen, abhalten; als er aber die ihm von den Oeſterreichern verſprochenen Mundvorräthe nicht erhielt, da zog er ſich nach Polen zurück, und bezeichnete ſeinen Rückzug durch **12** brennende Dörfer und die zuſammengeſchoſſene Stadt Gurau. Dieſe unmenſchliche Verwüſtung entſchuldigte er mit dem Befehl, den er von ſeiner Kaiſerin erhalten hatte, den preußiſchen Unterthanen nichts übrig zu laſſen, als Luft und Erde. Vor ſeinem Abzug hatte er noch verſucht, erſt Glogau, dann Breslau zu erobern, war aber jedes Mal dem Könige Friedrich begegnet und gezwungen worden, ſein Vorhaben aufzugeben. Empfindlicher beinahe als die Schlacht bei Kunersdorf war dem König der Verluſt von Dresden. Der Befehlshaber, Graf von Schmettau, hatte dieſe ſchon lange belagerte Stadt bis dahin rühmlich vertheidigt; als er aber den Verluſt von Kunersdorf erfuhr, glaubte er, auf keinen Entſatz rechnen zu dürfen, daher wollte er dem Könige wenigſtens die in Dresden befindliche Kriegskaſſe von fünf Millionen Thalern retten und übergab die Stadt gegen einen freien Abzug. Eben als er aus Dresden abzog, langte General Wunſch mit dem Entſatze an, der einige Stunden früher die Uebergabe verhindert haben würde.

Dresdens Verluſt war die letzte der Widerwärtigkeiten noch

nicht, wodurch des Heldenkönigs Kraft geprüft werden ſollte. Verſchiedene kleine Heeresabtheilungen unter Wunſch und Fink hatten mehrere kühne Unternehmungen im Angeſichte des öſterreichiſchen Heers ausgeführt. Daun, der nun 70,000 Mann beiſammen hatte, war darüber aufgebracht und wollte den Prinzen Heinrich, der ſich mit Wunſch vereinigt hatte, umzingeln und gefangen nehmen, welcher ihm aber durch künſtliche Bewegungen entging. Dagegen gelang es ihm, den General Fink, der 13,000 Mann commandirte, bei dem Dorfe Maxen mit 40,000 Mann ſo einzuſchließen, daß er ſich ihm am 21. November gefangen geben mußte. Mit dieſer Heeresabtheilung fielen zugleich 71 Kanonen und eine Menge Feldzeichen den Feinden in die Hände. Noch wurde der General Dierke, der wegen des ſtarken Eisganges nicht über die Elbe hatte kommen können, mit 1400 Mann aufgehoben. Friedrich ging, obgleich von Podagra gequält, nach Sachſen und ließ einen Theil ſeines Heeres während des Winters im Lager ſtehen. Die Oeſterreicher thaten daſſelbe und beide Theile ſollen durch Hunger und Froſt mehr Menſchen verloren haben, als wenn ſie die blutigſte Schlacht mit einander geſchlagen hätten.

Mit dem Anfang des Jahres 1760 war Friedrichs Lage höchſt gefährlich, denn ſeine Heere waren beinahe bis auf ein Drittheil geſchmolzen, ſeine ſiegestrunkenen Feinde dagegen ſtärker gerüſtet, als je. Er war alſo genöthigt, alle ſeine Hülfsquellen zu erſchöpfen, um ihnen Widerſtand zu leiſten. Sachſen litt dabei unausſprechlich; es mußte große Summen baaren Geldes und eine ungeheure Menge Getreide und Schlachtvieh liefern; Soldaten wurden aus allen Theilen Deutſchlands durch Werber herbeigetrieben, und ſo brachte denn Friedrich im Frühling 1760 wieder 90,000 Mann zuſammen, die nun, größtentheils neu geworben, mit 200,000 Feinden ſich ſchlagen ſollten. Die erſten Begebenheiten in dieſem Feldzug waren höchſt niederſchlagend für Preu-

ßen. Laudon eröffnete den Krieg, indem er mit **40,000** Mann in Schleſien eindrang. Fouquet ſollte mit **13,000** Mann dieſes Land und beſonders die vier Feſtungen Glaz, Breslau, Glogau und Neiſſe ſchützen. Er ſtand bei Landshut, mußte aber auf Befehl des Königs ſeine Stellung räumen, um Breslau zu decken. Laudon umzingelte ihn mit **30,000** Mann; Fouquet wehrte ſich wie ein Löwe, doch als ein großer Theil ſeiner Krieger ſchon auf dem Kampfplatze lag, da mußte er ſich mit dem Reſte gefangen geben. Von ſeinem ganzen Heere retteten ſich nur **1500** Mann. Die Folge dieſer Niederlage war der Fall der Feſtung Glaz, nach Magdeburg die ſtärkſte des preußiſchen Staats. Der Befehlshaber, ein Italiener, übergab ſie ohne Noth. Ganz anders betrug ſich der General Tauenzien in Breslau. Er hatte nur **1000** Soldaten, auf die er ſich verlaſſen konnte, die andern **2000** waren Ausreißer oder mit Gewalt gezwungene, und **9000** in der Stadt gefangene Oeſterreicher drohten mit Aufruhr. Dennoch verweigerte er ſtandhaft die Uebergabe. Nachdem Laudon einige Tage die Stadt beſchoſſen hatte, zog er ab, weil Prinz Heinrich mit **30,000** Mann herannahte. Soltikow ſtand nur eine Meile von Prinz Heinrich entfernt mit **75,000** Mann, wagte es aber nicht, ihn anzugreifen oder ſich mit den Oeſterreichern zu vereinigen.

Unterdeſſen machte Friedrich einen Verſuch, Dresden wieder zu erobern. Um dieſen auszuführen, mußte er Daun, der mit ſeinem ganzen Heer davorſtand, weglocken, und daher machte er eine Scheinbewegung, als ob er nach Schleſien ziehen wollte. Daun brach eilig auf, um ihm zuvorzukommen. Nun wandte ſich Friedrich plötzlich und ging vor Dresden, während Daun ihn überliſtet zu haben glaubte. Friedrich trieb das Reichsheer von Dresden weg und fing die Stadt, die er vergebens zur Uebergabe aufgefordert hatte, zu beſchießen an. Aber Daun kehrte zurück, und warf von der andern Seite ſtets neue Schaaren in die Stadt.

Von Dresden, das Friedrich durch ein zerſtörendes Bombardement (14 — 29. Juli 1760) zur Uebergabe zwingen wollte, wandte er ſich nach Schleſien, weil Daun Breslau belagerte. Hier ſchlug er (15. Auguſt 1760) den thätigen Laudon bei Liegnitz, bevor noch Daun an dem Kampfe dieſes Tages Antheil nehmen konnte. Zwar brandſchatzten die Ruſſen und Oeſterreicher unter Tottleben und Lascy (October 1760) Berlin; ſie erwarteten aber nicht ein Mal Friedrichs Ankunft aus Schleſien, der darauf nach Sachſen ging, und ſich durch die entſcheidende Schlacht bei Torgau (3. Nov. 1760) Winterquartiere in dieſem Lande erkämpfte.

Das öſterreichiſche Heer, unter Dauns Befehl, hatte bei Torgau eine feſte Stellung genommen und war, wie gewöhnlich, beinahe doppelt ſo ſtark, als das preußiſche. Die Oeſterreicher wollten in Sachſen, die Ruſſen in Pommern, Schleſien und der Mark Brandenburg Winterquartiere halten; gelangten ſie dazu, ſo war Friedrich von Berlin, ſo wie von allen ſeinen Hülfsquellen abgeſchnitten, konnte alſo ſein Heer weder verpflegen, noch ergänzen; daher mußte er Alles daran ſetzen, um das öſterreichiſche Heer aus ſeiner Stellung zu vertreiben. Er entwarf einen meiſterhaften Schlachtplan, der aber ſehr ſchwierig auszuführen war, und gab am 3. November Befehl zur Schlacht. Durch ein fernes Schießen getäuſcht, in der Meinung, Ziethen, der von der andern Seite den Feind angreifen ſollte, habe den Kampf begonnen, griff der König zu früh an und noch ehe er von ſeinem Geſchütz und von ſeiner Reuterei unterſtützt werden konnte. Daun hatte die angreifbare Seite des Lagers mit 400 Kanonen umſtellt und die angreifenden Preußen wurden reihenweiſe niedergeſtreckt. Neue Reihen rückten vor und wurden gleich den erſten niedergeſchmettert, und ein dritter Angriff hatte keinen beſſern Erfolg. Schon fingen die Preußen zu weichen an und die Oeſterreicher verließen die Höhen von Süp=

tiz, um ſie zu verfolgen. Die Letzteren beſetzten indeſſen die Höhen wieder, wurden wieder verdrängt, behaupteten ſich endlich durch ihre Reuterei und die Nacht that dem Kampfe Einhalt. Die Preußen waren erſchöpft, und Daun ſandte Siegesboten nach Wien. Da langte Ziethen an, der bei ſeinem Vorrücken durch mancherlei Hinderniſſe aufgehalten worden war. Nun begann ein neuer Angriff. Die Preußen hatten mit den größten Hinderniſſen zu kämpfen, mußten die ſteilſten Höhen erklettern, mit den Händen ihre Kanonen herauf ziehen und den Feinden in ihren faſt unangreifbaren Verſchanzungen das Geſchütz entreißen; ſie überwanden alle Schwierigkeiten und der ſchwer verwundete Daun mußte Abends nach neun Uhr den Rückzug anordnen. Die Verwirrung war auf beiden Seiten unbeſchreiblich. Anfangs wußte Keiner, wer Sieger oder wer Beſiegter war. Häufig ſchoſſen Oeſterreicher auf Oeſterreicher und Preußen auf Preußen. Als ſich die Oeſterreicher zum Rückzuge entſchloſſen, fanden ſie keinen Weg in der Dunkelheit und richteten ſich bloß nach dem Rauſchen der Elbe. Ganze Bataillone kamen von ihrem Heere ab und geriethen in preußiſche Gefangenſchaft. Die Oeſterreicher hatten 12,000 Mann Todte und Verwundete und büßten noch auf dem Schlachtfelde 8000 Gefangene ein; ſpäter wurde noch eine große Menge von ihnen gefangen, auch verloren ſie 50 Kanonen. Aber auch die Preußen hatten 10,000 Todte und Verwundete und 4000 Mann waren verſprengt oder in Abhänge gefallen. Die Folge dieſes Sieges war, daß ſich die Oeſterreicher hinter Dresden, die Ruſſen nach Polen zurückziehen mußten. Friedrich aber wählte ſeine Winterquartiere in Leipzig. Durch alle ungeheuren Anſtrengungen hatten die Feinde am Ende des Jahres nichts gewonnen, als die Feſtung Glaz.

So glücklich auch Friedrich bis dahin dem Andrange ſeiner Feinde widerſtanden hatte, ſo waren doch nun beinahe alle ſeine

Hülfsquellen erſchöpft. In dieſer Lage war der Tod ſeines Bundesgenoſſen, des Königs Georg **II.** von England (**23.** October **1760**), ein ſchmerzlicher Verluſt für ihn, denn ſeit dieſer Zeit gingen unter Bute's Miniſterium keine engliſchen Hülfsgelder mehr nach Preußen. Dagegen zog der franzöſiſche Miniſter Choiſeul durch den von ihm bewirkten bourbon'ſchen Familienvertrag (**15.** Auguſt **1761**) Spanien in den Seekrieg gegen England, das aber wieder an Portugal einen treuen Verbündeten erwarb.

Das Jahr **1761** verfloß zwar ohne eine bedeutende Schlacht, aber Friedrichs Lage war in demſelben gefährlicher als je, und ſeinen Feinden ſchien es nunmehr gelingen zu wollen, den bis dahin unüberwindlichen Helden doch endlich zu überwältigen. Den härteſten Schlag erhielt er dadurch, daß ihm der neue König von Großbritannien, Georg **III.**, geleitet durch ſeinen unwürdigen Günſtling, Lord Bute, die bis dahin gegebenen Hülfsgelder entzog, obgleich das engliſche Volk ſie ihm durchaus noch bewilligen wollte. Dieſen herben Verluſt ſuchte er, ſo gut es ging, durch Kriegsſteuern in Sachſen zu erſetzen. Er ging nach Schleſien, um die Vereinigung der Ruſſen und Oeſterreicher zu hindern. Dieſes gelang ihm zwar zwei Monate lang; als aber ſein Feldherr Golz, den er den Ruſſen entgegen geſandt hatte, um ſie zu ſchlagen, erkrankte und ſtarb, da gelang endlich die Vereinigung. Friedrich ſtand nun mit **48,000** Mann in dem Lager von Bunzelwitz, von **130,000** Feinden umgeben, und nur der Rücken blieb ihm frei. Eine Schlacht konnte hier nichts helfen, denn ſelbſt der Sieg gewährte ihm keinen Nutzen, da die Feinde zu ſtark waren. Der König verwandelte ſein Lager in eine Feſtung und ließ ſeine Krieger auch des Nachts unter dem Gewehre, da er ſtündlich einen Angriff befürchtete. Er ſelbſt ſchlief auf der Erde. Das Heer hatte bloß Brod und Waſſer im Ueberfluß, ſonſt fehlte es an Allem. Friedrich ſelbſt verlor alle Hoffnung

eines glücklichen Ausgangs und glaubte, daß nur der Heldentod ſein Befreier werden könne. Sein treuer Ziethen verwies ihn aber auf den Beiſtand der Vorſehung, und ſie half. Nachdem der König 20 Tage eingeſchloſſen geweſen war, zwang der Mangel an Lebensmitteln ſeine Feinde, ſich zurückzuziehen. Den Ruſſen ward beſonders dieſer Mangel unerträglich und als ſie hörten, daß der preußiſche General Platen mit einer kleinen Heerſchaar in ihrem Rücken ihre Magazine bedrohte, da zogen ſie ſich zurück, und ließen bloß 20,000 Mann gegen die Preußen ſtehen. Platen hatte doch drei Magazine zerſtört und 5000 Wagen mit Vorräthen erbeutet. Nun rückte Friedrich einige Meilen weiter, bis gegen Münſterberg, um ſein Heer beſſer zu verpflegen. Dieſen Abzug benutzte Laudon, um die Feſtung Schweidnitz zu überrumpeln. Der Befehlshaber, General Zaſtrow, zwar ein tapferer, aber dem Genuſſe zu ſehr ergebener Mann, hatte die nöthigen Vorſichtsmaßregeln vernachläſſigt; gefangene Oeſterreicher benutzten dies, und mit ihrer Hülfe fiel dieſe Feſtung in die Hände der Feinde. Friedrich wollte nun den Oeſterreichern eine Schlacht liefern, um ſie aus Schleſien zu vertreiben, doch gelang es ihm nicht, ſie aus ihrem feſten Lager zu locken. Um dieſe Zeit gerieth König Friedrich in die ſchrecklichſte Gefahr, ſeinen Feinden durch den ſchändlichſten Verrath in die Hände zu fallen. Er bewohnte damals ein Haus unfern Strehlen, welches nahe am Walde lag, und nur von 30 Mann bewacht wurde; da machte ein ſchleſiſcher Freiherr, von Warkotſch, der Güter in der Nähe beſaß und den der König mit Wohlthaten überhäuft hatte, den ehrloſen Plan, ihn durch die Oeſterreicher aufheben und entführen oder ermorden zu laſſen. Dieſer ſchändliche Anſchlag, der am 30. November ausgeführt werden ſollte, wurde glücklicherweiſe durch den Jäger Kappel, der die Briefe des Warkotſch an einen katholiſchen Pfarrer beſorgen mußte, entdeckt. Der Verräther entfloh, und ſeine Güter wurden

eingezogen; er ſtarb arm und verachtet in Ungarn. Kappel erhielt zum Lohne das einträgliche Forſtamt in Oranienburg.

Im December endlich belagerten die Ruſſen zum dritten Mal und jetzt mit 27,000 Mann und 40 Kriegsſchiffen Kolberg. Der Oberſt Heiden wies auch jetzt wieder mehrere Aufforderungen zurück, ſchlug drei Stürme ſiegreich ab, mußte aber endlich aus Mangel an Lebensmitteln die Feſtung übergeben. Der preußiſche Huſarenoberſt Belling ſtand mit 1500 Huſaren und zwei Bataillonen Fußvolk dem ſchwediſchen Heere von 20,000 Mann gegenüber und hielt es glücklich ab von der preußiſchen Gränze.

Nunmehr hielten Friedrichs Feinde ſeinen Untergang für ſo gewiß, daß Maria Thereſia ſchon 20,000 Mann von ihrem Heere zu entlaſſen befahl. Doch als der Heldenkönig bereits ſeinen Widerwärtigkeiten unterliegen zu wollen ſchien, da ereignete ſich ein Vorfall, der auf einmal ſeiner Lage eine glückliche Wendung gab. Friedrichs erbittertſte Feindin, Eliſabeth von Rußland, war am 5. Januar 1762 geſtorben und ihr Nachfolger, Peter III., der Friedrich über Alles hochſchätzte und ſeine Thaten bewunderte, rief ſogleich ſeine Krieger von dem öſterreichiſchen Heere ab, räumte Kolberg und zwang die Schweden, mit Preußen Frieden zu ſchließen. Schon war (Juni 1762) ein Bündniß zwiſchen Peter und Friedrich abgeſchloſſen, als die Entthronung des erſtern und die Thronbeſteigung der Kaiſerin Catharina (9. Juli 1762) dieſes Bündniß wieder aufhob und Rußland zur Neutralität in dem fernern Gange des Krieges zurückkehrte. Noch ſiegte (21. Juli 1762) Friedrich über Daun in Schleſien, und Prinz Heinrich bei Freiberg (29. Oct. 1763), worauf endlich der Frieden zu Verſailles (10. Feb. 1762) den Seekrieg beendigte und der Frieden zu Hubertsburg (15. Februar 1763) das europäiſche Feſtland beruhigte. Zwar ward dieſer Frieden auf den vorigen Beſitzſtand abgeſchloſſen, allein Friedrich trat

mit einem Glanze aus dieſem ſiebenjährigen Kriege hervor, der ihm für die Zukunft einen entſchiedenen Einfluß auf die europäiſchen und deutſchen Staatsangelegenheiten ſicherte.

Europa bis zum Ausbruch der franzöſiſchen Revolution.

Durch den Hubertsburger Friedensſchluß das Eroberungsziel erreicht, hatte Friedrich ſeinen Staat nicht nur mit den erworbenen ſchleſiſchen Fürſtenthümern bereichert, ſondern ihn auch durch das ihm zugefallene Preußiſch-Polen (Weſtpreußen) bedeutend erweitert, und nun war es ihm vergönnt, die Ruhe und Wohlfahrt ſeines Landes und Volkes herzuſtellen und Alles, was nur einem zufriedenen Leben erſprießlich ſeyn konnte, in Flor zu bringen. Mit eifriger Sorgfalt beförderte er die Bevölkerung durch willige Aufnahme fremder Einwanderer; die Künſte, Wiſſenſchaften, Gewerbe und ſtrenge Ausübung der Rechtspflege blüheten unter ſeiner Fürſorge und ſeine Unterthanen lebten höchſt glücklich unter ſeinem Schutze und ſeiner Regentſchaft. Auch hatte ſein unermüdetes, redliche Klugheit und ſtrenge Gerechtigkeit bewährendes Streben ihm die günſtigſte Meinung bei allen europäiſchen Staaten und Völkern geſichert. Durch vernünftige Sparſamkeit verbeſſerte er den Zuſtand der Finanzen und hinterließ einen ungemein bedeutenden Schatz an Geld und Einkünften. Zum Nutzen dieſer Staatseinnahmen kaufte er (1763) die ſehr einträgliche Porzellanfabrik zu Berlin.

Außer dieſem Ankaufe errichtete er daſelbſt zum Nutzen der Kriegskunſt 1766 die Militärſchule, 1768 entſtand daſelbſt zur Belebung des Handels, des Bergwerks- und Hüttendepartements die Aſſecuranzcompagnie, die Wechſel- und Leihbank; 1769 ließ er

FRIEDRICH DES GROSSEN TOD.

das neue Schloß bei Potsdam (Sanssouci) vollenden; in den folgenden Jahren wurden noch mehrere sehr wichtige Anſtalten und 1777 die Bibliothek zu Berlin errichtet. Aus allen dieſen Einrichtungen laſſen ſich die rechtlichſten und uneigennützigſten Abſichten des großen Monarchen erkennen, und ſolche herrliche Verdienſte bildeten den koſtbaren Schmuck, der die Zierde ſeines weiſen Hauptes war. Geliebt und geehrt von Allen, die ihn kannten und von ihm gehört haben, ſtarb Friedrich der Große am 17. Auguſt 1786 auf ſeinem Schloſſe Sansſouci im 75ſten Jahre ſeines Alters und im 17. ſeiner weiſen Regierung.

Des großen Fürſten würdig wurde ſeine ſterbliche Hülle in der Garniſonskirche zu Potsdam beigeſetzt.

Ihm folgte ſein Neffe, Friedrich Wilhelm II., geboren 1744, auf den Thron; unter ihm wurde das von Friedrich dem Großen begonnene allgemeine Landrecht vollendet. Von ſeinem Muthe gab er ſchon bei Friedrichs II. Regierungszeit den ſicherſten Beweis und ſeine Theilnahme an den Kriegsbegebenheiten in den Niederlanden, der Türkei und Polen, von welchem letztern ihm Theile zur Vergrößerung ſeines Staates zufielen, die unter dem Namen Südpreußen bekannt ſind, die vollkommenſte Beſtätigung.

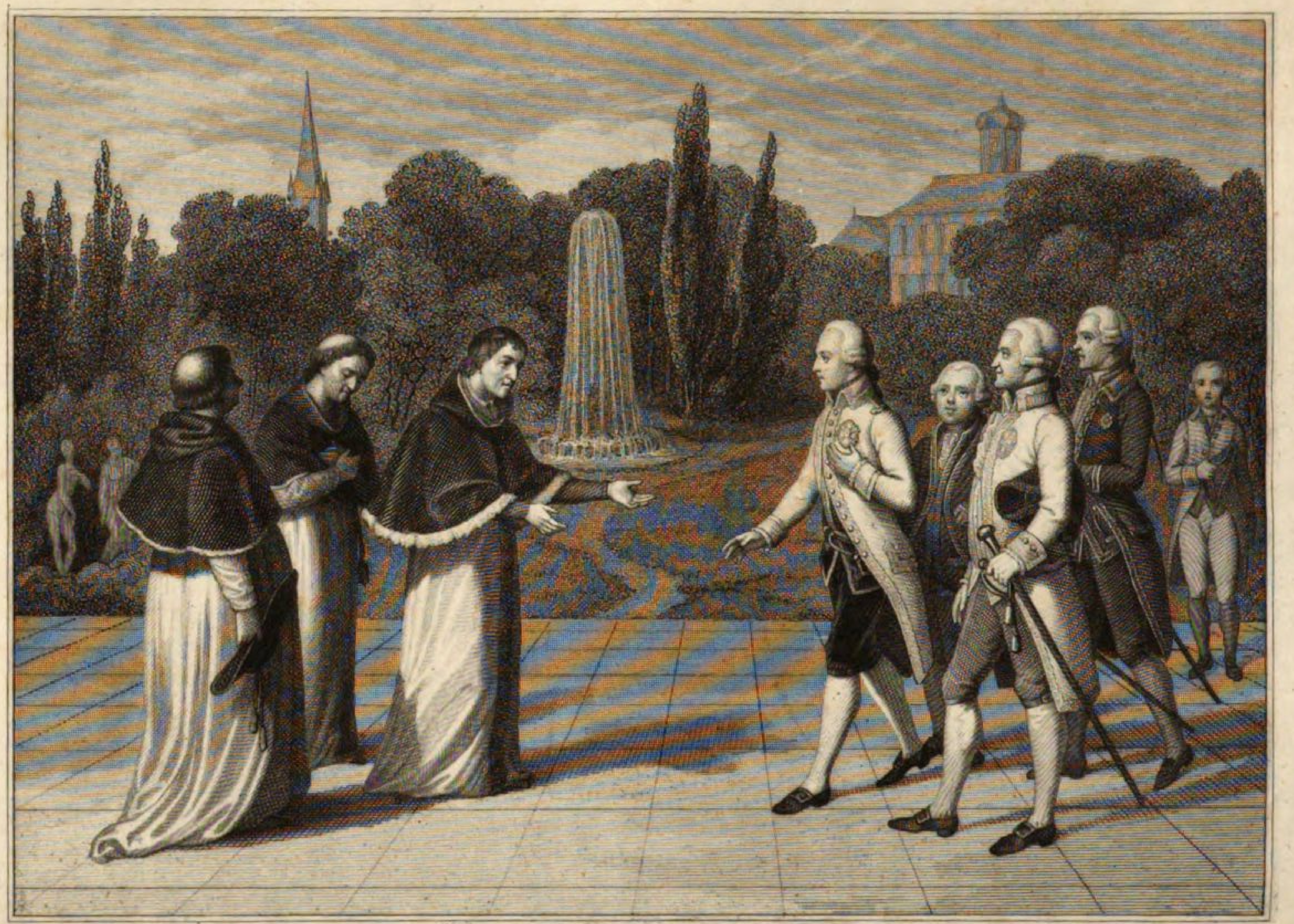
Joſeph II., deutſcher Kaiſer.

Der Hubertsburger Frieden machte, daß Kaiſer Franz die Beförderung der Wahl ſeines älteſten Prinzen Joſephs zum römiſchen König, die er ſchon 1750 beabſichtigt hatte, deſto glücklicher durchſetzte, weil die churbrandenburgiſche Stimme in einem geheimen Friedensartikel dazu ſchon bedungen war. Auf ſolche Art ward nach geſchehener Einladung zum Wahlkonvent nach Frankfurt und feſtgeſetzter Wahlcapitulation der Erzherzog Joſeph

den 27. März 1764 zum römiſchen König und künftigen Kaiſer gewählt, und, nachdem er die Wahlkapitulation beſchworen hatte, den 3. April mit gewöhnlicher Feierlichkeit gekrönt. Da ohne einen eigenen im Lande wohnenden Regenten, der ſeine Einnahmen an die Unterthanen zurückfließen ließ, Toskana ſich nicht erholen konnte, ſo hatte Kaiſer Franz bereits den 14. Juni 1763 zum Vortheile ſeines zweiten Prinzen Peter Leopold und für deſſen männliche Nachkommen in Betreff dieſes Landes dahin verfügt: daß es nie mit der öſterreichiſchen Monarchie unter einem Regenten vereinigt werden ſollte. Dieſer Einrichtung gab Joſeph als erſtgeborner Prinz ſeine Zuſtimmung und beſtätigte ſie den 12. Januar 1765 eidlich in Gegenwart der Staats- und Conferenzminiſter. Es war dieſes die letzte ſeiner Verfügungen, denn bald darnach ſtarb Franz während ſeines Aufenthalts zu Inſpruck an einem Schlagfluſſe, den 18. Juli deſſelben Jahres, im 57ſten ſeines Alters, der kaiſerlichen Regierung aber im 20ſten. Joſeph II., der erſtgeborne Prinz des Kaiſers Franz, aus dem herzoglichen Hauſe von Lothringen und der Maria Thereſia, der letzten Tochter von Habsburg, wurde den 13. März 1741 geboren. Nach dem Tode ſeines Vaters nahm ihn ſeine Mutter zwar zum Mitregenten auf, er erhielt aber damit in der erbländiſchen Regierung nicht mehr Gewalt, als dieſer; denn Alles hing von dem Willen der verwittweten Kaiſerin ab, nur das Militär in der Folge ausgenommen. Joſeph II. wandte nun ſeine ganze Thätigkeit für das das allgemeine Beſte an, und zog die ganze Aufmerkſamkeit des Reichs deſto mehr auf ſich, weil er gleich nach angetretener Regierung einen höchſt rühmlichen Eifer für eine gerade durchgehende Handhabung der Gerechtigkeitspflege zeigte. Die erſte Wirkung davon erfuhr der Reichshofrath, welchem er in einem Dekrete vom 3. April 1676 verſchiedene Gebrechen und Mißbräuche bemerklich machte und dabei auf eine reine und ſchleunige Rechtspflege mit

Ernſt drang, zugleich aber auch auf eine Abkürzung und deutlichere Einkleidung der Berichte antrug, die gewöhnlich mit unnöthiger Weitläuftigkeit und in einer unverſtändlichen Schreibart abgefaßt waren. Allein was ihm die größte Mühe koſtete, und wobei er verſchiedene Hinderniſſe beſeitigen mußte, war die außerordentliche Kammergerichts-Viſitation, die endlich unter ſeinem großen Juſtizeifer wirklich zu Stande kam. Während der Regierung Maria Thereſia's meiſtens mit militäriſcher Verfaſſung beſchäftigt, beſuchte Kaiſer Joſeph **II.** **1769** Friedrich **II.** in ſeinem Lager bei Neiſſe, wo er für den Fall eines zwiſchen Frankreich und England ausbrechenden Krieges zur Erhaltung der Neutralität in Deutſchland einen förmlichen Tractat ſchloß. Drei Jahre darnach bekam er einen Gegenbeſuch von dieſem König in dem Lager bei Mähriſch-Neuſtadt, wo beide ſich über das Schickſal von Polen beſprachen und worauf die erſten Theilungen dieſes Königreiches erfolgten. Im Jahre **1777** brach zwar wegen der Anſprüche auf die baieriſche Erbſchaft nach dem Tode des Churfürſten Maximilian Joſephs zwiſchen dem mit Sachſen verbundenen Preußen und Oeſterreich der Krieg aus, wurde aber zwei Jahre darnach unter der Vermittlung Rußlands und Frankreichs, in dem zu Teſchen geſchloſſenen Friedensvertrage wieder beigelegt, wodurch Oeſterreich ein beträchtlicher Theil von Unterbaiern eingeräumt wurde. Bald darauf ſtarb Maria Thereſia, den **29.** Januar **1780**, im **64**ſten Jahre ihres Alters und im **40**ſten ihrer erbländiſchen Regierung. Nach ihr übernahm nun Kaiſer Joſeph **II.** auch die Regierung der öſterreichiſchen Staaten. Seine Bemerkungen, die er auf ſeinen öfteren Reiſen über Verfaſſungen gemacht hatte, ſcheinen ihn auf den Entſchluß gebracht zu haben, alles Gute aus denſelben in ſeine Staaten zu übertragen. Lange waren die Plane dazu ſchon entworfen, und nun war er erſt in Stand geſetzt, ſie auszuführen. Er zeigte ſich außerordentlich bemüht, allen ſeinen Unterthanen Menſchen- und

Bürgerrechte, Freiheit und Aufklärung zu geben, durch Duldſamkeit ihre Anzahl zu vermehren, durch Benutzung aller Kräfte ſeiner Länder in kurzer Zeit andere Staaten einzuholen, deren Aufklärung einige Schritte vorausgethan hatte, und bald die öſterreichiſche Monarchie zu einer Macht und zu einem Wohlſtande zu erheben, wie ſie ſolche noch nie beſaß. Er ließ ſich bei ſeinen vorzunehmenden Verbeſſerungen durch keine Beſtätigung alter Rechte und Freiheiten der Länder hindern, zeigte gegen Verträge und ſelbſt gegen kirchliche, auch noch ſo alte Verordnungen eine ſolche Feſtigkeit in Durchſetzung ſeiner vorgenommenen Plane, daß er Gegenvorſtellungen nicht ein Mal annahm, und ſich auch nicht durch die mündliche Unterredung des Pabſtes Pius **VI.**, der ihn deßhalb **1782** zu Wien beſuchte, irre machen ließ. Um das ungehindert thun zu können, was er für das Wohl ſeiner Staaten am zuträglichſten hielt, hieß er die Biſchöfe in ſeinen Staaten mit einer ganz unbeſchränkten Gerichtsbarkeit in geiſtlichen Sachen vorſchreiten, hob allen Zuſammenhang der Ordensleute mit ihren auswärtigen Ordensgeneralen und allmählig **624** Klöſter, worin bei **20,000** Mönche und Nonnen lebten, auf, machte aus ihrem Vermögen eine ſogenannte Religionskaſſe zu andern geiſtlichen Anſtalten, und ſah eben ſo wenig auf die Diöceſanrechte der deutſchen Erzbiſchöfe, als er das ganze Land Oeſterreich ob der Ens, nebſt dem Inn-Viertel von der Paſſauer Diöceſe trennte und es unter andere Biſchöfe theilte. Seinen Unterthanen neue Quellen von Thätigkeit und Reichthum öffnen zu können, wollte er dem freien Handel ſeiner Niederländer beider Indien im Jahre **1784** den Weg durch die Schelde öffnen, ſetzte ſich deßhalb über den Münſter'ſchen Frieden von **1648** hinweg, worin die Verſchließung dieſes Fluſſes den Generalſtaaten ausdrücklich vorbehalten war, weil aber dieſe auf eines ſeiner Schiffe ſchoſſen, und in dem daraus entſtandenen Krieg Frankreich ſich der Holländer annahm, ſo kam es endlich zu Fontainebleau zu einem



PAPST PIUS VI BEI JOSEPH II IN WIEN.

Frieden, worin der erwähnte Münſter'ſche Frieden zum Grunde gelegt und beſtätigt wurde. Der Kaiſer erhielt anderweitige Entſchädigung, die Schelde aber blieb, wie ehedem, auch ſo fernerhin geſchloſſen, und Joſeph II. ließ ſich dafür deſto mehr angelegen ſeyn, mit ſeiner raſtloſen Thätigkeit Oſtende immer mehr in Aufnahme zu bringen. Um unbrauchbare und ausgediente Leute aus ſeiner und in eine andere gute lebenslängliche Verſorgung zu bringen, hatte Kaiſer Joſeph II. im Jahre 1783 auf ein Mal angefangen, eine Menge der ſogenannten Panis= oder Brodbriefe für kaiſerliche Hof= oder Canzleibeamten auf unmittelbare Stifter im Reiche, beſonders im Würtembergiſchen, Badiſchen, Würzburgiſchen, Bambergiſchen, Salzburgiſchen, Hildesheim'ſchen, Paderborn'ſchen, Churhannövriſchen und Halberſtädt'ſchen, zu vertheilen, und die ſchwäbiſchen Reichsprälaten ſollten überdieß anſehnliche Abſenzgelder entrichten, weil in ihren Stiftern ſeit Jahrhunderten Paniſten möglich geweſen wären, welche aber die vorigen Kaiſer zu ernennen unterlaſſen hätten. Allein da der Kaiſer die Wichtigkeit der dagegen angeführten Gründe nicht verkennen konnte, ſo unterließ er, eine Verſorgung ſeiner Leute dieſer Art ſeinen Reichsſtiftern aufzudringen. Da Joſephs II. beſte Abſichten das Unglück hatten, ſo gerne verkannt, ja ſogar für willkürliche und an keine Verträge, Geſetze und uralte Gewohnheiten gebundene Unternehmungen angeſehen zu werden, ſo hatte er ſchon durch die Neuerung, als er in den Reichstags=Verhandlungen bei verſchiedenen Gelegenheiten anders zu Werke gehen ließ, als man es nach der bisherigen Komizialverfaſſung gewohnt war, das Mißtrauen der Reichsſtände erregt, und die Beſorgniß derſelben wuchs noch mehr, als ſie erfuhren, daß Joſeph II. in den erſten Tagen des Jahres 1785 dem Churfürſten von der Pfalz von dem Freiherrn von Lehrbach und ſodann dem Herzog von Zweibrücken als künftigen Erbfolger durch den ruſſiſchen Geſandten, Graf von Ro=

manzow, den Antrag machen ließ: daß das Haus Pfalz-Baiern dem Hauſe Oeſterreich ganz Ober- und Niederbaiern, die Oberpfalz, die Landgrafſchaft Leuchtenberg und die Fürſtenthümer Neuburg und Salzbach gänzlich abtreten möchte, wofür ihm der Kaiſer ſeine Niederlande nebſt den von der Republik Holland zu erwartenden Vortheilen, jedoch mit Ausnahme des Herzogthums Luxemburg und der Grafſchaft Namur, unter dem Titel eines Königreichs Burgund überlaſſen und dazu drei Millionen Gulden bezahlen wollte, welcher Ländertauſch unter der Garantie von Frankreich und Rußland geſchehen ſollte. Wie vortheilhaft wäre dieſer Tauſch für Oeſterreich geweſen und wie herrlich wäre es dadurch arrondirt worden! Es hätte ein ſo ſchönes, nahe gelegenes, fruchtbares, auch noch vieler Verbeſſerungen fähiges Land, von leichter Vertheidigung, mit kraftvollen und leicht zu regierenden Einwohnern, gegen ein entferntes, viel kleineres, ungleich ſchlechteres, von einem ſtörriſchen, auf ſein Recht höchſt eiferſüchtigen, ſchwer zu regierenden Volke bewohntes erhalten und wäre den ſchwächſten Theil des öſterreichiſchen Staates ſogar noch mit Gewinn losgeworden. Gewiß konnte Joſeph II. keine ſchönere und beſſere Abſicht haben, und ſchon durch Ausführung dieſes einzigen Planes würde er ſein Andenken verewigt haben. Wirklich hatte auch ſchon der Churfürſt von Pfalzbaiern zu dieſem Ländertauſche ſeine Einwilligung gegeben; allein deſto ſtandhafter widerſprach der Herzog von Zweibrücken, als nächſter Erbe von Pfalzbaiern, unter dem Beiſtand Friedrichs II., Königs von Preußen, und nahm ſeinen Widerſpruch auch bei der unmittelbaren Unterhandlung Rußlands mit ihm nicht zurück. Friedrich ſah dieſen Tauſch als eine Sache an, wodurch das ohnehin ſchon überwiegende Oeſterreich noch mehr verſtärkt, alsdann das Gleichgewicht der Macht in Deutſchland ganz verloren gehen, und ſodann ſowohl die Sicherheit als die Freiheit aller übrigen Reichsſtände bloß von

der Willkür oder Mäßigung des Erzhauſes Oeſterreich abhängen würde. Vergebens ließ Joſeph II. verſichern: daß er an einen gewaltſamen oder erzwungenen Tauſch nie gedacht hätte, und Friedrich II. beharrte darauf: daß der Frieden zu Teſchen, wovon er Contrahent und Garant war, nicht ein Mal an die Möglichkeit ſelbſt eines freiwilligen Tauſches denken laſſe. Dieſer König hatte ſchon ehedem gegen die Neuerungen dieſes Kaiſers einen Vereinigungsplan der Fürſten im Werke gehabt, und glaubte nun für ſeine und des ganzen Reiches Wohlfahrt und Sicherheit nicht weniger thun zu können, als daß er ſeinen Mitſtänden eine den Reichsgrundſätzen gemäße Verbündung antrüge, um dem Umſturz der deutſchen Verfaſſung und Freiheit entgegen zu treten, und jedes Mitglied des Reiches in dem freien und ungehinderten Genuß ſeiner Beſitzungen zu ſchützen, und theilte zu dieſem Ende den Reichsfürſten ſeinen Vorſchlag zu einem Fürſtenbunde mit. Dieſe davon abzuhalten, beklagte ſich zuerſt der Fürſt von Kaunitz in einem Circularſchreiben an alle kaiſerlich königliche Miniſter im Reiche: wie ſehr die Verläumdung von gewaltſamen Austauſchungs-, Theilungs-, Seculariſations- und anderen gefährlichen Projekten Glaube gefunden hätten, da doch der Kaiſer ſeiner vorwurfsfreien Denkungsart bewußt wäre; und Joſeph II. ſelbſt erklärte hierauf auf dem Reichstage: die Unterhandlung wegen Baiern ſey aufgehoben, und er wollte das Reichsſyſtem in allen ſeinen Theilen erhalten und nichts geſchehen laſſen, was den Reichsgrundſätzen entgegen liefe, oder einem oder dem anderen Reichsſtande läſtig ſeyn könnte. Allein das Mißtrauen gegen den Kaiſer war ſchon zu hoch geſtiegen, als daß ſich die Fürſten mehr abhalten ließen, zur künftigen Sicherheit des Reiches ihr beſchloſſenes Vorhaben durchzuſetzen. Auf ſolche Art ward zur Aufrechthaltung der deutſchen Conſtitution zu Berlin den 23. Juni 1785 der deutſche Fürſtenbund von Chur-

manzow, den Antrag machen ließ: daß das Hau
dem Hauſe Oeſterreich ganz Ober= und Niederba
pfalz, die Landgrafſchaft Leuchtenberg und die Fü
burg und Salzbach gänzlich abtreten möchte, wo
ſer ſeine Niederlande nebſt den von der Repub
wartenden Vortheilen, jedoch mit Ausnahme d
xemburg und der Grafſchaft Namur, unter
nigreichs Burgund überlaſſen und dazu drei
zahlen wollte, welcher Ländertauſch unter
reich und Rußland geſchehen ſollte.
Tauſch für Oeſterreich geweſen und
arrondirt worden! Es hätte ein
bares, auch noch vieler Verbeſ
ter Vertheidigung, mit kraft
wohnern, gegen ein entfer
von einem ſtörriſchen,
zu regierenden Volke
ſten Theil des öſ
losgeworden.
beſſere Abſicht
gen Planes
hatte auch ſ
tauſche ſein
ſprach der
baiern, u
ßen, un
terhand

[illegible] Dache zu wohnen, nöthigen wollte.
[illegible] und Profeſſoren an bis zu den Stu=
[illegible] gerathen war, und die Seminariſten
[illegible] uflauf erregt hatten, der zur Verhütung
[illegible] nſthaften Aufſtandes mit militäriſcher Macht
[illegible] ſte, ſo ließ ſich doch **Joſeph II.** in der
[illegible] lanes nicht irre machen, indem er nicht nur
[illegible] sgebräuche und Klöſter aufhob, ſondern auch
[illegible] weiter ging, um die ganze Landesregierung, die
[illegible] und die Steuern auf den nämlichen Fuß zu
[illegible] bereits in ſeinen übrigen Erbſtaaten eingeführt
[illegible] Mal dieſe reinen und menſchenfreundlichen Abſich=
[illegible] II. wollten die Brabanter erkennen, die, ein Mal
[illegible] urtheilen wider dieſen Kaiſer eingenommen, ſich nicht
[illegible] glücklich machen laſſen wollten. Indeſſen mäßigten
[illegible] ſer doch ſo weit, daß ſie keinen andern Weg als den
[illegible] vorſtellungen einſchlugen.

[illegible] Stände von Brabant übergaben den Generalgouverneu=
[illegible] Brüſſel, der Erzherzogin **Maria Chriſtiana** und ihrem
[illegible] l, Herzog **Albert** von Sachſen=Teſchen, eine Vorſtellung
[illegible] er andern, worin ſie behaupteten, daß die Studentenreform
[illegible] öwen ganz verſtümmelt, die Angriffe auf die politiſche Ver=
[illegible] ung übereilt, geſetzwidrig und gewaltthätig ſey, beriefen ſich
[illegible] ßfalls auf die vom Kaiſer beſchworne, nun aber ſo ſehr ver=
[illegible] etzte **Joyeuse Entrée** und baten um eine ſchleunige Abſtellung der Beſchwerden. Indem die Stände von Flandern und mehrere andere Provinzen eben die nämlichen Gegenvorſtellungen machten, inzwiſchen aber die Regierung einen gewiſſen **Hondt**, Kaufmann zu Brüſſel, eines Civilproceſſes wegen gefangen nach Wien abführen ließ, drangen die Brabanter wieder auf die Befolgung des **17.** Artikels der **Joyeuse Entrée**, dem zufolge Nie=

ſachſen, Churbrandenburg und Churhannover unterfertigt, welchem hierauf auch bald Braunſchweig, Gotha, Weimar, Zweibrücken, Mecklenburg, Anſpach und Baden, Heſſen-Caſſel, der Biſchof von Osnabrück, die Fürſten von Anhalt und ſogar Mainz beitraten. Schmerzte Joſeph II. ein Mißtrauen ſolcher Art, ſo war er für ſeine beſten Abſichten für die Niederländer noch weit ſchlechter belohnt, für die er doch ſo viel gethan hatte, um ihnen einen beträchtlichen Seehandel zu verſchaffen. In der Meinung, auf die Willigkeit dieſer Nation rechnen zu dürfen, fing er bei derſelben auch an, manche alte Einrichtung zu verbeſſern. Da er nun den Anfang mit Abſchaffung verſchiedener Religionsgebräuche, als: der öffentlichen Umgänge und anderer andächtigen Uebungen, machte, und die Klöſter aufzuheben anfing, ſo griff er die Niederländer von einer empfindlichen Seite an, und reizte dadurch auch die Geiſtlichen wider ſich. Noch empfindlicher war für ſie, als Joſeph II. ihre ſeit Jahrhunderten berühmte hohe Schule zu Löwen, deren Einrichtung immer den Ruhm einer muſterhaften hatte, und die bisher in den geſammten Niederlanden für einen geheiligten Sitz der Rechtgläubigkeit gehalten worden war, nun auf ein Mal ohne ihre freie Beiſtimmung umzugeſtalten anfing. Allein das Empfindlichſte für ſie war, daß man ihnen aus Wien drei Männer zuſchickte, von denen ſie glaubten, daß ſie erſt von ihrer hohen Schule Unterricht nehmen würden, die ſie aber reformirten, ſo daß in den theologiſchen Generalſeminarien die jungen Geiſtlichen nach vorgeſchriebenen, in ihren Augen neuen und höchſt anſtößigen Grundſätzen, bei welchen jeder anderen beſſeren Ueberzeugung gleichſam ein Riegel vorgeſchoben wurde, erzogen werden ſollten. Es verdroß ſie ſehr, daß Joſeph II., der ſo viele Klöſter aufgehoben hatte, und überall Zwangloſigkeit beförderte, eine ſo große Anzahl angehender Geiſtlichen, die den beſten Familien im Lande angehörten, und bisher immer ohne Zwang lebten, in den Generalſeminarien zu einer Art von

Kloſterleben und unter einem Dache zu wohnen, nöthigen wollte. Obgleich von den Geiſtlichen und Profeſſoren an bis zu den Studenten Alles in Bewegung gerathen war, und die Seminariſten ſogar einen förmlichen Auflauf erregt hatten, der zur Verhütung eines allgemeinen und ernſthaften Aufſtandes mit militäriſcher Macht unterdrückt werden mußte, ſo ließ ſich doch Joſeph II. in der Durchſetzung ſeines Planes nicht irre machen, indem er nicht nur noch mehrere Religionsgebräuche und Klöſter aufhob, ſondern auch noch einen Schritt weiter ging, um die ganze Landesregierung, die Gerichtsverfaſſung und die Steuern auf den nämlichen Fuß zu ſetzen, wie er es bereits in ſeinen übrigen Erbſtaaten eingeführt hatte. Nicht ein Mal dieſe reinen und menſchenfreundlichen Abſichten Joſephs II. wollten die Brabanter erkennen, die, ein Mal ſchon mit Vorurtheilen wider dieſen Kaiſer eingenommen, ſich nicht mit Gewalt glücklich machen laſſen wollten. Indeſſen mäßigten ſie ihren Eifer doch ſo weit, daß ſie keinen andern Weg als den der Gegenvorſtellungen einſchlugen.

Die Stände von Brabant übergaben den Generalgouverneuren zu Brüſſel, der Erzherzogin Maria Chriſtiana und ihrem Gemahl, Herzog Albert von Sachſen-Teſchen, eine Vorſtellung nach der andern, worin ſie behaupteten, daß die Studentenreform zu Löwen ganz verſtümmelt, die Angriffe auf die politiſche Verfaſſung übereilt, geſetzwidrig und gewaltthätig ſey, beriefen ſich dießfalls auf die vom Kaiſer beſchworne, nun aber ſo ſehr verletzte **Joyeuse Entrée** und baten um eine ſchleunige Abſtellung der Beſchwerden. Indem die Stände von Flandern und mehrere andere Provinzen eben die nämlichen Gegenvorſtellungen machten, inzwiſchen aber die Regierung einen gewiſſen Hondt, Kaufmann zu Brüſſel, eines Civilproceſſes wegen gefangen nach Wien abführen ließ, drangen die Brabanter wieder auf die Befolgung des 17. Artikels der **Joyeuse Entrée**, dem zufolge Nie-

mand außerhalb des Landes gerichtet werden ſollte. Allein weil die Vorſtellung nicht geachtet wurde, gerieth Alles zu einer Zeit, wo Joſeph II. auf ſeiner Reiſe nach Cherſon zur ruſſiſchen Kaiſerin begriffen war, in Aufruhr. Inzwiſchen rief der Kaiſer beide Gouverneure von Brüſſel zurück, und auf ſein Verlangen erſchien auch eine Deputation der Stände zu Wien, worauf er für nöthig fand, in Allem nachzugeben, die aufgebrochenen Truppen zurückzurufen, und die Conſtitution der Niederländer im Jahr 1787 neuerdings zu beſtätigen; er beſchuldigte aber die Regierung zu Brüſſel der Feigheit, ſchickte den Grafen von Trautmannsdorf als Interimsſtatthalter dahin, und glaubte nun Ruhe zu haben. Joſeph II. eilte aber nicht ſehr mit der Erfüllung ſeiner Verſprechen, ſo daß die Brabanter dergeſtalt mißtrauiſch wurden, daß ſie ihm die gewöhnlichen Subſidien verweigerten. Auf die erfolgte Drohung des Kaiſers, daß auch er an die gethanen Verſprechen ſich nicht weiter mehr gebunden halten werde, bequemten ſich zwar die beiden höheren Stände dazu; in Hennegau hingegen waren die Stände ſo widerſpenſtig, daß der Kaiſer ihre Verſammlungen mit militairiſcher Gewalt aufhob, und alle ihre Privilegien vernichtete. Da ihm die Einführung des Generalſeminariums ſehr am Herzen lag, glaubte er nun den Zeitpunkt erſehen zu haben, ſeine Anſtalten dazu durchzuſetzen; ließ aber in einem Reſcript, in welchem er den Brabantern Verzeihung ankündigte, deutlich merken, daß er den vorgehabten Veränderungen ihrer Verfaſſung noch nicht entſagt habe, und machte hierauf den Ständen von Brabant deßhalb förmliche Anträge, die jedoch von den Brabantern ſchlechterdings verworfen wurden. Womit Joſeph II. ſchon lange gedroht und wozu er ſich ſchon bereit gehalten hatte, das führte er nun, gegen die Billigung ſeines Bruders Leopold, und gegen den Rath ſeines Staatskanzlers Kaunitz, aus, als er den 18. Juni 1789 die **Joyeuse Entrée**, die er ſelbſt einſt feierlich beſchworen

hatte, nämlich jenes Palladium der niederländiſchen Freiheiten und Rechte, aufhob. Dieſes war gleichſam das Signal zum allgemeinen Aufſtande, und alle Provinzen, Luxemburg ausgenommen, waren einverſtanden, ſich von Oeſterreich zu trennen, ja ſogar das bisher immer der öſterreichiſchen Herrſchaft treugebliebene Limburg trat den übrigen bei. Die ſogenannten Patrioten wandten ſich in das holländiſche Brabant, hielten zu Breda eine Verſammlung, und machten auf Betrieb des Advokaten van der Noot, den **24.** Oktober **1789**, ein Manifeſt bekannt, wodurch ſich die brabantiſchen Provinzen für unabhängig erklärten. Dieß ging Kaiſer Joſeph **II.** ſehr zu Herzen, der in ſeiner Lage nicht ſäumte, in Anſehung des Generalſeminariums nachzugeben, und die **Joyeuse Entrée** in ihrer vollen Wirkſamkeit wieder herzuſtellen. Allein er hatte das Zutrauen der Niederländer unwiderbringlich verloren, und erlebte die Vereinigung nicht mehr. Vielmehr ſzogen ſich dieſe Aufrührer bewaffnet ins Brabantiſche, und waren in ihrem erſten Gefechte gegen die Oeſterreicher unter dem General Schröder zu Turnhout ſo glücklich, daß dieſe in den offenen Ort nicht eindringen konnten. Dieſer Sieg verbreitete das Feuer der Empörung von einer Stadt und von einer Provinz zur andern; die Oeſterreicher zogen immer den Kürzern, die Regierung ſelbſt mußte ſich über die Gränzen flüchten, und vergebens war die Aufhebung des Generalſeminariums, die allgemein ertheilte Amneſtie, und die Widerrufung des Edikts vom **18.** Juni, denn die Aufrührer errichteten den **24.** December neue Stände, die eine neue Conſtitution und für deren Aufrechthaltung einen ſouverainen Congreß bildeten. Zu ſeinem Leidweſen mußte Joſeph **II.** dieſe traurigen Auftritte zu einer Zeit erleben, wo er gerade mit dem Krieg gegen die Türken beſchäftigt war. Er ſtand mit Rußland im Bündniſſe, und wiewohl er nur zur Stellung einer Hülfsarmee verpflichtet war, ſo kündigte er doch den **9.** Februar **1788**

der Pforte den Krieg förmlich an, wozu die Ablehnung der angebotenen kaiſerlichen Friedensvermittlungen mit Rußland als der einzige Grund angegeben wurde. Noch nie hatte das Erzhaus Oeſterreich den Türken ein ſo furchtbares und in jeder Rückſicht wohl gerüſtetes Kriegsheer entgegengeſtellt, das jedoch, von Croatiens Gränzen bis zur Bokuwiena in einen überaus langen Kordon, in oder zwiſchen Moräſten und Wäldern aufgeſtellt, und durch das vergebens erwartete Vordringen der Ruſſen in Unthätigkeit verſetzt, eine ungewöhnliche Sterblichkeit erfuhr und großen Schaden erlitt. Joſeph II. ſelbſt führte die mittlere Armee an, eroberte aber blos die Feſtung Schabatſch, und verlor unter weitläuftigen Vorkehrungen, die zur Belagerung Belgrads gemacht wurden, den ganzen Feldzug. Von Siebenbürgen aus drang der Prinz von Coburg zwar in die Moldau ein, wo Jaſſy mehrere Male beſetzt und wieder verlaſſen wurde; Chozim aber ergab ſich erſt nach einer langen Belagerung aus Proviantmangel. Dieſer ſo ſehr ausgebreitete Kordon, der durch böſe Stellung und Krankheiten ſo viel litt, bewog den Großvezier, den 7. Juli im Banat einzubrechen, wo er allenthalben Schrecken und Verwüſtung verbreitete, und, ohne es auf eine Schlacht ankommen zu laſſen, die Kaiſerlichen zurückdrängte. Fürchterlich war der nächtliche Ueberfall bei Lugoſch, bei welchem ein allgemeiner Schrecken unter den Kaiſerlichen zugleich eine Verwirrung nach ſich zog, in der einzelne Regimenter ſogar aufeinander ſchoſſen, und den Türken eine große Beute zurückließen. Kaiſer Joſeph II. ſelbſt, der das Unglück hatte, ſich von ſeinen Truppen zu verirren, koſtete dieſer Vorfall die Geſundheit, und in der Folge ſogar das Leben. Laudon focht in Croatien mit weit glücklicherem Erfolg und eroberte mehrere Orte. Auf dieſen fiel endlich das Hauptcommando, nachdem ſowohl der Kaiſer, als bald darauf auch Haddick Unpäßlichkeit halber den Oberbefehl niedergelegt hatten. Bei Eröff-

nung des zweiten Feldzugs wurde Serbien von den Oeſterreichern eingenommen, während der Prinz von Coburg von Siebenbürgen aus in die Moldau und Wallachei eindrang, und, von Ruſſen unterſtützt, die Türken bei Fokſchan aus dem Felde ſchlug. Sobald Laudon bemerkte, daß die Hauptmacht der Türken ſich gegen die Ruſſen wende, ging er über die Sau, griff Belgrad an, und richtete, nachdem er die Vorſtädte erobert hatte, ein ſo entſetzliches Kanonenfeuer auf dieſe mit Allem wohl verſehene Feſtung, daß ſie ſich den 8. October 1789 auf Capitulation ergab. Inzwiſchen aber hatte der Prinz von Coburg, in Verbindung mit dem ruſſiſchen General Suwarow, den 22. October deſſelben Jahres über das weit ſtärkere Kriegsheer des Großveziers bei Martineſtie einen merkwürdigen und einen der herrlichſten Siege erfochten, wobei 5000 Türken auf dem Schlachtfelde blieben, und Tags darauf noch andere 2000, die ſich in den Wald geflüchtet hatten, getödtet wurden. Kaiſer Joſeph II. erhielt dieſe beiden frohen Nachrichten zu Wien, wo er ſchon eine Zeit her an der Lungenſucht krank war, und wo ihm auch noch die Ungarn ſeine letzten Tage verbitterten. Dieſe hatte es ſchon ſeit dem Antritte ſeiner Regierung verdroſſen, daß er ſich nicht krönen und überdieß die bei ihnen immerhin ſo heilig aufbewahrte ungariſche Krone zu ſich nach Wien in Verwahrung bringen ließ. Schon daraus fingen ſie an, auf nachtheilige Folgen für ihre Rechte und Freiheiten zu ſchließen, und glaubten ſich nicht zu irren, als Joſeph II. auch bei ihnen mehr Ordnung und Einfachheit einzuführen ſuchte, dabei aber ihr Vorurtheil für die Nationalſprache zu wenig ſchonte, indem er mit ſeinem neuen Regierungsſyſtem überhaupt den Gebrauch der deutſchen Sprache gebot, und ihnen dadurch zu ſehr ins Herz griff. Die Unzufriedenheit nahm bei ihnen noch mehr zu, als er ſeit dem Jahre 1787 an einer gleicheren Vertheilung der ehemaligen Grundſteuer in ſeinen Erbſtaaten arbeitete, und daher mit unglaublicher Mühe

und ſchweren Koſten auch ganz Ungarn und Siebenbürgen ausmeſſen, beſchreiben und den Ertrag beſtimmen ließ, worauf den 1. Januar 1789 ein neuer Steuerfuß eingeführt wurde, nach welchem jeder Unterthan von 100 des Grundertrags 70 zum freien Genuß haben und das Uebrige an Landesabgaben entrichten ſollte, in die ſich der Regent und die Ortsobrigkeit theilten.

Wenn auch in manchen Gegenden die Grundherrſchaft dabei etwas verlor, ſo gewannen dafür ſeine meiſten Unterthanen dadurch eben ſo, wie durch alle ſeine übrigen Einrichtungen, durch die Ermunterung des Bergbaues, Verbeſſerung der Landſtraßen, Gubernialeinrichtung, Aufhebung der Leibeigenſchaft, neue Schulordnung, neue Geſetzbücher u. ſ. w. Indeſſen brachte doch alles dieſes die für ihre Landesverfaſſung, als ein ererbtes Heiligthum, höchſt wachſamen Ungarn ſo unverſöhnlich gegen ihren König auf, daß Joſeph II., um nur die innerlich glimmenden Unruhen zu ſtillen, den Tag vor ſeinem Ableben die ungariſche Krone von Wien nach Ofen abſchickte, und zur Beſtätigung aller Freiheiten, Rechte und Verfaſſung des Königreichs Ungarn durch ſeinen Tod gleichſam das Siegel beizudrücken ſchien. Freilich machte ihm Ungarn eine der größten Beſorgniſſe; aber auch Gallizien verrieth Unzufriedenheit, und Böhmen konnte ſeine Klagen nicht verbergen. Unter- und Oberöſterreich näherten ſich einem Aufſtande, Steyermark, Kärnthen und Tyrol führten die Sprache der Unterdrückten, und ſelbſt die Lombardei und die vorderöſterreichiſchen Lande traten mit Beſchwerden auf. Auf ſolche Art alle ſeine Erbſtaaten am Ende ſeines Lebens wider ſich in Bewegung zu ſehen, ſchlug gewiß in das Herz Joſephs II. eine deſto tiefere Wunde, je reiner und je mehr zum allgemeinen Beſten ſeine Abſichten bei allen ſeinen Unternehmungen waren. Noch ſchienen die Uebel nicht alle zuſammen getroffen zu ſeyn, ſondern er mußte auch noch einen ſeiner weitausſehenden und verborgenen Plane vor ſeinem Ende ver-

nichtet ſehen. Die Sicherheit ſeiner Monarchie immer feſter zu gründen, hatte er mit Rußland ein Bündniß geſchloſſen und dieſes zu befeſtigen, den damaligen Erzherzog Franz, älteſten Prinzen ſeines Bruders Leopold, Großherzogs von Toscana, mit der würtembergiſchen Prinzeſſin Eliſabeth vermählen laſſen. Er hatte dadurch für den Fall geſorgt, wenn nach ihm auch ſein Bruder Leopold mit Tode abgehen würde, in dem Erzherzoge Franz ſeinen Erbſtaaten gleich einen gebildeten Regenten zu verſchaffen, und hielt ihn deßhalb ſchon längere Zeit um ſich, um ihn in die wichtigſten Staats- und Kriegsgeſchäfte frühzeitig einweihen zu können. Dieſes geſegnete Ehepaar ſchien bei ſeinen ſo häufigen innerlichen Leiden gleichſam ſein einzig noch übriger erquickender Troſt geweſen zu ſeyn. Allein das harte Schickſal vergönnte ihm nicht einmal dieſen; denn er mußte zwei Tage vor ſeinem Ende noch hören: daß ein ſchneller Tod dieſe Prinzeſſin, Franz Gemahlin, von der Welt gerafft und eben dadurch einen großen Theil ſeiner weitern Ausſichten verſchwinden gemacht hatte. Das Leidweſen über dieſe plötzliche Trennung war gewiß der letzte Stoß für Josephs II. gefühlvolles Herz, der das Ende ſeines Lebens beförderte; denn er überlebte ſie keine zwei volle Tage mehr, ſondern ſtarb zu Wien den 20. Februar 1790, in einem Alter von 49 Jahren und nachdem er 9 Jahre regiert hatte. Rührend war es, mit welcher Gegenwart des Geiſtes, mit welcher Ergebung in den göttlichen Willen, mit welcher Zerknirſchung des Herzens und mit welch inbrünſtigen Gebeten er ſeine Seele in die Hände Gottes empfohlen hatte. Er war zweimal vermählt geweſen, zuerſt mit Maria Iſabella, Prinzeſſin von Parma, ſodann aber mit Maria Joſepha, einer Tochter Carls VII.; von beiden hinterließ er keine Nachkommen. Die Geſchichte ſpricht auf das ruhmvollſte von ihm, daß ſeit Rudolph von Habsburg keiner ſeiner Nachfolger ſo viele Eigenſchaften eines großen Regenten gezeigt hatte, als Joſeph II. in den

wenigen Jahren ſeiner Regierung entwickelte. In ſeiner Lebensart war er einfach, zwanglos, herablaſſend, leutſelig, offen, gütig, menſchenfreundlich im Umgange, zwar raſtlos thätig und arbeitſam, aber doch nicht gleichgültig gegen Vergnügungen, ſondern liebte vielmehr Muſik und Schauſpiele, wiewohl nie leidenſchaftlich, ſondern blos zur Erholung; ſah auch gern, wenn Andere ſich ergötzten, machte deßhalb den Augarten und den Prater zu Wien zu öffentlichen Beluſtigungsörtern, und nahm Theil daran, wenn ſich auf den Geſichtern ſeiner Unterthanen Freude und Zufriedenheit verbreitete. Er beſaß einen ſcharfen durchdringenden Geiſt, dem Alles leicht begreiflich war und dem ein außerordentlich gutes Gedächtniß zu Hülfe kam. Mehr Gutes hat nicht leicht ein Regent gewollt, als Joſeph II., und dennoch hat nicht leicht ein Regent weniger ausgerichtet, als er. Sein aufrichtiger Wunſch war, alle ſeine Staaten und Unterthanen glücklich zu machen.

Portugal und Spanien.

Nachdem Alphons VI. von Portugal auf Veranlaſſung ſeiner Gemahlin, der Königin Eliſabeth, von dieſer getrennt und in einem Volksaufſtand gefangen und bis zu ſeinem Tode in der Gefangenſchaft gehalten wurde, übernahm Don Pedro von **1668** bis **1706** die Regierung, worauf er ſich mit ſeines Bruders geſchiedener Gemahlin vermählte. Die königliche Gewalt lag in ſeinen Händen, des königlichen Titels bediente er ſich aber erſt nach ſeines Bruders Tode.

Während dieſer unruhigen Regierung erneuerte Spanien den Krieg, um Portugal in die vorigen Verhältniſſe der Abhängigkeit zurück zu bringen; allein Frankreich unterſtützte im Geheimen und England öffentlich das angegriffene Portugal, das endlich **1688**

von Spanien, unter engliſcher Vermittlung, als unabhängig und ſelbſtſtändig anerkannt ward. Schon in dieſer Zeit entſtand die Handelsabhängigkeit Portugals von England, die in dem nächſten Jahrhunderte eher verſtärkt, als vermindert ward. Denn da die nach England wöchentlich abgehenden Paketboote nicht unterſucht wurden, ſo führten dieſelben ſogleich die Gold- und Silberbarren ſelbſt, noch außer dem baaren Gelde, dahin, und Portugal blieb, bei allem Golde und bei allen (1723 entdeckten) Diamantgruben ſeines Braſiliens, ein armer und entkräfteter Staat.

Im ſpaniſchen Erbfolgekriege erklärte ſich anfangs Portugal für Philipp von Bourbon, Englands Einfluß aber nöthigte es 1703, ſich der Verbindung gegen Ludwig XIV. anzuſchließen, worauf von Portugal aus der Herzog Carl in Spanien vordrang. Der Utrechter Friede (1713), der unter Johannes V. Regierung (1706 bis 1750) abgeſchloſſen ward, verſchaffte Portugal die Souverainetät über den Amazonenfluß und die Colonie St. Sacramento von Spanien zurück.

König Johann V. hatte ſeit acht Jahren, da ihn der Schlag gerührt hatte, das Ruder der Regierung andern und zum Theil ſehr ungeſchickten Händen überlaſſen. Der Franziskaner Gaſpard regierte das Reich, ob er gleich höchſtens die Geſchicklichkeit, ein Kloſter zu regieren, beſitzen mochte. Daher kam es, daß das Reich in Verfall gerieth, daß die Kriegsmacht und beſonders die Flotte in ſchlechtem Zuſtand war und der Handel und die Finanzen litten, wenn gleich ſeit dem Utrechter Frieden, einige Unruhen in Oſtindien ausgenommen, Portugal ſich eines dauerhaften Friedens erfreut hatte. Die Sorgfalt, ſeinen Staat zu verbeſſern, die in den jüngern Jahren des Königs ihm eigen war, die Lebhaftigkeit, womit er ehemals bei ſeinen Streitigkeiten mit den Päbſten die Inquiſition eingeſchränkt hatte, Alles verſchwand bei der Entkräftung und bei dem Hange zur Schwermuth und An-

däſchtelei, welche Folgen ſeiner Krankheit waren. Im Anfange des Juli 1750 ſtellten ſich die beſchwerlichſten Zufälle des Königs mit erneuerter Heftigkeit wieder ein, und das Ende des Monats war das Ende ſeines Lebens. Er ſtarb am 31. Juli 1750. Der Titel des allergetreueſten Königs, den ihm der Pabſt Benedict XIV. im Jahre 1748 beigelegt hatte, wurde nach dem Beiſpiele anderer römiſch-katholiſcher Höfe, die ſolche päbſtliche Titulaturen liebten, das Erbtheil ſeiner Nachfolger. Sein Sohn Joſeph, bisheriger Prinz von Braſilien, hatte kaum den Thron beſtiegen, als er anfing, die Unordnungen und Mißbräuche abzuſtellen, die ſich in den letzten Jahren der vorigen Regierung eingeſchlichen hatten. Der Pater Gaſpard ging zurück in ſein Kloſter. Von den zwei Staatsſecretären, die der König ernannte, Don Diego Mendoza de Cortareal und Don Sebaſtian Joſeph de Carvalho, erhielt ſich der letztere; denn bei beider gleicher Ehrſucht mußte einer weichen. Carvalho, der in der Folge auch unter dem Namen eines Grafen von Oeyras und Marquis von Pombal erſchien, mag das Vertrauen, das der König in ihn ſetzte, wie man ihn beſchuldigt, bisweilen mißbraucht haben; aber er arbeitete eifrig daran, dem Reiche aufzuhelfen und der Regierung Würde und Anſehen wieder zu geben.

Unter Pombals kräftiger Verwaltung verſchwanden bald die Spuren der Pfaffenregierung. Der Krieg, welcher zwiſchen Frankreich und England 1755 ausgebrochen war, ſtörte dennoch nicht die Ruhe der Reiche Spanien und Portugal. Aber das letztere ward in gedachtem Jahre durch eine ſchreckliche Naturbegebenheit, und am meiſten in ſeiner Hauptſtadt, zerrüttet. Am Feſttage aller Heiligen entſtand zu Liſſabon Morgens um neun Uhr ein fürchterliches Erdbeben. In zehn Minuten waren die größten Kirchen und die anſehnlichſten Gebäude in Steinhaufen verwandelt. Gleich bei der erſten Erſchütterung ſtürzte die Cosa

Santa, das Haus der Inquiſition, ein. Dem königlichen Pallaſt ging es nicht beſſer. Zum Glücke befand ſich die königliche Familie zu Belem.

Den ſpaniſchen Geſandten, Grafen von Perelada, erſchlug, als er ſich retten wollte, das Thor ſeines Pallaſtes. Das prächtige Jeſuitencollegium begrub unter ſeinen Trümmern alle darin befindlichen Mitglieder der Geſellſchaft. Wer konnte, flüchtete ſich auf das freie Feld, manche halb nackt und ohne Lebensmittel; denn Niemand getrauete ſich, in die Stadt zu gehen, da das Erdbeben den ganzen Tag anhielt. Die Zahl der Umgekommenen wurde von Einigen auf 30 bis 40,000, von Andern auf 15,000 angegeben. Daß eben an dem Feſttage viele Menſchen in den einſtürzenden Kirchen waren, beförderte den Untergang Vieler, die ſich ſonſt hätten retten können. Aber nicht die Erde allein ſollte Liſſabon verwüſten; denn bald brach auch das Feuer an vielen Orten aus; eine Folge von den Küchenfeuern in den umgeſtürzten Häuſern. Da Niemand da war, zu löſchen, breitete ſich die Wuth der Flamme aus, ſo weit ſie Nahrung fand. Und als ob die mächtigſten Naturkräfte ſich zum Verderben der unglücklichen Stadt vereinigt hätten, ſo ſtieg auch das Meer 60 Schuh höher als bei der ſtärkſten Fluth, riß viele kleine Häuſer weg und verdarb die Waaren in den Zollhäuſern und Magazinen am Tajo.

Ein ähnliches Schickſal traf faſt das ganze Königreich; beſonders litten auch die Städte Braga und Coimbra, und Setubal oder St. Hubes, das durch ſeinen Salzhandel ſo wichtig iſt, ward von dem Erdbeben und der über alle Vorſtellung aufbrauſenden See faſt gänzlich verwüſtet. Dennoch war die Verheerung in der Hauptſtadt am größten. Und der päbſtliche Nuntius datirte mit Recht ſeinen Brief an den zu Madrid: dalla terra, dove Lisabona fu (von dem Platze, wo Liſſabon geweſen iſt). Das Elend der Menſchen war unbeſchreiblich. Viele Tauſende irrten

auf dem Felde herum, ohne Nahrung und Kleidung. Kinder ſchrieen nach ihren Eltern, Eltern nach ihren Kindern. Der Ehemann ſuchte ſeine Gattin, die Gattin ihren Mann. Väter ſahen ihre Töchter zwiſchen den Ruinen der Häuſer eingeklemmt, und in Gefahr, von dem immer weiter um ſich greifenden Feuer lebendig verbrannt zu werden, ohne ihnen helfen zu können. Zur Erhöhung des Unglücks wurden Güter, welche die zerſtörende Natur und das Feuer verſchonte, der Bosheit der Menſchen zum Raube; denn es fanden ſich Frevler genug, die ſich der allgemeinen Verwirrung zu ihrem Vortheile bedienten und gefühllos bei dem allgemeinen Leiden plünderten, wo ſie konnten. Der König, welcher mit ſeiner Familie die erſte Nacht nach dem Erdbeben in Kutſchen auf dem Felde zubrachte, ſuchte, mit dem Beiſtande ſeines Staatsminiſters Carvalho, dem unglücklichen Volke zu helfen, ließ Lebensmittel unentgeldlich austheilen und Soldaten anrücken, dem Raube Einhalt zu thun. Nach und nach fingen die Einwohner an, zu ihren zerſtörten Häuſern zurück zu kehren, und unter dem Schutte hervorzuſuchen, was ſie finden konnten, wiewohl ſie anfangs nur unter bretternen Hütten Schutz gegen die Witterung ſuchen mußten. Indeſſen redete die Stimme des Mitleidens und der Menſchlichkeit in allen Ländern laut zum Beſten der unglücklichen Portugieſen. Viele Privatperſonen, und ſelbſt große Mächte, bemühten ſich, ihnen Hülfe zu leiſten. Frankreich, Spanien und England boten durch ihre Geſandten anſehnliche Geldſummen an; aber der König dankte, und erklärte, am Gelde fehle es ihm nicht, ſeinen unglücklichen Unterthanen zu helfen. Dagegen nahm er eine Schiffsladung Baugeräthſchaften willig an, die man aus England abgeſchickt hatte. Es vergingen verſchiedene Jahre, ehe Liſſabon aus ſeinen Ruinen wieder emporſteigen konnte.

Die Entdeckung eines Angriffs auf das Leben des Königs

(1758), in welchen der Herzog von Aveiro und der Marquis von Tavora verwickelt waren, benutzte Pombal, wegen des muthmaßlichen Antheils der Jeſuiten an demſelben, zur gänzlichen Aufhebung (1759) dieſes Ordens in Portugal, und zur Einziehung ſeiner Güter. Schon früher (1757) war das Reich dieſes mächtigen Ordens in Paraguay entdeckt worden, das ſich unter dem Schleier der Miſſionen während der vorigen ſchwachen Regierungen gebildet hatte.

Doch nicht bloß die Vertreibung dieſes mächtigen Ordens war Pombals Werk in kirchlicher Hinſicht; er beſchränkte auch die Macht der Inquiſition, deren Ausſprüche er der Beſtätigung des königlichen Rathes unterwarf; die Geiſtlichkeit ward der Oberhoheit des päbſtlichen Nuntius entzogen; die Klöſter durften die erledigten Stellen nicht wieder beſetzen, um allmählig auszuſterben; die Bewohner Braſiliens wurden den Portugieſen in Hinſicht auf Menſchenrechte gleichgeſtellt, der Handelsverkehr mit dieſer reichen Colonie nach richtigen Grundſätzen geſtaltet und neue Academien wurden für den Anbau der Wiſſenſchaften und Künſte geſtiftet.

Nur die Umbildung des Soldatenſtandes fehlte noch, welche (1762) der Graf von Schaumburg-Lippe bewirkte, als Portugal bei dem Kriege Englands mit Frankreich und Spanien dem engliſchen Bündniſſe bis zum Pariſer Frieden (Feb. 1763) treu blieb und die Aufforderung Frankreichs und Spaniens zurückwies, an dem Kampfe gegen England Theil zu nehmen. In dieſer Zeit entſtanden auch die Streitigkeiten mit Spanien im ſüdlichen Amerika, die erſt nach Joſeph Emanuels Tode durch die Abtretung der des Schleichhandels wegen ſo wichtigen Colonie S. Sacramento an Spanien beendigt wurden.

Der große Pombal, gehaßt vom Adel und von der Geiſtlichkeit, ward von der Tochter des vorigen Königs, Maria Franziska, die ihrem Vater auf dem Throne im Jahre 1777 folgte,

entlaſſen. Portugal ſank nach dem Verluſte dieſes Miniſters wieder in ſeine vorige politiſche Ohnmacht zurück; denn Exjeſuiten leiteten die Königin und ihren ſchwachen Gemahl und Oheim Peter, den ſie zum Mitregenten annahm (ſtarb 1786); ein feierliches Autodafé, über Ketzer gehalten (11. Oct. 1778), verkündigte bald den Geiſt der neuen Regierung. Doch als die Königin nach ihres Gemahls Tode in Wahnſinn verfiel, ſo übernahm ihr Sohn, der Prinz Johann von Braſilien, (1792) die Regentſchaft.

In Spanien fiel während der Regierung Ferdinands IV. wenig Merkwürdiges vor. Anfangs ſtand Carvajal, und nach deſſen Tode der Marquis von Enſenada an der Spitze der Geſchäfte. Dieſer, ein Günſtling der Königin Mutter, ward durch Englands Einfluß geſtürzt, und der engliſch geſinnte General Wall (1754) gelangte zur Leitung der Staatsgeſchäfte. Deßhalb beobachtete Spanien anfangs in dem 1755 zwiſchen England und Frankreich ausgebrochenen Kriege Neutralität. Doch Ferdinand fiel nach dem Tode ſeiner portugieſiſchen Gemahlin in Wahnſinn (1758) und lebte in einem Kloſter. Sein Halbbruder, Carl von Neapel, ging nach Spanien, und folgte nach Ferdinands Tode (10. Auguſt 1759) als wirklicher Regent, unter dem Namen Carl III. (1759—1788). Der neue König überließ, weil Spanien und Neapel nie vereinigt werden ſollten, Neapel ſeinem dritten Sohne Ferdinand; denn der älteſte Sohn war blödſinnig und den zweiten nahm er mit ſich nach Spanien und ernannte ihn zum Prinzen von Aſturien.

Carl III., ein vieljähriger Feind Englands, unterzeichnete noch während des Kampfes zwiſchen Frankreich und England den von dem franzöſiſchen Miniſter Choiſeul eingeleiteten Familienvertrag der bourbon'ſchen Häuſer (15. Aug. 1761) und nahm Antheil an dem Kriege Frankreichs gegen England. Da Portugal während

deſſelben im engliſchen Intereſſe blieb; ſo erklärte Spanien (**1762**) an Portugal den Krieg, doch ohne großen Erfolg, da die tief geſunkene Landmacht der Portugieſen durch den Grafen von Schaumburg-Lippe in kurzem neu geſtaltet ward. Deſto empfindlicher war es für Spanien, daß die Briten bei der Eroberung von Havanna (**11.** Aug. **1762**) eine unermeßliche Beute machten, weil ſich daſelbſt die nach Europa beſtimmten Silberflotten verſammelt hatten. Im Pariſer Frieden (**10.** Feb. **1763**) mußte Spanien, um Cuba und das gleichfalls von den Briten eroberte Manilla wieder zu erhalten, die Landſchaft Florida in Nordamerika an England abtreten; dagegen überließ Frankreich (**1765**) zur Entſchädigung Louiſiana an Spanien.

Seit dieſer Zeit beabſichtigte Carl **III.** mehrere zweckmäßige Einrichtungen im Innern, beſonders als, nach der Entlaſſung des Miniſters Squillace, der Graf von Aranda und mit ihm Campomanes ſeit **1766** die Staatsgeſchäfte leiteten. Höchſt wohlthätig war für das Reich die von Aranda bewirkte Vertreibung der Jeſuiten (**1767**) und die Einziehung ihrer Güter, ſo wie die Beſchränkung der Inquiſition.

Dennoch ward unter dem Einfluſſe der eiferſüchtigen Geiſtlichkeit der Graf Aranda, nach einer ſiebenjährigen Verwaltung, entfernt (**1773**) und zum Geſandten in Frankreich ernannt. Ihm folgte Grimaldi bis **1778**; dann Monino, welchen der König zum Grafen von Florida Blanca erhob. Unglücklich war Spaniens kurzer Kampf gegen Marocco und Algier. Der Seekrieg mit Portugal (**1776**) verſchaffte aber Spanien im Frieden (**1.** October **1777**) die portugieſiſche Colonie S. Sacramento am Plataſtrome.

Im nordamerikaniſchen Kriege ſchloß ſich, in Angemeſſenheit zu dem bourbon'ſchen Familienvertrage, Spanien an Frankreich gegen England an (**1799—1783**), belagerte Gibraltar und bombar-

47 *

dirte es von ſchwimmenden Batterien. Obgleich dieſe dreijährige Belagerung fruchtlos blieb, ſo eroberte Spanien doch eine reiche engliſche Kauffahrteiflotte (1780) und vertrieb die Briten (1781) aus Weſtflorida und (1782) aus Minorca. Im Frieden zu Verſailles (1783) behielt Spanien Minorca und gewann außer dem eroberten Weſtflorida auch Oſtflorida, bewilligte aber dagegen den Engländern mehrere Handelsvortheile. Nach dem Frieden ward durch den Grafen Campomanes viel für den inländiſchen Handel, für die Verbeſſerung des Poſtweſens, für das Gedeihen der Gewerbe, des Ackerbaues und der Anſiedelungen im Innern, bis zum Tode Carls **III.** (13. Oct. 1788) gethan. Ihm folgte ſein Sohn, Carl **IV.**

Frankreich.

Die berüchtigte Marquiſe Pompadour beherrſchte den ſchwachen Ludwig **XV.**, indem ſie deſſen Lüſten und Leidenſchaften zu fröhnen verſtand und ihm allen möglichen Vorſchub leiſtete.

Im Innern Frankreichs herrſchte Zwietracht und Gährung auf allen Seiten, und die königliche Gewalt war immer in gefährlichen Kämpfen mit dem Parlament begriffen; die Jeſuiten und Janſeniſten überließen ſich ſcandalöſen Streitigkeiten. Am Hofe führte die Partei des Dauphins und der Frommen faſt offenen Krieg gegen die Favoritin, und mitten unter dieſen Reibungen wurde ein Meuchelmord gegen den ſchwachköpfigen, ſorg- und willenloſen Monarchen ausgeführt. Ein gewiſſer Damiens brachte ihm einen, jedoch nicht gefährlichen Meſſerſtich bei, als er eben nach Trianon zurückfahren wollte. Die ſchrecklichſten Martern waren nicht im Stande, den Mörder zum Geſtändniſſe der Mitſchuldigen zu bringen. Selbſt dieſe Begebenheit vermochte den, in die ſchmählichſte

Weichlichkeit verſunkenen trägen Ludwig nicht zu erwecken, und verſchaffte der Maitreſſe nur einen neuen Triumph. Im erſten Augenblicke, wo man die Wunde tödtlich glaubte, war die Beſtürzung allgemein, und als auch die Pompadour herbei eilte, um den König zu beſuchen, vereinigten ſich alle Perſonen, die ſich um ihn befanden, um ſie abzuweiſen, beſonders waren es die Geiſtlichkeit und der Miniſter Argenſon, welche ſie von der Thüre zurückſtießen, als ſie eintreten wollte. Der Triumph ihrer Gegner war jedoch von kurzer Dauer; man unterſuchte die Wunde und fand ſie gar nicht gefährlich. Nach drei Tagen war der König wieder hergeſtellt, und eilte zu ſeiner Maitreſſe. Endlich ſtarb die ſchändlichſte und verhaßteſte aller Maitreſſen in ihrem 44ſten Jahre (1764), von der ganzen Nation verflucht, verabſcheut und verſpottet, nachdem ſie Frankreich noch in einen ruhmloſen und unglücklichen Krieg mit Friedrich II. verwickelt und den friedliebenden Cardinal Bernis, ſo wie den ſiegreichen Marſchall von Eſtrées mitten in ſeinen Triumphen hatte abſetzen laſſen. Wie kleinlich und erbärmlich hatte dieſes Weib nicht den König gemacht. Glücklich war ſie ſelbſt nie: in beſtändiger Angſt, von einer Nebenbuhlerin endlich verdrängt, oder in ein Kloſter geſperrt zu werden, ſobald der König ſtürbe, von allen Menſchen verachtet, den bitterſten Spöttereien, beſonders vom Berliner Hof aus, preisgegeben, ekelhaft krank, ſtets Mörder und Vergiftungen fürchtend u. ſ. w., lebte ſie in dem qualvollſten Zuſtand von der Welt; ſogar den von ihr ſelbſt geſchaffenen Miniſter, Herzog von Choiſeul, von dem man mit Unrecht ſagte, er habe ſie vergiftet, fürchtete ſie. In ihrem Teſtamente vermachte ſie viele Tauſend Livres jährlicher Penſionen an ihre Creaturen u. ſ. w. Nicht lange dauerte es, ſo erſetzte eine neue Maitreſſe die Stelle der alten; die Gräfin du Barry mußte den ſchon ziemlich ſtumpfſinnigen, unter ſteter Aufſicht ſeyn wollenden König leiten und unterhalten. Auch dieſes Weib koſtete dem

Staat in der kurzen Zeit von fünf Jahren mehr als 200 Millionen. Sie nahm ein ſehr klägliches Ende, denn ſie wurde 1792 zum Tode verurtheilt und guillotinirt, wobei ſie eine außerordentliche Furcht vor dem Tode zeigte und, beſtändig um Gnade bittend, noch auf dem Schaffote rief: „Herr Henker, nur noch einen Augenblick!“

Die Kriege, welche man Ludwig XV. während ſeiner Regierung führen ließ, und von denen er ſelbſt nicht ein Mal wußte, warum, nahmen faſt alle einen ſehr unglücklichen Ausgang, beſonders der engliſch-amerikaniſche, wodurch Frankreich ſehr bedeutende Beſitzungen in Amerika verlor. Ein paar Worte des Königs, die er zu dem Marſchall von Richelieu ſprach, als dieſer nach der glänzenden Einnahme von Mahon wieder zurück kam, und von dem Volke deßhalb vergöttert wurde, mögen den Verſtand des Fürſten am beſten bezeichnen. „Wie haben Ihnen die Feigen auf Minorka geſchmeckt, Herr Marſchall?“ war die Anrede an denſelben. Endlich ſtarb der, weder im Inn-, noch im Auslande geachtete, blödſinnige und in ſeinen alten Tagen noch gar zum Betbruder gewordene König, nachdem er es ſchon lange nicht mehr gewagt hatte, ſich öffentlich ſehen zu laſſen, und den faſt bis zur Wuth geſteigerten Haß ſeines Volkes allerdings mit Recht fürchtete. Das Edict ſeines Canzlers Maupeau, das den unumſchränkten Willen des Monarchen zu einem Verfaſſungsgeſetze erhob, und der Blutſauger und General-Controleur der Finanzen, Abbé Terrai, der ſich ein Einkommen von 1,200,000 Livres verſchafft hatte, trugen zu jenem Haſſe das Ihrige redlich bei. Außer der gefährlichſten Volksſtimmung hinterließ er ſeinem Nachfolger ein Vermächtniß von 4000 Millionen Schulden!!! Dieß war das Erbtheil Ludwigs XVI., ſeines Enkels, auf deſſen Schultern nun die Laſt der Sünden und Verbrechen ſeiner Vorfahren ruhte. Es waren glühende Kohlen, die ſie auf das Haupt des unglücklichen Fürſten geſammelt hatten,

der, wenn auch nicht der beſte Regent, doch als Menſch alle Achtung verdiente, und ein ſittlich ſtrenger Mann war. Wie unbegreiflich ſind nicht oft die Wege der Vorſehung! Dieſer unſchuldige und tugendhafte König mußte ſo ſchwer für alle die Greuel, Schandthaten und Laſter büßen, die ſeine Vorgänger ſeit anderthalb Jahrhunderten begangen hatten. Sein Großvater, der eben verſtorbene König, hatte ihn abſichtlich von allen Regierungsangelegenheiten entfernt gehalten; ſein Vater, der Dauphin, war im Jahre **1765** geſtorben und hatte wenig Einfluß gehabt; ſeine Erziehung, von ſeiner Gouvernante, der Gräfin Marſan, geleitet, war nicht die glänzendſte geweſen, ja zum Theil ſehr vernachläſſigt, doch hatte ihm ſein Lehrer, der Abbé Racdonvilliers, Geſchmack für das Studium der Wiſſenſchaften beizubringen gewußt, und er ließ ſich gerne unterrichten. Beſonders liebte er die Geographie und kannte ziemlich genau die Geſchichte, ohne aber in ihren Geiſt gehörig eingedrungen zu ſeyn. Unglücklicherweiſe hatte er für einen Fürſten, der beſtimmt iſt, Millionen Völker zu regieren, einen allzugroßen Hang für mechaniſche Künſte, wie z. B. für das Maurer- und Schloſſerhandwerk, welches ihm viele Zeit raubte und ihn in Mancher Augen herabſetzte. So verfertigte er z. B. Schlüſſel mit einem Schloſſergeſellen, der mit ihm zuſammen in ſeiner Werkſtätte arbeitete. Ludwig hatte eine einnehmende Geſichtsbildung, welche durch einige melancholiſche Züge noch intereſſanter wurde, ſein Gang war ſchwerfällig und ohne Anſtand, Anzug und Kopfputz vernachläſſigte er ſehr, ſein Haar war immer unordentlich, welche Sorgfalt auch das talentvolle Genie ſeines Friſeurs darauf verwenden mochte. Er war, dem Beiſpiele ſeines tugendhaften Vaters folgend, ein treuer Gatte und zärtlicher Vater, befolgte ſtreng und genau alle Vorſchriften der Religion und Kirche, faſtete und betete, ohne deßhalb darüber ungehalten zu ſeyn, daß die Königin hierin nicht eben ſo gewiſſenhaft wie er handelte. Er war der zweite Sohn

des Dauphins, den 25. Aug. 1754 geboren, und zuerſt Herzog von Berry. Der Herzog von Choiſeul fand es ſeiner Politik angemeſſen, ihn an eine Tochter Maria Thereſiens zu vermählen, durch welche er ſeinen Poſten als Miniſter für immer zu befeſtigen hoffte. Die Vermählung des nunmehrigen Dauphins wurde dem Publikum in einem Augenblicke bekannt gemacht, wo es des Scandals, welchen die Aufführung des alten Königs verurſachte, höchſt überdrüſſig war, und man hatte, wenn auch nur eben ſchwache, Hoffnung, daß dieſe Heirath eine vortheilhafte Aenderung der Dinge hervorbringen würde. Choiſeul eilte um ſo mehr damit, als er fürchten zu müſſen glaubte, Frau du Barry würde ihren Einfluß ſpäter auch auf politiſche Gegenſtände ausdehnen. Die Erzherzogin Maria Antoinette ſchien die erforderlichen Eigenſchaften zu beſitzen, um ſich die Liebe des jungen Fürſten, des Königs und aller Franzoſen zu erwerben. Ihre ziemlich regelmäßigen Züge hatten vielen Ausdruck, ihr Anſtand war würdevoll, ihre Haut von der glänzendſten Weiße, ihre Haltung eben ſo majeſtätiſch, als graziös; ſie zählte kaum 14 Jahre und dieß erſte Aufblühen machte ihre Schönheit vollkommen.

Maria Thereſia hatte eine beſondere Vorliebe für dieſe Prinzeſſin; ſie erließ überhaupt ihren Töchtern im engen Familienkreiſe alle, die Unbefangenheit und Herzlichkeit ſtörende Etiquette. Die Spiele ihrer Kinder hatten ihr ſelbſt viel Vergnügen gemacht und ſie that dieſen deßhalb nie einen Zwang dabei an. Außerdem hatte ſie aber auf die Erziehung ihres Lieblings bei weitem nicht die gehörige Sorgfalt verwendet, obgleich die öffentlichen Blätter der damaligen Zeit ihre Kenntniſſe und Talente außerordentlich rühmten, ja oft ſehr geiſtreiche Phraſen und Antworten anführten, welche die junge öſterreichiſche Prinzeſſin in lateiniſcher Sprache gegeben haben ſollte, die ſie jedoch nur auswendig gelernt hatte, da ſie kein Wort von dieſer Sprache verſtand. So war es auch

mit andern Gegenſtänden. Um ſie in der franzöſiſchen Sprache zu unterrichten, hatte ihr ihre Mutter zu Lehrern und Vorleſern zwei franzöſiſche Schauſpieler gegeben, von denen der eine früher Officier geweſen war und in dem ſchlechteſten Rufe ſtand. Der franzöſiſche Geſandte zu Wien erhielt von ſeinem Hofe den Auftrag, der Kaiſerin wegen dieſer Wahl Vorſtellungen zu machen; ſie verabſchiedete die beiden Comödianten und begehrte nun einen Geiſtlichen. Nachdem man ſehr lange unſchlüſſig war, gewählt und wieder verworfen hatte, ſchickte ihr endlich der Herzog von Choiſeul den Abbé Vermond, den ihm der Erzbiſchof von Toulouſe, als ganz vorzüglich dazu geeignet, ſehr dringend anempfohlen hatte. Dieſer Vermond wußte ſich einen ſo dauernden Einfluß und eine ſolche Herrſchaft über ſeine Schülerin zu verſchaffen, daß er ſpäterhin faſt alle Handlungen der Königin leitete und beſtimmte; er hatte ſich, als ſie in jenem zarten Alter ſtand, wo alle Eindrücke am ſtärkſten ſind, ihres unbegränzten Vertrauens zu bemeiſtern gewußt, ohne ſich viel mit ihrem Unterricht zu beſchäftigen; er wollte nur ihre Zuneigung gewinnen und ließ ſie über viele Gegenſtände in einer wohlberechneten Unwiſſenheit. Maria Antoinette ſprach das Franzöſiſche mit Leichtigkeit und Annehmlichkeit, ſchrieb es aber minder gut. Vermond verbeſſerte alle Briefe, die ſie ſpäter nach Wien ſchrieb.

Mit der Ceremonie der Vermählung des Dauphins durch Procuration wurde der Marquis von Durfort beauftragt. Auf der Gränze, in der Nähe von Kehl, hatte man einen prächtigen Pavillon zum Empfang der hohen Braut bereitet; ein großer Saal führte zu zwei geräumigen Zimmern, von denen das eine für die Wiener Damen und Cavaliere, das andere für das franzöſiſche Gefolge der Dauphine beſtimmt war. Als man die Dauphine gänzlich entkleidet hatte, damit ſie gar nichts von einem fremden Hofe, ja nicht einmal das Hemd und die Strümpfe anbehielt (eine Förm-

lichkeit, welche bei ſolchen Gelegenheiten immer beobachtet wurde), öffneten ſich die Flügelthüren und die junge Fürſtin warf ſich in die Arme ihrer Ehrendame, der Frau von Noailles, und bat ſie mit Thränen, ihre Führerin und Rathgeberin zu ſeyn. Alles war von ihr bezaubert und bewunderte ihren leichten, ätheriſchen Gang, ihr einnehmendes, graziöſes Lächeln, welches franzöſiſche Anmuth und Munterkeit verrieth, ſo wie die erhabene Heiterkeit, die auf ihrer Stirne thronte, und eine etwas ſtolze Haltung, welche die Tochter der Cäſaren zu verrathen ſchien.

Das Feſt, welches Paris Ludwig **XVI.** noch als Dauphin bei Gelegenheit ſeiner Vermählung mit Maria Antoinette den **30.** Mai **1770** gab, koſtete mehreren **100** Männern, Frauen und Kindern das Leben, ja man hat die Zahl der Verunglückten an dieſem Tage auf **1200** angegeben. Als Dauphine hatte Maria Antoinette anfänglich Paris und ganz Frankreich bezaubert, das Volk wollte in ihr Frankreichs rettenden und gegen die Maitreſſenherrſchaft des fünfzehnten Ludwigs ſchützenden Engel erblicken, und war ihr um ſo mehr zugethan, weil ſie von der verhaßten Du Barry gehaßt und gekränkt wurde. Als aber ihr Gatte, kaum **20** Jahre alt, den Thron beſtieg, da ſank die junge Königin allmählig in der öffentlichen Meinung herab, und zwar nicht ſo ganz ohne ihre Schuld, wenigſtens war der Schein nur gar zu oft gegen ſie, namentlich bei dem Hofleben zu Verſailles, den Feſten in den dortigen Parks und Trianons. Sie machte ſich unter den Kleingeiſtern des Hofes, deren höchſtes Idol ein hohles Ceremonienweſen war, viele Feinde, indem ſie ſich über veraltete Etiquette luſtig und beſonders die alten Hofdamen mit ihren freilich ſehr komiſchen und affenartigen Manieren, ihren Schminkpfläſterchen und Reifröcken oft lächerlich machte. Eine etwas verdächtig ſcheinende Mor-

genparthie auf die Höhe von Marli in Geſellſchaft des Herzogs von Chartres und anderer Cavaliere und Damen, bei der man ſich ſchon um drei Uhr des Morgens zu Roß und zu Wagen auf den Weg machte, gab Veranlaſſung zu einem beißenden Pasquill in Verſen, das man allenthalben mit der größten Begierde las. Bald darauf wurde Antoinette von einer wüthenden Modeſucht befallen, und die berühmte Modiſtin Bertin wurde die vertrauteſte Geheimeräthin der Königin, und hatte zu jeder Zeit Zutritt in die innerſten Gemächer. Dies brachte eine wahre Putz- und Kleider-Revolution, die eine ungeheure Verſchwendung nach ſich zog, bei allen Hofdamen und in ganz Paris hervor. Hierzu kam theils wirklicher, theils durch ſchändlichen Wucher herbeigeführter Getreidemangel, eine maskirte Schlittenfahrt, welche ein ſehr kalter Winter und der gefallene Schnee begünſtigte und die etwas Unerhörtes in Paris war, man ſuchte ſogar zu verbreiten, es ſey Salz in die Straßen geſtreut worden, um die Bahn gut zu machen, ſo wie das allgemein verbreitete Gerücht, daß die Königin, in ihrem Herzen eine eingefleiſchte Oeſterreicherin, ihrem Bruder, dem Kaiſer Joſeph, ungeheure Summen franzöſiſches Geld nach Wien übermache. Die außerordentliche Begünſtigung der verhaßten und verachteten Familie Polignac, welche alle Aemter, Gehalte und Gnadenbezeugungen an ſich, ihre Verwandten und Creaturen austheilte, erbitterte nicht wenig. Man verbreitete die ſcandalöſeſten Gerüchte über die Königin und ihre Vertrauten. Die Begebenheit mit der Reiherfeder des Herrn von Lauzun, welche Antoinette unvorſichtig genug einen Tag auf ihrem Haupte trug, nächtliche Promenaden und Harmonien auf den Terraſſen der Gärten in Verſailles, die in ganz Europa ſehr zweideutig beſprochen wurden, und oft bis gegen Morgen dauerten, und bei denen man allerdings mehrere Damen

vom Hofe in den dunkeln, nicht erleuchteten Alleen des Parkes, mit unbekannten Herren ſpazierend, antraf, dies Alles veranlaßte, daß zu Paris die abſcheulichſten Libelle und Schmähſchriften herauskamen und in Umlauf geſetzt wurden. Wie ſehr wurde hierdurch das königliche Anſehen herabgeſetzt und aller Ehrfurcht beraubt. Hierzu kam noch das unſelige Edict, welches jeden Bürgerlichen für immer vom Officierſtand ausſchloß und von jedem Hauptmann verlangte, daß er vier Ahnen aufzuweiſen habe, um zu dieſer Stelle befähigt zu ſeyn. Nie kam wohl eine lächerlichere und abgeſchmacktere Verordnung mehr zur Unzeit, als dieſe. Bei dem Examen, welches die Officiere bei der Artillerie machen mußten, fand es ſich, daß die Herren vom Erbadel faſt alle durchfielen, und die Unwiſſenheit und Dummheit war um ſo größer, je mehr Ahnen die Herren aufzählen konnten, und dieß war wahrſcheinlich das Erbſtück ihrer Urväter, das ſich am unverfälſchteſten auf die Urenkel fortgepflanzt hatte. Was aber der unbeſonnenen Marie Antoinette und ihrem Rufe den empfindlichſten Stoß verſetzte, war die ſcandalöſe und genugſam bekannte Halsbandgeſchichte, bei der ein Cardinal Rohan, eine Gräfin La Motte, ein Freudenmädchen Oliva, ein Glücksritter und Abenteurer Caglioſtro, ein Juwelier Cäſar und die Königin, ohne es zu wiſſen, die Hauptrollen ſpielten. Der Cardinal hatte die eines geprellten Einfaltspinſels, die Gräfin die einer Kupplerin, das Freudenmädchen die der Königin, der Abenteurer die des Inſpirirten übernommen. Das Trauerſpiel endigte ſich mit der Auspeitſchung und Brandmarkung der Gräfin, ſeine Eminenz und Caglioſtro wurden freigeſprochen, die Dirne außer Anklageſtand verſetzt, und Marie Antoinettens Namen der allgemeinen Verachtung preisgegeben. Das Volk jubelte über den Ausgang dieſes Scandals und die La Motte, welche aus dem Zuchthaus, man wußte nicht wie, entkommen war, hatte ſich nach England geflüchtet, wo ſie ſich

zu ihrem ſchon früher dahin entflohenen Manne begab, ein ſchändliches Libell ſchrieb und herausgab, mit dem Frankreich und Paris überſchwemmt und von dem eine ganze Auflage verbrannt wurde, was indeſſen veranlaßte, daß man ſeinem Inhalt nur noch mehr Glauben ſchenkte.

Als die Umſtände und der Zuſtand der Finanzen immer bedenklicher wurden, richtete man die Augen auf Necker, einen Genfer von Geburt, der aber ſchon ſehr lange in Frankreich lebte und einer allgemeinen Achtung genoß. Er hatte ſich früher dem Handel gewidmet und in einem Jahrzehent durch Fleiß, wohlberechnete Speculationen und Redlichkeit ein ungeheures Vermögen erworben, das ſich auf viele Millionen belief. Er war Mitglied der oſtindiſchen Compagnie, die er gegen ihre Feinde ſehr geſchickt zu vertheidigen wußte, indem er an die Dienſte erinnerte, welche ſie dem Staate in den bedrängteſten Zeiten geleiſtet hatte. Jedermann mußte bei dieſer Gelegenheit ſeinem ausgezeichneten Talente Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Später ward er Reſident der Republik Genf bei dem franzöſiſchen Hofe, wodurch er mit dem Herzoge von Choiſeul bekannt wurde. Auch einen literariſchen Ruf gründete er ſich durch mehrere Werke, beſonders durch das über den Getraidehandel, welches 20 Auflagen erlebte. Dem König ließ er eine Denkſchrift über die Hülfsquellen des Staates zuſtellen, die bei der Bedrängniß, in welcher ſich derſelbe befand, ebenfalls viel Aufſehen machte. Er wurde bald darauf dem General-Controleur Taboureau, welcher nach der ſechsmonatlichen ſchlechten Verwaltung des verſtorbenen Clugny deſſen Stelle erhalten hatte, als Director des königlichen Schatzes beigegeben, und acht Monate ſpäter an Taboureaus Stelle zum General-Controleur ernannt. Necker ward im ſchwierigſten Zeitpunkt und unter den mißlichſten Umſtänden von der Welt Director der Finanzen. Bald hatte der freiſinnige, zu nützlichen Reformen und Einſchränkungen ſehr geneigte Mann faſt mit denſelben

Widerwärtigkeiten und Feinden wie Turgot zu kämpfen. Die Oeconomie, die er in der königlichen Hofhaltung einführen wollte, nannte man den Angriff eines republikanischen Geiſtes auf die Vorrechte des königlichen Hauſes und die privilegirte oder vielmehr vom Schweiße des Volkes lebende und ſchwelgende Klaſſe, und erblickte einen furchtbaren Feind an ihm. Um ſich zu rechtfertigen, gab er im Jahre **1781** ſeine, dem König abgelegte Rechnung (**compte rendu au Roi**) herausgab, von der mehr als **200,000** Exemplare verkauft wurden. Er ſuchte nun in das Conſeil zu kommen; unter dem Vorwande der Religion machte man jedoch Schwierigkeiten; er forderte ſeine Entlaſſung und erhielt ſie im Mai **1781** gegen ſeine Erwartung. Es iſt hier nicht der Ort, um die Fehler, welche ſich Necker während ſeiner Verwaltung hatte zu Schulden kommen laſſen und unter denen ſeine mit allzu großer Leichtigkeit gemachten Anleihen zu den erheblichſten gehören mögen, weiter zu unterſuchen und auseinander zu ſetzen; wir begnügen uns damit, die Schwierigkeiten mit wenigen Worten zu erwägen, die ſich ihm, ſo wie jedem Miniſter, der unter gleichen Verhältniſſen ſein Amt antritt, entgegen ſtellen müſſen, und unüberwindlich ſind, wenn nicht der feſte Wille eines characterſtarken und conſequenten, ſich durch nichts irre leiten laſſenden Monarchen den Miniſter gehörig unterſtützt.

Die Finanzen Frankreichs waren, wie wir wiſſen, durch die ſchlechte Wirthſchaft mehrerer Regierungen hintereinander in die ſchrecklichſte Unordnung und Verwirrung gerathen; der König ſuchte und wollte dieſem bedenklichen, ihn und ſein Volk beängſtigenden Zuſtande abhelfen. Er ſuchte und fand hierzu fähige Männer, die aber den furchtbarſten Widerſtand antrafen, ſobald ſie den einzigen Weg einſchlugen, der zu einem glücklichen Reſultate hätte führen können, und dieſer war: den Verſchwendungen und unnöthigen Ausgaben des Hofes eine Gränze zu ſetzen, das überflüſſige Heer von Angeſtellten und unnützen Beamten zu vermindern, die

drückende Laſt der Abgaben und Steuern nicht bloß auf die arbeitſame und gewerbtreibende Klaſſe des Volkes, ſondern auch gleichmäßig auf die privilegirten Klaſſen zu vertheilen und ſo weiter. Dazu kam noch, daß dieſe Männer hierin von dem ſchwachen und immer ſchwankenden Monarchen auf keine Weiſe unterſtützt wurden. So mußen ſie natürlich ſtets das Opfer ihres Eifers und Wohlwollens werden; denn welcher Menſch, und wäre er einem Gotte gleich, würde unter ſolchen Umſtänden im Stande geweſen ſeyn, dem immer mehr um ſich greifenden Uebel zu ſteuern? Es hätte eines Zauberers bedurft, der mit einem Schlage ſeiner Ruthe Goldflüſſe hätte hervorbringen können, um alle unſinnigen Forderungen der geldgierigen, habſüchtigen, trägen und prachtliebenden Höflinge zu befriedigen und den gerechten Wünſchen eines unterdrückten und im Elend ſchmachtenden Volkes, ſo wie des wohlwollenden, aber ſchwachen Monarchen genügend entſprechen zu können, und jeder Miniſter, der unter gleichen Umſtänden es unternimmt und verſucht, einem ähnlichen Uebel abzuhelfen, iſt entweder ein kurzſichtiger Dummkopf oder ein leichtſinniger Waghals und Betrüger.

Der im Jahre **1775** wegen einer Auflage auf den Thee ausgebrochene Krieg Englands mit ſeinen amerikaniſchen Colonien entflammte ganz Frankreich zu Gunſten der letzteren, und man hörte nur das Geſchrei: „Wann werden wir uns für die Unterdrückten waffnen?“

F r a n k l i n erſchien als Unterhändler in Frankreich; er erregte allgemeine Bewunderung und ſeine Miſſion hatte den glänzendſten Erfolg.

L a f a y e t t e, damals kaum **20** Jahre alt, riß ſich von Allem los, und eilte nach der neuen Welt, unter W a s h i n g t o n s Fahnen für die Freiheit zu kämpfen. Auf ſeine Koſten ließ er ein Schiff ausrüſten, landete zu Georges Town, belebte die Hoffnung

der geſchlagenen Amerikaner wieder, verſchmähte allen Dank und jede ihm zugedachte Ehrenbezeigung. Er diente anfänglich als gemeiner Freiwilliger, erlangte aber in kurzer Zeit zwei, ſeiner Thaten würdige Belohnungen, den Grad eines General-Majors und Waſhingtons Freundſchaft.

Frankreich erkannte **1777** Amerikas Unabhängigkeit an. Franklin hatte den Enthuſiasmus, welchen die unerwarteten Siege der amerikaniſchen Milizen hervorbrachten, geſchickt zu benützen gewußt, und der Repräſentant eines freien und ſiegreichen Volkes wurde zu Verſailles mit den öffentlichen Ehrenbezeigungen empfangen, welche die Gegenwart des engliſchen Geſandten lange verhindert hatte.

Den **7.** Februar **1778** wurde ein Handels- und Freundſchaftstractat zwiſchen den vereinigten Staaten und Frankreich abgeſchloſſen; indeſſen trug man dem franzöſiſchen Geſandten zu London, Herrn von Noailles, auf, dieſer Macht anzuzeigen, daß man deßhalb keineswegs im Sinne habe, die freundſchaftlichen Verhältniſſe mit ihr abzubrechen. Deſſenungeachtet brach bald ein Seekrieg zwiſchen beiden Mächten aus, der Frankreichs Finanzen noch mehr in Unordnung brachte, und den ſchon helllodernden Freiheitsſinn ſeiner Bewohner in höherem Grade anfachte. England mußte **1782** die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten anerkennen, vergaß jedoch dabei den Antheil nicht, den Frankreich an dieſem Reſultat hatte, und fand nur zu bald Gelegenheit, dieſe Schuld abzutragen.

Mit jedem Jahr nahm das allgemeine Mißvergnügen und die Unzufriedenheit der franzöſiſchen Nation mit ihrer Regierung auf eine furchtbare Art zu. Die endlich (**1781**) erfolgte Geburt eines Dauphins konnte die Traurigkeit des Volkes wegen der kurz vorher ſtattgefundenen Entlaſſung Neckers nicht verſcheuchen, ſie wurde im Gegentheil durch eine Auflage vermehrt, die ſein

Nachfolger, Joly von Fleury, zu machen für gut fand, und welcher ſich das Parlament nur ſchwach widerſetzte.

Seit 1783 ſtand Calonne an der Spitze der Finanzen; ſeine ganze Sorgfalt ging dahin, deren ſchlimmen Zuſtand auf jede Weiſe zu verbergen; weßhalb er weder Erſparniſſe einführte, noch ſonſtige Mittel ſeiner Vorgänger, Necker und Turgot, anwandte, um dem Uebel ernſtlich zu ſteuern. Es war ihm nur darum zu thun, die Welt durch einen Schein des Beſſerwerdens zu blenden, zu welchem betrügeriſchen Zwecke er alle mögliche Kunſtgriffe, und anfänglich nicht ohne Erfolg, anwandte.

Seine Ernennung zum General-Controleur hatte er hauptſächlich dem Grafen Artois zu verdanken gehabt; das Parlament war durchaus dagegen, eben ſo die Nation; nur die Höflinge machten ſich Hoffnung, wenigſtens einige Jahre in ſorgenloſer Ruhe und in Vergnügen zubringen zu können. Der König ſelbſt ſchöpfte Muth, als er ſich mit dem neuen Miniſter unterhielt, dem die Verlegenheit der Finanzen nur eine Kleinigkeit zu ſeyn ſchien, und der ihm mit triumphirender Miene unerſchöpfliche Quellen für die Zukunft zeigte.

Der General-Controleur Calonne machte Anleihen und Anticipationen, ließ Edicte für Nothſteuern ergehen, ſchuf neue Auflagen, und dies Alles mit einer Leichtigkeit, wie es keinem ſeiner Vorgänger gelungen war. Der Credit, den Necker durch eine Art von Strenge geſchaffen hatte, erhielt ſich durch Calonne's anſcheinende Zuverſicht, und ſelbſt durch die Heiterkeit, mit welcher er ſich überall zeigte.

Unterdeſſen war der Zuſtand der Finanzen doch ſo furchtbar drohend geworden, daß Calonne dem König den Vorſchlag zu einer Verſammlung der Notablen des Reichs machte. Trotz dem Widerſtand des Hofes, der eine ſolche Verſammlung, die ſein bisheriges Treiben aufdecken und ihm ein Ende machen würde, mit

Recht fürchtete, ſetzte **Calonne** ſeine Abſicht durch und im Februar **1787** eröffnete **Ludwig XVI.** die Verſammlung der Notablen, der **Calonne** nach einer ziemlich blumenreichen Einleitung, wobei er ſogar von einem blühenden Zuſtand des Reichs faſelte, das Daſeyn eines furchtbaren Deficits eingeſtand und meinte, daß dem Uebel nur durch die Abgaben auf alle liegenden Güter, ohne Rückſicht auf die Privilegien der Geiſtlichkeit und des Adels zu nehmen, abzuhelfen ſey. Die Folgen davon waren Intriguen, welche die alsbaldige Entlaſſung des General-Controleurs herbeiführten, dem man ſogar Schuld gab, daß das Deficit noch weit größer ſey, als er angegeben hatte, wie es ſich auch in der That fand. Da der König nachgab, und den ſo verhaßten Miniſter entlaſſen hatte, zeigte man ſich auch geneigt, die Abgaben auf die liegenden Gründe ohne Rückſicht auf die privilegirten Klaſſen zu bewilligen, und ſtimmte noch außerdem für eine Stempelabgabe, indem man jedoch den König und die Prinzen bat, ihre Ausgaben und koſtbare Hofhaltungen möglichſt einzuſchränken. Die gewünſchten Einſchränkungen fanden jedoch bei dem Hofe nicht geringen Widerſtand, und als drei Monate nach ihrer Zuſammenkunft die Notablen, ſich gegenſeitig Glück wünſchend zu dem großen Werk, das ſie vollbracht hatten, auseinander gingen; da fand es ſich, daß Geiſtlichkeit und Adel mit ihren Repräſentanten höchſt unzufrieden waren; ſprachen, ſie ſeyen verrathen worden, und wollten von der Schmälerung ihrer Privilegien durchaus nichts wiſſen. Gegen die Stempelabgaben ſetzte ſich das Parlament mit aller Macht, deſſen Sitzungen nun höchſt tumultuariſch wurden.

Das Wortſpiel eines Rathes, der die Generalſtaaten zur Abhülfe des dringenden Uebels verlangte, gab die erſte Idee zu deren Zuſammenberufung, von der zuletzt Alles ergriffen wurde, und Viele begehrten dieſe jetzt, ohne zu wiſſen, was ſie eigentlich damit wollten. Das Parlament erklärte, trotz dem Abrathen vieler

ſeiner Räthe, dem König, daß nur die Generalſtaaten ſo außerordentliche Maßregeln, wie die Stempelabgaben, die allgemeine Grundſteuer, ohne Ausnahme bewilligen könnten. Ganz Frankreich hatte jetzt die Idee der Generalſtaaten aufgefaßt, und in ganz Frankreich hallte es wieder: nur die Generalſtaaten können helfen, und nach heftigen Debatten und hartnäckigem Widerſtand von Seiten der Prinzen und des Hofes und ſchon ſehr bedeutenden Unruhen im Volke, von dem ſich bei einer Generalſitzung des Parlaments über **10,000** Perſonen, größtentheils bewaffnet, eingefunden hatten, um die Räthe zu ſchützen, denen von Seiten des Hofes Gefahr und Verfolgung drohte, wobei man es an Drohungen und Schmähungen gegen die ganze königliche Familie und namentlich die Königin nicht fehlen ließ, verſprach endlich Ludwig **XVI.** die Zuſammenberufung der Generalſtaaten auf den **1.** Mai **1789.** Jetzt begann ein großer Streit über die Rolle, welche die Repräſentanten des ehrenwerthen dritten Standes bei dieſer Verſammlung ſpielen ſollten, welche der Hof, die Miniſter, die Geiſtlichkeit, der Adel und ſogar das Parlament gerne wieder zu Alles gutheißenden Strohmännern und Jaherren herabgewürdigt hätten; jene Zeiten aber waren vorüber, der Bürger kannte ſeinen Werth und ſein Gewicht und ſetzte es durch, daß er dieſen gemäß repräſentirt wurde. Mirabeau und einige andere vom Hof zurückgeſetzte Adliche nahmen die Partei des Volkes, bei dem ſich beſonders der Herzog von Orleans durch große Wohlthaten, indem er den Armen in dem harten Winter von **1788 — 1789** Brod, Holz, Kleidung ꝛc. austheilen ließ, beliebt zu machen ſuchte. Die Wahlen gingen in ganz Frankreich vor ſich, ſetzten die ganze Bevölkerung in Bewegung und kündigten den bevorſtehenden Sturm durch ſehr beunruhigende Auftritte an.

Großbritannien.

England gerieth bald nach dem Aachener Frieden in Streitigkeiten mit Frankreich über Akadiens Gränzen in Nordamerika, welche einen Seekrieg zwiſchen beiden Staaten herbeiführten, der **1755** begann. Spanien ſchloß ſich **1762** in demſelben an Frankreich an, während Portugal mit England gemeinſchaftliche Sache machte. Die Engländer ſchlugen die Franzoſen **1759** an der Küſte von Algarbien und an der Küſte von Bretagne, und eroberten Minorca, Guadeloupe, Dominique und Quebeck. Auch in Oſtindien machten ſie ſo bedeutende Fortſchritte, daß ſeit **1756** Bengalen, Bahar und Orixa mit **15** Millionen Einwohner unter die Herrſchaft der oſtindiſchen Compagnie kamen, und **1765** ſogar der Großmogul auf ein Jahrzehent ſeine Staaten verlor. Nicht ſo glänzend waren die Erfolge des ſiebenjährigen Krieges für Großbritannien, und nach Georgs **II.** Tod, der **1760** erfolgte, hörte ſein Nachfolger, Georg **III.**, auf, die Hülfsgelder an Preußen zu bezahlen, die England wegen der Beſchützung von Hannover gegen die Franzoſen bisher bewilligt hatte. Indeſſen wurde unter Georg **III.** der Seekrieg auf das lebhafteſte fortgeführt, die Engländer eroberten Havanah auf Cuba, wo ſie eine unermeßliche Beute an Geld und Schiffen machten; **1762** eroberten ſie auch noch Martinique, Grenada u. ſ. w. Endlich kam **1763** der Frieden zu Verſailles zu Stande, wobei England Dominique, Grenada, Tabago und St. Vincent behielt, Canada und Florida bis an den Miſſiſippi gewann, in Afrika auch die franzöſiſche Colonie Senegal behielt, dagegen Cuba an Spanien und Guadeloupe, Martinique und St. Lucie an Frankreich zurückgab. Seit dieſem Frieden ſtieg der Wohlſtand und der Reichthum in Großbritannien außerordentlich.

Bald aber gerieth England mit ſeinen Colonien in weitläufige Streitigkeiten, die ſchon **1764** ihren Anfang nahmen, und be-

ſonders in dem Recht, die Colonien mit Abgaben zu belegen, ihren Grund fanden, und die 1775 in offenen Krieg ausbrachen. Drei Jahre lang, bis 1778, widerſtanden die Colonien ohne fremde Hülfe; allein 1778 fanden ſie an Frankreich und 1779 auch an Spanien Verbündete. Nachdem England der von Catharina II. gegründeten nordiſchen Neutralität beigetreten war, erklärte es 1780 auch noch den Krieg an Holland, und führte zu gleicher Zeit den Krieg mit Hyder Ali in Oſtindien. 1783 wurde der Frieden mit den Colonien und Frankreich und Spanien zu Paris geſchloſſen, welcher den nordamerikaniſchen Staaten ihre Unabhängigkeit ſicherte; auch wurden die Colonien von Senegal und Tabago wieder an Frankreich, ſo wie Minorca und Florida an Spanien abgetreten, und Frankreich durfte Dünkirchen wieder befeſtigen. Damals war die engliſche Nationalſchuld ſchon zu einer Höhe von bald 250 Millionen Pfund Sterling herangewachſen. 1784 kam auch der Frieden mit Holland zu Stande, das Negapatnam an England abtrat. 1788 ſchloß Großbritannien ein Bündniß mit Preußen, wodurch das frühere Verhältniß mit den Niederlanden wieder hergeſtellt wurde.

Die italieniſchen Staaten, ſeit der Mitte des 17ten Jahrhunderts bis 1789.

Nachdem Venedig 1669 Candia an die Türken abgetreten hatte, ſchloß es 1684 ein Bündniß mit Rußland, Polen und Oeſterreich gegen die Türkei und erhielt 1699 im Frieden von Carlowitz Morea und einen Theil von Dalmatien, allein erſteres verlor es ſchon 1718 durch den Frieden von Paſſarowitz wieder, nachdem es die Türken ſchon vier Jahre früher wieder erobert hatten. Von jetzt an ging die ſtolze Republik mit Rieſenſchritten den

Krebsgang und ihrem Untergange entgegen und hatte faſt keinen Einfluß mehr auf die Weltbegebenheiten, ſie und ihre inquiſitoriſch-tyranniſche Regierung hatte ſich längſt überlebt, und die franzöſiſche Revolution mußte ihr den Todesſtoß bringen.

In Savoyen veranlaßte Frankreichs Joch den Herzog Victor Amadeus II., der ſeit 1675 regierte, an dem augsburgiſchen Bündniß gegen die Franzoſen Theil zu nehmen, ſeine Truppen wurden indeſſen 1690 von Catinat gänzlich geſchlagen, wodurch er ſein ganzes Land einbüßte, was ihm jedoch 1696 Ludwig XIV., der ſich mit ihm verſöhnte, zurückgab. Victor Amadeus aber trennte ſich dennoch bald darauf wieder von dem franzöſiſchen Bündniſſe und trat im ſpaniſchen Erbfolgekrieg auf die Seite Oeſterreichs, das ihm einigen Länderzuwachs verſprach. Seine Staaten wurden aber von den Franzoſen unter Vendome beſetzt und ſeine Truppen entwaffnet, und nachdem der Prinz Eugen von jenem 1705 bei Caſſano beſiegt war, ſtanden die Feinde vor Turin, das nebſt Coni noch Alles war, was Amadeus übrig blieb. Es gelang aber dem Prinzen Eugen, 1706 nach einer ſchweren Schlacht Turin zu entſetzen, und die Franzoſen mußten 1707 ganz Italien räumen und der Herzog erhielt ſeine Staaten wieder. 1713 wurde dem Haus Savoyen im Utrechter Frieden die Inſel Sicilien, nebſt dem Königstitel, zugeſichert, erſtere mußte es jedoch 1718 mit Sardinien vertauſchen, weil Oeſterreich Sicilien mit Neapel vereinigen wollte, dagegen wurden ihm noch mehrere Länder im Mailändiſchen abgetreten. 1730 legte Victor Amadeus II. die Regierung nieder, was ihn aber ein Jahr darnach ſchon reuete. Sein Sohn, Carl Emanuel, der ihm auf dem Throne gefolgt war, ließ ſich jedoch hierauf nicht ein, ſondern nahm 1731 den Vater gefangen, der ein Jahr darauf, den 31. October 1732, in dieſer Gefangenſchaft, hoch bejahrt, ſtarb.

Carl Emanuel fand für gut, in dem Krieg, der **1733** nach Erledigung der Krone Polens ausbrach, ſich mit Frankreich gegen Oeſterreich zu verbinden, deſſen Heer **1734** bei Parma und Guaſtalla von den Verbündeten geſchlagen wurde. Im Wiener Frieden erhielt er nun Novara und Tortona. Beim Ausbruche des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges hoffte Carl Emanuel, ſich auf ſeine Verwandtſchaft mit dem ehemaligen habsburgiſchen Hauſe in Spanien ſtützend, ganz Mailand zu erwerben, und war deßhalb anfänglich mit im Bunde gegen Maria Thereſia; als er aber ſah, daß Spanien dieſes Herzogthum dem Infanten Philipp zugedacht hatte, wandte er ſich **1743** auf Maria Thereſias Seite, verzichtete zu deren Gunſten auf Mailand, wogegen ſie ihm andere Verſprechungen machte. Leider nahm der Krieg eine unglückliche Wendung für ihn, ſein Land wurde verheert und ſeine Feſtungen erobert; indeſſen wurde ihm Hoffnung zu einem Theil von Piacenza gemacht, worüber er ſich auch **1763** mit Frankreich und Spanien verglich. Im Jahr **1773** folgte ihm ſein Sohn, Victor Amadeus **III.**, welcher durch die franzöſiſche Revolution höchſt betrübende Ereigniſſe erlebte.

Mailand war bei der ſpaniſchen Linie des Hauſes Oeſterreich geblieben, bis dieſe im Jahr **1700** erloſch, worauf Frankreich ſo lange mit Oeſterreich im ſpaniſchen Erbfolgekrieg darum kämpfte, bis Eugen die Franzoſen **1706** aus Italien vertrieb, worauf Mailand dem Hauſe Oeſterreich ſo lange verblieb, bis die franzöſiſchen Revolutionskriege es demſelben entriſſen.

In Mantua war **1637** auf Carl **I.** deſſen Enkel, Carl **III.**, der **1665** ſtarb, in der Regierung gefolgt, und dieſem folgte Carl **IV.**, der im ſpaniſchen Erbfolgekrieg ſich zu Frankreich ſchlug, und dafür vom Kaiſer wegen Lehensuntreue geächtet wurde; er ſtarb **1708**. Der Kaiſer behielt ſeine Staaten und trat Montferrat an Savoyen ab; Mantua blieb ebenfalls bis zu der franzöſiſchen Revolution öſterreichiſch.

In Modena gelangte **1635** Alphons **IV.** zur Herrſchaft, dem **1662** Franz **II.** folgte, der **1694** ſtarb, worauf Rainald an die Regierung kam, welcher das Land des Herzogs von Mirandola erwarb. Sein Sohn Franz Maria kam **1737** an die Regierung, verlor aber **1745**, als öſterreichiſcher Bundesgenoſſe, ſeine Staaten, durch den Aachener Frieden von **1748** erhielt er ſie jedoch wieder. **1780** folgte ihm ſein Sohn, Herkules **III.**, der durch Heirath Maſſa und Carrara erwarb, ſeine Länder aber im Revolutionskriege einbüßte.

In Parma und Piacenza war **1622** Odoardo dem Rainutius auf dem Throne gefolgt und ſtarb **1646.** Mit Anton, der **1731** mit Tode abging, erloſch der farneſiſche Mannsſtamm. Jetzt erhielt ein Enkel von Philipp's **V.** zweiter Gemahlin, der Eliſabeth von Parma, der Infant Carl von Spanien, die Anwartſchaft auf Parma und Piacenza, als deutſches Reichslehen von Kaiſer Carl **VI. 1733** ging Carl nach Italien und nahm Parma in Beſitz, gab es aber, da er von Carl **VI.** Neapel und Sicilien erhielt, **1735** an Oeſterreich zurück. Eliſabeth von Parma aber gelang es, **1745** Parma und Piacenza für ihren zweiten Sohn Philipp zu erwerben, der ſie auch im Aachener Frieden **1748** behielt. Nach deſſen Tod, **1765,** wurde ſein Sohn Ferdinand Herrſcher über dieſe Herzogthümer, der im Jahr **1787** die Inquiſition in denſelben wieder einführte.

Als Ludwig **XIV.** von Genua, welches ihm die Anlegung franzöſiſcher Salzmagazine zu Savona, auf Spaniens Schutz trotzend, verweigert, und weil es für daſſelbe vier Galeeren erbaut hatte, Genugthuung verlangte, ließ er den **14.** Mai **1684** über **13,000** Bomben in die unglückliche Stadt werfen, wodurch zwei Drittel derſelben zerſtört wurden, und der Doge mußte ſelbſt mit mehreren Senatoren, obgleich es gegen die Verfaſſung war, nach Frankreich reiſen, um ſich vor dem aufgebrachten König zu demü-

thigen. Genua ſah mit banger Erwartung, wie Ludwig XIV. und Savoyen Vergrößerungsplane machten, und enthielt ſich ängſtlich jeder Art Einmiſchung; allein es lag nicht in ſeiner Macht, keinen Antheil am öſterreichiſchen Erbfolgekrieg zu nehmen, als Maria Thereſia 1743 dem König von Sardinien gewiſſe Anſprüche auf Finale abtrat, welche Genua zukamen. Dieſes verband ſich nun, um ſeine Rechte zu behaupten, mit Frankreich und Spanien, mußte ſich aber 1746 an die Oeſterreicher ergeben, allein bald darauf, noch in demſelben Jahre, erhob ſich das Volk gegen ſeine Bedrücker, und befreite die Republik von den fremden Truppen und Genua ward im Frieden von Aachen in alle ſeine Beſitzungen und Rechte, auch hinſichtlich Finale, wieder eingeſetzt. 1768 verkaufte die Republik die ſich ewig in Rebellion befindende Inſel Corſica für 40 Millionen Livres an Frankreich. Im Jahre 1736 hatten die Corſen einen deutſchen Abenteurer, einen gewiſſen Baron Neuhof aus Weſtphalen, zu ihrem Könige, unter dem Namen Theodor, erwählt, deſſen Herrſchaft, obgleich von den Engländern unterſtützt, doch von den Franzoſen 1743 bald ein Ende gemacht wurde.

In Toscana herrſchte von 1670—1723 Cosmus III., der als Frömmler die Regierungsgeſchäfte vernachläſſigte. Mit ſeinem Sohn, dem Schwächling Johann Guſtav, erloſch der Mannsſtamm der Mediceer, und man hatte auf dieſen Fall das Herzogthum dem ſpaniſchen Infanten Carlos zugeſichert. Allein der gewandte Cardinal und franzöſiſche Miniſter Fleury wußte dem Schwiegervater ſeines Königs, dem von Polens Thron verdrängten Stanislaus Lescinzky, das Herzogthum Lothringen zu verſchaffen, worauf der Schwiegerſohn des Kaiſers Carl VI., Franz, die Anwartſchaft und 1737 den Beſitz von Toscana erhielt, welches er auch noch, nachdem er Kaiſer geworden war, von Wien aus ſeit 1740—1765, wo er ſtarb, regierte. Er hatte aber be-

ſtimmt, daß jedes Mal ein nachgeborner Prinz des Hauſes Oeſterreich in Toscana regieren ſollte, weßhalb nun das Großherzogthum an ſeinen zweiten Sohn Leopold kam, der es durch ſeine weiſe und väterliche Regierung bis 1790, wo er deutſcher Kaiſer ward, hoch beglückte.

Dem Kirchenſtaat entzogen die klüger gewordenen Völker und Fürſten immer mehr von ſeinen angemaßten Rechten, und namentlich Ludwig XIV. in der erſten Hälfte ſeiner Regierung, und der heilige Stuhl hatte fortwährend Differenzen mit faſt allen katholiſchen Staaten, die ihm aber keinen Vortheil bringen und ſein Anſehen immer mehr ſchmälern mußten. Beſonders aber waren es die Jeſuiten, die ihm den größten Nachtheil brachten, namentlich nachdem es erwieſen war, daß ſie Antheil an dem Mordverſuche von 1759 auf das Leben des Königs von Portugal genommen hatten, worauf ſie nicht nur aus Portugal, ſondern bald darauf auch aus Frankreich, Spanien, Neapel u. ſ. w. verjagt wurden, obgleich Clemens XIII. ſie noch ſehr in Schutz nahm; Ganganelli aber, Clemens XIV., ſah ſich gezwungen, den allgemein verhaßten Orden aufzuheben, ſtarb aber bald darauf an einem furchtbar verzehrenden Gift. Immer mehr ſank nun das Anſehen der Päbſte, und Pius VI. hatte den Schmerz, die Einkünfte des heiligen Stuhles, zu deſſen Glanz die ganze chriſtliche Welt durch die reichen Nachfolger des armen Petrus in Contribution geſetzt worden war, täglich geſchmälert zu ſehen, indem die Fürſten einſehen lernten, daß es beſſer ſey, die Schweißtropfen ihrer Unterthanen im Land zu behalten, als nach Rom wandern zu laſſen. Die Reiſe, welche Pius VI. deßhalb zum Kaiſer Joſeph nach Wien machte, war vergeblich; er konnte deſſen heilſame Reformen nicht aufhalten.

In Neapel und Sicilien erkannte man, nach dem Erlöſchen des Hauſes Habsburg in Spanien (1700), Ludwigs XIV. En-

kel, Philipp von Anjou, als König an, allein nachdem die Franzoſen 1707 bei Turin geſchlagen worden waren, wagte es Daun, mit einer öſterreichiſchen Heeresabtheilung nach Neapel zu gehen, und bemächtigte ſich der Hauptſtadt dieſes Reichs. Durch den Utrechter Frieden wurde Neapel dem Kaiſer Carl VI. beſtimmt; Sicilien hingegen dem Herzog von Savoyen. Spanien aber, oder vielmehr deſſen ehrſüchtiger Miniſter Alberoni, griff Sicilien und Sardinien an, die ſpaniſche Flotte wurde jedoch von den Engländern geſchlagen, und Savoyen mußte ſich gefallen laſſen, Sicilien gegen Sardinien zu vertauſchen, erſteres wurde wieder mit Neapel vereinigt und 1720 von den Spaniern geräumt. Als ſich aber 1736 Spanien und Frankreich im polniſchen Erbfolgekrieg gegen Oeſterreich vereinigten, eroberte der Infant Don Carlos von Spanien Neapel, ohne großen Widerſtand zu finden, und im nächſten Jahr eben ſo Sicilien. Im Wiener Frieden wurde der Eroberer als König beider Sicilien beſtätigt, wogegen er Parma und Piacenza an den Kaiſer zurückgab. Als Carl nach Ferdinands Tod 1759 auf den ſpaniſchen Thron kam, beſtimmte er ſeinen dritten Sohn Ferdinand zum König von Neapel, der noch minderjährig war, und in deſſen Regierung das ſchreckliche Erdbeben, welches 1783 Calabrien und Meſſina ſo furchtbar verheerte, fiel. 1788 hob auch er die Lehensverhältniſſe des Reichs gegen den Pabſt auf.

Die Schweiz und die Niederlande.

Die Schweiz hatte 1777 ein enges Bündniß mit Frankreich geſchloſſen, das bis zum Ausbruch der franzöſiſchen Revolution ziemlich gut beſtand, allein dann wurde auch dieſer, wie ſo viele andere Staaten, von der Allgewalt der Begebenheiten mit fortgeriſſen. In den

Niederlanden war Wilhelm IV. bald nach dem Aachener Frieden geſtorben (1751). Da ſein Sohn Wilhelm V. noch ein Kind war, ſo führte erſt die hinterlaſſene Wittwe Anna, bis 1759, dann aber der Herzog Ludwig von Braunſchweig die Regierung als Vormund. Während dem ſiebenjährigen Krieg blieben die Niederlande neutral, und wurden immer wohlhabender, indem ſie auf der Oſtſee und bis nach Amerika einen ſehr einträglichen Handel führten. Als aber auch die Niederlande der von Catharina II. geſtifteten nordiſchen bewaffneten Neutralität beitraten, erklärte ihnen Großbritannien den Krieg (1780). Die Engländer ſchadeten ihnen nicht nur ſehr durch ihre Kaper, ſondern bemächtigten ſich auch bald der weſtindiſchen Colonien Hollands, welches im Pariſer Frieden von 1784 Negapatnam auf der Küſte von Coromandel an England abtreten mußte. Kaiſer Joſeph II., der 1782 den ihm ſehr läſtigen Barrièrevertrag aufhob, begehrte 1784 auch noch die Eröffnung der Schelde, was jedoch Frankreich zu verhindern wußte, das 1785 ein Bündniß mit Holland auf zwei Jahre ſchloß.

Schon ſeit langer Zeit hatte ſich eine antioraniſche Partei in den Niederlanden gebildet, deren Daſeyn ſich ſchon 1776 auf eine bedenkliche Weiſe kund gegeben hatte, und die alles Unglück auf Rechnung des Erbſtatthalters zu bringen bemüht war. Die lang verhaltene Gährung brach endlich in öffentlichen Beleidigungen gegen die Gemahlin des Erbſtatthalters aus, worauf die Preußen unter dem Herzog von Braunſchweig einmarſchirten, und 1787 die Rechte des Schwagers ihres Königs Friedrich Wilhelm II. nicht nur wiederherſtellten, ſondern ſogar noch erweiterten. Der Erbſtatthalter trat nun in ein Bündniß mit Preußen und England, und viele Mißvergnügten und Unzufriedenen wanderten aus.

Die nordiſchen Reiche.

Dänemark.

Unter Friedrich V., der 1746 die däniſche Krone zierte, ſtieg die Wohlhabenheit des Reichs außerordentlich; Finanzen, Handel und Wiſſenſchaften gediehen. Der große Staatsmann Bernſtorff hatte weſentlich Antheil an den Leitungen der öffentlichen Angelegenheiten. Friedrich V. brachte die Länder des verſtorbenen Herzogs von Holſtein-Plön (1761) an die Krone, dafür drohte ihm aber, nach Peters III. (des Herzogs von Holſtein) Thronbeſteigung in Rußland, ein Krieg mit Rußland, weil Peter das ehemals ſeiner Linie entriſſene Schleswig wieder an ſich bringen wollte. Schon ſtanden die Ruſſen im Mecklenburgiſchen, und das däniſche Heer war im Holſteiniſchen verſammelt, als Peter III. ſelbſt vom ruſſiſchen Thron geſtürzt wurde, worauf Catharina II. den Frieden mit Dänemark wieder herſtellte. Um aber den verjährten Zwiſt zwiſchen den Herzogen von Holſtein und der Krone Dänemark zu beſeitigen, bewirkte Catharina II. die Ausgleichung unter Chriſtian VII., der 1766 zur Regierung kam. Der Kaiſerin Sohn, der Großfürſt Paul, ſollte, als Erbe der holſteiniſchen Länder ſeines Vaters, deſſen Beſitzungen an Dänemark abtreten, welches ihm dagegen Oldenburg und Delmenhorſt überlaſſen ſollte, was auch 1773, als der Großfürſt majoren wurde, beſtätigt ward, ſo daß ſeit dieſer Zeit Holſtein und Schleswig Dänemark gehörten. Jetzt waren endlich die ſchon Jahrhunderte dauernden Zwiſtigkeiten zwiſchen Holſtein und Dänemark beendigt.

Den Leibarzt Chriſtians VII., Struenſee, begünſtigte die Königin Mathilde ſo ſehr, daß er zum alles vermögenden Miniſter emporſtieg. Obgleich er viele Talente beſaß, machte er ſich doch beim Militär, der Geiſtlichkeit und dem Adel bald ſo verhaßt, daß

man ſeinen Untergang beſchloß, und ſeine Feinde wußten es dahin zu bringen, daß er 1772 ſammt ſeinem Freund, dem Grafen Brand, ſein Leben auf dem Blutgerüſt endigen mußte, die Königin Mathilde aber vom Hofe verbannt wurde. Nach Struenſee's Sturz wurde ein Lehrer des Prinzen Friedrich, der nebſt ſeiner Mutter, der verwittweten Königin Juliane, an der Spitze der Partei ſtand, welche dem verhaßten Miniſter den Untergang brachte, Guldberg, Miniſter, unter welchem beſonders der Handel blühte. Allein 1784 wurde auch dieſes Miniſterium durch den damals erſt 16 Jahr alten Kronprinzen Friedrich, jedoch ohne Blutvergießen, geſtürzt. Der König litt an einer unheilbaren Gemüthskrankheit, während welcher der Kronprinz ſeine Sorge beſonders auf die Verſtärkung und Verbeſſerung des Landheeres richtete, den Handel immer mehr zu beleben ſuchte, und der erſte Fürſt war, der den ſchändlichen afrikaniſchen Negerhandel aufhob. Dänemark griff zwar, als mit Rußland verbündet, 1788 Schweden von Norwegen aus an, deſſen König Guſtav III. den Krieg gegen Rußland eröffnet hatte, wurde jedoch im folgenden Jahre 1789 durch England und Preußen zur Neutralität vermocht.

Schweden.

Unter König Adolph Friedrich, der ſeinem Vorgänger, dem König Friedrich, 1751 in der Regierung folgte, war die Ariſtokratie eben ſo drückend für den Herrſcher, als unter dieſem, ja ſie ſuchte die königliche Macht noch immer mehr zu beſchränken. Im ſiebenjährigen Kriege nahm Schweden Partei gegen Preußen, jedoch auf eine wenig ehrenvolle Art, obgleich Friedrich der Einzige den Schweden nur eine ſehr unbedeutende Truppenzahl hatte entgegenſtellen können. 1762 wurde der Friede zu Hamburg geſchloſ-

ſen. Die in Schweden herrſchenden Parteien bekämpften ſich ohne Unterlaß und **1762** wurde die Partei der Hüte von der der Mützen beſiegt, ohne daß dadurch irgend etwas gewonnen worden wäre. **1769** trug aber die Partei der Hüte auf dem Reichstage zu Norköping wieder den Sieg über die Mützen mit Hülfe des Reichsſenats davon. Als **1771** Adolph Friedrich ſtarb, wagte es deſſen Sohn und Nachfolger, Guſtav **III.**, die Dinge wieder in den Zuſtand zu verſetzen, wie ſie ſich im Jahr **1680** befunden hatten, und nahm deßhalb den **19.** Auguſt **1772** den Reichsſenat gefangen.

Dieſer Monarch hatte ſich den Adel ſeines Reiches größtentheils zum Feinde gemacht, weil er den Anmaßungen, den unmäßigen Vorrechten und der Willkür deſſelben durch eine von ihm geleitete und glücklich ausgeführte Revolution ein Ziel geſteckt, und dadurch allen fernern überſpannten Forderungen und deſſen Uebermuthe ein Ende gemacht hatte. Gleich nach ſeiner Thronbeſteigung hatte er in der Verſammlung der Reichsſtände öffentlich erklärt, daß er auf keinen andern Ruhm Anſpruch mache, als auf den, der erſte Bürger eines freien Volkes zu ſeyn, und ihnen Einigkeit empfohlen. Um das Volk gegen den König aufzuwiegeln, hatte man während einer großen Hungersnoth, die in einigen Provinzen herrſchte, auf eine ſchlaue Weiſe die Vertheilung des Getreides zu verhindern gewußt, welches die Stände hatten vom Auslande kommen laſſen. Unter dem Vorwande, neue Manöuvres zu verſuchen, hatte der König **150** junge Officiere aus den verſchiedenen Corps der Armee gezogen. Ein Hauptmann, Namens Guſtavskjoeld (vorher Hellichius), wurde beauftragt, die revolutionären Operationen in der Feſtung Chriſtianſtadt zu beginnen. Es gelang ihm auch, die Garniſon aufzuwiegeln, worauf er die Thore der Stadt ſchließen ließ und ein Manifeſt gegen die Stände bekannt machte. Ein Officier, der mit großer Gefahr aus der Fe-

ſtung entkommen war, brachte dieſe beunruhigende Neuigkeit den zu Stockholm verſammelten Ständen. Der König verlangte, gegen die Revolutionäre zu marſchiren, und ſeine Brüder, die er unter verſchiedenen Vorwänden ſchon abgeſandt hatte, an die Spitze der Regimenter zu ſtellen. Die Stände aber trauten dem Könige nicht, ſondern übergaben den Oberbefehl einem alten erfahrenen General, ließen an einige Regimenter den Befehl ergehen, daß ſie ſich in forcirten Märſchen nach Stockholm verfügen ſollten, und ſtellten in einem geheimen Rathe ſelbſt die Frage auf, ob man ſich nicht der Perſon des Königs bemächtigen ſolle. Guſtav wandte aber dieſen Streich ab, indem er ſich in den Senat begab, wo er mit der größten Natürlichkeit den über die Nachricht von der Rebellion höchſt Erſtaunten ſpielte, den General Rudbeck, der die Rebellen bekämpfen ſollte, herzlich umarmte, indem er ihn ſeinen theuerſten Freund nannte, und ſeine Dienſtanerbietungen mit ſo viel Wärme erneuerte, daß man glaubte, ſich mit dem Entſchluſſe begnügen zu müſſen, von dem Könige zu verlangen, daß er die Stadt nicht verlaſſen, auch auf der Stelle Couriere an ſeine Brüder mit der Ordre abſenden ſolle, daß ſie zurückkommen ſollten. Die Bürgerſchaft zu Stockholm griff zu den Waffen, und der König ſelbſt begleitete die Cavallerie-Patrouillen derſelben, indem er ſich freundlich mit ihnen unterhielt; er bewies ſo großen Eifer, die öffentliche Ruhe zu erhalten, daß er alle Herzen für ſich gewann. Einſtweilen belagerte Prinz Carl Chriſtianſtadt zum Schein, nachdem man ſich geweigert hatte, ihm die Feſtung auf ſeine Aufforderung zu übergeben. Bei dieſer Spiegelfechterei kam indeſſen Niemand um, denn man ſchoß nur blind. Seit Carl dem XII. hatte Schweden Könige in Deutſchland geſucht, mit denen es nicht ſonderlich zufrieden war. Keiner dieſer Fürſten war in Schweden geboren worden, keiner ſprach die Landesſprache ſo wie Guſtav, der, noch jung, liebenswürdig und beredtſam, bald der Abgott des

Volkes wurde, das durch ihn Schutz gegen die Unterdrückungen und den Deſpotismus ſeiner kleinen adelichen Tyrannen zu erhalten hoffte. Den 18. Auguſt 1791 gab er noch ein ſehr prächtiges und glänzendes Hoffeſt, und entzückte ſeine Gäſte durch ſeine Heiterkeit und freundliche Herablaſſung. In dieſer Nacht (vom 18. auf den 19. Auguſt) kündigten ihm die auf Befehl ihrer Höfe mit ihm einverſtandenen franzöſiſchen und ſpaniſchen Geſandten (Laſcy und Vergennes) an, daß er keinen Augenblick mehr zu verlieren habe, indem die von den Ständen nach Stockholm beorderten Truppen nur noch einen Tagemarſch von der Hauptſtadt entfernt ſeyen, und die Manöuvres der Prinzen in den Provinzen und die des Königs in ſeiner Reſidenz anfingen, aufgedeckt zu werden. Den Morgen des 19. Auguſts ritt der König mit den von ihm auserleſenen Officieren und andern ihm ergebenen Perſonen ſpazieren und durch die Straßen Stockholms, begab ſich hierauf nach dem Arſenal zur Wachtparade, welche er manöuvriren ließ, wo ſich alle Offiziere verſammelten, auf die er rechnen zu können glaubte; von da ging er in ihrer Begleitung nach dem Schloſſe, wo eben die Wache abgelöſ't wurde, und hielt in der Wachtſtube folgende Anrede an dieſelben: „Mein Leben," ſagte er, „befindet ſich in der größten Gefahr; ich vertraue es Ihnen an; ewige Zwiſtigkeiten zerrütten das Vaterland; man muß ihnen ein Ziel ſetzen, und ich will dem Throne den Glanz wieder geben, den er zu Guſtav Adolphs Zeiten hatte." Er verpflichtete ſich hierauf, niemals nach dem Deſpotismus zu trachten, den er verabſcheue, ſondern nur immer nach den Geſetzen zu regieren. Er endigte ſeine Rede mit den Worten: „Ich bin gezwungen, mein Leben und meine Freiheit zu vertheidigen, ſo wie die Exiſtenz des Reichs gegen die Angriffe der Ariſtokratie. Wollen Sie mir getreu ſeyn, ſo wie es Ihre Vorfahren dem Guſtav Waſa und Guſtav Adolph waren, ſo will ich Alles für das Heil des Vaterlandes

wagen.“ Einige Augenblicke herrſchte ein dumpfes Schweigen, und der König war im Zweifel. Auf ein Mal ſchrie der junge Lieutenant Liewen: „Ich bin bereit, all mein Blut für meinen König zu geben, und wer von uns würde nicht ein Gleiches thun?“ Nun erſcholl ein faſt allgemeines Vivat, und Guſtav dictirte ſogleich den Eid der Treue, den alle Umſtehende, bis auf Drei, unter denen der Hauptmann Cederſtröm war, leiſteten. Den ſich Weigernden ließ er ganz ruhig die Degen abfordern; dann band er ſich ein weißes Tuch um den linken Arm, indem er ſagte: an dieſem Zeichen wolle er ſeine Freunde erkennen, und Alle thaten ein Gleiches. Hierauf redete er die Unterofficiere und Soldaten an, welche ihm gleichfalls Beifall zuriefen. Nun ließ er alle Ausgänge des Verſammlungsſaals des Senats von ſeinen Gardegrenadieren beſetzen, welche die Bajonette gegen die Thüre fällten, ſo daß Niemand herauskonnte, und demſelben ein ruhiges Verhalten anbefehlen. Dann ſtieg er wieder zu Pferd, und ritt mit ſeinem Gefolge, welches ſich jeden Augenblick vermehrte, gleich einem Triumphator durch die Straßen der Hauptſtadt, redete das ihm zujauchzende Volk auf den öffentlichen Plätzen an, indem er es gleichfalls ſeines unauslöſchlichen Haſſes gegen allen Deſpotismus verſicherte und ſeine Reden immer mit den Worten: „Ich will nur der erſte Bürger eines freien Volkes ſeyn,“ endigte. Alle Militärpoſten leiſteten ihm den Eid der Treue. Ein Gegenbefehl wurde den im Anmarſch begriffenen Regimentern durch einen getreuen Officier überbracht, welche, da die Thore von Stockholm geſchloſſen worden waren, von den ſtattgehabten Vorgängen nichts erfahren hatten und ſich ohne Widerſtand zerſtreuten. Dagegen ließ der König ein Corps finnländiſcher Truppen in die Stadt rücken, welches ihm der von ihm durch ſeine Freigebigkeit gewonnene General Sprengporten zuführte. Dieſe Truppen umgaben den königlichen Pallaſt. Eine Abtheilung der Garde wurde, verſehen

mit Artillerie, um das Haus geſtellt, in welchem ſich die Adelichen verſammelten; eben ſo umgab die Artillerie den Verſammlungsſaal des Reichsrathes. Die Abgeordneten erhielten Befehl, ſich am Morgen des 21. Auguſts wieder zu verſammeln, mit der Bemerkung, daß die Nichterſcheinenden als Verräther des Vaterlandes erklärt werden würden. Alle defilirten zwiſchen einem Spalier von Soldaten unter dem Gewehr, und Kanonieren mit den angezündeten Lunten in der Hand. Der König hielt von der Höhe ſeines Thrones eine Rede, welcher das Project einer Conſtitution in 57 Artikeln folgte, die nun ohne alle Einwendung angenommen wurde. Ein einziger Adelicher ſchlug eine Abänderung vor, mit der er aber ſogleich abgewieſen wurde, indem der König ſagte, daß, da ſich die andern Stände ganz auf ſeine väterlichen Geſinnungen verließen, es dem Adel zukäme, dieſem Beiſpiele gleichfalls zu folgen. Der König empfing nun die Glückwünſche der fremden Geſandten, gab allen Verhafteten ihre Freiheit wieder, und ſomit war dieſe ſeltſame Revolution in 24 Stunden geendet. Im Jahre 1789 fand er es indeſſen für gut, dieſe Conſtitution zu verändern, da einige Artikel derſelben, auf die er nicht geachtet hatte, wie z. B. die Beibehaltung eines Senats, das den Ständen vorbehaltene Recht, Krieg zu erklären, die gänzliche Freiheit der Preſſe, welche durch einen beſonderen Artikel förmlich garantirt war, ſo wie die freien Berathſchlagungen der Stände, ihm anſtößig waren. Er warf, ſo zu ſagen, ſeine eigene Revolution um, ſchaffte aber dabei die Tortur ab, welche noch den ſchwediſchen Codex der Juſtiz entehrte. Dieſe neuen Abänderungen, welche dem Könige faſt unumſchränkte Herrſcherrechte verliehen, machten ihn dem Adel, der ihm ohnehin ſchon bei jeder Gelegenheit trotzte, noch weit verhaßter, und verminderten überhaupt die Zahl ſeiner Anhänger außerordentlich. Er hatte, um dieſe zweite Verfaſſung zu begründen, die Reichsſtände 1789 zuſammenberufen, in denen ſich aber trotz aller

Bemühungen ſeiner Freunde eine Oppoſition ſelbſt unter dem Bürger- und Bauernſtand bildete, welche anfing, die Oberhand zu gewinnen, wodurch die Sitzungen ſehr ſtürmiſch wurden. Jetzt entſchloß ſich Guſtav zu einem Gewaltſtreich; er ließ die bürgerliche Cavallerie, deren Anführer ihm zugethan war, die Waffen ergreifen, und 17 ſtändiſche Mitglieder verhaften, unter denen Graf Horn war, einer der Hauptacteurs der Revolution von 1772. Hierauf ließ er die vier Stände im großen Verſammlungsſaal zuſammenkommen, umgab denſelben mit Truppen, indem er ankündigte, das Wohl des Staates erfordere einen Zuſatz zu den Grundgeſetzen, und ſchlug den Ständen eine Urkunde vor, welche er die der Einigkeit und Sicherheit nannte, nach welcher dem König allein das Recht zukam, Krieg zu erklären und Frieden zu ſchließen, die Juſtiz nach Gutdünken zu verwalten, den Senat aufzuheben, die Preſſe zu beſchränken u. ſ. w. Die Adelichen erhoben ſich nun in Maſſe von ihren Sitzen, und ſchrien: „Nein, nein, das können wir nicht zugeben!" Der König befahl ihnen aber, ſich in ihr beſonderes Zimmer zu verfügen, um über die Sache zu berathſchlagen, und blieb mit den drei andern Ständen (Bauern-, Bürgerſtand und Geiſtlichkeit) in dem Saal, und bald kündigte man dem Publikum an, daß dieſe drei Stände die Sicherheitsurkunde angenommen hätten. Aber der Adel verwarf ſie beinahe einſtimmig. Der König ließ ihm nun ſagen, daß, da die Majorität der drei andern Stände dieſelbe angenommen hätte, ſeine Zuſtimmung gar nicht nöthig ſey, und die Urkunde von dieſem Augenblicke an Geſetzeskraft habe. Der Adel gab zwar eine Proteſtation ein, die indeſſen unbeachtet blieb, und der Reichstag ward aufgelöſ't, worauf der König auch ſogleich wieder den Krieg gegen Rußland fortſetzte. Nachdem dieſer Krieg unermeßliche Summen gekoſtet hatte, und der König die Hoffnung, Petersburg einzunehmen, aufgeben mußte, willigte er endlich ein, Friedensunterhand-

lungen anzuknüpfen. Den 11. Auguſt 1790 wurde der Frieden zu Werelä geſchloſſen, durch welchen für beide kriegführende Mächte der Stand der Dinge, wie ſolcher vor dem Kriege war, wieder hergeſtellt wurde. Nach ſo manchen verlorenen und gewonnenen Schlachten und Gefechten konnte Guſtav auch nicht die Abtretung eines einzigen ruſſiſchen Dorfes erhalten.

Rußland.

Die Kaiſerin Eliſabeth regierte noch bis zum Jahr 1762 in Rußland; wir wiſſen, daß ſie Friedrichs II. unverſöhnliche Feindin war, und kennen ihre Theilnahme an dem ſiebenjährigen Krieg. Sie ſtarb den 5. Januar 1762 und ihr Nachfolger war Peter III., ihres Feindes großer Verehrer, der nicht nur ſogleich mit Preußen Frieden ſchloß und das eroberte Land zurückgab, ſondern dem großen Friedrich Hülfstruppen gegen die Oeſterreicher bewilligte. Dieſer Fürſt ſaß jedoch kaum ein halbes Jahr auf dem ruſſiſchen Thron, die Geiſtlichkeit und die Großen waren ihm entgegen; es fand eine Revolution ſtatt, die ihn um die Krone und um das Leben brachte; ſein Tod erfolgte den 14. Juli 1762, nachdem man ſich ſchon fünf Tage früher ſeiner Perſon bemächtigt hatte. Catharina II. war es eigentlich, welche ihren Gatten entthront hatte, wozu ſie durch die Gefahr, die ihr ſelbſt und ihrem Leben drohte, gewiſſermaßen genöthigt worden war. Peter III. wurde erwürgt, nachdem man ihm noch die unwürdigſte Behandlung hatte widerfahren laſſen. Seine Gattin ergriff die Zügel der Regierung unter ſehr ſchwierigen Umſtänden, wußte aber mit mehr als männlichem Geiſt und männlicher Stärke alle zu beſeitigen, obgleich ſie in manchen Stücken große Schwächen zeigte und eben keinen ſehr ſittlichen Lebenswandel führte, allein

ihr Herrſchergenie überwog dies Alles. Den Frieden mit Preußen beſtätigte ſie zwar, rief jedoch ihre Truppen zurück und blieb neutral. Auch mit Dänemark machte ſie Frieden, und ließ ihren Sohn Paul, als Erbe der holſteiniſchen Länder, dieſe gegen Oldenburg und Delmenhorſt austauſchen, die ſie **1773** der jüngern Gottorp'ſchen Linie ſchenkte. Mit außerordentlicher Thatkraft wußte ſie ihr unermeßliches Reich zu beherrſchen, und förderte den Gewerbfleiß, Handel und Ackerbau, legte neue Städte an, ſchloß vortheilhafte Bündniſſe, theilte das große Reich in Statthalterſchaften ein und ließ ein neues Geſetzbuch ausarbeiten, wozu ſie ſelbſt den Plan gemacht hatte; auch verminderte ſie die Abgaben. Erſt jetzt fing Rußland an, eine ſehr bedeutende Rolle in den europäiſchen Angelegenheiten zu ſpielen. In Polen ſetzte ſie die Wahl ihres geliebten Günſtlings Poniatowsky zum König durch, und nahm die polniſchen Diſſidenten und deren Rechte in Schutz, wodurch ſie ſich eine wichtige Partei in dieſem Lande zu machen hoffte.

Als **1768** der erſte Türkenkrieg begann, gab dieſer Gelegenheit, die Ueberlegenheit der ruſſiſchen Waffen glänzend darzuthun. **1769** wurde Chozim in der Moldau erobert, **1770** wurde die türkiſche Flotte von Orlow geſchlagen und an der natoliſchen Küſte verbrannt. In demſelben Jahre ſchlug Romanzow den Großvezier ſo vollſtändig, daß er ſich über die Donau zurückziehen mußte. Bender wurde von den Ruſſen erobert, und **1771** wurden ſie auch Herren der Krim. Aſow wurde nun beſetzt und auf dem ſchwarzen Meere eine ruſſiſche Seemacht gegründet. Dieſe großen Fortſchritte der ruſſiſchen Macht verfehlten nicht, die Eiferſucht der benachbarten Staaten zu erregen, welche jedoch durch die erſte Theilung Polens, in welchem die Conföderirten **1770** den Thron für erledigt erklärt, und der König **1771** ſelbſt zu entfliehen geſucht hatte, vorerſt beſeitigt wurde, und durch welche Rußland die Länder zwiſchen dem Dnieper und der Düna zu-

fielen. 1773 empörten ſich aber die doniſchen Koſaken, deren Anführer, Pugatſchew, ſich für den ermordeten Peter III. ausgab, er wurde jedoch geſchlagen, gefangen genommen und 1775 hingerichtet. Im Jahr 1774 kam auch der Frieden mit der Türkei zu Stande, in welchem das Land zwiſchen dem Dnieper und dem Bug und Aſow an Rußland abgetreten und die Krim für frei erklärt wurde. Catharina hatte ſchon 1764 ein achtjähriges Bündniß mit Friedrich dem Großen geſchloſſen, das ſpäter erneuert wurde, weßhalb der König im bairiſchen Erbfolgekrieg durch 60,000 Ruſſen unterſtützt werden ſollte, allein Oeſterreich fand für gut, 1779 einen Frieden zu ſchließen, den Rußland garantirte. Joſeph II. wußte zu verhindern, daß dieſes Bündniß mit Preußen, nachdem es 1780 abgelaufen war, erneuert wurde. In dieſem Jahr errichtete auch Catharina die bewaffnete nordiſche Neutralität, an welche ſich außer den nordiſchen Mächten auch Preußen und Portugal u. ſ. w. anſchloſſen. Der Zweck derſelben war hauptſächlich, Englands Alleinherrſchaft auf dem Meere zu verhindern. 1783 trat der Chan der freien Krim ſein Land und die Kuban, nebſt der Inſel Taman an Rußland ab, welche mit Rußland unter dem Namen des Königreichs Taurien vereinigt wurden. Die Türkei erkannte die Beſitznahme Rußlands von dieſen Ländern an. Auch der Fürſt von Georgien hatte ſich 1783 Rußland unterworfen. Im Jahr 1787 hatte Catharina eine Zuſammenkunft mit Joſeph II. zu Cherſon, von der es hieß, daß dabei hauptſächlich von der Verjagung der Türken aus Europa die Sprache geweſen ſey. Die ohnehin ſchon längſt gereizte Pforte, für ihre Exiſtenz beſorgt, erklärte nun Rußland den Krieg, an dem aber nun auch Oeſterreich, als Verbündeter der Ruſſen, Theil nahm. Unter der Anführung Romanzows marſchirte ein ruſſiſches Heer an den Dnieſter, und ein anderes unter Repnin zwiſchen den Dnieper und Dnieſter. Die Oeſterreicher erober-

ten **1788** Dubicza in Bosnien und die Ruſſen Oczakow unter Potemkin. Laudon nahm **1789** auch türkiſch Gradiska und Belgrad ein. Suwarow, in Verbindung mit Coburg, ſchlug die Türken den **31.** Juli **1789**, und im November dieſes Jahrs eroberten die Ruſſen auch noch Bender, Orſowa aber fiel erſt **1790.** England und Preußen garantirten indeſſen der Pforte die Integrität ihrer Staaten, und die Preußen zogen an die öſterreichiſche Gränze. Es kam zu Friedensunterhandlungen, jedoch ſchloß erſt nach Josephs **II.** Tod Kaiſer Leopold den Frieden zu Sziſtowa mit der Pforte (**1790**). Catharina, welche die Vermittlung von England und Preußen verwarf, machte erſt zwei Jahre ſpäter Frieden mit der Türkei (**1792**), und behielt das Land zwiſchen dem Bug und Dnieſter, nebſt Oczakow. Suwarow hatte im December **1790** noch Ismail erſtürmt. Auch mit Schweden war Rußland von **1788** bis **1790** im Krieg, den der Frieden zu Werelä beendigte.

Polen.

Polen war während der Kriege, die August **III.**, mit Preußen verbunden, **1741** gegen Oeſterreich führte, neutral geblieben, eben ſo während der Kriege, die er, mit Oeſterreich verbunden, ſpäter gegen Preußen führte. Während des ſiebenjährigen Krieges, als ganz Sachſen vom Feinde beſetzt war, hielt ſich der König in Polen auf. Nach Augusts Tod, der **1763** erfolgte, brachte es Catharinens Einfluß dahin, daß ihr Geliebter, der Graf Poniatowsky, der früher Geſandter in Petersburg geweſen war, **1764** zum König von Polen erwählt wurde. Er war nur ein Spielball ſeiner mächtigen und heroiſchen Beſchützerin, und mußte noch vor ſeinem Ende die Auflöſung des polniſchen Reiches nach einer dreimaligen Theilung

deſſelben erleben. Beim Beginn ſeiner Regierung nahm Catharina ſogleich die früher ſo hart bedrückten Diſſidenten in Schutz und verlangte **1766** mit Preußen, England und Dänemark gemeinſchaftlich die bürgerliche Gleichheit derſelben mit den Katholiken, die jedoch erſt **1768** durch militäriſche Hülfe zu Stande kam, nachdem ſich die Proteſtanten unter ruſſiſchen Schutz geſtellt hatten. Dies verurſachte allgemeines Mißvergnügen der katholiſchen Partei in Polen, und die Conföderation zu Bar wurde von den Mißvergnügten geſtiftet, welche die den Diſſidenten bewilligten Rechte wieder nehmen und die polniſche Freiheit wieder herſtellen wollten. Hierdurch entſtand ein blutiger Bürgerkrieg, und **1770** wurde von den Anhängern der Conföderation der König als abgeſetzt und der Thron für vacant erklärt, und erſterer den **3.** November **1771** ſogar von ihnen aus Warſchau entführt. Dieſer aber fand Mittel, nach Warſchau zurückzukehren, indem ſich die Entführer aus Furcht vor den ſtreifenden Ruſſen zerſtreuten. **1772** erfolgte nun die erſte Theilung Polens zwiſchen Preußen, Oeſterreich und Rußland, nachdem ſie die Länder, die zu beſetzen ſie übereingekommen waren, und auf welche ſie Anſprüche zu haben behaupteten, plötzlich in Beſitz nahmen. Oeſterreich occupirte die Königreiche Galizien und Lodomerien, als früher zu Ungarn gehörig, nebſt der Landſchaft Zips; Preußen beſetzte das polniſche Preußen, als früher zum deutſchen Orden gehörig, mit Ausnahme der Städte Danzig, Thorn und einiger Bezirke, und Rußland bemächtigte ſich des Landes zwiſchen der Düna und dem Dnieper als Entſchädigung für gehabten Schaden, und der polniſche Reichstag mußte dieſe Länder, an **2000** Quadratmeilen groß, förmlich an die Mächte, welche ſie ſchon factiſch beſaßen, abtreten. Der ruſſiſche Geſandte, von einem ruſſiſchen Heere beſchützt, verfuhr jetzt mit einer faſt abſoluten Willkür in dem armen Polen, das **liberum veto** des Adels

auf dem Reichstag ward aufgehoben und an der Verfaſſung Polens wurde Manches abgeändert, ſogar die Macht des Königs noch mehr beſchränkt. Dieſer verſuchte zwar zweckmäßige Verbeſſerungen einzuführen, es wurde auch manches Gute, eine Abſchaffung der Folter ꝛc. bewirkt, allein ein beſſeres Geſetzbuch, welches zu entwerfen der Großkanzler Zamoyſky beauftragt wurde, kam aus Parteiſucht nicht zu Stande, und als die franzöſiſche Revolution ausbrach, ging die polniſche Republik ihrer baldigen Auflöſung mit Rieſenſchritten entgegen.

Die Türkei.

Auf den Sultan Mahmud I. folgte im Jahr 1754 deſſen Bruder Osman III. in der Regierung, der aber nur drei Jahre das ottomaniſche Reich beherrſchte, und dem 1757 Muſtapha III., ein Sohn Achmeds III., auf dem Thron folgte. Friedrich der Große hatte ſich viele Mühe gegeben, die Pforte während des ſiebenjährigen Krieges zu einem Krieg gegen Oeſterreich und Rußland zu bewegen. Später brachte es jedoch Frankreich dahin, hauptſächlich nachdem die Conföderation von Bar in Polen entſtanden war, daß die Türkei 1768 Rußland den Krieg erklärte, der aber eine ſehr unglückliche Wendung für die Pforte nahm. Abdul Hamid, der dem Muſtapha 1774 in der Regierung folgte, ſchloß noch in demſelben Jahre einen für ihn äußerſt nachtheiligen Frieden. Unter ſeiner Herrſchaft wurden die Beys in Egypten immer aufrühriſcher, und mehrere Paſchas ſteckten die Fahne der Rebellion auf; auch verlor die Pforte die Krim und mußte zuſehen, wie die Kuban und die Inſel Taman 1783 unter ruſſiſche Botmäßigkeit kamen. Als aber die ſchon erwähnte Zuſammenkunft

zwiſchen Joſeph II. und Catharina II. 1787 zu Cherſon ſtattgefunden hatte, und man allgemein von der Vertreibung der Osmanen aus Europa ſprach, da erklärte die Pforte abermals Rußland den Krieg, bekam aber auch zugleich Oeſterreich als Feind auf den Hals. 1789 kam Selim III., ein Sohn Muſtaphas, auf den Thron, und verdankte es beſonders Preußen, daß Oeſterreich 1791 einen Frieden auf den frühern Beſitzſtand mit der Türkei zu Sziſtowa abſchloß; auch Catharina, der Polen zu ſchaffen machte, ſchloß im folgenden Jahre zu Jaſſy mit der Türkei Frieden.

Amerika.

Schon im Jahre **1496** hatte Heinrich **VII.** in England den Venetianer Cabot auf Entdeckungen ausgeſandt. Er entdeckte Neufoundland, das man jedoch wieder aufgab, weil man kein Gold daſelbſt fand. **1512** hatten die Spanier Florida und **1535** die Franzoſen Canada entdeckt. Unter Eliſabeths Regierung hatten ſich Briten in Virginien angeſiedelt, und unter Jacob **I.** machten die Briten weitere Entdeckungsreiſen und **1606** begann der Anbau von Neu-England. Jetzt entſtanden die Colonien von Carolina, Virginien und Penſylvanien, wohin, durch politiſche Stürme verſchlagen, bald viele Engländer auswanderten. **1608** erhielten die Franzoſen Queбeck, und ein engliſcher Capitain, Namens Hudſon, verkaufte **1610** ſeine am Hudſonsfluß gemachten Entdeckungen an die Niederlande, welche **1655** die Schweden, die ſich an der nordamerikaniſchen Küſte niederlaſſen wollten, vertrieben, aber **1664** ihrerſeits wieder von den Engländern verjagt wurden, welche nun die Provinzen New-York und New-Jerſey bildeten. Jetzt waren nur noch Engländer und Franzoſen in Nordamerika. Die erſten engliſchen Coloniſten waren nur Handlungsdiener und Factoren der Londoner Handelsgeſellſchaft geweſen, und lange wehrte der Fanatismus den Quäkern das Niederlaſſen an dieſen Küſten.

Dadurch, daß man in England auf die Erzeugniſſe, welche von den amerikaniſchen Colonien ebenfalls geliefert wurden, bei ihrer Einfuhr aus andern Ländern einen höhern Zoll legte, wurde der Abſatz der Erzeugniſſe der Colonien außerordentlich befördert, die beſonders unter Wilhelm **III.** prosperirten, der ſie zu heben verſtand, und Vieles, was man früher von Rußland und Schweden theuer gekauft hatte, als Eiſen, Kupfer, Theer ꝛc., lieferten nun die Colonien, eben ſo Reis, Tabak, Hanf u. dgl. Bald aber wurde die Production der Colonien ſo ergiebig, daß ſie weit größer war, als der Bedarf Großbritanniens, und die Navigationsacte verhinderte, daß ſie ſelbſt ihren Ueberfluß ins Ausland verführen oder austauſchen durften. Das britiſche Miniſterium fand nun für gut, ſehr hohe Taxen auf die in die Colonien eingeführten Produkte und Waaren zu legen, unter dem Vorwand, daß die Verwaltung und Vertheidigung der Colonien, beſonders in den Jahren **1739** und **1755**, große Summen gekoſtet und weßhalb ſich die engliſche Nationalſchuld ſo ſehr vermehrt habe, was auch an dem war.

Nach dem Verſailler Frieden von **1763**, in welchem ſowohl die Beſitzungen Spaniens als Frankreichs in Amerika ſehr geſchmälert und Canada, Neuſchottland und Cap Breton von Frankreich an England abgetreten worden waren, theilte England ſeine Colonien in vier Gouvernements, nämlich: Canada, Grenada, Oſt- und Weſtflorida. **1765** legte man nun den Amerikanern noch eine Stempeltaxe auf, deren Ertrag in den Schatz des Königs fließen ſollte. Die Colonien verweigerten ſie, und ſie hatten dabei die Oppoſition im engliſchen Parlament für ſich. Die neue Taxe wurde **1766** ſchon wieder aufgehoben, dagegen aber wurde das Beſchatzungsrecht der Colonien durch den Mutterſtaat in einer declaratoriſchen Acte feſtgeſetzt, wodurch neues Mißvergnügen entſtand, weil die Parlamente der Amerikaner das Recht hatten, Auflagen zu beſtimmen. Im Jahr **1770** wurden nun endlich ſämmtliche Aufla-

gen in den Colonien aufgehoben, ausgenommen die auf den Thee, aus deſſen Handel man ſogar ein Monopol für die oſtindiſche Compagnie machte, um dieſer einen großen Debit zu verſchaffen. Nun wurden drei Schiffe, die Thee brachten, von den Amerikanern zu Boſton angehalten, und deren Ladung in die See geworfen. Die Engländer ſperrten nun 1774 den Hafen von Boſton mit einer bedeutenden Abtheilung Truppen. Jetzt hielten 12 Colonien einen allgemeinen Congreß zu Philadelphia, der alle Ausfuhr nach England und alle Einfuhr von engliſchen Erzeugniſſen verbot; man wandte ſich jedoch zu gleicher Zeit um Abhülfe der Beſchwerden an den König und das Parlament von England. Als aber 1775 eine Parlamentsacte die Colonien außer dem Schutz der Krone erklärte, ſahen ſie ſich genöthigt, ſich ſelbſt zu ſchützen, Georgien trat nun auch noch dem Congreß bei, und die Colonien nannten ſich jetzt die 13 vereinigten Provinzen, erwählten Washington zu ihrem Oberfeldherrn, und der Krieg begann im April 1775. Die Coloniſten machten einen Angriff auf Quebeck, um Canada auch für ihre Sache zu gewinnen. Die Engländer hatten aber deutſche Söldner von Heſſen, Braunſchweig ꝛc. erkauft und in Sold genommen, und entſetzten 1776 Quebeck. Howe bekam nun den Oberbefehl über das engliſche Herr, welches einen vergeblichen Angriff auf die ſüdlichen Provinzen verſuchte. Den 4. Juli 1776 erklärten ſich die 13 Provinzen für unabhängig; Howe ſiegte zwar in Newyork, allein Washington wußte die Engländer wieder daraus zu vertreiben, ſo wie auch aus Rhodeisland und nahm ein Corps von 1000 Mann der von Englands Gold erkauften Heſſen bei Trenton gefangen. Auch New-Jerſey wurde bald darauf, den 2. Januar 1777, von den Engländern befreit, die geſchlagen wurden. Howe bemächtigte ſich zwar im September 1777 der Stadt Philadelphia, allein der amerikaniſche General Gates umzingelte den General Bourgoyne bei Saratoga, und nahm ihn den 17. October 1777

mit beinahe 6000 Mann Engländer und deutſchen Miethstruppen gefangen. Nun übernahm Clinton den Oberbefehl über das engliſche Heer. Bald darauf nahm Frankreich, nachdem es den 26. Januar 1778 einen förmlichen Handelsvertrag mit dem von den Colonien zu dieſem Zwecke abgeſandten Franklin abgeſchloſſen hatte, offen die Partei der Colonien, und der Seekrieg zwiſchen England und Frankreich begann. Die Engländer drangen 1779 zwar von Florida aus nach Georgien vor, allein Clinton erlitt am Fort Stony Point einen herben Verluſt. Spanien machte, vermöge des bourboniſchen Familienvertrags, nun auch noch gemeinſchaftliche Sache mit Frankreich, und bemächtigte ſich 1780 der engliſchen Forts am Miſſiſippi, während es Gibraltar vergeblich belagerte. Allein in dieſem Jahre ging ein General, Arnold, der ſich gekränkt fühlte, zu den Engländern über, und Clinton eroberte Charlestown. Auch wurden die Amerikaner bei Camden geſchlagen, die Engländer jedoch durch ein franzöſiſches Hülfscorps vom weiteren Vordringen abgehalten. In Virginien, wo die Engländer anfänglich unter Cornwallis glücklich waren, wurden ſie von der Seeſeite durch die Franzoſen eingeſchloſſen, und waren gezwungen, ſich den 19. October bei Yorktown, 7000 Mann ſtark, zu ergeben. Zu dem glücklichen Erfolg des nordamerikaniſchen Befreiungskrieges trug auch beſonders viel Lafayette bei. Als im Jahre 1782 eine Veränderung im engliſchen Miniſterium den Lord Schelburne an Norlhs Stelle brachte, kam endlich 10. Juni 1783 der Frieden zu Verſailles zu Stande, und England erkannte die Unabhängigkeit der 13 Provinzen an. Den 17. September 1787 ſchloſſen die Provinzen, jetzt Vereinigten Staaten, einen Unionsvertrag unter ſich ab, durch welchen dem General-Congreß Souveränetätsrechte übertragen wurden, und an deſſen Spitze ein Präſident mit der vollziehenden Gewalt, jedes Mal auf vier Jahre, gewählt wurde. Dieſe hohe Würde behielt Washing-

ton durch erneuerte Wahl bis zum Jahr 1797. Die neue Verfaſſung bewilligt aber jedem beſonderen Staate ſeine eigene Verwaltung und ein jeder ſendet ſeine Stellvertreter, die 30 Jahr alt ſeyn müſſen, und deren Zahl nach der Größe der Volksmenge zu beſtimmen iſt, zu dem Congreß. Alle zwei Jahre muß ein Drittel derſelben erneuert werden. Dieſer Congreß hat die geſetzgebende Gewalt, die von der richterlichen durchaus getrennt iſt. Jedoch erhielten nur die freien weißen Bewohner Bürgerrechte, die Indianer und Neger aber nicht. Ein Schandfleck dieſer Vereinigten Staaten iſt die noch in mehreren derſelben beſtehende Sclaverei.

Aſien.

China.

Noch war die Dynaſtie der Ming zu Anfang des 16. Jahrhunderts auf dem Thron, Rebellen und beſonders berittene Räuber beunruhigten die Regierung des Owu-tſong, und ſchlugen ſogar die gegen ſie geſandten Truppen und bemächtigten ſich der großen Städte. Nur mit großer Mühe gelang es, ſie endlich zu zerſtreuen; auch die Tartaren machten immer Einfälle in das himmliſche Reich und japaniſche Seeräuber beunruhigten deſſen Küſten. Der Dynaſtie der Ming folgte die 22ſte der Tſing, aus der Familie der Mandſchu. Einige den mandſchuiſchen Tartaren zugefügte Gewaltthätigkeiten erbitterten dieſes freie und kriegeriſche Volk. Sie rächten ſich mit bewaffneter Hand. Zu allen Mühſeligkeiten abgehärtet, fürchteten ſie nichts, verachteten ſie den Tod, und hatten daher, als Krieger betrachtet, ein eben ſo großes Uebergewicht über die Chineſen, als dieſe es in der Beſchaffenheit einer ausgebildeten Nation über jene hatten. Die nördlichen Provinzen wurden zu eben der Zeit erobert, da ein aufrühreriſcher Mandarin ſich der ſüdlichen bemächtigte. Im Jahre 1641 bemeiſterte ſich dieſer ſiegreiche Mandarin der Stadt Peking, der Hauptſtadt des Reiches, einer unermeßlichen Stadt, worin man zwei Millionen Einwohner

zählt. Die Schwäche und Feigheit des Kaiſers war ſo groß, daß er keinen Verſuch zu ſeiner Vertheidigung wagte. Die Kaiſerin hatte ſich erhängt; **40** Beiſchläferinnen, die ihm noch übrig waren, erhängten ſich auf ſeinen Befehl oder wenigſtens auf ſein Anſuchen, und da ſeine Tochter das Gleiche zu thun ſich weigerte, ſo tödtete er ſie mit einem Säbelhiebe. Sich ſelbſt aber erdroſſelte er nicht eher, als bis er außerhalb der Stadt der letzten Nachricht von einem unvermeidlichen Verluſte entgegen geſehen hatte.

Taitſong, das Haupt der Tartaren, ein Mann, der ſtark genug war, um ſie ſeinen Geſetzen unterwürfig zu machen, trieb ſeine Eroberungen immer weiter. Unter der Minderjährigkeit ſeines Neffen Chang-ti, der ihm in der Regierung folgte, ward der thronräuberiſche Mandarin getödtet, und die Eroberer unterjochten beinahe das ganze Reich. Unter Kam-hi, der noch ſehr jung ſeines Vaters, Chang-ti, Nachfolger ward, ſahen ſie ihre Herrſchaft dauerhaft gegründet. Nach ungefähr **30** kriegeriſchen Jahren blieb China beſtändig unter der Botmäßigkeit von Barbaren, die ſich aber eben ſo klug als furchtbar bewieſen, weil ſie die Geſetze und Gebräuche des Landes annahmen.

Kang-hi, der im Jahre **1661** die Regierung antrat, beförderte die Wiſſenſchaften, und begünſtigte die Jeſuiten, welche das Miſſionsweſen trieben, und ſich Zutritt in den kaiſerlichen Pallaſt zu verſchaffen gewußt hatten. Nun machte das Chriſtenthum in China Fortſchritte; aber der Neid und die Streitigkeiten zwiſchen den Jeſuiten und den Heidenbekehrern; die nach Rom eingeſandten Beſchuldigungen, daß die Chineſen bei ihren Gebräuchen Abgötterei trieben; die Streitſucht der Europäer, die bei einem ſo friedfertigen Volke Uneinigkeit erregte, und beſonders die Furcht vor ihren herrſchſüchtigen Unternehmungen, denen oft die Religion zum Deckmantel dienen mußte: dieſe verſchiedenen Urſachen vernichteten das Werk ihrer Predigten und ihres Eifers gänzlich.

Yong-tſching, der im Jahr 1722 dem Kang-hi in der Regierung folgte, hob die Geſetze auf, die ſein Vater zum Beſten des Chriſtenthums gegeben hatte. Er ließ die Kirchen abbrechen, ſchickte alle Chriſten, die bloß das Bekehrungsgeſchäft getrieben hatten, aus dem Lande, und behielt nur die Mathematiker und die Gelehrten und Künſtler, deren Werth er zu ſchätzen wußte. „Wenn," ſagte er zu den Jeſuiten, „ich einen Haufen Bonzen und Lamas (chineſiſche Mönche und Prieſter) in euer Land ſchickte, wie würdet ihr wohl dieſelben aufnehmen? Ihr wollet, alle Chineſen ſollen Chriſten werden; ſo erheiſcht es euer Geſetz, ich weiß es wohl; aber wenn euer Wunſch erfüllt würde, was würde dann aus uns werden? Unterthanen eurer Könige. Eure Schüler erkennen bloß euch für ihre Gebieter. Zur Zeit eines Aufruhres würden ſie bloß euren Befehlen gehorchen. Ich weiß wohl, daß für jetzt nichts zu befürchten iſt; aber wenn die Schiffe zu Tauſenden kommen würden, ſo könnte doch leicht eine Unordnung entſtehen." Was in Japan geſchah, gab dieſer Rede Gewicht. Der Kaiſer King-long (1735–1799) hatte ſich indeſſen duldender gegen die Chriſten und beſonders gnädig gegen die Jeſuiten bezeigt.

In dem chineſiſchen Reich iſt die Volksmenge ungeheuer groß, und der Ackerbau iſt daſelbſt bis zum höchſten Grade der Vollkommenheit getrieben. Zu allen Zeiten machte es ſich der Monarch zur Pflicht, ihn zu ermuntern und zu ehren. Die jährliche Ceremonie, bei welcher er ſelbſt Hand an den Pflug legt, iſt bekannt. Die Mandarinen thun daſſelbe in den Provinzen. Indeſſen ſetzen die Sprache und Schreibart der Chineſen, deren Studium faſt das ganze Leben füllt, dem Fortgange der Wiſſenſchaften unwiderſtehliche Hinderniſſe entgegen.

Japan.

Japan beſteht aus vielen Inſeln an der öſtlichen Seite von China. Die Japaner ſind ſtolz, tapfer, unbezwinglich, ſo hart und grauſam ſogar, daß ſie beinahe mit dem Selbſtmord ein Spiel treiben, gehorchen äußerſt tyranniſchen Geſetzen, die recht dazu gemacht ſcheinen, die wilde Grauſamkeit ihrer Sitten noch mehr zu reizen. Seit etwa **660** Jahren vor Chriſti Geburt hatten ſie einen Hohenprieſter zum Könige, den ſie Daïri oder Daïro nannten. Gegen das Ende des **16**ten Jahrhunderts erfuhren die Daïri das Schickſal der Kalifen, Mahomeds Nachfolger. Der Befehlshaber der Truppen riß die höchſte Gewalt an ſich, und ließ dem Daïri außer ſeinem Titel nichts als ſeine Frauen, ſeine Reichthümer und ſeine Pracht. Sehr merkwürdig iſt es, daß man in Japan, in China und faſt in ganz Aſien alle Religionen duldet. Dieſe Duldung erleichterte anfangs die Einführung und die Fortſchritte des Chriſtenthums; iſt nachmals dieſe Religion, und zwar ſie allein, eines Vortheils beraubt worden, den man ſo vielen verwerflichen Secten zugeſteht: ſo ſind die herrſchſüchtigen Entwürfe der Europäer und vieler Miſſionäre die alleinige Urſache.

Um die Mitte des **16**ten Jahrhunderts entdeckten die Portugieſen Japan und trieben daſelbſt einen großen Handel. Die Gold- und Silberminen, der Thee, das Porzellan u. ſ. w. zogen ſie in dieſes Land, wo ſie große Schätze gewannen. Der heilige Franz Xavier, ein portugieſiſcher Jeſuit, begab ſich aus apoſtoliſchem Amtseifer dahin. Muthig, geſchickt und unermüdet, nur Bekehrung athmend, nur von dem Ehrgeiz entbrannt, die Märtyrerkrone zu erwerben, hatten ſeine Bemühungen einen glänzenden Erfolg, den man zum Theil den Verhältniſſen zuſchreiben kann, worin eine ernſthafte ſtrenge Sittenlehre und die Erwartung eines ſeligen

Lebens mit dem Zuſtand und den Sitten der Japaner ſtanden. Die Miſſionäre eilten nun herzu, und die chriſtliche Religion faßte eben ſo tiefe als ausgebreitete Wurzeln.

Man kann ſich leicht vorſtellen, in welche Wuth die Bonzen darüber geriethen, die die Leichtgläubigkeit des Volks dergeſtalt mißbrauchen, daß ſie ihm das Verdienſt ihrer guten Werke verkaufen, und ihm für ſein Geld Wechſelbriefe ausſtellen, die in der andern Welt zahlbar ſeyn ſollen. Dieſe ſehr zahlreichen Bonzen waren die fürchterlichſten Feinde der Chriſten. Im Jahre 1582 erhielt Gregor XIII. eine Geſandtſchaft von drei japaneſiſchen Prinzen, was in der römiſchen Kirche und bei den Jeſuiten großen Jubel erregte.

Beunruhigt durch die Fortſchritte des Chriſtenthums und beſorgt, daß ſie entweder Erſchütterungen im Staate, oder irgend einen Einfall von Fremden verurſachen würden, verbot indeſſen der Kaiſer um dieſe Zeit die Ausübung der chriſtlichen Religion bei Todesſtrafe. Nun nahmen die Hinrichtungen ihren Anfang, und man drängte ſich zur Märtyrerkrone. Die Miſſionäre wurden dadurch immer eifriger und die Menge der Proſelyten immer zahlreicher.

Die Verfolgung dauerte lange, ließ zuweilen nach, und ward mitunter wieder heftiger. Die Spanier und Portugieſen, die ſeit der Regierung Philipps II. unter einem Könige ſtanden, ſetzten ihren Handel in dieſem Lande fort. Es konnten daher neue Prediger in Menge ankommen; aber die Eiferſucht der Holländer vernichtete alle Hoffnungen. Sie entdeckten im Jahre 1637 dem Kaiſer von Japan eine Verſchwörung der Spanier, und bewieſen dieſelbe mit Briefen, die ſie, ihrer Ausſage nach, in einem Schiffe erbeutet hatten, was übrigens die Spanier immer für eine Verläumdung erklärten. Indeſſen ließ die Empörung der japaniſchen Chriſten zu Arima, wo ſie ſich, ungefähr 30,000 Mann ſtark, bewaffneten, die Wahrheit dieſer Unternehmung wenig be=

zweifeln; ſie entſprach nur zu ſehr den Grundſätzen ſo vieler Eroberungen, oder vielmehr Uſurpationen, die in beiden Hälften der Erdkugel ausgeübt wurden.

Dies war die Urſache des berühmten Edikts, in welchem den Fremden, und ſelbſt den Chineſen, der Zugang in Japan ſchlechterdings unterſagt und allen Japaneſen bei Todesſtrafe verboten worden iſt, aus dem Lande zu gehen. Daſſelbe Edikt verurtheilte jeden Chriſten zum Gefängniſſe und verſprach einem Jeglichen, der einen chriſtlichen Prediger entdeckte, eine anſehnliche Summe. Die einzige Gnade, welche die Holländer erhielten, beſtand in der Erlaubniß, auf einer Inſel bei Nangaſaki landen zu dürfen, und ſie erlangten dieſe Erlaubniß nicht eher, als bis ſie geſchworen, daß ſie keine Religionsverwandten der Portugieſen ſeyen, und zu mehrerem Beweiſe, wie es heißt, ein Kreuz mit Füßen getreten hatten.

Der ſehr vielen bei den Japaneſen eingeführten Secten ungeachtet, wiſſen ſie von keinen Religionsſtreitigkeiten, was zum Beweiſe dient, daß ſie bloß aus Furcht vor einer Staatsrevolution das Chriſtenthum verfolgt und ausgerottet haben. Ohne die Streitigkeiten, die Ränke und die eigennützigen Abſichten, wodurch man die Heiligkeit des Evangeliums bald herabwürdigte und entweihte, würde weder Japan, noch China wider die Chriſten gewüthet haben.

Perſien.

Ismael Sofi, Nachkömmling eines Heiligen (Sofi), zu Ardebil in Adſerbidſchan, der von Ali, dem Schwiegerſohne Mahomeds, ſtammte, ſtiftete zum dritten Male eine perſiſche Dynaſtie zu Anfange des 16ten Jahrhunderts (ſeit 1501). Die mahomedaniſchen Gläubigen vom Lehrbegriff des Ali hielten ſich zu ihm; die ſtreitluſtigen Kurden, Nachkömmlinge der Tartaren,

welche im Mittelalter die großen Erſchütterungen in Aſien bewirkt hatten, ſammelten ſich zu ſeinen Fahnen. Mit ihnen beſiegte er die Sultane der Turkomannen, und gründete auf den Trümmern dieſes Sultanats das verjüngte Reich der Perſer. Ismael, ein Zeitgenoſſe des Sultans Selim in Conſtantinopel, verlor zwar durch dieſen mächtigen Nachbar und Gegner (1514) Tauris und Diarbekir; allein Selims Zug gegen Egypten verhinderte die weitern Siege der in Europa angeſiedelten Osmanen gegen die Perſer. Doch ſchon unter Ismaels I. Sohne, dem Sultane Tamaſp (1523—1575), gingen mehrere der Gränzgebiete der Perſer an den ſiegreichen osmaniſchen Sultan Soliman verloren, und Georgien, von chriſtlichen Fürſten beherrſcht, entzog ſich der perſiſchen Oberhoheit, unter welcher es ſeit Ismaels Sieg geſtanden hatte. Als aber der Sultan Ismael II. nach einer einjährigen despotiſchen Regierung 1577 ermordet wurde, brachte ſein Bruder Muhamed (1577—1586) Georgien wieder in die vorigen Verhältniſſe der Abhängigkeit von Perſien zurück. Von Muhameds drei Söhnen ließ der zweite, Ismael III. (1587), den älteren, Hamzeh, und der dritte, Abbas, den zweiten Bruder ermorden; dann beſtieg Abbas (1587—1629) den mit Bruderblut gefärbten Thron. Grauſamer und willkürlicher als ſeine Vorfahren, ſicherte er ſich doch durch ſeine Siege die Herrſchaft über Perſien und die benachbarten Völker. Er eroberte Choraſan, erhob Ispahan zur Reſidenz und brachte Georgien und die durch die Türken von Perſien getrennten Provinzen (Adſerbidſchan, Schirwan ꝛc.) an das Reich zurück. Den friedlichen Armeniern geſtattete er nun die Betreibung des Handels in ſeinen Provinzen und in Verbindung mit den Engländern entriß er (1621) den Portugieſen das reiche Ormus am perſiſchen Meerbuſen.

Unter dem Schah Abbas hatte Perſien ſeine größte Macht erreicht. Er war ein grauſamer, aber kluger und tapferer Re-

gent, hatte den Türken die von ihnen eroberten Plätze entriſſen, die Portugieſen aus Ormus gejagt, eine Garde, die den Janitſcharen und Strelitzen glich, abgeſchafft und ſich dadurch völlig unumſchränkt gemacht. Er ſtarb im Jahr 1629.

Die Sofis oder Könige, die ihm in der Regierung folgten, waren ohnmächtige Despoten, verdummt durch die Weichlichkeit des Serails und beherrſcht von den Verſchnittenen, denen ſie das Reich preisgaben, wodurch Unglücksfälle, Empörungen und Revolutionen entſtanden. Man verlor Bagdad, das die Türken im Jahre 1638 mit Sturm eroberten. Die Afghanen, eine tartariſche Colonie, die auf den Gebirgen Candahar gegen das Reich des großen Moguls wohnten, empörten ſich wider eine feige und harte Regierung. Die nordiſchen Provinzen thaten daſſelbe. Der Sofi, der im Jahre 1722 in ſeiner Reſidenz belagert wurde, unterwarf ſich den Rebellen und gab dem Anführer derſelben ſeine Tochter zur Gemahlin.

Während Perſien den Barbareien des Thronräubers zum Raube diente, und von einer Seite die Türken, wie die Ruſſen von der andern Seite, die Umſtände zur Zerſtückelung des Reiches benutzten, erſchien der berühmte Nadir Culichan, Sohn eines Schäfers und ſelbſt ein Schäfer, der kühn genug war, eine Revolution zu wagen und auszuführen. Nachdem er einen Trupp Räuber zuſammengebracht hatte, bot er dem Prinzen Thamas, Sohn des letzten Sofis, ſeine Dienſte an, und er hatte gar bald eine Armee. Iſpahan und ganz Perſien unterwarf ſich ihm. Der überwundene und gefangen genommene Thronräuber ward zur Enthauptung verurtheilt. Culichan, der nur kämpfte, um ſein eignes Glück zu machen, erntete allein, nachdem er zum Schein den Titel eines Sclaven des Prinzen angenommen hatte, alle Früchte des Sieges. Er ließ den

Thamas blenden, und ward im Jahre 1736 unter dem Namen Schah Nadir König von Perſien. Nach vielen verlornen Schlachten ſchloſſen die Türken mit ihm Frieden, und gaben ihm, Bagdad ausgenommen, alle eroberten Plätze zurück. Die Ehrſucht hat, wie der Geiz, nie genug; der ehemalige Hirt, jetzt Eroberer Perſiens, richtete ſeine Wünſche auf das Reich des Groß-Moguls, um ſich mit deſſen Schätzen zu bereichern, und bekriegte es daher.

Er griff des Aurengzeb's Enkel an, und mit einer im Vergleich zu dem Mogulſchen Heere ſehr kleinen Armee zwang er denſelben bald, ſich ihm gefangen zu geben. Bald war er im Beſitz der Hauptſtadt Delhi; bemächtigte ſich der dortigen Schätze, deren Werth auf mehr als 4000 Millionen berechnet wurden; verband drei Königreiche des hindoſtaniſchen Staats mit Perſien, legte auf die übrigen Länder einen Tribut, und übergab endlich die Regierung einem Vice-Könige. Nach der Rückkehr in ſein Reich endigte er ſeine Laufbahn unter den meuchelmörderiſchen Händen ſeines Neffen. Das gewöhnliche Ende der ſiegenden Herrſchſucht: entweder ein blutiger Tod, oder immerwährende Sorgen und Bekümmerniß. Perſien und Hindoſtan ſind hierauf lange durch Bürgerkriege verwüſtet worden. So wie die Reiche der Eroberer und Deſpoten gewöhnlich bald nach ihrem Tode zuſammen ſtürzen; ſo zerfiel auch Perſien nach der Ermordung Schah Nadir's in mehrere Theile. Die gewaltſam durch ihn unter eine Regierung verbundenen Völker trennten ſich wieder von einander; die vornehmſten Feldherren entſchieden über den Raub des gefallenen Deſpoten mit dem Schwerte. In Candahar bildete ſich unter Achmed Abdallah ein neues Reich der Afghanen, deſſen Reſidenz Kabul ward; Georgien gelangte unter dem Fürſten Heraclius zur Unabhängigkeit. Eine Zeitlang gewann der Neffe des Schah Nadir, Ali-Culi-Chan, die Oberhand und herrſchte unter dem Namen Adil-Schah über

einen großen Theil der Trümmer. Doch hatte das Beiſpiel und das Schickſal ſeiner Vorgänger ihn nicht belehren können; wollüſtig und grauſam, wie ſie, ging er unter in ſeinen Laſtern. Er fiel durch ſeinen eigenen Bruder Ibrahim. Dieſer ward wieder von ſeinem Feldherrn, dem Schah Rock, ermordet, der ein Enkel des Schah Huſſein war. Allein auch Rock fiel durch Verſchwörung, und ſo folgte eine Reihe von Barbaren ſchnell auf den unſicheren Thron, bis ihn Kerim Chan im Jahr **1761** beſtieg und ihn durch Klugheit **18** Jahre hindurch (bis **1779**) behauptete. Ihm gehorchten, nach der Losreißung der öſtlichen Länder, die weſtlichen Provinzen. Kerim, ein Mann von milden Geſinnungen, bemühte ſich, die äußere Ruhe des Reiches zu ſichern und im Innern den Ackerbau und den Handel wieder zu beleben. Er war duldſam in der Religion und ſelbſt die Wiſſenſchaften und Künſte, beſonders die Baukunſt, blühten unter ihm von neuem.

Nach Kerims Tode (**1779**) erhoben ſich gleichzeitig mehrere Thronbewerber und ſuchten ihre Anſprüche durch das Schwert geltend zu machen. Nach langen Kämpfen, welche Perſien verheerten, beſiegte Mehemed Chan, ausgezeichnet durch Tapferkeit und Menſchenkenntniß, ſeine Nebenbuhler und herrſchte bis **1797** über Perſien, nachdem er den Staat von neuem in zehn Provinzen getheilt hatte.

Oſtindien.

Von dem Stamme Lodi blieb zu Anfang des 16ten Jahrhunderts nur noch ein dritter Sultan, Ibrahim II., im Beſitz wichtiger Provinzen von Hindoſtan. Die durch ſeine Tyrannei gereizten Omrahs entſpannen nämlich mehrere Verſchwörungen, und ein Chan aus ſeinem eigenen Stamme trat gegen ihn auf, rief einen mongoliſchen Fürſten, der in Cabul herrſchte, zu Hülfe, und veranlaßte dadurch ſelbſt den Untergang des Stammes Lodi.

Dieſer Beherrſcher Cabuls war Mahomed Baber. Als Abkömmling des Timur zeigte er ſich bald ſeines Ahnherrn würdig. So früh entwickelten ſich ſeine Fähigkeiten, daß ihm der Vater bereits im 12ten Jahre die Provinzen ſeines Reichs anvertrauete, welche nördlich von Samarcand an dem ſüdlichen Sirr (Jaxartes der Alten) gelegen waren und Andekhan zur Hauptſtadt hatten. Als nun bald darauf ſein Vater durch einen unglücklichen Fall umkam, und ſeine Oheime, mit welchen letzterer damals in Krieg verwickelt war, den Baber, der nun den Thron unter dem Namen Zehire Ul Dien Baber (die geprieſene Stütze der Religion) beſtiegen hatte, leicht zu beſiegen glaubten, ſchlug ſie der junge Held tapfer zurück. Er eroberte kurz nachher die Hauptſtadt Samarcand, allein da er von ſeinem Heere verlaſſen ward, weil er ihm dort das Plündern verbot, verlor er dadurch von neuem die Stadt. Dieſes Unglücks ungeachtet, verhalf Babers Klugheit und glückliches Kriegstalent ihm bald wieder zum Beſitz von Samarcand. Da ihn aber die weit ſtärkeren Usbeken verjagten, floh er nur mit 100 Mann zum Chan von Turmuz. Dieſer rieth ihm, ſein Glück in andern Gegenden zu verſuchen. Hierdurch ward er veranlaßt, ſein Recht auf Hindoſtan, nämlich auf die Eroberungen Timurs, öffentlich anzukündigen, und that

nun, auf dieſe Anſprüche ſich ſtützend, im Jahre 1519 dorthin den erſten Kriegszug. Wenn aber dieſer, ſo wie die bald darauf folgenden nicht ſehr glücklich ausfielen, ſo ward dies hauptſächlich durch ſeine übrigen Feinde veranlaßt. Denn wenige Herrſcher Aſiens wurden ſo oft von den Ihrigen verlaſſen und daher dem Spiel des Glücks preisgegeben als Baber. Zu zwei verſchiedenen Malen kündigte die Muthloſigkeit ſeiner Heerführer ihm ſchon den Dienſt auf, weiter in Hindoſtan einzudringen, und man bewundert mit Recht den Muth des Eroberers, der 1525 es wagt, mit 13,000 Mann des Sultans Ibrahim Heer von mehr als 100,000 Mann anzugreifen, und bei Pannipet nach einem blutigen Kampfe Herr von dem Reiche und von Delhi ſelbſt wird. Dieſe Schlacht entſchied das Schickſal der pataniſchen Herrſcher, denn die nachmals wieder hervortretenden Sultane dieſes Stammes waren weder durch Macht, noch Dauer von Bedeutung.

Baber war ein freigebiger, großmüthiger Mann, von ſchönen und mannichfaltigen Kenntniſſen. Er beſchrieb die Geſchichte ſeiner Vorfahren und ſeiner eigenen Begebenheiten in mongoliſcher Sprache, in einem allgemein bewunderten Styl. Eine perſiſche Ueberſetzung dieſes Werks befindet ſich noch im Manuſcripte in England, unter dem Titel: Vakeat Babri, d. i. Babers Begebenheiten. Er ſtarb 1530, nachdem er vier Jahre zuvor das Reich Balkh ſeinem Sohne Mahomed Humajun überlaſſen hatte. Dieſer, der ſich bereits als Krieger ausgezeichnet hatte, beſtieg nun den Thron, erreichte aber ſeinen Vater weder als Krieger, noch in Hinſicht anderer Talente. Auch ſtanden ſofort mehrere Feinde, hierunter ſeine Brüder, gegen ihn auf, und ein kühner Afghane, Shere, zwang ihn durch mehrere Schlachten, endlich nach elfjährigen Unruhen und harten Leiden das Reich zu verlaſſen, und zum Raja Rana in Amercot zu fliehen. Dieſer Hindus nahm ihn gutmüthig auf, und hier ward ihm ein Sohn,

der große Acbar, geboren, 1542. Indeß ſah er ſich gezwungen, weiter zu fliehen, worauf er dann in dem König von Perſien, Tamaſp, einen Beſchützer fand.

Nach dem Afghanen Shere regierten (von 1545—1554) noch verſchiedene Herrſcher afghaniſchen Urſprungs, unter mancherlei Empörungen. Humajun kehrte endlich aus Perſien zurück, ſchlug den letzten Afghanen aufs Haupt, machte dadurch dem Herrſcherſtamm ein Ende und beſtieg von neuem den Thron von Delhi. Er genoß ſein neues Glück indeß nur ein Jahr, indem er von der Marmortreppe des Pallaſtes durch einen Fehltritt herabſtürzte. Er war ein gutartiger und tapferer Fürſt, und Feriſchta ſetzt die Worte hinzu: „Wäre er ein ſchlechter Menſch geweſen, dann war er ein größerer Monarch!“

Durch ihn war indeß Hindoſtan von neuem in die Hände der Mongolen, nämlich in die Familie von Timur, gekommen, worin es ſelbſt bis zu den neueren Zeiten verblieben iſt.

Mit dem ihm nachfolgenden Sohn Acbar beginnt in mehr als einer Hinſicht eine neue und faſt die wichtigſte Epoche Hindoſtans. Seiner Jugend ungeachtet (er war nur 13 Jahr alt) erhoben ihn die Omrahs (1558) auf den Thron, jedoch blieb er unter der Leitung des großen Feldherrn Byram Chan, der dem Vater ſehr wichtige Dienſte geleiſtet hatte, und deßhalb mit mehreren Provinzen belehnt war. Auch ſetzte Acbar in dieſen vorzüglichen, aber zu ſtrengen Mann ein ſolches Zutrauen, daß er ihn mit dem Titel Chan Baba (Vater) beehrte, und der erſte Feldzug rechtfertigte dieß freilich. Durch ſeine Führung ſchlug Acbar die mächtigſten Rebellen. Bald darauf zeigte ſich aber der übermäßige Stolz und die Grauſamkeit dieſes Regenten ſelbſt gegen Acbar. Nach mehrmaligem Zwiſt und öfterer Verzeihung empörte er ſich förmlich. Dennoch vergab ihm auch dieſes Mal der Kaiſer; indeß entfernte ſich gleichwohl Byram vom Hofe, begann eine Wallfahrt

nach Mecca, ward aber auf derſelben von einem ſeiner Feinde ermordet.

Acbars ſelbſteigene Regierung begann mit der Unterdrückung eines Aufruhrs und der Beſiegung der Usbeken.

Da der Kaiſer bei der Expedition gegen die Usbeken von einer Krankheit befallen ward, ſo hatte dies mehrere Fürſten verleitet, das ungerechte Joch dieſes Fremdlings abzuſchütteln; beſonders mußte Acbar deßhalb die Rajas in Guzurate bekriegen.

Nach der Unterjochung von Guzurate ging Acbar in ſeinen Eroberungen in Hindoſtan ſtets weiter vor. Obgleich er nun hierdurch ſelbſt Nachbar der Portugieſen ward, ſo findet ſich dennoch keine Angabe, daß er ſich mit ihnen in Krieg verwickelt hätte.

Als ſich im Jahr 1572 neue Zwiſtigkeiten in Guzurate erhoben, machte ſich Acbar dies zu nutze und drang abermals dort ein, um ſich mit neuem Raube zu bereichern. Auch nahm er bald darauf Surate, ſchlug faſt überall die rechtmäßigen Beſitzer aus ihren Ländern, und überwältigte die mit Recht gegen den Uſurpator oftmals aufſtehenden Völker. Selbſt das entlegene Caſchemire entging ihm nicht (1587) und dies reizende Thal diente ihm nachmals oft zum Luſtlager. Bengalen und Oriſſa kam ſodann (1592) an die Reihe; durch die Einnahme von Adennagu riß er ungeheure Schätze an ſich, und wenn nicht der König von Biſnagor ſich durch einen Tribut losgekauft hätte, ſo ward auch dieſer aus ſeinem Erbtheil blutig herausgedrängt.

So hatte denn Acbar als Eroberer ſeinem Urſprung, dem Großvater Timur, ſich hinreichend würdig gezeigt; denn er bewies bei mehr als einer Gelegenheit große perſönliche Kühnheit, Geiſtesgegenwart und kalte Unerſchrockenheit in höchſter Gefahr.

Allein Acbar ſtrebte nicht bloß wie ſeine Ahnen nach Ruhm, der auf Blut und Raub gegründet war, er ſuchte die Menſchheit

durch die Verbeſſerung des Zuſtandes der von ihm beherrſchten Eroberungen einigermaßen auszuſöhnen.

Er ſtarb nach einer glorreichen Regierung von 50 Jahren im Jahre 1605, nachdem er zuvor mit ſeinem älteſten Prinzen Selim verſöhnt war. Selim hatte ſich nämlich gegen ihn mit gewaffneter Hand aufgelehnt, war aber vom Vater überwunden und durch Fürſprache der Kaiſerin, ſeiner Mutter, begnadigt worden.

Das durch Acbars lange und weiſe Regierung glorreiche Hindoſtan fiel nun in die Hände Selims. Er verrieth ſofort ſeine Eitelkeit dadurch, daß er, ohne beſondere Thaten gethan zu haben, den Aufſtand gegen ſeinen großen Vater ausgenommen, ſich den Namen Jehanguir, d. i. Welteroberer, beilegte. Indeß ging er doch zu Anfang ſeiner Regierung in den wohlthätigen Grundſätzen Acbars auf das rühmlichſte fort.

Die Regierung dieſes Kaiſers iſt für uns Europäer, beſonders wegen der vergrößerten Handelsgeſchäfte mehrerer Nationen unſeres Welttheiles, von Bedeutung. Außer den Portugieſen hatten nicht nur die Holländer dort Beſitzungen, ſondern unter dem Kaiſer Jehanguir mehrere Handelscomptoire angelegt.

Kaum war Jehanguirs Tod ſeinem damals ſich in Malva befindenden Prinzen Schah Jehan bekannt geworden, ſo ließ er ſich in der Hauptſtadt Agra (1. Februar 1628) zum Kaiſer ausrufen; auch ſcheiterten alle Cabalen ſeiner Feindin Nur-Mahal, der Gemahlin Jehanguirs und Jehan's Stiefmutter, ihren Sohn Scheriar auf den Thron zu erheben.

Seine Regierung entſprach aber nicht den Erwartungen, welche man wegen ſeinem als Kronprinz bewieſenen Muth und Thätigkeit hegte.

Die Rachſucht gab Anlaß, daß er der erſte Mogul war, der die Europäer bekriegte. Die Portugieſen hatten in Hugly (Dugly) in Bengalen ihre Hauptniederlaſſung für Hindoſtan. Bei einem

Aufſtand gegen ſeinen Vater hatte Schah Jehan, nach einer verlornen Schlacht bei Benares, von den Portugieſen in Hugly vergeblich Hülfe verlangt. Da ſie bereits unter den vorhergehenden Regierungen neben dem Handel Caperei trieben, ſo diente dieß dem nunmehrigen Groß-Mogul wohl nur zum Vorwande, ſie jetzt für jene Beleidigung zu beſtrafen. Er ſchloß Hugly ein, bemächtigte ſich des Orts, ließ die gefangenen Portugieſen nach Agra wandern, und ihre Weiber in ſeine Zenana. Uebrigens war er den Europäern nichts weniger als ungünſtig; er beförderte ſowohl ihren Handel, als den ſeiner eigenen Staaten.

So floß das erſte Jahrzehend ohne große Störungen dahin, als Schah Jehans zu große Vorliebe oder wohl nur Nachgiebigkeit gegen ſeine Söhne ihn und das Reich in dauernde Verwirrung und Unglück ſtürzte.

Der Kaiſer hatte bereits beim Antritt ſeiner Regierung vier ziemlich erwachſene Söhne, Dara Sheku, Sujah, Aurengzeb und Morad Bukſh, wovon der erſte, älteſte, damals 13 Jahr alt war. Zu Anfang des zweiten Jahrzehends (1638) theilte er jedem beträchtliche Provinzen als Statthalterſchaften zu. Keinen von ihnen hatte er beſtimmt zum Thronfolger erklärt. Jeder glaubte daher hierzu gerechte Hoffnung zu haben, und bot, der Herrſchſucht der dortigen Großen gemäß, jedes geheime Mittel im voraus auf, welches ihm zweckmäßig ſchien, dereinſt den Thron mit Verdrängung der übrigen Brüder beſteigen zu können.

Der älteſte, Dara Sheku, ein edelgeſinnter und gutunterrichteter, nur zu heftiger Fürſt, war indeß wohl nicht nur von der Natur ſelbſt, als auch vom Vater dazu beſtimmt; denn letzterer geſtand ihm verſchiedene Auszeichnungen, ja ſelbſt einigen Antheil an der Regierung zu, daher er ſich denn auch in der ihm zugetheilten Statthalterſchaft Lahor und Multan nicht ſelbſt aufhielt, ſondern in Delhi bei dem Vater verweilte. Uebrigens bemerkte der

Kaiſer ſchon damals die großen Geiſtesvorzüge des dritten Sohns, Aurengzebs, vor allen übrigen.

Jene Eiferſucht der vier Brüder gegen einander konnte noch lange im Verborgenen arbeiten, als eine tödtliche Krankheit des Kaiſers, die er ſich durch Ausſchweifungen zugezogen hatte, ſie plötzlich zum Ausbruch brachte.

Ein Gerücht vom Abſterben des Kaiſers, mit dem Zuſatz, Dara Sheku, der ſich um den kranken Vater befand, habe ihn vergiftet, veranlaßte den zweiten Prinzen, ſofort mit einer zahlreichen Armee nach Delhi zu eilen, um den Tod des Vaters zu rächen.

Jetzt blieben die übrigen Brüder ebenfalls nicht müßig. Aurengzeb, ein höchſt verſchmitzter, talentvoller, boshafter Heuchler, der unter der Larve der entſchiedenſten Demuth, mit welcher er den Stand eines Fakirs zu ergreifen vorgab, ſeiner unbegränzten Herrſchſucht alle Gefühle der Menſchlichkeit aufzuopfern fähig war, konnte wegen einer Expedition gegen Viſapour kein hinreichend ſtarkes Heer gegen Delhi führen und wußte den jüngſten Bruder Morad, einen offenen, tapferen, dabei wilden Ergötzlichkeiten ergebenen Jüngling, Statthalter von Guzurate, auf ſeine Seite zu ziehen. Er überredete ihn, ſich der reichen Seeſtadt Surate zu bemächtigen, und unterſtützte ihn hierzu mit einer Lack (12,500 Pf. Sterl.) Rupien. Der Ort ward bald gewonnen, und der dem Kaiſer treue Gouverneur des Caſtells mußte ſich endlich ebenfalls ergeben; die Plünderung von Surate brachte eine Million Pf. Sterling.

Aurengzeb hatte, als Statthalter vom Decan, ſeine Truppen unter der Führung des berühmten Feldherrn Jumla gegen Viſapour ſenden müſſen; er konnte ſich daher nicht eher mit Morad vereinigen, bis er dieſen General durch Verſprechungen auf ſeine Seite gezogen hatte. Dieſe jetzt große Armee zog gegen den älteſten Prinzen Dara, unter dem Vorwande, den gefangenen Vater aus den Händen dieſes Uſurpators zu befreien. Daneben bezeigte aber der arg-

liſtige Heuchler ſtets ſeinem Bruder die Verehrung ſeines Souverains, des Kaiſers, und Alles mußte in deſſen Namen vorgenommen werden.

Der zweite Bruder, Sujah, war ebenfalls gegen den Vater, oder, wie es hieß, gegen Dara aufgeſtanden. Er hatte das Heer, welches letzterer ihm unter der Anführung ſeines Sohnes Soliman entgegenſchickte, geſchlagen. Ein ähnliches Schickſal erlitt Dara ſelbſt gegen ſeine beiden jüngern Brüder, durch einen verrätheriſchen General, und dieſe drangen hierauf gegen Agra, den Sitz des Vaters, ſelbſt vor.

Aurengzeb führte hauptſächlich die Sache Morads, und um ſeine Rolle geſchickter zu ſpielen, begrüßte er ihn öffentlich als Kaiſer. Der Vater Schah Jehan lud ihn nun zu einer Unterredung freundſchaftlich ein, allein der ſchlaue Prinz fühlte bald dieſe Hinterliſt. Er verſchob die Annahme der väterlichen Einladung; bearbeitete und beſtach unterdeß die Großen der Hauptſtadt und ſandte endlich ſeinen Sohn Mahmud, jedoch mit ſtarker Begleitung, dem alten Kaiſer zum Beſuch. Letzterer mußte dann auf Aurengzebs Befehl die kaiſerliche Wache verdrängen und ſeinen Großvater gefangen nehmen. Aurengzeb entſchuldigte dieſe Infamie in einem Manifeſte. Er ſey, gab er vor, hiezu gezwungen worden, weil der Kaiſer dem Prinzen Dara Gelder zur Fortſetzung des Krieges gegen ihn vorgeſchoſſen, wolle aber gleich nach deſſen Bezwingung dem Vater die Freiheit wieder geben.

Als er darauf als Gehülfe Morads den älteſten Bruder verfolgte, wußte er die Generale ganz auf ſeine Seite zu ziehen. Nun gab er dem ahnungsloſen Morad ein großes Gaſtmahl. Dieſer, obgleich gewarnt, überließ ſich ſeinem Hang zum Genuß. Aurengzeb, der ſich als ächter Muſelmann Abends von dem Gelage zurückgezogen hatte, trat, ſobald er die Trunkenheit des Bruders erfahren hatte, zu dieſem von ihm ſelbſt anerkannten Kaiſer hinzu, hielt ihm auf das heftigſte ſein Vergehen gegen den Koran

vor, und da hiernach kein Trunkenbold den Thron verdiene, entſetzte er ihn deſſelben, ließ ihn ſofort von gedungenen Leuten binden und gefangen auf eine Feſtung bringen. Hier mußte ein vornehmer reicher Seid (von Mahomeds Familie Abſtammender) ihn anklagen, als habe er deſſen Vater um ſeiner Reichthümer willen ermordet, und ſo ward Morad deßhalb öffentlich hingerichtet.

In jener Nacht der Gefangennehmung Morads hatte er, durch Beſtechung der Generale und Erhöhung des Soldes der Soldaten, die Armee gänzlich auf ſeine Seite gebracht und ſo zog Aurengzeb, als Herr der ganzen Armee, am andern Tage gegen ſeinen ältern Bruder nach dem Panjab.

Dara hatte ſich aber nach ſeiner Niederlage nebſt ſeinen Schätzen in die Feſtung Bakor, auf einer Inſel des Indus, geworfen. Da er ſich hier nicht ſicher hielt, ſo floh er ohne letztere nach Guzurate, und warf ſich dort einem mächtigen Afghanen in die Arme, dem er zuvor zwei Mal das Leben gerettet hatte. Allein dieſer niedrige Menſch, in der Hoffnung, eine große Belohnung von dem jetzt mächtigen Aurengzeb zu erhalten, überlieferte den unglücklichen Fürſten gebunden dem verrätheriſchen Brudermörder. Dieſer hatte ſich mit der Armee, außer dem Belagerungscorps für Bakor, wieder nach der Hauptſtadt gewandt. Gleich nach Ankunft des unglücklichen Bruders ließ er, ſeinen Grundſätzen getreu, den edlen Fürſten, in ſchmutzige Lumpen gekleidet, auf einem Elephanten zum Schauſpiele durch ganz Delhi, unter den Thränen der Einwohner der großen Stadt, umherführen, ſodann in einem ſeiner Gartenhäuſer gefangen ſetzen. Hier ward er bald darauf ermordet, und der Unmenſch ließ ſich ſogleich den durch Blut unkenntlichen Kopf bringen, wuſch ihn ſelbſt rein, um ihn genauer zu kennen, und freuete ſich unter erheuchelten Thränen über den Brudermord.

Nun legte der Böſewicht die Larve ab; ließ ſich öffentlich zum Kaiſer ausrufen, nahm dabei die Ehrentitel Moby o' Dien,

Wiedererwecker der Religion, und Allumgir, Eroberer der Welt, an; ja er ſchaffte ſogar von dieſem Tage (12. Mai 1659) die gewöhnliche Zeitrechnung der Mahomedaner, die Hegira, ab, und ließ jetzt von ſeiner ſchrecklichen Kaiſererhebung an rechnen.

Nun waren nur noch Soliman, älteſter Prinz des Dara, und der zweite Bruder Sujah zu bekämpfen übrig, um überall als Kaiſer anerkannt zu werden.

Letzteren ſuchte Aurengzeb, begleitet von dem vorzüglichen Feldherrn Emir Jumla, in Allahabad ſelbſt auf. Sujah griff ihn mit Vortheil an, ward indeß zuletzt geſchlagen und floh; Emir Jumla erhielt Befehl, ihn zu verfolgen, da Aurengzeb wegen Unruhen der Rasbutten, die den gefangenen Kaiſer zu befreien drohten, nach Agra eilen mußte.

Aurengzeb ließ ſeinen älteſten Prinzen, Mahmud, bei der Armee nebſt dem Emir Jumla. Der Streit zwiſchen beiden wegen der Oberbefehlshaberſtelle beſtimmte den jungen Prinzen, zu den feindlichen Truppen ſeines Oheims Sujah überzugehen. Dort mit Mißtrauen empfangen, kehrte er indeß bald zurück. Zwar erhielt er wegen ſeiner Jugend Verzeihung, allein der argwöhniſche Vater ließ ihn dennoch gefangen nach Gualior abführen, und da Mahmuds weiter nicht gedacht iſt, ſo darf man es dem Vater zutrauen, daß er den Tod des eigenen Sohnes dort veranlaßt habe. Sujah ſah ſich durch Aurengzebs verſtärkte Armee bald gezwungen, Bengalen und ſelbſt ganz Hindoſtan zu verlaſſen. Er flüchtete nach Arrakan, woſelbſt er, traurig und verlaſſen, in den Einöden umgekommen ſeyn ſoll.

Unterdeſſen war der gefangen gehaltene Kaiſer Schah Jehan in Agra (1666) geſtorben. Aurengzebs allgemeiner Anerkennung zum Kaiſer ſtand nun kein weiteres Hinderniß im Wege, als der Prinz Soliman. Dieſer durch Talente und Schönheit ausgezeichnete junge Fürſt und rechtmäßige Thronerbe hatte ſich zu

dem Raja von Serinagur im nördlichſten Hindoſtan gegen Tibet hin geflüchtet. Aurengzeb wußte den Raja zu beſtechen, der unglückliche Fürſt ward gebunden ausgeliefert und in die Feſtung Gualior eingekerkert. Zwar hatte Aurengzeb ihm heilig verſichert, er ſolle nicht vergiftet werden, dennoch zwang man den jungen Fürſten, Pouſt zu trinken. Pouſt iſt zerſtampfter Mohn, worauf man Waſſer gegoſſen hat. Hiervon zwingt man die Verurtheilten morgens nüchtern einen Becher voll zu trinken. Sie fallen bald in Stumpfſinn und völlige Abnahme aller Kräfte, und welken ſchnell dahin.

Durch tiefſte Heuchelei, Verrath, Mord und Gift hatte endlich Aurengzeb Vater, Brüder und Neffen, kurz, Alles von ſeiner Familie bei Seite geſchafft, was ihm den Thron ſtreitig machen konnte, denn der Pſeudo-Sujah, welchen die ſich gegen ihn empörenden Afghanen zum Vorwande ihres Aufſtandes an ihre Spitze ſtellten, ward nach ihrer Niederlage landesflüchtig.

Aurengzebs Regierung blieb indeß auch nachmals nichts weniger als ruhig, und hiervon lag die Urſache nicht bloß in ſeiner Herrſch- und Vergrößerungsſucht, ſondern noch mehr in ſeiner wahnſinnigen Intoleranz.

Er hatte, trotz der verübten Gräuel, einen entſchiedenen Hang zur religiöſen Schwärmerei und war dem Koran ſo ſtreng ergeben, daß er die härteſten Proben dieſer Religion unternahm. Faſten oder ſich mit der elendeſten Koſt zum Nachtheile ſeiner Geſundheit begnügen, auf harten Hürden ſchlafen, durch überhäufte Nachtwachen und Gebete ſich kaſteien, dieß war, ſelbſt nach erlangter Krone, ununterbrochen ſeine Lebensweiſe. Ein ſo eingefleiſchter Böſewicht er auch immer war, ſo hielt ihm dennoch ſeine Religioſität die Größe der von ihm begangenen Abſcheulichkeiten ſtets vor Augen, und ganz dem wilden Geiſt des höchſten Fanatismus gemäß, glaubte

er die begangenen Greuel dadurch abzubüßen, daß er Alles mit Gewalt zur Rechtgläubigkeit, zum Koran bekehrte.

Hiernach mußte die große, ihrem Glauben unerſchütterlich anhängende Nation der Hindus ſtets der fanatiſchen Grauſamkeit des Kaiſers ausgeſetzt bleiben. Kleine Hindusfürſten ſahen daher die zerſtörten Pagoden in Moſcheen verwandelt, ihre Götter zertrümmert, die heiligen Kühe geſchlachtet, ihre ſich widerſetzenden Unterthanen bald verſtümmelt, bald niedergehauen oder gewaltſam durch die Beſchneidung entehrt. Mächtigere Rajahs traten hingegen kraftvoll gegen den grauſamen Bekehrer auf. Der Krieg der Rasbutten hätte dem Kaiſer beinahe Thron und Leben gekoſtet, eine ſeiner Gemahlinnen war bereits in den Händen dieſer Feinde. Im Ganzen führte er oder doch ſeine Söhne und Generale dieſen Krieg ziemlich glücklich. Er bemächtigte ſich ebenfalls der feſten Stadt Chitor, und ſie ward hierbei zum zweiten Male zerſtört; nur hatte er bei dieſem Kriege auch den Kummer, abermals einen ſeiner Söhne, den Prinzen Acbar, von ſich abfallen zu ſehen. Er entging zwar der Rache des Vaters, mußte aber nach Perſien flüchten, woſelbſt er umgekommen ſeyn ſoll.

Aurengzeb hatte binnen 27 Jahren (1659—1686) durch dauerndes ungerechtes Blutvergießen ſeine Staaten erſtaunlich vergrößert; denn es reichte ſeine Herrſchaft in Süden ſelbſt über den Cavery-Fluß, da die Herrſchaften im Carnatic und Myſore, vormals Viſapour und Golconda tributpflichtig, nun ihm zinsbar wurden. Keiner ſeiner Vorfahren konnte ſich einer ſolchen Größe rühmen. Die Eroberungen im Decan, welche er in fünf Statthalterſchaften vertheilte, brachten ihm 6½ Millionen Pf. Sterl. ein. Viſapour und Golconda vertraute er unter dem Namen Viſapour und Hyderabad ſeinem jüngſten Sohne Mahomed Kambuſch an.

Während der ganzen Zeit des Eroberns hatte indeß Aurengzeb nichts verſäumt, wodurch das Reich in friedlicher Hinſicht ſich erheben konnte. Hierher gehören für uns zuvörderſt die Fortſchritte,

welche die nach Hindoſtan handelnden Europäer unter ſeiner Regierung machten. Aurengzeb war zu klug, als daß er nicht die ihm daraus erwachſenden Vortheile genau hätte beurtheilen ſollen.

Die Portugieſen, zwar damals noch die Hauptnation in Betreff des Seehandels, hatten dennoch ſeit ihrer traurigen Vereinigung mit Spanien (1581) große Nebenbuhler, beſonders an den Holländern erhalten; auch hatte das nachmalige (1662) Abtreten der wichtigen Seeſtadt Bombay (an England) keine unbedeutende Beeinträchtigung des portugieſiſchen Alleinhandels nach Indien zur Folge; ferner wurden unter den vorhergehenden Großmoguln eigene Handelstractate zwiſchen dieſen und England geſchloſſen. Um uns nun hier auf Hindoſtan zu beſchränken, ſo hatten ſich die Holländer ſeit 1640 im Decan feſtgeſetzt, bald nachher auch Negapatnam und andere minder bedeutende Ortſchaften ſowohl auf Coromandel als auch auf der Küſte von Malabar im Beſitz.

Da dieſe drei europäiſchen Nationen nicht nur viel baares Geld in Hindoſtan einführten, ſondern ebenfalls Waaren, welche den ſtets Krieg führenden Mongolen Hauptbedürfniſſe waren, z. B. Blei, Pulver und Kanonen, ſo wurden ſie beinahe von jeder Partei in ihren Gerechtſamen geſchützt, wie dies auch bei Sevagi der Fall war.

Indeß hatte ſich dennoch die durch Jacob II. ſehr begünſtigte engliſch-oſtindiſche Compagnie zu übermüthig gegen die Eingebornen betragen, als daß Aurengzeb dieß hätte ungeahndet hingehen laſſen können. Die Engländer hatten ſich zuvor bereits ungerecht gegen die indiſchen Kaufleute betragen, und bei einem Privatſtreit mit dem Nabob von Surate unterſtanden ſie ſich ſogar, 13, den Unterthanen Aurengzebs gehörende Schiffe wegzunehmen. Dieſe Seeräuberei des Gouverneurs Child von Bombay, welche der Compagnie eine Million Pf. Sterl. einbrachte, blieb von den engliſchen Directoren unbeſtraft.

Hierdurch mit Recht aufgebracht, griff Aurengzeb Bombay

ſelbſt mit Uebermacht an, und nur der Mangel an ſchwerem Geſchütz hinderte ihn, es zu erobern. Indeß würde die Compagnie höchſt wahrſcheinlich ihre Exiſtenz verloren haben, wenn ſie nicht auf die demüthigſte Weiſe den Frieden erbeten hätte. Die Geſellſchaft erhielt nur dadurch ihre Beſitzungen in Bengalen wieder, daß ihre Geſandten mit gebundenen Händen vor dem Throne des Großmoguls um Gnade flehten; welch ein Contraſt gegen heute!

Wie gleich darauf der jetzt ſo mächtige oſtindiſche Handel ſo tief herabſank, daß die Compagnie beinahe bankerot machte, wie dann zwei engliſche Compagnien entſtanden und nur erſt unter der Königin Anna im Jahr **1708**, alſo erſt nach Aurengzebs Tode, wieder in eine einzige zurückgebracht und dadurch bedeutender geworden ſind, dies dürfen wir nur im Vorbeigehen berühren.

Von den Handelsgeſellſchaften der übrigen Europäer hatten ſich bereits die Dänen ſeit **1618** auf der Küſte von Coromandel, im Königreiche Tanjour, den Beſitz von Tranquebar erkauft, und dort die Feſtung Dansburg erbaut. Ihre Geſellſchaft hob ſich aber zu keiner Höhe, weil die Holländer ihren Grundherrn, den König von Tanjour, gegen ſie aufbrachten.

Die Franzoſen ſiedelten ſich erſt **1664**, alſo bald nach Aurengzebs Thronbeſteigung hier an, machten aber kein Glück, obgleich ſie im Reiche Viſapour die Erlaubniß erhielttn (**1687**), Pondichery zum Schutz ihres Handels zu befeſtigen. Zwar ſtieg dieſe Geſellſchaft anfänglich ziemlich empor, allein der Uebermuth Ludwigs **XIV.**, der auf nichts Geringeres, als auf die Vernichtung Hollands ausging, brachte ſie durch einen unglücklichen Krieg gegen die holländiſchen Beſitzungen auf Ceylan ihrem Untergange ſo nahe, daß ſie **1708**, alſo ein Jahr nach Aurengzebs Tode, ihr Privilegium der Krone zurückgab.

Aurengzeb hatte es mithin unter den Großmoguln zuerſt erlebt, daß alle Seemächte Europas, Spanien ausgenommen, wel-

ches hauptſächlich nur die Philippinen beſuchte, in ſeinen eigenen, oder ihm tributpflichtigen Staaten Hindoſtans Handel blühend machten, und er war weiſe genug, ſeiner Intoleranz ungeachtet, ihre dortige Lage auf keine Art zu erſchweren. In der That mußte jeder kluge mongoliſche Herrſcher dort den Handel der Europäer aus doppeltem Grunde befördern.

Als Krieger und Eroberer ſah er ſich hauptſächlich dadurch in den Stand geſetzt, ſein ſchreckliches Handwerk kraftvoller zu betreiben. Europa lieferte ihm Blei, Stahl und andere Metalle, Pulver, kleines und großes Geſchütz, kurz Alles, wodurch der Menſch den andern im Großen mordet. Sodann führten ihm die Europäer viele Millionen in Silber und Golde zu, ebenfalls Mittel, ſeine Eroberungen zu bewerkſtelligen und zu erhalten. Zugleich brachten dieſe europäiſchen Schätze eine erſtaunliche Gewerbſamkeit unter die Hindus, alſo unter die dort zahlreichſte Menſchenklaſſe, und ernährten mithin eine unglaubliche Anzahl friedlicher Menſchen, und dieſe, welche ſich jeder Staatseinrichtung bei ihrer häuslichen Genügſamkeit willig hingaben, wenn nur ihre mäßigen Bedürfniſſe befriedigt waren, ließen es gerne zu, daß die ſie beherrſchenden Moguln durch Steuern und ſonſtige Auflagen ihre Schatzkammer füllten.

Aurengzeb zeigt ſich uns in ſo vieler Hinſicht nicht bloß als einer der talentvollſten Monarchen Indiens, ſondern wirklich als einer der ſeltenſten Regenten der geſammten Erde.

Dieſer tiefſte boshafteſte Heuchler, dem kein Mittel irgend einer Art, ja keine Infamie zu ſchlecht war, ſeinen Herrſcherwahnſinn zu befriedigen, der den eigenen Vater vom Throne ſtieß, und ihn bis an deſſen Ende einkerkerte; der ſeine Brüder und ſogar ſeine eigenen Kinder durch Meineid und gefühlloſeſte Grauſamkeit der Herrſchſucht aufopferte; der dieſe Greuel nur durch neue Schandthaten abzubüßen ſuchte, dieſer ruchloſeſte Menſch regierte, ſobald er ſein Ziel erreicht hatte, ſeine großen Länder mit ſo vieler Gerech-

tigkeit, Weisheit und wahrer Wohlthätigkeit, daß man ihn, freilich ſtets mit Rückſicht auf die Sitte des Orients, den vorzüglichſten Monarchen der Erde zur Seite ſetzen darf. Man könnte ihn einigermaßen mit dem Octavian vergleichen, der ſich in den Auguſtus verwandelt hatte.

Nach einer Regierung von 48 Jahren ſtarb dieſer merkwürdige Regent Hindoſtans in ſeinem 90ſten Jahre in der damaligen Hauptſtadt Ahmednagur (Dowladabad). Er hatte vier Söhne, und da er keinen beſonders zum Thronfolger ernannt hatte, ſondern das große Reich unter ſie zu vertheilen gedachte, ſo gab er ſelbſt Anlaß zu neuen blutigen Kriegen um den Thron. Keiner von Aurengzebs drei Söhnen, die noch am Leben waren, wollte von einer Theilung des Reichs wiſſen, welche der Vater beabſichtigt hatte, jeder ſuchte als Großmogul vom ganzen Reiche Beſitz zu nehmen. Auch waren nicht nur ihre ſo weit erwachſenen Söhne, Aurengzebs Enkel, ſelbſt auf ihre Väter in dieſer Hinſicht eiferſüchtig, ſondern mehrere Söhne von Aurengzebs Brüdern glaubten ſich ebenfalls zum Throne berechtigt. So erhob ſich denn der traurige Kampf zwiſchen Söhnen, Brüdern und Enkeln.

Aurengzebs zweiter Sohn, Azim Schah, war als Statthalter der Provinz Malva der Hauptſtadt am nächſten. Er eilte daher ſofort nach Dowladabad, und nahm mit Zuſtimmung der Großen des Reichs den Thron als Groß-Mogul ein. Von dort ging er nach der ältern Hauptſtadt Agra zu ähnlicher Huldigung, allein dieſe fand er bereits durch den Sohn des älteren Bruders Mauzum beſetzt. Beide lieferten ſich ein blutiges Treffen, worin Azim fiel, und nach einer nur neunmonatlichen Regierung jenem den Thron überlaſſen mußte, der nun den Titel Mauzum (der Glorreiche) mit dem von Schah-Allum (Achſe der Religion und Herr der Welt) vertauſchte.

Jetzt war indeß noch der dritte Bruder und Mitbewerber,

Mahomed-Kambukſch, zu bekämpfen. Dieſer ward überwunden und Schah-Allum ward im ganzen Reiche als Kaiſer anerkannt. Er fand jedoch an den Rasbutten-Fürſten und vornämlich an den Scheiks gefährliche Feinde. Es erforderte lange und hartnäckige Kriege, ſie zu überwinden, und Schah Allum überlebte ſeinen Triumph nur kurze Zeit. Er ſtarb ſchon 1712 im Lager und ſo bot das Reich von neuem ſeinen vier Söhnen ein großes Feld zum blutigen Erkämpfen des Thrones dar.

Das Reſultat dieſes Bruderkrieges war, daß ein ſchlauer und tapferer Omrah, der Vezier und Feldherr Zulfekkar, endlich den Thron für den älteſten Prinzen Mauz-Odin erkämpfte, der hierauf unter dem Titel Jehandar-Schah auftrat. Zulfekkar wählte dieſen ſchwachen, den Wollüſten gänzlich ergebenen Fürſten, um dadurch ſelbſt Regent zu bleiben. Der Kaiſer, der ſich den niedrigſten Ausſchweifungen und dem Trunke ergab, und daneben ungeheure Summen verſchwendete, verlor bald alle Achtung und brachte das Reich ſeinem Untergange nahe.

Bei völliger Erſchlaffung und Erniedrigung ſeiner Regierung entzogen ſich bald einige Statthalter ſeiner Herrſchaft. Zwei bei den Mahomedanern hochangeſehene Seids oder Nachkommen des Propheten, die Brüder Abdallah und Huſſein, durch Zurückhaltung ihrer Abrechnung bereichert, unterſtützten einen Kronprätendenten, den Prinzen Ferok Shere, Brudersſohn des Kaiſers. Eine blutige Schlacht zwiſchen beiden Heeren entſchied gegen Jehandar, und obgleich er durch die Flucht entkam, ward er bald entdeckt und von ſeinem Neffen hingerichtet; er hatte nur 9 Monate regiert.

Ferok Shere hatte bald eine heftige Fehde mit den von neuem hervortretenden Scheiks zu beſtehen. Er überwältigte ſie zwar, beging aber hierbei die unerhörteſten Grauſamkeiten gegen die Ueberwundenen, weil ſie ſich nicht zum Ismaelismus bequemen wollten. Ihren Regenten, Bunda, wollte er zwingen, ſeinen eigenen Sohn

zu erſtechen, und als der unglückliche Vater ſich ſtandhaft weigerte, hieb man den Sohn in Stücke, zwang Bunda, deſſen Herz zu eſſen, und riß ihm ſelbſt mit glühenden Zangen das Fleiſch von den Gebeinen. Ferok Shere hatte bereits vorher an ſeinen thronfähigen Verwandten traurige Beweiſe ſeiner Grauſamkeit gegeben.

Jene beiden Brüder, die Seids Abdallah und Huſſein, bemeiſterten ſich nun, alles Widerſtandes des Kaiſers ungeachtet, der Regierung gänzlich. Zwar hatten ſie eine ſtarke Partei der Großen gegen ſich, da ihnen aber der Kaiſer ſeine Krone verdankte, und ſie zu Statthaltern ſehr wichtiger Provinzen erhob, ſo wuchs ihre Macht ſo anſehnlich, daß der Kaiſer nicht bloß von ihnen abhing, ſondern ſelbſt zu ſchwach war, ſich ihnen mit den Waffen gehörig zu widerſetzen. In dieſer Lage ſuchte er ſie bald unter ſich zu entzweien, bald mit Gift bei Seite zu ſchaffen; allein Alles war vergebens. Sie traten endlich öffentlich gegen den von ihnen ſelbſt geſchaffenen Kaiſer auf; machten ihn in ſeinem eigenen Pallaſte zum Gefangenen; bemächtigten ſich ſeiner Perſon; blendeten ihn durch ein glühendes Eiſen; und da dennoch eine ſtarke Partei ſich ſeiner annahm, ſo ward er, weil eine Vergiftung fehlſchlug, mit Keulen, im Februar 1724, von eigens gedungenen Henkern erſchlagen.

Was Ferok Sheres Regierung Gutes hervorbrachte, war die Begünſtigung, welche er den Engländern in Rückſicht des Handels angedeihen ließ; denn hierdurch gewannen die Fabrikanten und alſo das Land ſelbſt. Eine glückliche Kur des engliſchen Arztes Hamilton an dem Kaiſer ſelbſt veranlaßte nämlich eine Befreiung von ſchweren Abgaben, alſo einen großen Abſatz von Waaren.

Gleich nach Ferok Sheres Tode ward der Thron mit einem Enkel von Schah Allum, den ſie aus dem Gefängniß hervorholten, beſetzt. Dieſer, Ruffeh ul Dirgat genannt, ſtarb indeß ſchon vier Monate darauf, und nun erhoben ſie deſſen Bruder, Ruffeh ul Dowla, zum Kaiſer. Ein anderer Große, der Statthalter

von Agra, der ſich gleich jenen Seids berechtigt hielt, Kaiſer zu ſchaffen, hatte indeß einen zweiten Enkel Schah-Allums, Nicoſir, in Agra zum Regenten ausgerufen. Die Seids zogen aber ſofort nebſt ihrem Kaiſer gegen Agra, belagerten die Stadt und zwangen den Gegenkaiſer, der ſich bald von den Seinigen verlaſſen ſah, wieder ins Gefängniß zu wandern. Indeß ſtarb auch der Sieger ſelbſt während der Belagerung, und nun gaben ſeine Seids dem Reiche abermals einen andern aus dem Gefängniſſe befreiten Enkel von Schah-Allum, unter dem Namen Mahomed-Schah, zum Kaiſer.

Aber auch gegen dieſen ſtand plötzlich ein anderer Kaiſer auf. Der nachmals noch berühmter gewordene Nizam von Decan, Nizam ul Mulk (Ordner des Reichs, der gewöhnliche Titel des Subahs von Decan), hatte ſich, ſo hieß es, gegen den Kaiſer, eigentlich aber gegen die Seids empört. Huſſein marſchirte zwar gegen ihn, ward aber auf dem Marſch ermordet. Der andere Seid, Abdallah, ſuchte, da er große Reichthümer beſaß, durch ein von ihm ſchnell errichtetes Heer zwar Huſſeins Tod zu rächen, erreichte auch in ſofern ſeinen Zweck, daß er einen aus dem Gefängniſſe befreiten Gegenkaiſer, Ibrahim, ausrufen ließ; allein ſein Heer ward geſchlagen, der Nizam blieb Sieger und Mahomed-Schah Großmogul. Abdallah ward verhaftet.

Der Kaiſer erhob nun ſofort den Nizam zugleich zum Vezier, und dieſer eben ſo kluge als tapfere Mann bemühete ſich, die Finanzen in Ordnung zu bringen; auch war er gegen neue Rebellen im Felde glücklich. Das Decan entzog er indeß der Herrſchaft des Kaiſers gänzlich, hier herrſchte er unumſchränkt und behielt alle dortigen Abgaben als ſein Eigenthum.

Mahomed-Schah gehörte unter die ſorgloſeſten und ſchlaffſten Regenten. Nur den Wollüſten des Harems fröhnend, überließ er die Regierung zwar ſeinem Vezier, gab ſich aber auch vielen

Andern hin, und vertheilte die höchſten Würden an ſchlecht geſinnte Menſchen. Der Nizam, deſſen vernünftige Rathſchläge keinen Eingang fanden, legte daher die erſte Stelle nieder, und behandelte Guzurate, über welche Provinz er ebenfalls Statthalter war, gänzlich nach eigener Willkür; dieſes bedeutende Land ward daher als in Empörung begriffen vom Kaiſer betrachtet. Ein vorzüglicher kaiſerlicher Feldherr unterwarf nun zwar bald darauf Guzurate von neuem, allein die nahe gelegenen Mahratten, welche ſehr häufige Einfälle in die großen Provinzen Guzurate und Malva thaten, wurden unter der fahrläſſigen Regierung endlich ſo mächtig, daß man ihnen den Chout, die beträchtlichſte Abgabe, erlegen mußte.

So gingen dann dem großen Reiche unter Mahomed-Schahs Regierung bereits drei ſeiner wichtigſten Länder verloren, nämlich ganz Decan, Guzurate und Malva.

Dieß Alles war indeß gleichſam nur das Vorſpiel zu einem furchtbaren Drama. Der Held, der darin die Hauptrolle ſpielte, war der perſiſche Uſurpator, Nadir-Schah.

Dieſer ſchreckliche Menſch (1736) ſtand durch Macht und Bosheit an der Spitze einer großen Nation, die durch ihn in eine kriegeriſche, tapfere umgeſchaffen war, als er beſchloß, ſeine Kriegsmacht nach Hindoſtan zu wenden.

Hier hatten, wie wir bereits geſehen, die Mahratten während der ſchlaffen Regierung Mahomeds dem Reiche große Provinzen zwar nicht gänzlich entzogen, allein dennoch den Chout (die Abgaben) von ihnen ſich vorzubehalten gewußt. Die Macht des Großmoguls ward daher ſehr geſchwächt, als Schah Nadir die zunächſt an Hindoſtan gränzenden Afghanen in Candahar, welche ſich von Perſien losgeriſſen hatten, mit einem ſo großen Heere überzog, um ſie von neuem zu unterjochen, daß ihr König, zu ſchwach gegen dieſen Widerſacher, nach Delhi floh, um ſich dem Kaiſer Mahomed als Schutzherrn in die Arme zu werfen.

Der Großmogul entſchloß ſich, wider den Rath ſeiner klugen Großen, den Afghanen-König gegen den Schah Nadir zu ſchützen, ließ aber alle die wichtigen Päſſe, welche dem Feinde den Eingang in Hindoſtan ſehr erſchweren konnten, gänzlich unbeſetzt. Da Candahar nun, wider Mahomeds Vermuthen, bald von Nadir erobert ward, ſo drang er leicht in Hindoſtan, durch die unbeſetzten Päſſe von Cabul, mit 125,000 Mann Reuterei ein, eroberte bald, außer der Hauptſtadt Cabul, die zweite wichtige Stadt Peiſchawin, wie auch kurz darauf die wichtige Feſtung Lahor.

Der Großmogul blieb indeſſen ſtets noch unthätig. Nur erſt als Nadir zu Anfang des Jahres 1739 vier Tagereiſen von Delhi in den Ebenen von Carnaul erſchien, rückte er ihm unter der Anführung des Feldherrn Khandoran mit einem Heer von 200,000 Mann entgegen.

Gegen die Mitte des Februars ward nun die über das Schickſal von Hindoſtan entſcheidende Schlacht geliefert. Der Kaiſer war dem Perſer aber nicht nur der Anzahl der Truppen nach überlegen, ſondern vorzüglich durch die große Anzahl der der Reuterei ſo furchtbaren Elephanten. Dieſe nahmen daher bei dem kaiſerlichen Heere die erſte Reihe ein. Nadir, dem die Wirkung dieſer Coloſſe gegen die Pferde bekannt war, zog ſich indeß durch ein geſchicktes Manöver aus dieſer üblen Lage. Zwei und zwei Kameele, mit einander vereint, trugen eine Art von leichtem Holze errichteten Thurm oder hohen Geſtells. Dieſes ward mit Erdpech und andern brennbaren Materien angefüllt, und beim Anrücken gegen die feindlichen Elephanten angezündet. Dieſe Thiere ſcheuen ganz vorzüglich das Feuer. Sobald ſie daher die großen Flammen jener Thürme auf ſich zukommen ſahen, flohen ſie mit Schrecken auf ihre eigenen Truppen zurück, warfen einen großen Theil über den Haufen und brachten Alles in Verwirrung; und da ein Theil der Hülfstruppen des Großmoguls bereits heimlich mit dem Perſer im Ein-

verſtändniß war, da ferner bald zu Anfang der Schlacht der einzige dem Kaiſer wirklich treue, dabei talentvolle General Khandoran, der Emir al Omrah war, ſchwer verwundet und völlig unbrauchbar ward, endlich auch der Nabob von Auhd, der ein Bundesheer von 50,000 Mann bei der Armee hatte, ſelbſt gefangen war, ſo konnte Nadir bereits damals eines für ihn glücklichen Ausgangs gewiß ſeyn.

So bedeutend nun auch Nadirs Sieg bei Carnaul war, ſo wagte er es dennoch bei ſeinem ebenfalls ſchweren Verluſt an Mannſchaft nicht, den in ſein feſtes Lager zurückgezogenen Kaiſer Mahomed von neuem anzugreifen. Er gab vielmehr, beſonders da ihm hierzu der von ihm gefangen genommene Nabob von Auhd rieth, den ihm angetragenen Friedensvorſchlägen Gehör, unter welchen die Abtretung von Candahar an Perſien der wichtigſte war.

Dieſen Frieden, der bald zu Stande kam, hatten aber beſonders der Nizam und der Nabob von Auhd bewirkt. Beide ſuchten nun, als eine gerechte Belohnung für dieſen wichtigen Dienſt, um die erledigte Stelle eines Emir al Omrah (Kron-Großfeldherr und Schatzmeiſter) an, und dieſe Rivalität ward dann bald die wahre Urſache des ſchrecklichen Unfalls von ganz Hindoſtan.

Kaum hatte nämlich letzterer die Erhöhung des Nizams zu ſeiner Würde erfahren, ſo ſuchte er Rache, nicht bloß an dieſem, ſondern an dem Kaiſer ſelbſt, zu nehmen. Jetzt führte er daher eine ganz andere Sprache gegen Nadir. Er bewies, daß die mit dem Kaiſer verabredete Summe zum Erkauf des Friedens für Hindoſtan viel zu unbedeutend ſey, und daß er ſtets den Nizam noch als einen ſehr mächtigen und gefährlichen Mann zu fürchten habe. Sey dieſer einmal auf die Seite gebracht, dann könne er ſich leicht der großen Reichthümer des kaiſerlichen Schatzes in Delhi ſelbſt bemächtigen. Der geizige Eroberer ließ nun ſofort den nichts Böſes ahnenden Nizam zu ſich rufen und gefangen nehmen; der Kaiſer ſelbſt mußte abermals in des Perſers Lager kommen, und ihm

wurde ein eigenes Zelt angewieſen, der Armee Hindoſtans aber anbefohlen, auseinander zu gehen; alle die großen Omrahs waren ebenfalls zu Nadir entboten, und ſogar bemächtigte ſich dieſer der ganzen Artillerie, der Kriegskaſſe und aller koſtbaren Trains des Kaiſers.

Hierauf ließ er ſich die Schlüſſel der Stadt Delhi übergeben und am folgenden Tage (8. März) hielt er mit einem ungeheuren Gefolge von Truppen und allen Großen dort ſeinen Einzug. Er bezog den kaiſerlichen Pallaſt, befahl indeß, die ſtrengſte Mannszucht zu halten, jedoch durfte Niemand mehr aus Delhi gehen, aus Beſorgniß, man würde Geld oder Koſtbarkeiten mit hinaus führen. Tags darauf, an einem großen Feſttage der Hindus, verlangte ein perſiſcher Befehlshaber, die Kornböden zu öffnen, und gegen einen feſten Preis Korn für die Truppen daraus liefern zu laſſen. Die Eigenthümer des Korns waren mit den Preiſen unzufrieden; es entſtand ein Zwiſt, der durch den herzutretenden Pöbel in eine heftige Fehde, zuletzt in blutigen Kampf und völligen Aufſtand ausartete. Dieſer wuchs in der großen Stadt bald durch das falſche Gerücht, Nadir ſey todt, bis zu einem furchtbaren Grade. Die zum Stillen des wüthenden Pöbels herbeieilenden Perſer wurden erſchlagen, und obgleich die Kanonen des Caſtells gegen die Aufrührer gerichtet wurden, und Nadir zugleich öffentlich bekannt machen ließ, er lebe; ſo wüthete das Volk dennoch bis in die Nacht, und die engen Straßen füllten ſich mit Leichen der Perſer.

Früh am folgenden Tage zog Nadir ſelbſt durch die Straßen, und theils die vielen erſchlagenen Leichen ſeiner Truppen, vorzüglich aber ein, wahrſcheinlich auf ihn ſelbſt gerichteter Schuß ſetzte ihn in die äußerſte Wuth.

Er ertheilte nun ſeinen Perſern Befehl, alle Einwohner in jeder der Straßen, worin ſie todte Perſer fänden, ohne Rückſicht auf Alter und Geſchlecht niederzuhauen, und gab zugleich die reiche

Stadt den wilden Soldaten preis. Dabei entſtand eine Feuersbrunſt, die einen anſehnlichen Theil der Stadt in Aſche legte. In dieſer entſetzlichen Lage ermordeten viele Hindus ihre Weiber und Töchter, um ſie der Schande zu entziehen, und entleibten ſich dann ſelbſt. Einige hundert Frauen ſtürzten ſich in den Fluß, noch andere ſtarben mit den Waffen in der Hand.

Endlich, nachdem 120,000 Menſchen gemordet waren, ließ ſich der Tyrann durch den Nizam erbitten, Einhalt zu thun, und gab, wie er ſagte, um des Kaiſers willen durch den Trommelſchlag Befehl zum Beendigen der Gräuel.

War nun jetzt auch Nadirs Blutrache geſtillt, ſo erwachte deſto lebhafter ſeine Habſucht. Er ließ ſie zuerſt an den Großen aus. Der Nizam mußte ihm baar und in Juwelen gegen neun Millionen Thaler geben, von dem Schatze des Nabobs von Auhd, der unterdeſſen geſtorben war, ließ er acht Millionen Rupien (Gulden) von Lucknow holen, und ſo ward von jedem wichtigen Manne mehr oder minder, oft auf das gewaltſamſte erpreßt.

Nun kam die Reihe an den von ihm ſo freundſchaftlich aufgenommenen Kaiſer ſelbſt. Nadir bemächtigte ſich des ganzen Schatzes. Man fand darin unermeßliche Reichthümer an Gold, Silbergeſchirr und Edelſteinen.

Hiermit noch nicht zufrieden, plünderte der Wütherich nun auch alle Privatleute von Delhi, die nur einiges Vermögen beſaßen. In 10 Tagen ſollten ſie 21 Millionen Rupien erlegen. Nach gehöriger Vertheilung ward Jedem ſein Antheil mit barbariſcher Härte abgepreßt, und im Nothfall ihre Habſeligkeiten zu unbillig niedrigen Preiſen verkauft.

Einige glauben den Totalwerth des Verluſtes der Länder Hindoſtans, welche von dem Weltverwüſter erreicht wurden, auf 600 Millionen Thaler annehmen zu können.

Dieſen harten Verluſt konnte das reiche Land dennoch eher

verſchmerzen, als den Verluſt an Menſchen. Außer den in Delhi niedergehauenen 120,000, wurden 50,000 Weiber als Sclavinnen fortgeſchleppt und in den Provinzen kamen ſicher noch über 100,000 Hindus um. Jetzt waren zur Beſtimmung des Friedens und der Wiederherſtellung des Groß-Moguls noch zwei wichtige Schritte zu thun übrig. Nadir verlangte nämlich, außer dieſer ungeheuern Beute, die Abtretung mehrerer ihm bequem liegenden Provinzen, und ſodann die Tochter des Groß-Moguls für ſeinen jüngſten Sohn zur Gemahlin. Mahomed Schah mußte ihm daher nicht nur die Länder jenſeits des Indus, ſondern zugleich Lahor abtreten. Hierauf ward ſodann mit den größten Feierlichkeiten das Beilager der kaiſerlichen Prinzeſſin vollzogen. Nur erſt nach allen dieſen unermeßlichen Verluſten und Erniedrigungen aller Art entließ Nadir den bisher gefangen gehaltenen Mogul; ſetzte ihn förmlich wieder auf den Thron von Hindoſtan, und bedrohte jeden der Großen mit ſchwerer Rache im Fall einer Empörung gegen denſelben. Jetzt verließ Nadir endlich das Reich.

Die Erſchütterung, welche Hindoſtan durch denſelben in allen ſeinen Fugen erlitten hatte, war zu heftig, um bei einem ſo ſchwachen Regenten, wie Mahomed war, nicht große Veränderungen, wo nicht gar die Auflöſung des Reichs herbei führen.

Im Decan ſtand Nazir Jing, Sohn des Nizam Ul-mulk, gegen ſeinen grauen Vater auf. Durch vorgebliche tödtliche Krankheit ward der Aufrührer vom liſtigen Vater in ein Zelt gelockt, ſogleich gefangen genommen und in Feſſeln gelegt. Indeß erhielt er bald ſeine Freiheit, und folgte nach dem kurz darauf ſich ereignenden Tode des 104jährigen Greiſes dieſem in der Regierung.

Auch die Mahratten hatten dieſen Zwiſt benutzt, und gefährliche Streifereien und Erpreſſungen im Decan unternommen.

Wichtiger war indeß für den Großmogul der Krieg der Rohillas. Ali Mahomed, ein Oberhaupt der Afghanen vom

Stamme Roh in Cabul, hatte ſich von einem geringen, aber tapferen Krieger zu einer ſehr anſehnlichen Herrſchaft emporgeſchwungen. Er ward der Stifter der nachmals ſo berühmten Rohillas. Seine Eroberungen und ſeine Tapferkeit machten ihn endlich ſo kühn, ſelbſt ſeinem Lehensherrn, dem Großmogul, den Tribut zu entziehen. Ein kaiſerliches Heer ward nun geſandt, um ihn wieder zum Gehorſam zu bringen; allein der Rohillafürſt hatte ſich aller Furthen am Ganges zu bemeiſtern gewußt, ſo daß der kaiſerliche Feldherr es für gerathener hielt, mit ihm einen Vergleich zu ſchließen, und ſich mit deſſen Tochter zu vermählen.

Ein Feind von größerer Bedeutung trat indeß bald gegen den ſchwachen Kaiſer auf. Dieß war Abdallah, ein Oberhaupt der Afghanen, welcher ſich nach Nadirs Tode unabhängig von Perſien gemacht hatte.

Er machte aus der Provinz Candahar das neue Reich der Abdallis, fiel nun in Hindoſtan ein und Delhi ward dießmal nur durch die Tapferkeit des Mir Munnu, Sohn des Veziers, vor einer neuen Plünderung gerettet; der ſchon kranke Kaiſer Mahomed Schah war nämlich unfähig, dem Feinde perſönlich entgegen zu gehen. Indeß blieben den Abdallis große Provinzen und der Kaiſer ſtarb bald darauf 1747 im 48ſten Jahre. Er hinterließ ſeinem Thronerben, Ahmed Schah, das Reich ſo ſehr verkleinert, daß es hauptſächlich nur aus den Provinzen Agra und Delhi beſtand.

Seine Regierung war freilich nicht völlig ſo reich an Schreckensſcenen, als die vorhergehende, allein im Ganzen ſowohl für ihn ſelbſt, als für das Reich nicht minder traurig. Er ward bald der Krone und des Geſichts beraubt und hatte Allumgir II. im Jahr 1753 zum Nachfolger.

So feierlich aber auch die Thronbeſteigung Allumgirs II. durch die Freilaſſung von 17 gefangenen Fürſten aus dem Hauſe Timurs geworden war, ſo entſprach ihr dennoch ſeine Regierung

durchaus nicht, und er fiel durch Meuchelmörder, die ſein eigener Vezier gedungen hatte.

Nach Allumgirs Tod ward (1760) ſofort Jehan Schah, ein Großenkel Aurengzebs, von ſeinem jüngſten Sohne Kambukſch, zum Kaiſer ausgerufen.

Allein die Mahratten überzogen das Reich, drangen ſelbſt zur Hauptſtadt vor, wütheten hier mit unerhörter Raubgier, ſetzten den neuen Kaiſer ab, und ernannten den Sohn jenes ermordeten Großmoguls Allumgir II., unter dem Namen Schah Allum, zum Kaiſer.

Blieb nun auch der neue Kaiſer Schah Allum auf ſeinem Throne, ſo war doch ſeine Lage ſowohl in Rückſicht ſeiner Länder, als ſeiner Schätze äußerſt dürftig.

Das reichſte Reich Indiens war tief verarmt, und, als Ganzes betrachtet, gänzlich aufgelöſ't. Indeß war dies bis dahin doch ſtets noch das Werk entweder einiger Zweige der Urnation ſelbſt, z. B. der Mahratten, oder der dort lange einheimiſchen Mongolen, oder endlich höchſtens einiger benachbarten Aſiaten, Perſer und Tartaren. Alle konnten ſich durch die Uebermacht ihrer großen Heere wenigſtens als Eroberer hierzu einigermaßen berechtigt glauben. Nun aber erdreiſteten ſich ſogar die nur dort zugelaſſenen Europäer, in die Regierung ſelbſt einzugreifen; Fremde, welchen die Indier bis dahin nur aus merkantiliſcher Rückſicht erlaubt hatten, ſich dort als Handelsleute anzuſiedeln, oder eigentlich nur einzelne Comptoire zu errichten. Beſonders waren es die Engländer, die mit den Waffen in der Hand den vormaligen Herrſcher von ganz Hindoſtan zu ihrem Vaſallen machten.

Nach verſchiedenen Kämpfen mit mehreren Fürſten Indiens war es beſonders Hyder Ali, der Herrſcher von Myſore, der den Engländern den Beſitz Indiens ſtreitig zu machen ſuchte. Die letzte blutige Schlacht, welche ſich mit Hyders Niederlage endigte,

fand zu Anfang des Jahres **1782** ſtatt, und am **10.** December deſſelben Jahres ſtarb Myſorens Fürſt, das Andenken vieler Großthaten und kriegeriſcher Unternehmungen hinterlaſſend.

Hyder Ali iſt ſelbſt von allen ſeinen Feinden als ein talentvoller Mann, vom edelſten Charakter, anerkannt worden. Obgleich ein Mahomedaner, zeigte er ſich ſogar gegen die Feinde ſeines Glaubens äußerſt tolerant. Einen Braminen, der von ſeinen eigenen Religionsverwandten zum Tode verurtheilt war, beſtrafte er nur mit Gefangenſchaft. Seine Religion durfte nie der Gerechtigkeit in den Weg treten. Als er Canara erobert hatte, lebten viele Portugieſen und Holländer in Cananor. Der Landesfürſt verlangte von ihnen, ſie ſollten ſich von neuem ihr Schutzrecht löſen; als dieſe aber Hyder deßhalb um Hülfe anriefen, antwortete er nach dem Koran: „Du ſollſt dem Ungläubigen nicht ſein Haus und Feld nehmen, ſondern dich mit einer Abgabe begnügen." Er legte jedem Chriſten nur eine Rupie Kopfgeld auf. Von ſeiner edlen Billigkeit und Schonung der Beſiegten liefern ſeine Kriegszüge viele Beiſpiele.

So ſehr ihm auch die Vergrößerung ſeines Reiches am Herzen lag, ſo war ihm nicht minder an dem Aufblühen deſſelben in friedlicher Richtung gelegen. Er ſuchte ſtets eine Menge geſchickter Handwerker, Fabrikanten und talentvoller Menſchen aller Art in ſein Land zu ziehen, und munterte ſie durch Belohnungen auf, ohne je auf die Verſchiedenheit ihres Standes, Vaterlandes oder ihrer Religion zu achten.

Wenn gleich die Ausbildung der Armee bei ſeinem großen Plane, der Vertreibung der Europäer, ſtets ſein Hauptgegenſtand war, ſo verlor er deßhalb dennoch die übrigen Zweige der Politik und Staatswiſſenſchaft nie aus den Augen. Er ermunterte den Handel und rüſtete auch deßhalb eine anſehnliche Flottille aus, ſobald er Herr eines Theiles der malabariſchen Küſte, und beſonders des Hafens Mangalore war. Den Oberbefehl über dieſelbe vertraute er dem Häuptlinge der Mapulets, dem Ali Raja, als

Admiral an. Dieſer ſoll, ſo erzählt la Tour, es unternommen haben, die Maldiven zu erobern, ſey auch darin glücklich geweſen, und Hyder habe hierauf den Namen eines Königs der Meere angenommen. Da Ali aber den überwundenen König dieſer Inſel nachmals geblendet, und in dieſem ſchrecklichen Zuſtande zu Hyder geführt, habe dieſer die Grauſamkeit des Admirals nicht nur auf das ſtärkſte gemißbilligt, ſondern dem unglücklichen Mann ſeine traurige Lage auf die beſtmöglichſte Art erleichtert, und ihm, nebſt völliger Freiheit, alle Bequemlichkeiten des Lebens, ſeinem Stande gemäß, zukommen laſſen.

Vorzüglich zeigte er ſich aber faſt überall, ſelbſt gegen ſeine Feinde, als ein Mann von eben ſo richtigem Urtheil, als ſeltener Gerechtigkeitsliebe. Hiervon liefern uns ſowohl la Tour, als ſelbſt die Engländer, viele Beweiſe.

Hyders Aeußere war zwar nicht beſonders empfehlend. Bei einer Größe von ſechſtehalb Fuß war er korpulent, jedoch durchaus nicht unbehülflich, dabei gegen alle Beſchwerden zu Fuß abgehärtet. Er war braunroth und von der Sonne verbrannt. Seine Geſichtszüge waren ſtark, und die kleine aufgeſtutzte Naſe, nebſt der dicken Unterlippe, gaben ihm kein ſehr gefälliges Anſehen. Dennoch lag in dem Ganzen viel Offenheit, das ſofort Zutrauen erweckte, vorzüglich da er ohne alle Verſtellung, gänzlich dem ſtolzen Stillſchweigen der übrigen Fürſten des Orients zuwider, offen und frei über Alles redete. Zwar betrug er ſich gegen Fremde ernſthaft, und anfangs zurückhaltend, aber bald nahm er ſeine gewohnte Freimüthigkeit wieder an, und ſprach mit zuvorkommender Herablaſſung.

Hyder war übrigens durch ſeine blos kriegeriſche Erziehung und ſtete Kämpfe in der Jugend ein unwiſſender Mann geblieben; er ſoll ſogar nicht haben ſchreiben können. Indeß redete er mehrere dortige Sprachen vorzüglich gut, und ſeine ausgezeichneten Naturgaben verſchafften ihm nicht nur bald richtige Begriffe der Taktik, ſondern, was für ihn weit ſchwerer ſeyn mußte, ſelbſt der

Regierungskunſt. Bei ſeiner ununterbrochenen Thätigkeit, vereint mit jenen Eigenſchaften, erhob er ſich dann binnen 20 und einigen Jahren von dem Anführer eines kleinen Corps zu einem der mächtigſten und zugleich gerechteſten Monarchen des Orients.

Das kleine Lehn Myſore, welches Hyder Ali von ſeinem Vater erbte, enthielt, außer der Feſtung Myſore, 32 Dörfer, und bei ſeinem Tode begriff ſein Reich 4200 Quadratmeilen. Rennel bemerkt, daß es damals 1250 engl. Quadratmeilen mehr enthalten, als ganz Großbritannien. Es ging durch mehr als acht Grade der Breite, und enthielt mehrere (vormalige) Königreiche, ward von zwei ſehr anſehnlichen Strömen, dem Kiſtnah und dem Cavery, bewäſſert; an letzterem oder eigentlich in letzterem liegt als Inſel die Hauptſtadt Seringapatnam.

Hyder hatte nicht nur ſeine Länder unglaublich vergrößert, ſondern nach eben dieſem Maßſtabe die Zahl ſeiner Unterthanen, ſo wie ſeine Armee, ſeine Finanzen und den ganzen Zuſtand ſeines Landes.

Die geſammte Bevölkerung genau zu ſchätzen, fehlen zwar eigentliche Liſten. Sprengel glaubt indeß, ſie zwiſchen 6 und 8 Millionen Köpfe ſetzen zu dürfen. Denn wenn gleich ſeine faſt immerwährenden Kriege, vorzüglich mit den Mahratten, ſehr viel Menſchen koſteten, ſo gewann er deren dagegen ſowohl durch die eroberten Länder ſelbſt, als durch das Befördern des Anbaues und des Handels, ferner durch den hohen Grad der Toleranz und Abſchaffung ſolcher Gewohnheiten, welche der Bevölkerung entgegen wirkten.

Als bald nach dem Tode des großen Fürſten die Engländer in Myſore eindrangen, fanden ſie, aller Verheerungen ungeachtet, welche vor kurzem der Krieg dort hervorgebracht hatte, dennoch die Greuel der Verwüſtung faſt gänzlich verſchwunden; das Land war trefflich angebaut und bevölkert, und die Hindus, wenn gleich keine Mahomedaner, lebten ſehr ruhig und zufrieden mit der Regierung.

Den größten Antheil hieran hatte unſtreitig die ſeltene Ordnung und Gerechtigkeitsliebe, worauf Hyder ſehr ſtrenge hielt. Er vertraute die Juſtizſtellen alten redlichen Officieren aus dem Grunde an, weil, wie er ſich ausdrückte, ein ehrlicher vernünftiger Mann auch ohne große Gelehrſamkeit nach Recht und Wahrheit urtheilen könne.

Den Handel der Europäer beförderte er auf alle Weiſe, gab ihn auch den Engländern ſofort wieder frei, ſobald nur der Krieg mit ihnen aufgehört hatte, ja er erlaubte ſogar die Errichtung neuer Handelscomptoire, z. B. die öſterr. kaiſerliche Prieſter-Compagnie, der er ſelbſt die kleine Inſel Billiapatnam an der malabariſchen Küſte abtrat. Zugleich ſuchte er diejenigen religiöſen Gewohnheiten mit Strenge abzuſchaffen, welche der Bevölkerung im Wege ſtanden, z. B. das Verbrennen der Wittwen, ferner die bei den Nayren in Canara übliche Schändlichkeit, die Jungfrauſchaft eignen Götzenbildern und ihren Dienern zum Opfer zu bringen; Hyder ließ die hierzu beſtimmten Tempel, nebſt den Götzen zerſtören, obgleich er ſonſt die Religion der Hindus achtete. Auf gleiche Weiſe verbot er den ſonſt in Myſore gräßlichen Gebrauch, den Kriegsgefangenen, ja ſelbſt oftmals Reiſenden, Naſen und Ohren abzuſchneiden; auch ſuchte er die ſchädlichen Abſonderungen der Caſten ſo viel als möglich zu mindern. Hingegen zwang er keinen Hindus zum Koran. Kurz, er zeigte ſich in jeder Hinſicht als ein trefflicher Regent.

Den Geſammtwerth ſeiner Einkünfte, ſo wie ſeine Kriegsmacht zu ſchätzen, haben wir zwar keine genaue Angaben; da aber ſein Sohn und Thronfolger, Tippo Saheb, des Vaters eroberte Länder, aller Anſtrengungen ungeachtet, nicht vergrößerte, und wir über deſſen Finanzen und Streitkräfte mehrere Berechnungen beſitzen, ſo können wir die ganze jährliche Einnahme zu 5,920,000 Pf. Sterl. und das Heer zu 200,000 Mann angeben.

Tippo Saheb, obgleich dem großen Vater ſowohl an Talenten, als an Vorzüglichkeit des Charakters weit nachſtehend, denn er war ein grauſamer, höchſt intoleranter Muſelmann, rachgierig,

wild und tyranniſch, ohne alles Menſchengefühl, und daher im Ganzen ein ſchlechter Regent und böſer Fürſt, hatte dennoch einen feſten, auf Eroberung, Verdrängung aller Europäer und Bekehrung von ganz Hindoſtan zum Mahomedismus unabläſſig ſtrebenden Sinn. Er war daher ſtets ſtreitfähig, hielt, wie ſein Vater, ein ſehr großes, hochdisciplinirtes Militair, und ſuchte ebenfalls ſeinen Schatz zu füllen, obgleich er durch auffallende Abweichung von ſeines Vaters weiſen Regierungsgrundſätzen und von deſſen ſeltener Toleranz ſeine Einkünfte beträchtlich vermindert hatte.

Tippo hatte nun die größte Macht, welche noch die Rieſenſchritte Englands in Indien etwas zurückhielt. Zwar konnten die Mahratten weit zahlreicher gegen die oſtindiſche Compagnie auftreten, auch waren ſie an Ländern und an Bevölkerung weit ſtärker als Hyder und Tippo, indeß ging ihrem Militär Alles ab, wodurch es auf die Länge einer anſehnlichen regulirten europäiſchen Kriegsmacht Widerſtand leiſten konnte, und zugleich waren ihre Oberhäupter nur ſelten mit einander völlig einverſtanden.

Der engliſchen Compagnie mußte mithin ungleich mehr daran gelegen ſeyn, jenen mit ſich ſelbſt ſtets einigen, höchſt kriegeriſchen Gegner, den dabei der Fanatismus ſtets gegen alle Ungläubigen in Wuth erhielt, ſobald es nur möglich war, gänzlich bei Seite zu ſchaffen, als die Mahratten zu demüthigen.

Hierzu bot Tippo's unauslöſchlicher Religionshaß, ſo wie ſein beſonderer Haß gegen die Engländer bald die ſchönſte Gelegenheit dar. Er ſetzte nämlich nach dem Abſterben Hyder Ali's den Krieg gegen die oſtindiſche Compagnie mit Anſtrengung und Wuth fort, doch da er durch den Frieden zwiſchen England und Frankreich, im Jahr **1783**, ſich bald der franzöſiſchen Hülfsvölker beraubt ſah, ſo ward er genöthigt, ebenfalls im folgenden Jahre in Mangalore mit England Frieden zu ſchließen.

Sein Plan, dieſe mächtigen Fremden zu vertreiben, ging indeß ununterbrochen fort. Zu dem Ende ſandte er **1787** drei Ge-

ſandte nach Paris, um eine neue Verbindung mit Frankreich zu Stande zu bringen. Sie gewannen indeſſen nur eine vorzügliche ehrenvolle Aufnahme und anſehnliche Geſchenke; Frankreich fühlte ſich nach den neueſten Aufopferungen bei dem amerikaniſchen Frieden wohl zu ſchwach, auch ward es von einem friedfertigen Monarchen beherrſcht.

Tippo hatte aber während dieſer Zeit ſelbſt Gelegenheit zu einer neuen Fehde mit England gefunden. Er ſchränkte nämlich ungereizt ihren Handel auf Tellichery, in dem Nayren-Staat Colinte, an der Küſte von Malabar, widerrechtlich ein.

Wie wichtig der dortige Handel ſeyn mußte, zeigt ſchon der Abſatz des Pfeffers, wovon bereits damals jährlich 554,000 Pfund nach Bombay verführt wurden. Auch hatte Tippo den Nayren-Fürſten von Travancore, einen Alliirten Englands, angegriffen, den ſelbſt ſein Vater, Hyder Ali, nicht zu überwältigen vermögend geweſen war. Da Tippo ferner behauptete, daß auch die nördlicher gelegene Feſtung Cranganor zu ſeinen malabariſchen Eroberungen gehörte, ebenfalls ein wichtiger Gegenſtand für Englands Handel, und er nun auch dieſe Feſtung angegriffen und erobert hatte, ſo eilten die Engländer ihren Verbündeten zu Hülfe.

Um aber einem ſo wichtigen kriegeriſchen Gegner gewachſen zu ſeyn, vereinigten ſich die Engländer zuvor mit den Mahratten und dem Subah von Decan, wodurch denn vorzüglich ihre Reuterei, worin Tippo Saheb ſie bei weitem übertraf, in Stand geſetzt ward, dem Sultan die Spitze zu bieten.

Dieſer Krieg ward in drei Feldzügen beendigt. Der erſte und ſelbſt der zweite (1792) war den Alliirten nicht ſehr günſtig, obgleich Lord Cornwallis, damals Gouverneur von Bengalen, ſchon den zweiten ſelbſt zu führen übernahm. Allein im dritten war der engliſche General glücklicher. Er drang mit einer großen Macht in Myſore ein, überwältigte bald das ſtark befeſtigte Lager des Sultans, wodurch dieſer die Hauptſtadt Serin-

gapatnam zu ſichern hoffte, und da Tippo keine Belagerung auszuhalten im Stande war, mithin das Aeußerſte zu befürchten hatte, ſo ſah er ſich zu einem ſehr nachtheiligen Frieden gezwungen.

In dieſem Frieden mußte Tippo Saheb auf die ganze Hälfte ſeiner Staaten Verzicht leiſten. Er verlor hierdurch, ſeiner eigenen Angabe zufolge, über 11 Millionen Rupien jährlicher Einkünfte. Ueberdies mußte er 33 Millionen Entſchädigungskoſten in drei Terminen zahlen und zwei ſeiner Söhne den Engländern als Geiſeln ausliefern.

Von dieſen abgetretenen Ländern erhielten die Mahratten Hyders nördliche Eroberungen, welche er vormals denſelben entriſſen hatte. Sie lagen größtentheils zwiſchen den Flüſſen Tombudra, der tief in Süden aus den Gebirgen von Coorga entſpringt, und unter 16°25′ ſich in den Kiſtna ergießt, und dem Bima, der ebenfalls mit dem Kiſtna zuſammenfällt. Der jährliche Gewinn der Mahratten ſoll an Gelde gegen vier Millionen Rupien betragen haben.

Der Nizam oder Subah von Decan erhielt einen größern Antheil den Quadratmeilen nach, die jährlichen Einkünfte betrugen indeß nur ſo viel, wie die der Mahratten.

Die Engländer begnügten ſich, der Ländermaſſe nach, zwar mit dem kleinſten Theil, allein ſie wurden Herren der Gebirgspäſſe innerhalb der Ghauts und zugleich der geſammten Seeküſte Malabars, von den Gränzen von Travancore bis an den Fluß Kewai und Bombay. Sie wurden mithin Herren des ganzen ſo wichtigen Pfefferhandels. Dieſer ganze Strich ward zum Gouvernement von Bombay geſchlagen. Er betrug an Einkünften über 2½ Millionen Rupien. Die landwärts gelegenen Theile der eroberten Länder gehörten zum Gouvernement Madras.

Inhalt.

Seite

Neuere Geſchichte. Von der Entdeckung von Amerika, 1492, bis zur franzöſiſchen Revolution von 1789 3
Die Entdeckung von Amerika, Chriſtoph Columbus 3
Eroberungen der Portugieſen in Oſtindien und der Spanier in Mexiko und Peru 12
Frankreich und Spanien; die Päbſte, Bündniß gegen Venedig . . 19
Deutſchland. Maximilian I. 29
Kaiſer Carl V. und ſeine Zeit, 1519—1560 47
Frieden zu Madrid, Erſtürmung Roms; Heinrich VIII.; England bricht mit der römiſchen Kirche 55
Luther auf dem Reichstage zu Worms 63
Carl V. zieht gegen die Türken und fällt in Frankreich ein . . 74
Religionsſtreitigkeiten — Kriege Carls V. und Franz I. — Heinrich VIII. von England. — Tridentiniſche Kirchenverſammlung. Das Interim. — Der Jeſuiten-Orden 82
Moritz von Sachſen demüthigt Carl V. — Maria von England. — Religionsfrieden in Deutſchland. — Abdankung Carls V. — Philipp II. von Spanien. — Eliſabeth von England . . . 105
Ende der tridentiniſchen Kirchenverſammlung 128
Beginn der Religionsſtreitigkeiten in Frankreich 134
Carl IX. — Anfang der Religionskriege in Frankreich. — Reformation in Schottland. — Maria Stuart. — Religionsunruhen in den Niederlanden. — Die Pariſer Bluthochzeit. — 1560—1574 139
Fortſetzung der Unruhen und Religionsverfolgungen in den Niederlanden. — Entſtehung der Ligue in Frankreich. — Philipp II. verliert die Niederlande (1576—1583) 159
Unternehmung der Liguiſten. — Sixtus V. — Maria Stuart wird enthauptet. — Sieg unter Eliſabeth über Spanien. — Ermordung der Guiſen und Heinrichs III. 166
Heinrich IV. von Frankreich. — Tod Philipps II. und der Eliſabeth. — Vereinigung der drei Reiche: England, Schottland und Irland unter Jacob I. (1590—1603) 193
Frankreich und Spanien. — Ermordung Heinrichs IV. (1604—1610) 208
Ludwig XIII. von Frankreich und Jacob I. von England (1610—1620) 213
Fortſetzung der Geſchichte der nordiſchen Reiche 222

	Seite
Dänemark und die ſcandinaviſche Halbinſel	222
Rußland	237
Polen	242
Brandenburg und Preußen (1499—1619)	244
Die Niederlande	248
Die Schweiz	250
Ungarn	253
Die Türkei	255
Deutſchland. — Die Kaiſer Ferdinand I., Maximilian II., Rudolph II. und Matthias	258
Der dreißigjährige Krieg. — Ferdinand II.	273
Guſtav Adolph	297
Spanien und Frankreich bis zu Ende der Regierung Ludwigs XIII.	348
England. — Carl I.	367
Die italieniſchen Staaten bis zur Mitte des 17ten Jahrhunderts	381
Ferdinand III., deutſcher Kaiſer	414
Sitten, Religion, Wiſſenſchaft und Literatur bis zu dieſem Zeitpunkt	415
Das Zeitalter Ludwigs XIV.	430
Cromwell; die engliſche Republik; Wiederherſtellung der Monarchie in England	440
Der pyrenäiſche Frieden; Staatsintriguen und Kriege Ludwigs XIV. u. ſ. w. (1659—1687)	450
Ende der Regierung Carls II. in England, Jacob II., Wilhelm von Oranien, die neue engliſche Conſtitution	481
Leopold I., deutſcher Kaiſer	495
Begebenheiten bis zum Utrechter Congreß. Der ſpaniſche Erbfolgekrieg (1688—1712)	505
Joſeph I., deutſcher Kaiſer	534
Der Utrechter Frieden. Das Haus Braunſchweig gelangt auf den Thron von Großbritannien. Ende der Regierung Ludwigs XIV.	537
Frankreich und Spanien nach dem Tode Ludwigs XIV.	545
Carl VI. deutſcher Kaiſer	557
Die nordiſchen Reiche	565
Dänemark und Norwegen	565
Schweden. — Guſtav Adolph; Chriſtine; Carl XII.	571
Rußland. — Peter der Große	594
Polen	623
Fortſetzung der Geſchichte des Hauſes Hohenzollern und der preußiſchen Monarchie	632
Die Niederlande und die Schweiz	638
Die Türkei. — Von Osman II. bis Osman III.	643
Ludwig XV. in Frankreich; Georg II. in England	645
Maria Thereſia von Oeſterreich; Carl VII. deutſcher Kaiſer; der öſterreichiſche Succeſſionskrieg	649
Friedrich der Große und ſeine Zeit	656
Begebenheiten bis zum Aachener Frieden. Eduard in Schottland; Franz I., deutſcher Kaiſer; Kriege Ludwigs XV.	666

	Seite
Franz I.	674
Der ſiebenjährige Krieg	686
Europa bis zum Ausbruch der franzöſiſchen Revolution	716
Joſeph II., deutſcher Kaiſer	717
Portugal und Spanien	732
Frankreich	740
Großbritannien	756
Die italieniſchen Staaten ſeit der Mitte des 17ten Jahrhunderts bis 1789	757
Die Schweiz und die Niederlande	763
Die nordiſchen Reiche. — Dänemark	765
Schweden	766
Rußland	773
Polen	776
Die Türkei	778
Amerika	780
Aſien	785
China	785
Japan	788
Perſien	790
Oſtindien	795

Bayerische Staatsbibliothek München

Abbildungen des fünften Bandes.

Friedrich der Große, umgeben von ſeinem Generalſtab (Titelſtahlſtich). — Luther in Worms S. 63. — Luther auf der Wartburg S. 71. — Die Auto da Fe's unter Philipp II. S. 123. — Die deutſchen Lanzenknechte verhöhnen das Pabſtthum S. 57. — Der Tempel S. 364. — Carl V. im Kloſter S. 122. — Das alte Louvre in Paris S. 135 — Beraubung des Ablaßkrämers Tezel S. 41. — Die Bartholomäusnacht S. 157. — Vernichtung der unüberwindlichen Flotte S. 177. — Die Zerſtörung von Magdeburg S. 331. — Die Errichtung des Obelisk vor der Peterskirche zu Rom S. 183. — Tod Guſtav Adolphs S. 336. — Die Ermordung Wallenſteins S. 339. — Die Entdeckung Amerika's S. 7. — Die Ermordung Heinrichs IV. S. 212. — Guſtav Waſa unter den Dalekarliern S. 234. — Ravaillacs Hinrichtung S. 212. — Die kaiſerlichen Räthe werden zu Prag dem Fenſter hinausgeworfen S. 275. — Hinrichtung Carls I. S. 381. — Die Verheerung der Pfalz S. 506. — Bockolts 13 Weiber tanzen um die ermordete Vierzehnte S. 46. — Die Jeſuiten werden aus Venedig verjagt S. 399. — Chriſtine ſchwört die lutheriſche Religion ab S. 576. — Türenne's Tod S. 470. — Maria Stuart vor ihrer Hinrichtung S. 174. — Eliſabeth übergibt Daviſon Maria Stuarts Todesurtheil S. 172 — Carls XII. Tod S. 590. — Peter der Große unter den Verſchwornen S. 605. — Ludwig XIV. jagt das Parlament auseinander S. 455. — Cromwell jagt das Parlament auseinander S. 443. — Sobiesky's Einzug in Wien S. 499. — Schlacht bei Peterwardein S. 558. — Schlacht bei Roßbach S 698. — Richelieu's Reiſe nach Paris S. 367. — Schlacht bei Hochſtädt S. 522. — Friedrich des Großen Tod S. 717. — Pius VI. bei Joſeph II. in Wien S 720. — Ludwig XIV. im Cabinette bei der Maintenon S. 518. — Peter der Große als Zimmermann S. 604. — Maria Thereſia unter den Ungarn S. 653. —

Die in dieſem Bande enthaltenen Portraits ſind: Columbus, Heinrich VIII., Zwingli, Luther, Kaiſer Maximilian I., Kaiſer Carl V., Philipp II., König von Spanien, Eliſabeth, Königin von England, Carl IX. von Frankreich, Heinrich IV. von Frankreich, Maria Stuart, Sully, Friedrich Wilhelm, der große Churfürſt genannt, Kaiſer Ferdinand I., Kaiſer Maximilian II., Kaiſer Rudolph II., Guſtav Adolph, Wallenſtein, Tilly, Oxenſtierna, Kaiſer Matthias, Ferdinand II., Carl I. von England, Cromwell, Cardinal Richelieu, Ludwig XIV., Condé, Türenne, Ferdinand III., Chriſtine von Schweden, Ferdinand IV., Leopold I., Peter der Große, Carl XII., Joſeph I., Carl VI., Friedrich I., König von Preußen, Friedrich Wilhelm I. von Preußen, Prinz Eugen, Maria Thereſia, Friedrich II., Catharina II., Ludwig XV., Marlborough, Ziethen, Franz I., Joſeph II., Friedrich Wilhelm der Dicke, Leopold II., Ludwig XVI., Marie Antoinette, Franz II.

Bayeriſche Staatsbibliothek München

HEINRICH VIII v. ENGL.

COLUMBUS.

LUTHER.

ZWINGLI.

KARL V

MAXIMILIAN I

ELISABETH

v. ENGLAND

PHILIPP II

v. SPANIEN

CARL IX v FRANKR.

MARIA STUART.

HEINRICH IV.

SULLY.

FRIEDRICH WILHELM
d. gr. Curfürst

FERDINAND I

MAXIMILIAN II

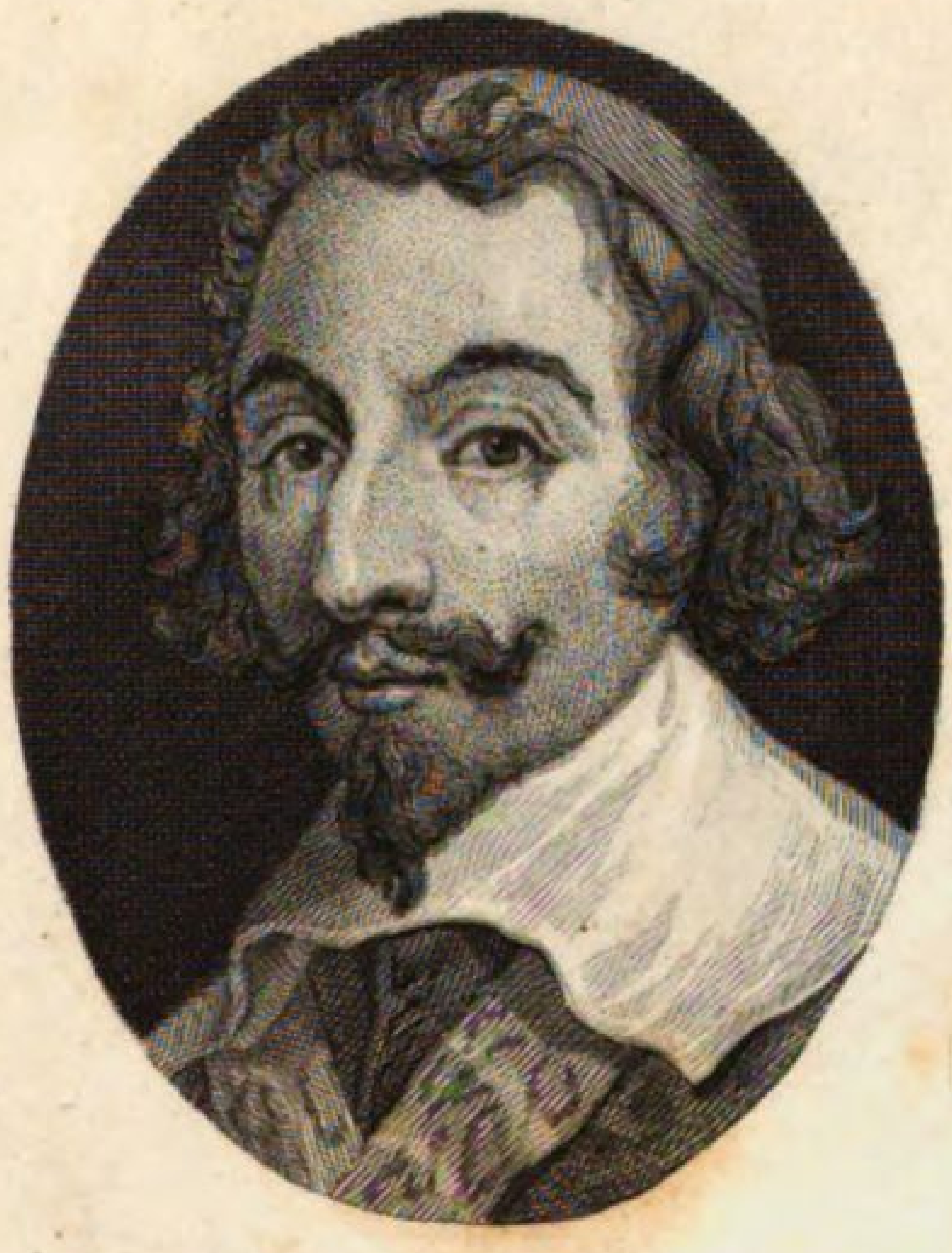
RUDOLPH II

GUSTAV ADOLPH.

WALLENSTEIN.

OXENSTIRNA.

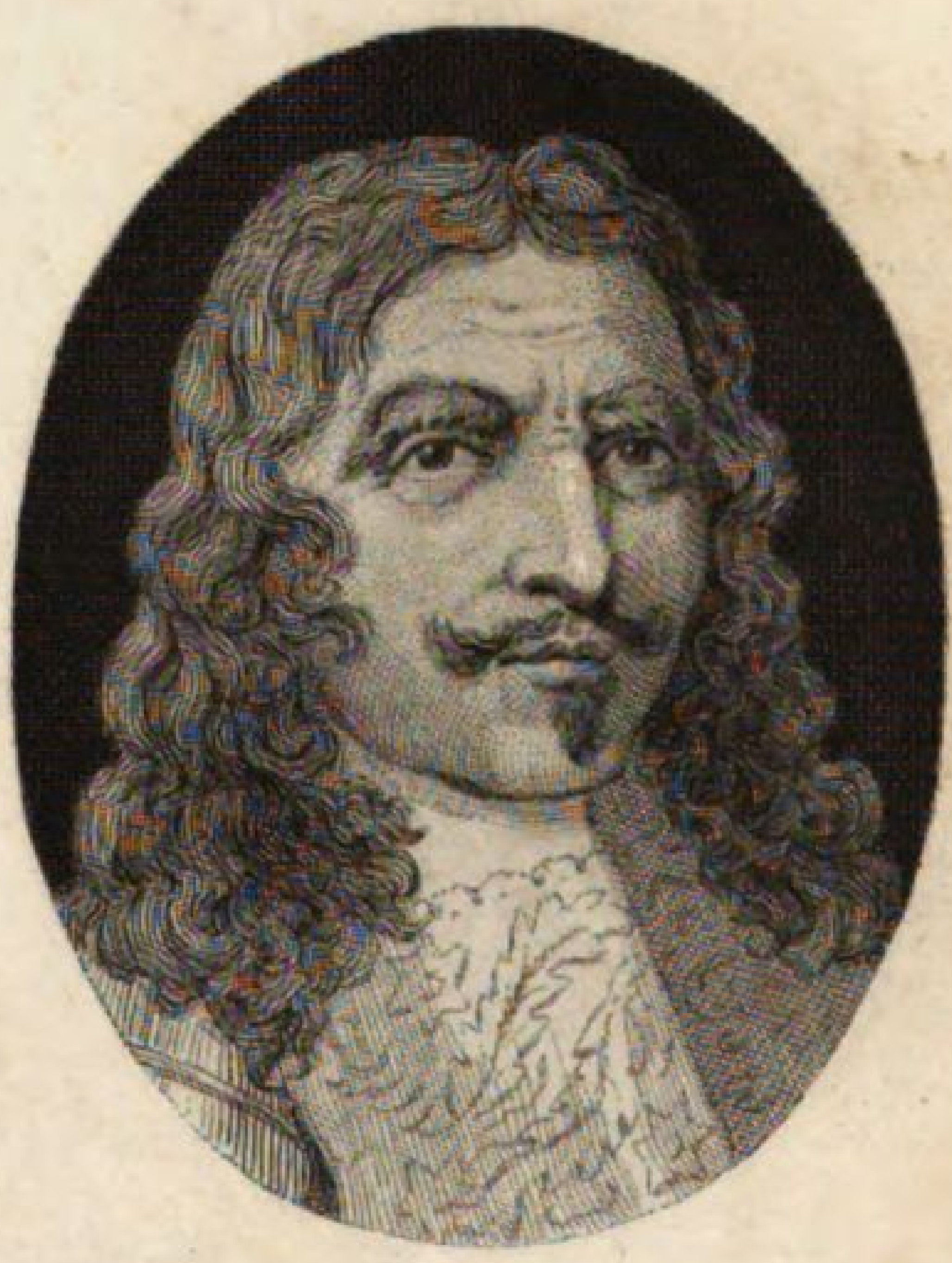
TILLI.



CARDINAL RICHELIEU.

LUDWIG XIV.

CONDÉ.



TURENNE.

FERDINAND III.

CHRISTINA v. SCHW.

FERDINAND IV.

LEOPOLD I.

PETER der GROSSE.

CARL XII

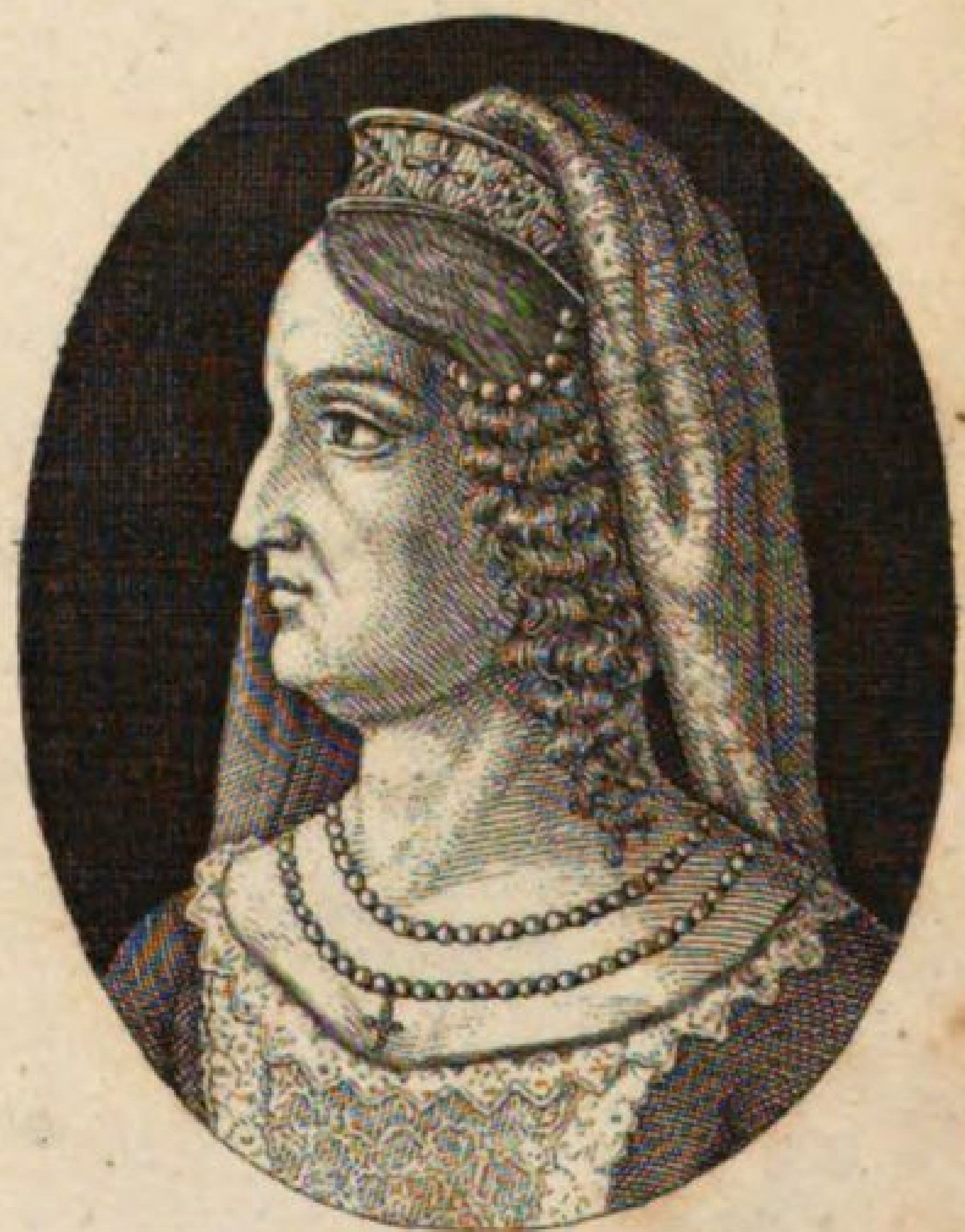
JOSEPH I.

CARL VI.

FRIEDR. WILHELM I v. PREUSSEN.

FRIEDRICH I KÖNIG v. PREUSSEN,
früher: Kurfürst Friedrich III.

PRINZ EUGEN.



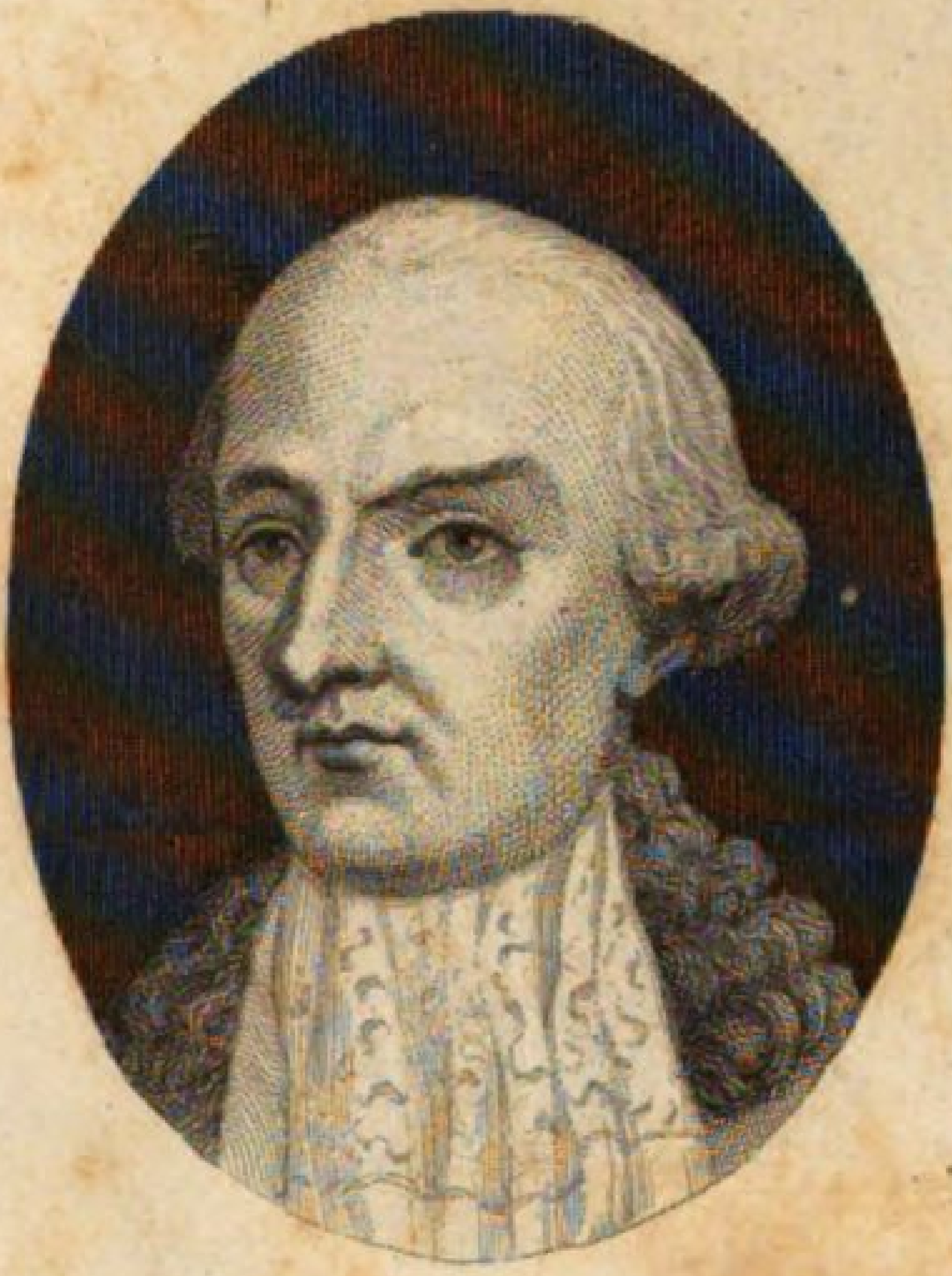
MARIA THERESIA.

ZIETHEN.

FRANZ I.

JOSEPH II.

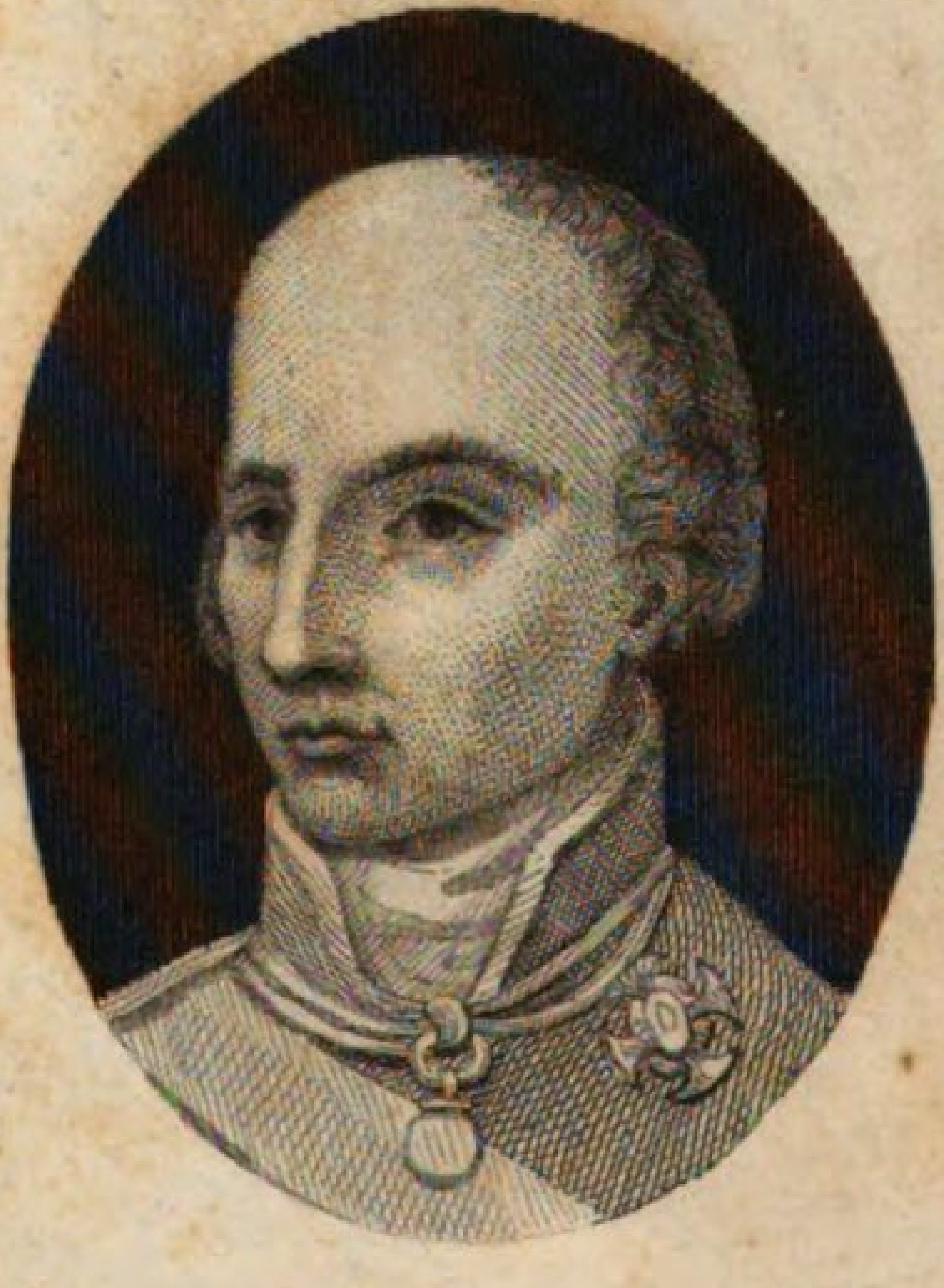
FRIEDR. WILHELM D. DICKE



LEOPOLD II.

LUDWIG XVI.

MARIA ANTOINETTE.



FRANZ II.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Friederich, Johann Konrad,

Das Welttheater oder die allgemeine Weltgeschichte von der Schöpfung bis zum Jahre 1840, in 5 Abtheilungen ; mit 240 historischen Stahlstichen und 3 00 Bildnissen der berühmtesten Menschen aller Zeiten
Bd.: 5. Band

Frankfurt am Main 1840

BA/H.un. 712 y-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11122182-6